# Lebensbilder

von

## Fanny Tarnow.

GROSSH. REGIERUNGSBIBLIOTHEK SCHWERIN

Erster Theil.

Leipzig,
Rein'sche Buchhandlung.

1824.

Ihro Kaiserlichen Hoheit

der

Frau Erbgroßherzogin

# Marie von Sachsen-Weimar, Großfürstin von Rußland,

der erhabenen Menschenfreundin, dem Vorbilde jeder Tugend edler Weiblichkeit, der hochgesinnten Fürstin und Frau

in

tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

der Verfasserin.

# Das Ideal.

## Julius an Ferdinand.

Mein letzter Brief, klagst du, sey dir unverständlich, und unbegreiflich die Leidenschaft, mit der ich mich nach Deutschland zurücksehne — lieber Ferdinand, sie ist mir selbst ein Räthsel, aber ein heiliges, an dessen Lösung das ganze Glück meines Lebens gebunden ist. Ich habe in den letztverflossenen Monaten manches neue Blatt in der Geschichte meines Herzens durchblättert und es ist mir klar geworden, was ich vom Leben fordern, was ich von ihm erwarten muß, um mit mir selbst einig zu werden. Von deutschen Eltern in Moskau geboren und erzogen, kam ich mir, vom Wirbel des Gewühls dieser Riesenstadt früh ergriffen, immer nur wie ein an den Flügeln gelähmter, am Boden hinflatternder Vogel vor, den es verdrießt, mit dem Wurme zu schleichen, während ihm doch

die Kraft gegeben ist, sich in die Lüfte zu erheben. In meinem zwanzigsten Jahre sandte mich mein Vater nach Deutschland. O nie kann, nie werde ich diese mit Dir in Jena verlebten Jahre vergessen! Wie sehne ich mich noch oft in diese frische, kräftige Jugendlust, in diese schön begeisternden Jugendträume zurück und kann bis zur Wehmuth weich werden vor ihrer Erinnerung! Aber auch in jenem Zeitpunkte wurde mir kein Zweck des Lebens klar, den ich als Beruf hätte festhalten mögen; auch in jenen Stunden lag nicht die befriedigende Fülle des Daseyns, die ich als einen festen Halt für Herz und Geist, für Sehnsucht und Thätigkeit zu finden begehrte. Ich fühlte mich durch den Unwerth der Menschen, durch den Widerspruch der bürgerlichen Verhältnisse mit meinen Idealen, und durch die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Lebensfreuden in meinen zartesten Empfindungen verletzt, den frischen Jugendschlag meiner Herzenskraft gehemmt, und Einsamkeit und der Friede stiller Natureinfalt schienen mir damals allein Glück gewähren und sichern zu können. Ich kam in das Vaterhaus

zurück; unzufrieden mit mir selbst, unzufrieden mit Allem, was mich umgab, mußte ich dem klaren, ruhigen Weltverstande meines Vaters mißfallen; er sandte mich mit einer ihm gehörenden Handelskaravane nach Odessa und auf dieser Reise durch die Steppen Asiens lernte ich nun den Menschen in jenem Naturzustande kennen, wo ihn keine Sorge belebt, als die, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und wo in seiner Seele keiner jener Wünsche wohnt, die in der unsrigen die Welt unsrer Ideen mit einem Strahle des ewigen, geistigen Lichtes erhellen und uns zum Bürger des Geisterreichs, zum Beherrscher der Welt sichtbarer Naturerscheinungen machen. Ich schauderte vor dem Gedanken, in diesen Steppen geboren und nie aus diesem Sitz der Unwissenheit weggekommen zu seyn, nie ein Bedürfniß kennen gelernt zu haben, das über die Befriedigung des körperlichen Wohlseyns hinausreicht und von der Welt nichts gesehen zu haben, als das, was man in diesen Steppen davon sieht — mein Geist, mein Herz, die

ganze unermeßliche Welt der Ideen und Ahnungen, der Wünsche und Hoffnungen, der Schmerzen und Freuden, die ich in mir trage, würde dann ein unbeschriebenes Blatt geblieben seyn. Aber wo wohnt denn die Glückseligkeit, nach der mein Herz sich sehnt? — Wenn ich sie nicht im Schooße gedankenloser Einfalt zu finden vermag, werde ich sie denn als eine Frucht der Bildung und des geistig verfeinerten Lebensgenusses kennen lernen? So fragte ich mich selbst. Ist es Fluch oder Wohlthat, daß bei Völkern, wie bei Individuen, der Fortschritt der Kultur die Bedürfnisse so vervielfacht hat, daß wir mit dem Glück harmloser Einfalt nicht mehr für unsre Wünsche auszureichen vermögen? Fluch? wie könnte denn die Bildung der Staaten in der Menschheit als Naturbestimmung begründet erscheinen! und Wohlthat? — o mein Freund, um das zu seyn, müßten nicht Laster und Gebrechen so tief und unvertilgbar im Boden der Kultur, als eigenthümliche Erzeugnisse desselben, wurzeln und üppig empor schiessen! — Die Thorheiten und Laster der Menschen hatten mich gequält, so

lange ſie mir vor Augen waren, jetzt erſt in der Einſamkeit lernte ich erkennen, welche Quellen von Tugend und Weisheit ſie ſind, und daß, wie in der phyſiſchen Welt aus Verweſung neues Leben hervorkeimt, die ſittliche Kraft in ihrer ſtolzeſten und erhabendſten Blüthe, gleichfalls nur aus der Nacht des Verderbens aufgeht. Doch je länger meine Reiſe dauerte, je mehr verlor ſich in mir der Hang zu dieſen Grübeleien; ich fing an, weniger zu denken und mehr zu empfinden. Ich weiß nicht, ob ein volles oder ein einſames Herz für den Zauber der Natur am empfänglichſten iſt, aber ich fühlte, daß es das Erwachen neuer, tiefer, bis jetzt in mir ſtumm gebliebener Empfindungen war, welches im Fortgange meiner Wanderung dieſe ſo reich für die Träume meiner Phantaſie, für die Ahnungen meines Herzens machte. Du haſt mich oft vor der tiefen Fühlbarkeit meiner Seele gewarnt, die bei mir nicht blos jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindung, nicht blos ein vergängliches Kolorit des Daſeyns, ſondern das heiligſte Leben meines innerſten Weſens ſelbſt ſey, und ich lernte nun begreifen, daß Du Recht

hatteſt, wenn Du mir oft verkündeteſt, mein Schickſal werde ſich an das Erwachen der Liebe in meinem Herzen knüpfen. Gewiß, um mich je glücklich zu fühlen, muß ich mit aller Kraft des Herzens in mir lieben, und, wenn es ſeyn muß, leiden. Eine unendliche Sehnſucht durchbebte plötzlich meine Seele; mir war, als ſchwebe die verhüllte Geliebte auf jedem Strahle des Mondes, auf jedem Silberblicke der Sterne mir entgegen; ich fühlte, ich empfand ihre Geiſternähe oft ſo innig, ſo lebendig, und in dieſen Ahnungen der Liebe löſeten ſich mir die bisherigen Räthſel meines Daſeyns. Ihr, der im Voraus Geliebten, der in mir Lebenden, brauchte ich nur zu begegnen, um ſie zu erkennen: mit dem erſten Blicke Seele in Seele, Auge in Auge getaucht, dahin gegeben im Wechſeltauſch Herz und Leben und es gab dann für mich keinen Wandel des Geſchickes mehr, das unwiderrufliche Urtheil über Glück und Daſeyn war dann geſprochen. Ich fühlte aber auch, daß ich dieſe Geliebte nicht unter den ungebildeten Töchtern der Natur und der Einfalt ſuchen durfte, nur im Kreiſe gebildeter Frauen,

nur im feineren, vergeistigten Leben derselben entfaltet sich jene Zartheit der Gefühle, ohne die ich mir mein Ideal von Frauenreiz und Liebeszauber nicht verwirklicht denken kann und nur an der Seite einer hochgebildeten, talentvollen Frau kann das Leben den süßen frischen Reiz behalten, den ihm in der Jugend die Neuheit der Erscheinungen leiht, und den in spätern Jahren nur die Poesie der Einbildungskraft festzuhalten vermag. Bei bloßer Herzensgüte und einfältiger Unschuld, bei geistlosem åhuslichem Glücke und hausväterlicher Thätigkeit wird das Leben grau und die Seele matt. Wie die Zeit in unserem Körper die feineren, leichteren Elemente des jugendlichen Aufblühens allmählich durch Eisen und Erde verdrängt, so bringt auch das Alter in das geistige Leben eine dumpfe Schwerfälligkeit, die nur durch die höchste Freiheit und Liebe besiegt werden kann, und beide können in uns nur durch Geistesbildung entfaltet werden. Je mehr der Mensch denkt, desto mehr verfeinern sich auch seine Gefühle und der sinnliche Trieb in ihm zur sittlich schönen Empfindung. Was ist die Liebe des rohen

Naturkindes? Und zu welchem Götterglücke veredelt sie sich nicht in der Seele des gebildeten Menschen?

In Odessa traf ich Meiners, der sich dort angesiedelt und sich aus Deutschland eine wackre, hübsche Frau mitgebracht hatte. Es that mir so wohl, mit ihm von vergangenen Zeiten schwatzen zu können und in seiner Haushaltung und Lebensweise deutsche Sitte, deutsche Art wiederzufinden, daß ich alle meine Mußestunden bei ihm zubrachte. Er und seine Frau hatten sich aus Liebe geheirathet, sie fühlten sich so glücklich, sie werden es nach ihrer Weise und nach ihrem Sinne wahrscheinlich auch bleiben, und doch Ferdinand, könnte mich ein ähnliches Verhältniß, ein gleiches Glück nie befriedigen. Amalie, Meiners Gattin, ist munter, verständig, fleißig, ordentlich, sie hat ein gutes, treues, deutsches Herz, aber ihr fehlt jene Tiefe des Gefühls, die ich das Talent der Empfindung, das Genie des Herzens nennen möchte. Wem der Himmel eine Gattin zuführt wie sie, der darf sich über sein Schicksal nie beklagen, allein ich würde, mit ihr verbunden, das Leben verlassen, ohne

je einen Augenblick, nach dem ganzen Umfange meiner Fähigkeit, Glück zu empfinden, glücklich gewesen zu seyn! —

Und doch war Meiners Gattin vom Schicksal bestimmt, mir den Traum meiner Sehnsucht zu deuten und mir die blühende Braut meines Herzens in allem Glanz ihrer Geisteshoheit zuzuführen. Als ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Odessa bei ihr war und über die langweilige Einförmigkeit des Rückweges nach Moskau klagte, holte sie mir aus ihrer Büchersammlung einige neuere deutsche Dichterwerke und bat mich, sie, zum Andenken an sie, als ein Hülfsmittel gegen die Langeweile mitzunehmen. Unter diesen Büchern war auch ein Roman aus der Feder Sidoniens, dieser so gefeierten und berühmten deutschen Dichterin. Du weißt um die entschiedene Vorliebe, die ich von jeher für die Erzeugnisse weiblicher Schriftstellerei gehabt habe; allein wie werde ich Dir die Wahrheit und Schönheit begreiflich machen können, mit der aus Sidoniens Dichtungen ihr eignes Bild vor mir aufstieg? Mit all der Gewißheit, die nur immer das Bewußtseyn des

eignen Daseyns in der Menschenbrust geben kann, empfand ich es, Sidonie hatte, wahrscheinlich ohne es gewollt zu haben, in der Heldin des Romans, in der edelstolzen, hochbegeisterten, glühend liebenden, schwärmerischen, kühnen Diona sich selbst gezeichnet. Alle Züge meines Ideals fand ich in ihr wieder und jeder Tag meiner einsamen Wanderung befreundete mich inniger mit dem herrlichen Wesen. All mein Denken wurde zum Gespräche mit ihr und bald wurde sie ausschließlich mein Gedanke bei Tage, mein Traum in der Nacht. Ich kenne sie, wie ich mich selbst kenne — die geheime Geschichte ihres Herzens, ihre verschwiegene Klage, ihre milde Trauer, ihre unendliche Liebe, der erhabene Aufschwung ihrer Seele zu Gott, ihre stolze Erhebung über das kleine Erdenleben, ich habe das alles mit ihr empfunden, mit ihr erlebt; nicht nur ihr Bild, nicht nur die heiße Liebe zu ihr, nein, sie selbst, ihr eigenstes wahres Seyn ruht tief in meinem Herzen und ist ein Theil meines eigenen Selbsts geworden. Ueber Länder und Meere, durch die Unsichtbarkeit hin, fand und erkannte ich die

Seele für mich geschaffen und daß kein leeres Spiel der Phantasie mich täuscht, verbürgt mir die Aehnlichkeit, die in Sidoniens Werke Diona's Geliebter mit mir hat. Wenn du das Buch noch nicht gelesen hast, so nimm es gleich zur Hand, und du wirst erstaunen, wie ich oft, in tiefer Rührung über diese Sympathie des Erkennens und der Sehnsucht zwischen ihr und mir, erstaunt bin. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Sidonie in diesem Manfred das stille Ideal ihrer Liebe und ihrer Träume gezeichnet hat, und ist es nicht unverkennbar der Wink des Verhängnisses, das uns für einander bestimmte, daß dieses Gebilde ihrer Ahnungen mir nicht blos in den äußern Zügen, sondern auch in den tieferen Regungen des Gemüths, in den innersten Eigenthümlichkeiten des Sinnes und des Karakters gleicht, und das eben so, wie mir im fernen Welttheil aus dem Zauberspiegel dieser Dichtung das Bild der Geliebten aufging und den himmlischen Funken jener unvergänglichen Liebe in mein Herz senkte, der das ganze Daseyn beseelt? O mein Freund, nur ihr allein werde ich es einst aussprechen können,

wie vom ersten Augenblick an, wo sie als Diona mich mit diesen stillen dunkeln Augen so innig anblickte, ich sie geliebt habe! wie mein ganzes Wesen, von diesem Blicke durchglüht, sich umwandelte und aller Zwiespalt meines Innern in Einer Sehnsucht, in Einem Wunsche, in Einer Hoffnung sich auflöste!

Mein Vorsatz war, gleich bei meiner Nachhausekunft meinen Vater um die Vergünstigung einer Reise nach Deutschland zu bitten, wo Sidonie, jung und unvermählt, am Hofe der Herzogin von D. als ihre Vorleserin lebt. Er wünscht so sehnlich mich verheirathet zu sehen; er hat mich so oft heiter scherzend gescholten, daß ich während meines Aufenthaltes in Deutschland nicht darauf gedacht habe, ihm eine hübsche Schwiegertochter zuzuführen, daß ich seiner Einwilligung gewiß seyn konnte, wenn ich ihn den Zweck meiner Reise ahnen ließ, und so war es auch. Nur bat er mich, vorher nach Norwegen zu gehen, um mit einem der ersten Handlungshäuser in Drontheim eine Angelegenheit zu berichtigen und einen Vertrag abzuschließen, der für unser Haus sehr wichtig ist,

und der durch mündliche Unterhandlungen erleichtert und durch sie allein schnell abgeschlossen werden konnte. Wie hätte ich ihm die Gewährung dieses Wunsches in dem Augenblicke versagen können, wo er mir so liebevoll gewährte, was ich bat? Freilich komme ich nun um einige Monate später zu Dir, und dieser Zeitraum dehnt sich meiner Sehnsucht zu Jahren aus; allein ohne dies Sehnsuchtsfieber würde mir die Gelegenheit willkommen seyn, ein Land kennen zu lernen, das in dem schaurigen Dunkel seiner Felsen und Wälder, in dem Großartigen seiner wunderreichen Sagen mich oft wie mit Zaubermacht zu sich gelockt hat. Lebe wohl, von Drontheim aus schreibe ich dir wieder.

## Zweiter Brief.

Diese Reise hat mir mehr gewährt, als ich von ihr zu hoffen wagte. Der Anblick der Norwegischen Küsten ist groß und schön und ich erinnere mich nicht, je auf meinen Reisen einen malerischern Punkt gesehen zu haben, als den, wo wir landeten. Die Sonnenstrahlen verzitterten spielend in den Wellen des sanft

bewegten Meeres, während die Felsen der Küste, hoch und schwarz wie roher Stoff des Chaos, hervorragten, und dem Meere mit der Stimme der Allmacht zuzurufen schienen: Bis hieher und nicht weiter! Der Boden ist an der Küste unfruchtbar; nur einzelne Erdschollen sieht man mit dem reizendsten, frischesten Grün bedeckt und hart an grausen Klüften blüht das Jelängerjelieber und verhaucht ungesehen, ungebrochen seine süßen Düfte. Der Karakter dieser Gegenden ist groß, still und ernst, aber unmerklich verschmilzt oft das Erhabene in das Schöne und eben durch diesen Uebergang eröffnen diese nordischen Gegenden unsrer Phantasie einen so unbegränzten Spielraum, und der Geist hebt sich wie auf Flügeln empor, während das Herz sich zu lebensvolleren Schlägen aufgeregt fühlt. Und dann findest du in diesen abgelegenen Felsenthälern noch die Sitteneinfalt des goldenen Zeitalters, das Wohlwollen reiner Menschlichkeit bei ihren Bewohnern, und alle wahre, schöne Naturgefühle kräftigen sich in diesen Umgebungen. Die Normänner waren unter der dänischen Regierung das freieste Volk in Europa,

ſie ſind es vielleicht noch und eben daher ein herrlicher Menſchenſchlag. Auch die Töchter dieſes Landes ſind ſchön, mit Roſenwangen, hellen Augen und lichtbraunen oder goldenen Lokken, aber ihre Schönheit verblüht ſchnell, wie die Blumen des nordiſchen Sommers, da ihnen der lebendige, geiſtige Ausdruck der Züge und mit dieſen der Seelenreiz fehlt, der Frauenſchönheit erhält und bewahrt.

Als ich in Drontheim ankam, war mein erſter Gang zu dem Chef des Handlungshauſes, mit dem ich das Geſchäft abzumachen hatte, das mich herführte. Er wohnt für die kurze Zeit des hieſigen Sommers außerhalb der Stadt, in einem nur kleinen, aber zierlichen Hauſe, das in die Felſen hinein gebaut, und von Bäumen beſchattet, mir alle Träume holder Abgeſchiedenheit im Arm der Liebe und des häuslichen Glückes zurückrief, die ich je in früheren Jünglingsjahren ſehnſuchtsvoll geträumt habe. Als ich in die Hausthüre trat, erblickte ich durch die offenſtehende Thüre des Gartenzimmers ein reizendes Gemälde. Auf einem niedrigen Seſſel ſaß ein junges Frauenzimmer in dunklem

Kleide, mit weißer Schürze und Pelerine; ein Korb mit Sallat ſtand neben ihr, den ſie zu leſen beſchäftigt war, zu ihren Füßen lag auf einem Teppich ein Kind, das mit den Händen zu ihr hinauflangte und das ſie durch Lächeln, Singen und Plaudern ſtill zu erhalten ſuchte, bis ihre Arbeit vollendet ſey. Ich blieb unwillkührlich ſtehen, das Mädchen war nicht ſchön, aber ſie ſah allerliebſt aus, ſo heiter, ſo fröhlich, ſo liebevoll niederblickend zu dem Kinde und ihm zulächelnd, und als ſie nun, da das Kind zu weinen begann, aufſprang und zu ihm niederkniete, um es zu beſchwichtigen und es zu liebkoſen, ſah ich eine zarte, ſchlanke Geſtalt, mit einer Anmuth der Bewegung, die in dieſem Lande eine ſeltene Erſcheinung iſt. Jetzt fiel ihr Blick auf mich — das Kind aufm Arme, das ſeine Händchen feſt um ihren Nacken ſchlang und das Köpfchen ſchelmiſch und blöde vor dem fremden Manne verbarg, trat ſie mir entgegen und fragte freundlich nach meinem Begehren. Ich hatte ſie mit dem Kinde deutſch plaudern hören, und antwortete ihr daher in dieſer Sprache, daß ich Herrn Paulmann zu ſprechen

wünſche. „Sie ſind ein Deutſcher, ein Landsmann?“ fragte ſie, mich freudig und hold anblickend. — „Halb und halb“, antwortete ich, „von deutſchen Eltern in Moskau geboren, iſt mir wenigſtens die deutſche Sprache vaterländiſcher Laut geblieben.“ Mit gutherziger Freundlichkeit bat ſie mich, Platz zu nehmen; der Schwager ſey nur mit ſeiner Frau ſpazieren gegangen und werde gewiß bald zurückkommen. Sie trug nun alles, was das Haus vermochte, herbei, um den fremden Wandrer zu laben, und dieſe häusliche Geſchäftigkeit und die Art, mit der ſie ihre Achtſamkeit zwiſchen mir und dem Kinde theilte, ſtand ihr ſehr reizend. Paulmann kam nach einer halben Stunde, ſeine Frau am Arm; das Mädchen eilte ihnen mit dem Kinde entgegen, und man bedurfte nur eines Blickes auf dieſe Gruppe, um zu fühlen, daß dieſe guten Menſchen in und durch ihre Liebe ſich gegenſeitig beglückend lebten. Der Mann empfing mich traulich, und mit der treuherzigen Gaſtfreundlichkeit, die hier heimiſch iſt, lud er mich ein, für die Zeit meines hieſigen Aufenthalts bei ihm zu wohnen. Ich

nahm das an und wurde nun von diesem Abend an als Glied der Familie betrachtet.

Paulmann ist ein ernst heitrer Mann, der sich auf vieljährigen Reisen einen Schatz von Kenntnissen erworben hat, der aber auch mit der entschiedensten Festigkeit des Charakters eigensinnig an dem festhält, was er einmal als gut und wahr anerkannt hat, und dem es sehr schwer werden würde, einen Irrthum einzusehen und einem Vorurtheile zu entsagen. Er ist redlich und in allen Lebensverhältnissen zuverlässig; an Frau und Kind hängt er mit großer Herzlichkeit, ob er gleich auch zu den Männern gehört, deren Liebe in häuslichen Verhältnissen immer nur wie eine Vergünstigung, sie lieben zu dürfen, aussieht. Er ist brav und glücklich, das weiß, das fühlt er, allein er duldet es nun auch nicht, wenn Jemand dies auf eine andre Weise, als die seinige, seyn will. Was außer dem Kreise seiner Ideen, seiner Empfindungen liegt, erscheint ihm meist wie gestaltlose Phantasterei, und ich gestehe, daß ich mich oft durch seine scharf absprechenden Urtheile verletzt fühle. Ein sich inniger an den

Mann anſchmiegendes, nur für ihn lebendes Weib, als ſeine Maria, kann es gar nicht geben. Alles andere in der Welt iſt ihr nur in ſo fern werth, als er Freude daran hat; ſein Wille iſt ihr Geſetz, ſein Wunſch Befehl, ſeine Meinung unfehlbarer Urtheilsſpruch. Sie iſt eine Deutſche, die Paulmann auf einer Reiſe kennen lernte, und die der Liebe zu ihm Vaterland, Familie, alle freundliche, theure Gewohnheiten des Jugendlebens aufopferte, die aber keineswegs glaubt, daß ſie einen Anſpruch auf Dank, auf Anerkennung und Vergeltung dieſes Opfers zu machen hat. Denke dabei an keine Leidenſchaft für ihren Mann; deren iſt ſie, wie ich glaube, ganz unfähig. Dies Untergehen aller Perſönlichkeit in der Hingebung an den Gatten iſt bei ihr die einfachſte Natur, ohne allen Widerſchein höheren Gehalts und tieferer, romantiſcher Empfindung. Sie iſt gut, hold, lieblich — ich muß das anerkennen, aber dieſe Einſeitigkeit der Richtung iſt in ihr mit jener Beſchränktheit des Geiſtes verbunden und wahrſcheinlich von ihr erzeugt, die mir bei reizenden Frauen immer ſo wehe thut, und ich fühle

lebendiger denn je, daß ohne ein selbstkräftiges, geistiges Leben eine weibliche Natur nie jenen Gegensatz des männlichen Charakters in sich bewahren kann, der allein durch seinen tieferen Reiz ein eheliches Verhältniß vor dem Fluche der alltäglichen Gewöhnung und vor Uebersättigung schützen kann. Alle Tugend und Herzensgüte, die diese geistig gestaltlosen Frauen besitzen, sichert einen Mann, der mit ihnen für das ganze Leben verbunden ist, doch nicht gegen eine höchst langweilige Existenz. Maria z. B. ist nun schon alles geworden, was sie werden kann; gescheuter, tüchtiger für das Leben kann das Leben sie noch bilden, allein die innere Jugend, die das wahre Weib bis ins späteste Alter hinein sich in der Poesie seiner Empfindung zu erhalten vermag, wird bei ihr mit der Blüthe des äußern Reizes welken. Als ein noch nicht gelöstes Räthsel steht dagegen ihre Schwester Dorothea neben ihr. Wenn man sie in ihrer häuslichen Thätigkeit so heiter und unermüdet geschäftig sieht, sollte man darauf wetten, keiner ihrer Wünsche, keiner ihrer Gedanken reiche über den engen Kreis ihres

Lebens hinaus, und doch, ſiehſt Du ſie in einzelnen Augenblicken, wo ſie ſich einſam, unbeachtet glaubt, ſo hat ihr Auge einen Blick, ihre Züge einen Ausdruck, die wahrlich dieſem geſchäftig wirthlichem Thun und Treiben in ihrem heiligen Ernſt, ihrer ſinnigen Schwärmerei nicht angehören. Sie ſowohl als Maria haben immer, abgeſchieden von der Welt, in einfach bürgerlicher Häuslichkeit gelebt, und der Kreis ihrer Kenntniſſe erſtreckt ſich auch, wie es ſcheint, nicht über die Elementar-Kenntniſſe des gewöhnlichen weiblichen Schulunterrichts. Daher auch ihr Verſtummen, ſobald das Geſpräch zwiſchen Paulmann und mir eine Richtung nimmt, die es in das Gebiet der Idee, der Kunſt, der Literatur, oder irgend einer umfaſſendern Lebens- und Weltanſicht hinüberzieht. Es iſt Schade um dieſe Dorothea! Was hätte nicht aus ihr, die in dieſes eng beſchränkte Leben ſo viel herzgewinnende Güte, ſo viel Zauber holder Anmuth, ſtill erblühter Zartheit und Jungfräulichkeit zu legen weiß, werden müſſen, wenn ihr Geiſt gebildet, ihr Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft entfaltet und dadurch die

Fähigkeit ihrer Seele ſtark und wahr zu empfinden, entwickelt worden wäre. Du glaubſt nicht, wie reizend dies Weſen jetzt ſchon bei allem Mangel höherer Bildung iſt! Alles im Hauſe liebt ſie unbeſchreiblich, und ohne daß man es ahnet, ohne daß man es weiß, wie und warum, wird man ihr unausſprechlich gut. An eine Geliebte, an eine Gattin würde ich höhere Anforderungen machen, aber ſo eine Schweſter, wie dieſe Dorothea, wäre mir als wahre Gottesgabe, als ein ſchöner Himmelsſegen willkommen.

## Dritter Brief.

Der Himmel kann nicht reiner, die Luft nicht milder, ſanfter ſeyn, als hier in dieſen Sommertagen. Die Gegend iſt romantiſch ſchön, überall ſind die Thäler von Felſen eingeſchloſſen, deren graue Wände das Grün erheben, das den Boden deckt. Von den Höhen herab erſcheinen die Buchten des Meeres wie ſtille, klare Seen; Waldbäche und Bergquellen ſtrömen aus allen ihren Spalten und Schluchten hervor und rieſeln zwiſchen Kieſeln und in

sie hinabgerollte, zertrümmerte Steinmassen hin, und bilden einen phantasiereichen Contrast des frischen, jugendlichen Lebens mit den dunklen Fichten, die wie die Väter des Waldes so schweigsam ernst dastehen. Stundenlang streife ich oft in diesen Thälern umher, in denen ich selten einem menschlichen Wesen begegne. Was mich umgiebt, ist still und feierlich und meine Seele, wie mit neuen Sinnen begabt, lauscht zu verstehen, was diese Wellen, diese Wälder ihr zurauschen. Oft stehe ich an dem donnernden Sturz eines Bergstromes, der meinen Geist aufstürmt, sich von der Erde aufzureißen, und ich vermag dann den Flug meiner Gedanken so wenig aufzuhalten, als den Sturz der herabbrausenden Fluthen vor mir — aber unwillkürlich zieht es mich immer wieder zurück in die lieblichen, von klaren Quellen sanft durchrauschten Thäler, deren Melodien in meiner Seele tausend dichterische Bilder wecken. Alle Träume meiner Sehnsucht werden dann zu zaubervollen, mich himmlisch anlächelnden Gestalten, und diese Augenblicke sind so beseligend, daß ich mich ihrer gewiß noch einst als Greis mit wonne-

voller Rührung erinnern werde. Einzig ſchön ſind auch die Nächte dieſes Landes, wenn man anders das eine Nacht nennen kann, wo zum Tage nichts fehlt, als der ſtralende, ſo oft drückende und blendende Sonnenglanz. Ich ſchreibe Dir dieſe Zeilen ohne Licht um Mitternacht, aber trotz dieſer milden Helle hat alles um mich her in der Natur ſich zur Ruhe geneigt und die ſchwarzen Häupter der Felſenmaſſen ſelbſt ſcheinen ſich wehmuthsvoll und ſchweigend gegen ihre Grundfeſten zu neigen. Mein Freund, woher die Macht, die meinen Geiſt und meine Phantaſie zwingt, außer mir umherzuſchweifen und jenſeits der mir bekannten Gegenſtände ein Glück aufzuſuchen, das meine Sehnſucht ſchon dem Leben abforderte, ehe ich noch um die Wirklichkeit ſeines Daſeyns wußte?

Eine ſtille, ſüße Naturnothwendigkeit ſcheint den Menſchen darauf hinzuführen, ſich in enge Schranken zurückzuziehen und doch ſtrebt wieder ein Etwas in ſeiner Seele ſo mächtig nach dem Ungekannten, Namenloſen, vom Duft der Ferne Verſchleierten hin, daß er dem Drange, es aufzuſuchen, nicht zu widerſtehen vermag.

Auf eine mir selbst unbegreifliche Weise überschleicht mich, unter diesen Menschen lebend, oft der Wunsch, den Traum meines Daseyns fortzuträumen wie sie, die sie alle Wünsche in Einem befriedigt fühlen. Sie sind glücklich, so wahrhaft, so rein menschlich glücklich, und ich fühle es, wenn ich aus diesem Kreise scheide, werde ich oft schmerzlich den Frieden suchen, den ich hier gefunden habe, und meine Sehnsucht wird dann bei der Erinnerung an diesen friedlichen Sitz der Ruhe, der Treue und der stillen innigen Empfindung weilen. — Ach, Ferdinand, warum ist es so schwer, sich selbst und das, was uns zu beglücken vermag, erkennen zu lernen!

## Vierter Brief.

Ich bin heute tief und seltsam bewegt. Ohne es gewollt zu haben, fortgerissen von dem Vertrauen, das Dorothea Jedem einflößt, der sich ihr naht, habe ich ihr das Geheimniß meiner Liebe zu Sidonien und den Vorsatz, von hier nach Deutschland zu gehen und um ihre

Hand zu werben, geſtanden, und mir iſt jetzt, als ſey die Blüthe meiner Leidenſchaft für die Herrliche, in dem Augenblicke verwelkt, wo ich ſie durch das ausgeſprochene Wort aus dem ſtill verſchloſſenen Heiligthume meines Herzens hinaus in die Außenwelt verſetzt habe. Nein, dies Geheimniß mußte nicht ausgeſprochen werden, wenn es nicht ſeinen ſchönſten Reiz verlieren ſollte; ſein Zauber lag in der geſtaltloſen magiſchen Ueberhüllung, in der es ruhete, und doch lag auch wieder in dem Ausſprechen deſſelben ein namenloſer Reiz, und die heilige Wunderkraft der fremden Liebe vermochte ſelbſt die Züge der Freundin mit einem Reiz zu beſeelen, den ich die Verklärung aller Huld, aller Weiblichkeit und Schönheit nennen möchte. Wie eine neue Morgenröthe, heimlich ſüß und entzückend ging mir in Dorotheens Erröthen, in ihrem Blicke, in dem leiſen Beben ihrer Stimme das Bild der fernen unſichtbaren Geliebten in namenloſem, früher nie von mir empfundenem Zauber auf. Wie vor ihr, hätte ich vor Dorotheen knieen und ihr mit Thränen, mit Zittern, mit aller Seligkeit des Entzückens

ſagen mögen: Seh ich Dich endlich? Du, die Du nur in meinem Herzen wohnteſt, nur in meinen Träumen den Schleier wegzogſt, der mir Deine himmliſche Geſtalt barg, und mir Glut und Schmerz, Liebe und Wonne in die Seele blickteſt, Du erſcheinſt mir und ich darf Deine Hand faſſen, darf Dich an mein Herz ziehen und ſagen: Nun bleiben wir ewig bei einander, ich habe Dich gefunden, um mich nie wieder von Dir zu trennen!

Oft war es mir aufgefallen, was ich auch ſchon gegen Dich erwähnt habe, daß Dorothea ſowohl als Maria verſtummten, ſobald das Geſpräch zwiſchen Paulmann und mir irgend eine ernſtere, ideenreiche Wendung nahm. Bei längerem Beiſammenſeyn konnte es mir nicht entgehen, daß dies Verſtummen ein erzwungnes war, und daß es Dorotheen oft Mühe koſtete, das Intereſſe zu verbergen, mit dem ſie dieſen Unterredungen lauſchte. Mich empörte die rohe Gewalt, mit der Paulmann dieſen ſich nach Licht und Freiheit ſehnenden Geiſt in die Schranken der Handwerks-Profeſſion ſeelenloſer Hauswirthlichkeit gebannt hielt, und eifrig

ergriff ich in ſeiner Abweſenheit jede Gelegenheit, den Frauen vorzuleſen oder ihnen zu erzählen, und fand dadurch Veranlaſſung, die Tiefe und Wahrheit zu bewundern, mit der ſie das Schöne auffaßten, und das Vortreffliche von dem Guten, dieſes von dem Verfehlten zuſondern vermochten. Auch entfaltete ſich mir die Liebenswürdigkeit der beiden Frauen immer anmuthsvoller — in dieſer Anſpruchloſigkeit, dieſer klaren Einfachheit, dieſer Stille ihres Gemüthes lag etwas, das alle Unruhe meines Weſens beſchwichtigte, alle Verworrenheit meines Innern löſete, und wie Nachtigallgeſang im Abenddunkel und im Waldesſchatten auf mich wirkte. — Sie waren Feldblumen, einfach an Farbe und an Duft, aber lieblich und eine Zierde des ſtillen Thales, wo ſie blüheten. Heute nun, als Paulmann aus der Stadt von ſeinem Comptoir nach Hauſe kam, brachte er ein Packet neu angekommener Bücher mit, denn er ſelbſt lieſet viel, und iſt mit den beſten Erzeugniſſen der neu-europäiſchen Literatur bekannt. Ich fand unter dieſen Büchern mehrere Werke weiblicher Federn, und nahm daher

Gelegenheit während der Mahlzeit das Gespräch darauf zu leiten und den Einfluß zu preisen, den die Frauen seit Ludwig des vierzehnten Zeit auf die Literatur gewonnen haben, und wie jetzt das weibliche Geschlecht soviel höher in geistiger Bildung stehe, als in früheren Jahrhunderten, und so manche Kette des Vorurtheils und des engherzigen Wahnes gesprengt sey, durch die das Weib zur Sclavin des Mannes erniedrigt werde, statt in der Freiheit edler Selbstständigkeit durch die Liebe seine Lebensgefährtin in voller Gleichheit beiderseitiger Rechte zu seyn. — Paulmann sah mich hier spöttisch an, und ohne eine Sylbe zu erwiedern, pries er, sich zu seiner Frau wendend, das vor ihm stehende Gericht als ganz vorzüglich gelungen, und wie sie doch die beste Köchin sey, die er kenne. Ich fühlte durch die Geringschätzung weiblicher Bildung, die in seinem Lächeln und dem Tone seiner Worte sich aussprach, mich unmuthig aufgeregt, und forderte ihn auf, mir darüber Rede zu stehen. „Wie kann ich dies," sagte er mir ruhig ernst, „über einen Gegenstand, den Sie selbst nicht in einem

nur einigermaßen klaren Begriff anzuschauen vermögen? Die eitle Geistigkeit der neu-europäischen Bildung hat die Verhältnisse beider Geschlechter zu einander so erschüttert, daß sie schwanken, und wir alle mehr oder minder die Sicherheit des Naturverhältnisses verloren haben, und doch ist es diese, nach der sich jeder edle Mann, jedes reine unverschrobene Weib zurücksehnt, eben weil die Naturnothwendigkeit mächtiger ist, als alles Erkünstelte. Man hat die Frauen im geselligen Leben hoch gestellt, um sie desto leichter erniedrigen zu können; die Idealität der ritterlichen Galanterie früherer Jahrhunderte ist verschwunden; eine neue Ansicht und eine neue Würdigung der Frauen hätte in der Anerkennung ihrer Zartheit und Milde als eine Blüthe unsrer Religion in das Leben übergehen sollen; statt dessen hat die Verkehrtheit der Männer dem weiblichen Sinn und Wesen den tiefen heiligen Lebensreiz geraubt, dessen Priesterinnen sie nur in Einfalt und Unschuld seyn können. Selbst der gesellige Umgang mit ihnen ist in der großen Welt matt und schal geworden, und hat ganz den feineren

Reiz der geschlechtlichen Wechselwirkung auf einander verloren. Man will jetzt die Weiber vielseitig gebildet haben und verleitet sie dadurch, ihrer Natur untreu zu werden. Ich gestehe es Ihnen, mir sind alle diese hochgebildeten, kunst- und talentvollen Frauen wie Mißgeburten verhaßt, und ich danke Gott, daß er mir ein einfaches, braves, häusliches Weib gegeben hat, das nicht durch Modelesereien und Modetand ihr richtiges Gefühl verdrehet und die einfache Stärke ihres Gefühls nicht durch erlogne Albernheiten und weinerliche Empfindeleien abgestumpft hat."

Maria reichte ihm hier lächelnd die Hand. Dorothea erröthete und warf einen ernsten, forschenden Blick auf mich. „Warum," fragte ich, „wollen Sie keinen Unterschied zwischen Bildung und Verbildung gestatten? Auch ich will das Weib nicht aus dem Kreise seiner Weiblichkeit hinaustreiben und seine schöne Blumennatur in ihm zerstören; allein ich will das Streben nach allem, was es im Reiche der Kunst und der Idee an Talent und Wissenschaft sich anzueignen vermag, ihm frei gelassen

wiſſen, ſtatt es auf die Handwerks-Profeſſion der Haushaltung beſchränken zu wollen, und ich will dies, damit es ſeinen Beruf, durch Liebe zu beglücken, freudig und herrlich erfüllen könne. Wo der Geiſt nicht gebildet wird, wo ſeine Fähigkeiten unentwickelt bleiben, da entfaltet auch das Gefühl ſeine ſchönſten und zarteſten Blüthen nicht."

„O," unterbrach er mich hier zürnend, „wenn Sie wüßten, wie mich die verwirrende Miſchung von Wahrheit und Falſchheit ärgert, die dieſen Begriffen zum Grunde liegt und die es dahin gebracht hat, daß auch die ſchönſte weibliche Seele heut zu Tage nicht mehr im Welt- und Menſchenverkehr die Reinheit und Harmonie ihres Weſens ungetrübt und ungeſtört zu bewahren vermag! Es iſt ein Zeichen von der ſchmählichen Entartung unſers Geſchlechts, daß wir die Frauen in dieſe Verwirrung der Begriffe, in dieſe Unnatur der Bildung hineingeriſſen haben und ihnen die Rückkehr unmöglich machen, denn nur durch die Liebe können ſie ſich wieder zurechtfinden, und wie ſelten iſt jetzt ein Mann, an dem ein

weibliches Weſen zu einem ſtillen, fröhlichen, geſunden Leben und Wirken ſich hinaufranken kann? Ich habe faſt alle Länder Europa's durchreiſet, und da ich von früheſter Jugend an mich durch Neigung und Charakter mit meinen Hoffnungen auf Glück an das häusliche Leben, auf Gatten- und Vaterliebe angewieſen fand, habe ich die Verhältniſſe beider Geſchlechter zu einander zum Hauptgegenſtande meiner Beobachtungen gemacht und mich durch dieſe feſt überzeugt, daß die Grundgeſetze der Natur, und nicht Sitte und Herkommen, das Weib zur Abhängigkeit und zu der einfachen Beſchränkung des häuslichen Lebens beſtimmen. In Euren Städten, in Euren geſelligen Kreiſen verſteht Ihr Euch nicht mehr darauf den Reiz des Umgangs mit Frauen zu empfinden; Ihr treibt Euch mit ihnen umher, wie Ihr Euch mit einander auf Euren Klubbs und Kaffeehäuſern umhertreibt, und daran geht mit der Schönheit zarter Sitte auch jedes Herzensglück verloren, und leere Empfindelei, Schwächlichkeit des Gefühls iſt an die Stelle der Liebe getreten. Nur unter dem Schutze des Mannes

darf das Weib in das Leben hinaustreten, und nur durch die Liebe soll ihr Geist gebildet werden. Der Mann kann und muß sich durch den Kampf mit dem Leben stählen und kräftigen; das Weib soll nicht werden, es ist, und wo ein Weib, sey es auch im reinsten Adel, durch Kampf und Geistesbildung sich zum klaren Selbstbewußtseyn, zur Sicherheit der Lebensklugheit erhebt, empfinde ich eine drückende, unheimliche Beklommenheit; sie ängstigt mich und ich wende mich erkältet von einem Wesen ab, das in den zartesten Beziehungen aufgehört hat ein Weib zu seyn, und doch nicht meinesgleichen geworden ist. Ein Weib ist rein durch sich selbst, als Weib das Höchste, was es werden kann; alle Talente, alle Geistesbildung sind für dasselbe verderblicher Ueberfluß; im besten Falle kann ihr Besitz eine Zierde, ein hübscher Putz seyn, aber nie können sie den Werth eines Weibes erhöhen, und so wie die Verhältnisse der Geschlechter und des geselligen Lebens sich nun einmal gestaltet haben, wird man schwerlich ein weibliches Wesen treffen, das nicht von seinem Glück und seinem Werth ein-

gebüßt hat, um ſich jene Rechenpfennige glänzenden Scheines dafür einzutauſchen. Tugendhafte Weiber giebt es unter Euch — aber die Schönheit lautrer Weiblichkeit, die Sicherheit und Haltung des Lebens, die ſchöne Bewußtloſigkeit des heiligen Naturdaſeyns, die Frömmigkeit der Liebe und der unerſchütterlichen Treue — dieſe findet man bei keinem, nach dem heutigen Modezuſchnitt gebildetem Weibe mehr.“

Vieles in mir ſprach laut gegen Paulmanns Anſicht, vorzüglich empörte ſich dagegen in mir das Gefühl, mit dem der Mann, dem ſchwächeren Geſchlechte gegenüber, es ſtets als einen Mangel der Großmuth empfinden muß, wenn dieſe zarten Weſen durch das Herrſchergeſetz roher Stärke zur Abhängigkeit und immerwährenden Unmündigkeit verdammt werden. Ich machte Paulmann dieſes bemerklich. „Will ich denn das?“ fragte er mit weichem Ernſte; „liebe ich mein Weib etwa nur, weil ſie die Mutter meiner Kinder iſt und mir meinen Haushalt gut führt? Drücke ich ſie nicht mit dem innigen dankenden Gefühle, daß ſie mir zum Vollgefühl des Daſeyns, zum Glück meines Lebens unentbehrlich iſt, an

mein Herz? Der Mann ist seiner Natur nach oft roh, das Weib ist es ohne gänzliche Entartung nie — aber eben um dieser Schönheit ihrer Natur willen braucht sie nichts zu lernen, um gebildet zu heißen. Alle Sprachkenntnisse, alle Virtuosität in Künsten, aller Glanz der Weltbildung, aller Reichthum witziger Unterhaltungsgabe entstellen nur in ihr die angeborne Schönheit. Ich höre z. B. meine Maria, ich höre Dorothea so gerne ihre einfachen Lieder singen — allein sähe ich sie je in Gesellschaften oder in Concerten mit ihren wirklich schönen Stimmen prunken, so wäre mir meine Freude an ihrem Gesang auf immer verleidet. Beide sprechen ihre Muttersprache rein und richtig, beide sind fähig, die Schönheit eines Kunstwerkes, einer Dichtung im Gefühl, nicht im Begriff, also nicht als Kunstleistung, sondern als etwas wirklich Lebendes und Erlebtes, zu empfinden; aber ich wiederhole es Ihnen, die Bildung der Frauen muß so in Einfalt und Liebe begründet seyn, daß sich ihr Wesen durchaus nicht in Worte darstellen läßt. Die sogenannten gebildeten Frauen, diese Vielwisserin-

nen, dieſe äſthetiſchen Kunſtkennerinnen, Virtuoſinnen und Schriftſtellerinnen ſind mir als eine Peſt des Lebens und der Geſellſchaft verhaßt.“

Hier fiel mein Blick auf Dorothea — ein ſchmerzlicher Zug flog über ihr ſonſt ſtets heiteres Geſicht und ihr Auge füllte ſich mit Thränen — ſie erröthete, als ſie ſah, daß mein Blick mit theilnehmendem Befremden auf ihr weilte und ſtand auf, ſich zu entfernen. Paulmann bemerkte dies nicht, und fuhr fort: „Thatenmuth und Gedankenfülle ſoll der Mann nicht erſt durch die Liebe erhalten; ſein Daſeyn iſt nicht ausſchließlich in dieſer bedingt, allein weihen ſoll ihn das Weib zu beiden durch ihre Liebe, und durch ihren Reiz und ihre Grazie ihm und ſeinem Leben Milde und Klarheit geben.“ Er ſchloß hier Maria in ſeine Arme und gerührt ſagte er, ſie leiſe auf die Stirne küſſend: „muß nicht das geliebte Weib es tief und innig in ihrem Herzen fühlen, daß ſie ein den Mann veredelndes Weſen, die Schöpferin und Pflegerin ſeines Glückes iſt, und daß, von ihr in den unſichtbaren Banden der Anmuth und der Liebe gehalten, ſeine Stärke ſich ſo

gern vor ihrer Milde beugt?" — Mit unendlicher Liebe in Blick und Ton neigte sich Maria zu ihm nieder und seine Hand zu ihren Lippen emporhebend flüsterte sie: „sie wird fühlen, daß es nicht die Herrschsucht des Mannes ist, die von ihr Gehorsam fordert, sondern daß das Bedürfniß ihrer Natur, einem höheren Wesen sich anzuschmiegen, sie dem Manne unterthänig macht, den sie mit ganzer Seele als ihren Beschützer, ihren Gatten, als ihr sichtbar gewordenes Schicksal ehrt und liebt."

Tief ergriffen stand ich auf und Beider Hände fassend und sie vereint an mein Herz drückend, pries ich ihr Glück und eilte schnell hinweg, weil ich mich bewegter fühlte, als ich mir selbst zu deuten vermochte. Mir war, als zerfließe vor mir Sidoniens hohes, herrliches Bild in Nebel, als verschwinde die Sicherheit der Wahrheit meiner Empfindung für sie und mache der Angst Platz, in ihr nur einem Trugbilde nachzustreben. Maria und Dorothea, wie fremd war ihnen der Glanz, der Schimmer, mit dem mich jene in der Hoheit ihres Geistes, in der Kühnheit ihrer Lebensansichten, in der Genialität

ihres Talentes bezaubert hatte, und doch fühlte ich, daß beiden Frauen, bei der frommen Einfalt, die ihnen ihr einsames Leben und ihre einfache Bildung gegeben und bewahrt hatte, auch jener namenlose Zauber der Seelenschönheit und der Weiblichkeit eigen war, der so viele Macht über das Gemüth des Mannes hat, und durch den allein die Neigung sich zu Liebe ausbilden kann, weil er allein für die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit der Schönheit und der Jugend den Ersatz sichert, den der Mann zu finden begehrt, um nicht im Wechsel das Bleibende suchen zu müssen. Ich blieb den Nachmittag allein auf meinem Zimmer; die Unruhe, die ich empfand, that mir quälend wehe, ich war mir selbst nicht klar und strebte vergebens nach Verständniß des Streites in mir. Schon mehrere Male hatte ich empfunden, daß Dorotheens Nähe mir in solchen Stimmungen wohl that. Sie ist so klar, so milde freundlich, nie aufreizend, stets besänftigend — heute bei Tische hatte ich sie zum ersten Male bewegt, schmerzlich bewegt gesehen. Wer hatte sie verletzt? ich, durch den Werth, den ich einer ihr versagten Ausbildung der

Fähigkeiten des weiblichen Geistes beilegte, oder Paulmann, dessen Grundsätze für sie vielleicht zur drückenden Beschränkung geworden waren? — Sie war mir überhaupt oft eine räthselhafte Erscheinung gewesen; in der Einfachheit ihres Wesens glaubt man sie in der ersten Stunde, wo man sie sieht, durchschaut zu haben; es ist Dir, als habest Du schon Jahrelang mit ihr gelebt, und je länger Du sie siehst, je mehr sich ihr Wesen vor Dir entfaltet, desto reicher an innerem, geheimnißvollem Reichthum erscheint sie und durch die Heiterkeit ihres Wesens leuchtet zuweilen ein Strahl tiefen Ernstes und einer sanften Wehmuth. Ach, wäre es ihr vom Schicksale vergönnt worden, in Wissenschaft und Kunst Organe für die Kraft ihrer Seele und ihres Geistes aufsuchen zu dürfen, sie würde neben den Herrlichsten ihres Geschlechts glänzen, statt daß jetzt ihr schönes Leben spurlos dahingleitet, ohne je die wahre Würdigung seines Reichthums zu erhalten. — Ich strebte gewaltsam, Sidoniens Bild festzuhalten, aber immer brach in mir der Vorwurf wieder durch, in Dorotheens Gegenwart Meinungen ausgespro-

chen zu haben, die ihr vielleicht wehe gethan hatten.

Ich ging endlich Dorothea aufzusuchen, um mich mit ihr zu verständigen. Entschuldigen durfte ich mich freilich nicht, aber es ihr doch aussprechen, daß ich ihren stillen Werth anerkenne und daß gerade bei ihr nichts vermißt werden kann, weil die Natur dieser Nordlands-Lilie mit den tiefblauen, wundervoll schönen Augen so vieles gegeben hat, was bei einem von ihr minder reich ausgestatteten Wesen die Bildung erst hervorbringen muß. Sie war nicht im Hause zu finden, sondern spazieren gegangen, und das Mädchen, das mir diese Nachricht gab, bezeichnete mir auch den Weg, den sie genommen hatte. Dieser führte mich einen Felsenpfad abwärts in ein einsames Thal, durch dessen Klüfte ein Bergstrom mächtig hinabstürzte, während der Abendwind durch die Fichtenwipfel säuselte, als wolle er sich selbst beim Versinken der Sonne in den Schlaf lullen. Ich sah Dorothea auf einem Felsenvorsprunge sitzen; den Kopf auf den aufgestützten Arm niedergesenkt, schauete sie ernst und sinnend

weit in die Gegend hinaus, und mir war, als ſehe ich ſie von den Geiſtern dieſer Felſenklippen umſchwebt. „So ernſt Dorothea?" fragte ich, mich zu ihr ſetzend. Sie wandte, ohne die Stellung zu verändern, das Auge zu mir — ich ſah, ſie hatte geweint, aber auf ihren reinen, klaren Zügen lag eine ſo himmliſche Ruhe, daß ich den Schmerz nicht zu nennen vermocht hätte, der ihnen den rührenden Zauber dieſer milden Wehmuth verliehen hatte.

„Hier", antwortete ſie mir, „in dieſen Gegenden, wo der Fleiß des Menſchen die Natur noch nicht umgeſtaltet hat, erinnert uns alles an die Urkräfte einer geheimnißvollen Schöpfermacht und die Betrachtung wird unwillkürlich ernſt und andächtig. Ein reich und blühend angebautes, mit Dörfern und Städten überſäetes Land bietet der Phantaſie keinen Spielraum — uns dünkt, es müſſe von jeher ſo geſtaltet geweſen ſeyn; eben ſo wiegen auch die Auftritte des geſelligen Lebens in eine gewiſſe geiſtige Abſpannung ein, und nur in der Einſamkeit leitet die Wirklichkeit der Dinge auf erhabene Ideen hin. Dieſe nordiſchen Natur-

bilder ſind ſo ernſt ſchön. Der Duft dieſer Fichtenwälder iſt freilich nicht ſüß und berauſchend, wie der Duft von Italiens Blüthenbäumen; aber er iſt kräftigend und erfriſchend, und ſie ſind, wie ſie da vor uns ſtehen, bis zu den ſenkrechten Gipfeln hinauf mit ihren dunkelpurpurfarbigen Aepfeln behangen, ihre Zweige von der ſinkenden Sonne lichtgrün durchſtrahlt, vielleicht ſchöner noch als unſre deutſchen Laubwälder, deren fallende Blätter jeden Herbſt das Bild eines ſchmerzlichen Kampfes zwiſchen Tod und Leben geben. Die lichte, ſpinnwebgraue Farbe der abſterbenden Fichtenzweige bietet dagegen ein viel ſanfteres Bild der Vergänglichkeit, und das Leben ſcheint aus ihnen ſo langſam wegzuſchwinden, daß man den Tod nur als das, was er wirklich iſt, als ein ſich frei machendes Leben, zu empfinden vermag. Ein Vorgefühl der Ewigkeit durchbebt mich in dieſer Einſamkeit; alle Sorgen und Schmerzen des Lebens löſen ſich in Träume und Ahnungen auf, heilig wie die Erinnerung und das Vorgefühl geweihter Lebensſtunden."

„Und wer, Dorothea", fragte ich, „lehrte

Sie in dieser Einsamkeit so empfinden, so denken?"

Sie lächelte sanft. „Welches andern Lehrmeisters," antwortete sie „bedarf denn ein weibliches Herz, als des einfachen, uns angebornen Sinnes für die Schönheit der Natur, wenn wir ihn uns unverkünstelt erhalten? Sollte denn aus der ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung, die Sie für uns Frauen begehren, allein der Sinn sich zu entwickeln vermögen, dessen wir bedürfen, um uns in den Lebenskreis gebildeter Menschen frei und beglückend mit eingeschlossen zu fühlen? Wer ein für die Schönheit der Natur kaltes Herz an dem Zauber der Kunst und der Wissenschaft erwärmen will, auf den wird dieser doch nur wie gemaltes Feuer wirken, und wo Genie, Talent und Kraft zur Liebe in einer Weiberseele sind, da entfalten sie sich, von Natur und Einsamkeit beschützt und gepflegt, sich besser, als wenn die Kunst es zu thun übernimmt."

„Sie sind ein Beweis davon, liebe Dorothea, allein nur als Ausnahme möchte ich diesen gelten lassen und doch behaupten, daß im

Allgemeinen auch die Frauen im Leben für das Leben gebildet werden müssen. Was kann man denn in der Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens, fern vom vielfachen Menschenverkehr, von den Menschen, von uns selbst, von dem stark bewegten Strom des wechselnden Lebens kennen lernen? Nur am Geist entfaltet sich der Geist, nur an der Seele die Seele. Die Künste, die Wissenschaften, das Interesse für die Literatur, für die fortschreitende Entwickelung der Menschheit in allen ihren politischen und geistigen Erscheinungen übt und entwickelt eine Menge von Fähigkeiten in uns, deren Daseyn in Frauenseelen beweiset, daß sie nicht ungeweckt schlummern sollen. Warum sind die Frauen oft so engherzig und kleingeistig? warum die Mehrzahl nach dem dreißigsten Jahre so matt und seelenlos? — doch nur, weil ihre Geistesthätigkeit nicht mit ihrer äußerlichen Lebensthätigkeit in harmonischem Verhältnisse steht, und daher das Niedere bei ihnen über alles Schöne und Freie der Jugendzeit den Sieg davon trägt."

„Und ich möchte dagegen behaupten, daß

man gerade in der Welt die Menschen nur einseitig kennen und beurtheilen lernt. Im gewöhnlichen Weltverkehr haben die Menschen alle eine ähnliche Physiognomie, und wie oft sind sie nicht schon mit Münzen verglichen worden, deren Gepräge sich im Umlaufe verwischt hat! Wer die wahre Mannigfaltigkeit des Menschencharakters kennen lernen will, muß den Menschen in so einfachen Verhältnissen aufsuchen, daß sie die hervorragenden Züge seiner Individualität nicht abgeschliffen, sondern entwickelt haben. Nur drückt sich die Eigenthümlichkeit einfacher Menschen der Phantasie mehr ein, als sie das Gedächtniß durch Thatsachen beschäftigt. Und jene Stimmung unsrer Seele, die wie ein Gottessegen unser Herz reinigt und die Seele für Glück und Schmerz kräftigt, und jene Treue und Wahrheit der Empfindung, die in einem beschränkten, häuslichen Leben auch das Kleinste adelt, weil es mit Liebe und aus Liebe gethan wird — Julius, erblüht diese auch in dem Weltleben, das Sie so preisen?"

Ich vermochte nicht zu antworten und beugte mein Gesicht schweigend auf Dorotheens

Hand nieder; ſie fuhr fort, und, o könnte ich Dir beſchreiben, wie ſchön ſie unter dem Reden wurde! — „Ich habe heute Mittag es tief empfunden, daß Sie Paulmanns Aeußerungen mißverſtanden und es nicht ahnen, wie viel höher der edle Mann uns in der Anerkennung unſers wahren Werthes und unſers wahren Berufes ſtellt, als ſo viele Männer der jetzigen Zeit, die unſer Geſchlecht nur ſo hoch erheben, um ſich deſto eitler in der phantaſtiſchen Huldigung beſpiegeln zu können, die ſie ihm darbringen. Nur in der Verborgenheit, nur in der Umſchirmung frommer, häuslicher Sitte gedeihen wir, und finden in den einfachen Lebensverhältniſſen dieſer hinreichend Gelegenheit, die ſchönſten und zarteſten Blüthen der Gefühle zu entfalten und das Leben mit den dichteriſchen Bildern unſrer Phantaſie zu ſchmücken. Treten wir in die Welt hinaus, verflechten ſich unſre Verhältniſſe zu den Menſchen mannigfaltig, ſo ſchleift ſich in uns die Eigenthümlichkeit der weiblichen Geſtaltung ab, und die geiſtigere Bildung, die die Roſe unſers Reizes blendender färbt, ſchärft auch zugleich den Dorn, an den

unſer Glück und nur zu oft auch unſer Werth verblütet. Freilich muß der Mann hoch ſtehen, der ſich in unſrer Zeit die Fähigkeit erhalten will, den Reiz der wahren, ſchönen Weiblichkeit würdigen und anerkennen zu können. Dieſe glänzt nie — allein ein edler Mann wird durch die klare Wahrheit ihrer Empfindung, durch die Lauterkeit ihrer Güte und durch die kunſtloſe Einfalt ihrer Gedanken ſich tiefer ergriffen und beglückender befriedigt fühlen, als durch allen Schimmer hochgebildeter Geiſtigkeit. Julius" — fuhr ſie fort, „Sie ſind ſo gut, Sie ſcheinen mir für die Wahrheit des Daſeyns und der Empfindung ſo empfänglich, wie kommen Sie nur dazu, ſich ein ſo phantaſtiſches Bild von Frauenwerth und Frauenbeſtimmung entworfen zu haben?"

So wie ſie, hatte noch nie Jemand zu meinem Herzen geſprochen, ich noch nie ſo lebhaft das Bedürfniß empfunden, Jemandem unbedingt zu vertrauen, mein ganzes Herz, meine geheimſten Gedanken und Wünſche in ſeine Seele niederzulegen. Du ſollteſt dieſe Dorothea nur einmal ſehen, Ferdinand — ſie iſt keinesweges blendend ſchön, aber alle ihre Züge und vor-

züglich ihr reines, mildes Auge ſind ein Spiegel des edelſten und gefühlvollſten Herzens, das Gott je für ſanfte Liebe, für Troſt und Mitleiden, für alle fromme, ſchöne Regungen der Seele ſchuf, und die Tugend ſelbſt ſcheint ihrer Stirne und ihrem Blicke das Siegel unbefleckter Reinheit und Wahrheit aufgedrückt zu haben. Man kann ihr nichts verheimlichen wollen, und auch mir flog unwillkürlich das Geheimniß meiner Liebe über die Lippen. „Nein," ſagte ich ihr, „das hohe Bild, das in meiner Seele von Frauenwerth und Frauenbildung lebt, iſt keine trügeriſche Traumgeſtalt; die tiefe, mächtige Sehnſucht meines Herzens, ihr im Leben zu begegnen, würde mir ſchon das wirkliche Daſeyn deſſelben durch dieſe geheimnißvolle Anziehungskraft beweiſen — auch war ſie meinem Geiſte ſchon lange in der Ahnung gegenwärtig, ehe ich ſie im Leben fand. Ich liebe, Dorothea, liebe eine der Edelſten und Vortrefflichſten Ihres Geſchlechts, ausgezeichnet vor Tauſenden ihrer Mitſchweſtern durch Ruhm, durch Geiſt, durch Talent, und doch liegt die ſtärkſte Macht des Zaubers, der mich

an ſie bindet, nicht in dieſem Glanze, ſondern in dem, was ihn erzeugt, in jener Seelenkraft der Begeiſterung, welche die Liebe zum Grundtone des Daſeyns macht, und, dieſes in ſie begränzend, es unendlich reich macht in dieſer Begränzung."

Dorotheens Auge ſchimmerte, als fülle es der Glanz einer Thräne, und zaghaft ſchlug ſie den Blick zu Boden. „Ich kann mir nicht an dem genügen laſſen," fuhr ich fort, „was ſich äußerlich im Leben erſtreben läßt; es iſt in mir eine Ueberfülle des Lebens und der Empfindung, die mich zerſtören würde, ohne die heilige Offenbarung einer Liebe, der man allein ein ganzes Daſeyn ohne Verkümmerung, ohne Zwieſpalt, ohne Erniedrigung hingeben kann. Ich begehre von allem, was das Leben bieten kann, nichts als ein zweites Herz, fähig, in der unendlichen Kraft der Empfindung, in jedem Pulsſchlage des Gefühls, in jeder Regung der Seele, mir zu begegnen. Unter Menſchen habe ich gelebt, allein mit meiner Sehnſucht; Wüſten habe ich durchzogen und die Natur hatte keinen Troſt für mich — da erſchien ſie mir und mein unbedeutendes

Leben war am Ende; — ich erkannte ſie, um ſie zu lieben, ich liebe ſie, um ſie ewig zu halten, ich kann nicht von ihr laſſen, könnte ſie nicht aufgeben, ohne mich aufzugeben in dem, was das Beſſere in mir iſt, weil es in ſeiner Sehnſucht nicht den vergänglichen Erſcheinungen dieſes Lebens, ſondern dem Ewigen in mir angehört.“

„Und wo,“ fragte Dorothea weich und ernſt, „fanden Sie, wie erkannten Sie die Geliebte?“

Die Frage traf mich wunderbar. Sidoniens Bild war mir ſo lebendig aufgegangen, meine Liebe für ſie ſo hell aufgeflammt, daß ich, Alles vergeſſend, mich von der Täuſchung umfangen fühlte, ſie ſey gegenwärtig und ich ſpreche ihr ſelbſt aus, wie ich ſie liebe. — Dorotheens Frage löſete dieſen Zauber; ich bedurfte einiger Minuten, um mich wieder zur klaren Beſonnenheit zu ſammeln. „Sie iſt,“ fing ich endlich tiefathmend an, „Ihre Landsmännin, eine Deutſche wie Sie, liebe Dorothea, was mich innig freut, und ihr gefeierter Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt, Sidonie S.“

„Sidonie S.!“ rief Dorothea mit einem

Erſtaunen aus, das mich überraſchte, ein glühendes Erröthen färbte ihre Wangen, ſie ſah mich lange und forſchend an — „Sidonie S.“, wiederholte ſie langſamer wie vor ſich hin, „die Dichterin, die Verfaſſerin von Olga, unmöglich, unmöglich!“

„Dieſelbe,“ antwortete ich, „kennen Sie ſie, haben Sie ſie vielleicht in Deutſchland geſehen?“

„Ich habe viel von ihr reden hören, aber ſo viel ich weiß, waren Sie nie in der Gegend Deutſchlands, wo ſie lebt.“

„Auch habe ich ſie nie geſehen.“

„O Don Quixote, Don Quixote der zweite,“ rie ſie hier lächelnd aus, „welch einem Wolkenbilde haben Sie Sich da ergeben! Sollte man einen ſo vernünftigen Mann, wie Sie, einer ſolcher Thorheit fähig glauben! — Aber,“ fuhr ſie muthwillig und doch herzgewinnend traulich fort, „machen Sie mich nun vollends zur Vertrauten; erzählen Sie mir den Roman Ihres Herzens, und wer weiß, ob ich Ihnen zur Vergeltung nicht noch manchen neuen Zug zum Bilde Ihrer Dulzinea liefern kann.“

Ihr Scherz hätte mich geärgert, wenn ſie nicht ſo gerührt, ſo wunderlieblich lächelnd und erröthend dazu ausgeſehen hätte; auch that es mir ſo wohl, mit ihr zu reden, ich fühlte, daß ſie mich verſtand, daß ich ihr klar war, daß ſie mich achtete in der Sehnſucht meines Herzens; und daß ſie dieſe Heiligkeit der Liebe zu begreifen und zu ehren vermochte, bewies mir aufs Neue den angebornen Adel dieſes wunderſamen Weſens. Ich erzählte ihr, wie ich zum Beſitz von Sidoniens Schriften gekommen war, wie ich aus ihnen den Geiſt, das Herz, die Welt- und Lebensanſichten der Verfaſſerin kennen lernte und mir nun aus dieſen Sidoniens eignes Bild in allem Zauber meiner Jugendideale aufſtieg und ich es erkannte, wie ich ſie und nur ſie im Leben geſucht und geliebt habe, ſeit dem Augenblicke, wo ich mir zuerſt meines Herzens bewußt geworden ſey. Dorothea hörte mir mit ſtill ſinnender Theilnahme zu. — „Und Sidonie," fragte ſie endlich, „haben Sie ihr geſchrieben? Haben Sie Hoffnung, von ihr geliebt zu werden, wie Sie lieben?"

„Sobald meine Geſchäfte hier beendigt

ſind, eile ich zu ihr. Iſt ihr Herz noch frei, und eine innere Stimme verkündet mir, daß ich dies hoffen darf, ſo werbe ich um ſie, ermuthigt durch das Bewußtſeyn, ihr ein reines Herz und die Treue unvergänglicher Liebe bieten zu können. Wer ein andres Weſen ſo in ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit zu erkennen, ſo in ſeinen Empfindungen zu errathen, ſo in ſeiner Liebe, ſeinem Glauben und ſeinem Schmerz zu verſtehen vermag, wie ich Sidonien, der hat ein heiliges, unveräußerliches Recht auf die Geliebte."

„Mein lieber, edler Freund," ſagte hier Dorothea bewegt, „ſchelten Sie mich nicht kalt, halten Sie es für keinen Mangel an Seele bei mir, wenn ich Ihre Liebe zu Sidonien für nichts mehr und nichts minder, als für eine Selbſttäuſchung halte. Sie lieben und ſuchen die Liebe ſelbſt; das Leben führte Ihnen keine Erſcheinung vor, in der ſich dieſe Ihnen zu offenbaren vermochte, und ſo bildeten Sie ſich ein Ideal und glauben dieſes nun in Sidonien gefunden zu haben. Wie ſehr wahrſcheinlich iſt es aber, daß, wenn Sie perſönlich ſie kennen lernen, Sie dem Gebilde Ihrer Phantaſie ſie

ſehr unähnlich finden werden! Im Zauberglanze von Olga's Schönheit ſteht ſie vor Ihnen, allein die Natur verſagte ihr dieſe; ſie iſt, wie man ſagt, nicht häßlich, aber nicht einmal hübſch zu nennen — und denn, gewohnt ſich bewundert zu ſehen, gewohnt in der Welt zu leben, gewohnt ihre Gefühle in Dichtungen niederzulegen und auszuſprechen, und ſie ſo, jenſeits der Gränze der Wahrheit, mit dem Glanze der Poeſie zu ſchmücken — Julius, dürfen Sie, da hoffen, daß ſie die Kraft des Herzens bewahrt hat, die dazu gehört, zu lieben, wie Sie geliebt ſeyn wollen? — Der Dichter gehört keinem einzelnen, ſterblichen Weibe an, und wenn man in das Innere ſeiner Verhältniſſe zu Frauen blickt, ſo wird man immer finden, daß auch die geliebteſte für ihn nur eine vorübergehende Erſcheinung ſeines Urbildes war — ſollte es nun bei den Dichterinnen anders ſeyn? — Der Glanz des Künſtlerlebens iſt mit einem rein weiblichen Daſeyn unvereinbar; nicht die Poeſie, deren ſanfter, milder Blüthenduft unſer ganzes Seyn und Leben durchhauchen muß, wohl aber alles

ſelbſtſchöpferiſche Bilden, weil uns dieſes dem Wirkungskreis entfremdet, den die Natur uns zur ſichernden Lebensſchranke angewieſen hat. Liebten Sie Sidonie nur um der Erkenntniß ihres Charakters willen, die Sie aus ihren Schriften gezogen haben, ſo würde ich weniger für Sie fürchten, allein ſo haben Sie ſich durch den Putz blenden laſſen, den ihre Berühmtheit ihr anlegt und das kann Sie und Sidonien nie zum Glücke führen."

„Und wo, Dorothea," fragte ich erſtaunt, „haben Sie Ihr Geſchlecht und die Verhältniſſe geſelligen Lebens ſo klar beurtheilen lernen? wo fanden Sie die Veranlaſſung, ſie aus dieſem Geſichtspunkte ins Auge zu faſſen und darüber nachzudenken?"

„In einem Leben der Liebe und des häuslichen Glückes," antwortete ſie, „wie die Vorſehung es mir als Tochter, Freundin und Schweſter ſchenkte, wird mit dem Herzen auch der Geiſt gebildet, und wir Mädchen leben oft im Kreiſe der allereinfachſten Häuslichkeit ein für Sinn und Gemüth ſehr reiches, dichteriſches Leben. Indeſſen," fuhr ſie ernſt werdend fort,

„weiß ich auch, wie mannigfach sich das gestaltet, was der Mensch sein Glück nennt; man kann auch in der großen Welt glücklich seyn, glücklich in der Verbindung mit einer glänzenden Frau, die außer ihrem Manne und ihren Kindern auch noch viel und mancherlei von draußen her zu ihrem Glücke bedarf — die einzige wesentliche, ganz unumgängliche Bedingung zum Glück ist und bleibt für uns Menschen: Einheit des innern und des äußern Lebens. Sie stehen jetzt an einem Scheidewege, und daher wünsche ich, daß Sie Sich ernst befragen und ernst prüfen, ehe Sie einen für das Glück Ihres Lebens entscheidenden Schritt thun. Meine Begriffe von Glück und Tugend sind einfach, wie ich selbst es bin; es wäre thöricht, sie Ihnen als Maaßstab aufdringen zu wollen, allein, so wie ich Sie kenne, fürchte ich, Julius, daß Sie Ihr Glück nicht auf dem Wege finden werden, wo Sie es zu suchen geneigt sind."

Dorotheens Worte bewegten mich wunderbar; wie reich und schön entfaltete sich in diesem Gespräche ihr einfach milder und doch so klarer Geist, der mit ihrem Herzen voll Kinder-

Unschuld und Demuth in so ungestörter Liebe lebt, daß man nie zu sondern vermag, was bei ihr Gedanke, was Empfindung ist. Und doch hat diese milde Klarheit alle Bilder meiner Phantasie, alle meine bisherigen Wünsche und Hoffnungen getrübt. Sidoniens Nebelgestalt schwimmt nur noch in farblosem Duft vor mir, und will ich sie fester fassen, so blickt sie mich mit Dorotheens Auge an, und nach und nach tritt aus dem Nebel auch Dorotheens Gestalt hervor, und ich vermag keine von beiden mehr gesondert von der andern zu denken.

## Fünfter Brief.

Ich bin noch hier, obgleich meine Geschäfte schon seit Wochen beendigt sind, aber es ist, als ob mich ein Zauber an diese lieben, freundlichen Menschen gefesselt hält, die man lieben muß, um sie in ihrer ganzen Trefflichkeit zu erkennen. Wie unverständig bin ich in meinem früheren Urtheil über sie und ihre Verhältnisse zu einander gewesen! Hier, hier wohnt das Glück, das ersehnte, das aufzusuchen ich ausziehen wollte!

O könnte ich Dir dieſe Dorothea ſchildern in all ihrer Anmuth, in all der Tiefe ihres Weſens, wie ſie, zu weiblich, um auf ſich ſelbſt ruhen zu können, doch ſo erhaben iſt über alle Bedürftigkeit der Schwäche! — ſo zart und doch ſo mächtig in ihrer Liebe, ſo muthig und doch ſo ſanft, und ihre Milde, ihre Weiblichkeit ſo durchleuchtet von einer Geiſteshelle, die die erhabene Kraft und die hohe Zuverſicht einer reinen, feſten, frommen Seele ahnen läßt! Wie oft erſchließt ſich mir vor ihrem Blicke eine Welt neuer Gefühle! Wie lebe ich mich an ihrer Seite mit hinein in das Leben einfacher, durch Liebe veredelter Häuslichkeit! Wie lerne ich das begreifen, daß der Menſch der Natur die Kraft wieder abzugewinnen vermag, die die Welt ihm entzogen hat! Ja, es iſt wahr, was ich früher nie erkannt habe, das geſellige Leben unſrer großen Städte verwäſſert langſam, aber unausbleiblich unſre Empfindung und an die Stelle der einfachen Stärke und Wahrheit unſrer Naturgefühle tritt eine Sentimentalität und Leidenſchaftlichkeit, die, aus Irdiſchem geboren, auch irdiſch ſich verzehren muß. Die

wahre Liebe ist Einklang aller schönen und hohen Kräfte des Gemüths und gibt uns den Muth, die Mühen und Sorgen des Lebens zu überwinden, statt daß wir in jenem erkünstelt exaltirten Zustande des Gemüths ihren Druck doppelt hart empfinden. Ich wünsche mir keine Abgeschiedenheit von der Welt, kein Einsiedlerleben; ich will wirken und handeln, will mit Freunden fröhlich leben und mich in Kunst und Wissenschaft alles Schönen meiner Zeit, und vorzüglich meines Volkes erfreuen; aber vor allen Dingen will ich Gatte, Vater, Hausherr seyn und werden, und in der großen Welt nur für die kleine Welt meines Herzens und seines Glückes leben. O Ferdinand, wenn Dorothea mich liebte, wie unaussprechlich glücklich würde es mich machen, sie als Tochter in das Haus meines ehrwürdigen Vaters einzuführen! Wie reich ist sie an allen Tugenden, durch die das Weib dauernd beglücken kann! Ich vergöttere sie nicht mit blinder Leidenschaft, kein Sturm erschüttert meine Seele, keine verzehrende Gluth lodert in meinem Herzen — aber wie ein stiller Friedensengel beseeligt mich ihre Nähe, ihr

Blick, ich möchte immer um ſie ſeyn, ſie ſehen, ſie hören, an ihrer ſtill waltenden Liebe, mit der ſie für alles ſorgt, was ſie umgibt, an ihrer heitern Geſchäftigkeit, ihrem Ernſt, ihrem Scherz mich erfreuen, ihr meine ganze Seele aufſchließen, ihr jeden Gedanken meines Herzens vertrauen und ewig bei ihr allein Troſt für jeden Kummer ſuchen. Ich würde, wenn ich mich von ihr trennen müßte, das Leben in ſeinen edelſten Hoffnungen nicht aufgeben, aber mit unvergänglicher, wehmuthsvoller Sehnſucht würde ich ihrer ewig, ewig als des beſten und theuerſten Weſens gedenken, was ich je gekannt habe, und alles, was das Glück mir dann noch geben könnte, wäre genußloſe Ruhe. Oft beſeeligen wonnevolle Ahnungen mein Herz, eine eigne Rührung und Innigkeit ſchimmert zuweilen durch ihre friedliche Ruhe, und einzelne ihrer Worte, einzelne ihrer Blicke ſind voll unendlichen Zaubers ſüßer, tiefer Empfindung — aber dann iſt ſie auch wieder ganz Heiterkeit, ganz Muthwille. Sie muß es fühlen, daß ihr lebensreiches, warmes Bild längſt in meinem Herzen die Truggeſtalt verlöſcht hat,

die ich zu lieben wähnte; doch sie macht sich ein Vergnügen daraus, mich mit der Erinnerung an Sidonie zu plagen, und je mehr ihr Bild in meiner Phantasie verbleicht, in desto glühendern Farben sucht sie es wieder aufzufrischen. Wie dem aber auch sey, mein Schicksal muß sich bald entscheiden; ich darf meine Abreise nicht lange mehr verzögern, und kann Norwegen nicht verlassen, ohne Dorotheens Herz über den Gehalt meiner Zukunft befragt zu haben. Gott schenke mir die Erfüllung meiner Wünsche. Ach, Bruder, wie unaussprechlich glücklich würde ich seyn, dürfte ich das herrliche Mädchen mein nennen!

## Sechster Brief.

Wie wirst Du, ist mein letzter Brief in Deine Hände gekommen, erstaunen, wenn Du erfährst, daß ich seit vorgestern mit Sidonien, diesem Ideale meiner Jugendträume verlobt, und unendlich glücklich bin. Sie war ja doch meine erste Liebe, und da man in der zweiten Geliebten eigentlich immer nur die erste fort-

liebt, so wirst Du diesen, Dir gewiß unerwarteten Wandel meines Herzens in seiner Wahl Dir als Menschenkenner leicht erklären können. Wer hätte sich auch träumen lassen, daß der Himmel mir in diesen Felsenthälern die Hochgefeierte, die Dichterfürstin unsrer Zeit entgegenführen werde! Wenn ich das nicht als einen Wink des Schicksals, ihr Herz und Leben zu weihen, zu ehren verstanden hätte, so wäre ich gewiß nicht werth, daß mich das Schicksal eines solchen Winkes gewürdigt hätte.

Doch Du wirst wissen wollen, wie sich das Alles begeben hat, und so erfahre denn die wundersame Geschichte Deines glücklichen Freundes.

Wir waren von einem tief im Gebirge wohnenden Freunde Paulmanns zu einem Besuch auf sein Landgut eingeladen, dessen schöne, romantische Lage mir Dorothea oft mit Begeisterung gerühmt hatte. Die kleinen zweirädrigen Fuhrwerke, deren man sich hier allgemein bedient, sind ohne Rücksitz, und so fuhr Paulmann mit seiner Frau, ich mit Dorothea. Nur eine kurze Strecke waren wir gefahren, als die

Gegend allmählig wilder und wilder wurde. Die äußern Felsenmassen begannen gen Himmel auf zu starren, wie das Gerippe einer Welt, das erst des Augenblickes harrte, der es mit Leben und Schönheit bekleiden solle; allein diese Wildheit hatte eine Größe der Erhabenheit, von der die Seele mächtig ergriffen wurde. Hier sang kein Vogel, hier blühte keine Blume, der Adler umkreisete diese düstre, furchtbare Einöde. Unser Gespräch stockte, ich drückte schweigend Dorotheens Hand an mein Herz. Plötzlich spaltete sich die Felsenwand vor uns, Fichten und Tannen dunkelten jenseits auf aus den Spalten und Klüften bis hinauf zum Gipfel der Felsen, und erhoben das frische, unbeschreiblich glänzende Grün der dazwischen liegenden Thäler und Wiesen, deren klare Seen die Schönheit dieses Anblicks erhöheten. Wir waren erst gegen Abend ausgefahren, um die Schönheit der Nacht zu genießen. Die Sonne sank jetzt und die Felsen, hinter denen sie verschwand, erglühten purpurfarbig, während der Mond sein goldnes, taghelles Licht auf die Gegend goß. Unvergleichlich schön, ein himmlisch

leichtes Aethermeer iſt dieſer blaue Nachthimmel des Nordlands, und die Silberſtrahlen ſeiner Sterne wiegen uns in jene ſanfte Melancholie ein, die die Phantaſie beflügelt und die Seele erhebt. Eine ſolche, Frieden und Liebe athmende, alle Sinne bezaubernde Nacht hatte ich noch nie erlebt — und wie nun als Sonnenbote der erſte, friſche Morgenhauch durch ſie hin ſäuſelte, die höchſten Gipfel der Fichten ſich leiſe wie erwachend regten, und die Vögel, die in ihnen ſchlummerten, zu wecken ſchienen, da hob ſich mein überſeliges Herz empor zu dem großen Urheber der Natur, der uns für dies flüchtige Leben den vergänglichen Schmerz und die ewige Liebe gegeben hat. — Leichte ſilberne Duftwölkchen ſchwammen vor dem Purpur des glühenden Morgenrothes her — ich lauſchte der kommenden Sonne mit jedem Seelenſinn entgegen und wagte, Dorotheens Hand drückend, kaum zu athmen — ſie kam endlich, und die ſchönſte Feier ihres Erſcheinens war die Thräne andachtsvoller Wonne in Dorotheens Auge — und wie ich ſie nun an mein Herz zog und, dieſe Thräne ihrem Auge entküſſend, ſie vor der

Sonne, dem Auge des allsehenden Gottes fragte, ob sie mein seyn wolle für Zeit und Ewigkeit, und wie sie nun, das Haupt an mein Herz legend, in Thränen ausbrach, so schön, daß Engel sie weinen könnten, und, die Hand gen Himmel emporhebend, flüsterte: hier und dort! — o Ferdinand, da verstummte Dein Freund vor Seligkeit und nur seine Thräne war sein Gelübde und sein Gebet.

Frage mich nicht, wie vieler Zeit ich bedurfte, ehe ich zum klaren Bewußtseyn der Sicherheit meines Glückes kam; Dorothea an meinem Herzen und in meinen Armen, gab es für mich kein irdisches Zeitmaaß mehr. Sie aber richtete sich aus dieser Umarmung auf, und mich süßlächelnd und erröthend anblickend, nannte sie mir fragend und zweifelnd Sidoniens Namen. Ich sagte ihr nun, wie ich mich der Liebe zu dieser schon lange als eines täuschenden Jugendtraumes bewußt geworden sey, und wie ich in ihr nun in vollster Wahrheit der Empfindung all das Herrliche und Beseligende liebe, was mein Herz in seinen Liebesahnungen und in seiner Sehnsucht früher in Sidonie

zu finden gehofft habe; wie mir in ihr ein viel reineres Bild von Frauenhuld und Frauenwerth ſichtbar geworden ſey, und wie nur ſie, ſie, meine geliebte, meine angebetete Dorothea auf dem ganzen Erdenrunde die Einzige ſey, von der mir wahres, tiefempfundenes Erdenglück kommen könne. Dorotheens Augen füllten ſich mit Thränen — „ſo iſt denn," ſagte ſie, „der erſte und theuerſte Wunſch meines Herzens erfüllt, es iſt mir gelungen, den Mann meiner Seele mir ſelbſt untreu zu machen, und ich verdanke den Beſitz ſeines Herzens keiner äußern Zufälligkeit, keinem Irrglanze der Berühmtheit und des Geiſtes, ſondern nur dem, was ich in unverfälſchter Wahrheit meines eigenſten und innerſten Seyns bin und ihm ewig zu bleiben hoffen darf. Ich ſelbſt bin es, Julius, die unter dem als Schriftſtellerin angenommenen Namen Sidonie einen Eindruck auf Deine Phantaſie machte, der wahrſcheinlich dem Glück unſrer Herzen ſeine Wahrheit und Reinheit getrübt haben würde, wenn Du mich als Sidonie aufgeſucht, als Schriftſtellerin kennen gelernt und um mich geworben hätteſt."

Ueberraschter, als ich es Dir zu schildern vermag, staunte ich sie an. „Um Dir das Räthsel zu lösen," fuhr sie fort, „wie Du mich, die Du in Deutschland glaubtest, hier in den Felsenthälern Norwegens findest, muß ich Dir einen flüchtigen Abriß meines Lebens entwerfen. Ich bin nicht Mariens Schwester, aber unsre Väter waren Brüder, unsre Mütter Schwestern und wir beide sind an einem Tage geboren. Inniger kann keine Familie vereint seyn, als die unsrige es war, und da wir in einer kleinen Stadt in Hinsicht des Umgangs fast ganz auf uns beschränkt waren, so befestigte die Gewohnheit des ungestörten Zusammenlebens das Band unsrer Herzen von Jahr zu Jahr inniger. Von Jugend auf zeigte ich Talent zur Dichtkunst; meine Lieben erfreuten sich daran, ohne es aufzumuntern, und meine Mutter bemühete sich, mir Grundsätze einzuflößen und Gewohnheiten anzubilden, die mich auch in reiferen Jahren davor schützen konnten, auf mein Talent eitel zu werden. Kaum funfzehn Jahr alt verlor ich meine Eltern; sie hinterließen mir kein Vermögen, aber von Mariens Eltern aufgenom-

men, war mir das Glück treuer Elternliebe noch nicht verloren. Marie und ich hatten gemeinschaftlich eine schöne Kindheit verlebt; auch unsre ersten Jugendjahre waren schön; die Trauer um den Verlust meiner Eltern veredelte uns und lehrte uns tiefer empfinden und das Leben ernster würdigen. Einsam von außen entfaltete sich unser inneres Leben im Umgange mit Gott, mit der Natur, in der Liebe, die uns an einander und an unsre Eltern band. Im neunzehnten Jahre wurden wir Waisen. Eine Tante von uns, die in Königsberg lebte, erbot sich, eine von uns an Kindesstatt anzunehmen, da ihre Lage es ihr nicht verstattete, bei uns beiden Mutterstelle vertreten zu können, und das Schicksal selbst entschied, daß Marie zu der Tante gehen solle, indem es mir eine andere Versorgung anwies. Ich hatte mich in den beiden letzten Jahren an eine größere Dichtung gewagt und Olga vollendet; der Prediger unsers Wohnortes hatte sie ohne mein Wissen drucken lassen, und mir dadurch die Gunst der Herzogin von K. erworben. Diese vortreffliche Frau erkundigte sich bei dem Verleger nach der

Verfaſſerin; dieſer, der meinen wahren Namen nicht wußte, wandte ſich an den Prediger, von dem er das Manuſkript erhalten hatte, und durch dieſen von meinen Verhältniſſen unterrichtet, berief mich die Herzogin als Vorleſerin zu ſich. Ich ſage Dir nichts von dem Schmerz der Trennung, den Marie und ich empfanden; allein ſo tief er auch war, ſo blieb doch der Gedanke, daß wir nun die Welt ſehen und kennen lernen ſollten, nicht ohne Einfluß auf unſern Sinn. Mit großen Erwartungen von ihr kam ich in der Reſidenz an. Olga hatte mir eine Berühmtheit erworben, von der ich in meiner bisherigen einſamen Verborgenheit keine Ahnung gehabt hatte. Die Herzogin nahm mich mit ehrender Güte auf; alles drängte ſich zu mir, in jeder Zeitſchrift fand ich mein Lob, jeder Poſttag brachte mir von irgend einem Buchhändler eine Aufforderung, ihn zum Verleger zu wählen, oder von irgend einem berühmten Schriftſteller, einer berühmten Frau eine ſchmeichelhafte Einladung, an dieſem oder jenem litterariſchen Unternehmen Theil zu nehmen. Meine Jugend, meine Anſpruchsloſigkeit

bewahrte mich vor dem Unglücke, beneidet zu werden; edle Menschen traten mir freundlich entgegen, Gebildete suchten mich auf, und in den drei Jahren, die ich am Hofe der Herzogin verlebt habe, hat mich keiner der Dornen verletzt, die so oft auf der schriftstellerischen Laufbahn Eitelkeit und Herz verwunden. Desto nachtheiliger war aber der Einfluß dieser Verhältnisse auf mein inneres Leben. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß diese neue Lebensweise von aller rein weiblichen Bestimmung mich abführte; ich schrieb viel und mit steigendem Beifall; alle Schätze der Literatur standen mir zu Gebote, die in der Residenz aufgehäuften Kunstschätze eröffneten mir eine neue, herrliche Welt, ich lebte geistig ein sehr reiches Leben, allein meine Freude an häuslicher Thätigkeit, an Fleiß und Handarbeit, an stiller Einsamkeit verlor sich allmählig, und mit ihr die Frische der geistigen und körperlichen Gesundheit. Ein hochgeistiges Leben ist für uns Frauen immer ein kränkelndes, und meine eigne Erfahrung, so wie die Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit gehabt habe, haben

mich überzeugt, daß das Leben einer Schriftstellerin oder Künstlerin fast ohne Ausnahme zu einem unnatürlichen wird. Vor der Göttlichkeit des ächten Dichterberufes muß freilich die Anforderung jedes irdischen Verhältnisses verschwinden; allein die Natur macht oft in einem Jahrtausend nur eine Ausnahme im weiblichen Geschlecht, und diese mag dann freilich, wie es z. B. bei der Frau v. Stael der Fall war, als Ausnahme gelten. Der Mann darf die Liebe, er darf Gatten- und Vaterfreude, den Frieden schöner Häuslichkeit der Kunst opfern, und doch wird das Verhältniß, welches ihm diese Opfer als nothwendig abfordert, immer nur ein seltnes und ungewöhnliches seyn; allein den Frauen giebt die Natur höchstens leichte Talente, doch nie jene selbstschöpferische Genieskraft, die diese zur genialischen Einheit verbindet, und damit ist auch dem verkünstelten Künstlerleben, dem jetzt so viele Frauen nachstreben, das Urtheil gesprochen. Ein anderes ist es, wo das Schicksal eine Frau mit allen Ansprüchen ihres Herzens auf Glück zur Resignation bestimmt hat — wo das Grab vielleicht ihre

Liebe deckt und die heilige Treue ihres Herzens sie ohne ein äußeres, kirchliches Gelübde zur Nonne weihete — oder wo sie ihres Talentes bedarf, sich selbst und ihrer Familie einen anständigen Lebensunterhalt zu erwerben: — da laßt uns schonend urtheilen und theilnehmend wünschen, daß es der Poesie gelingen möge, dem Dornenkranz, den sie trägt, die scharfen Spitzen zu nehmen, und in den Gebilden ihrer Phantasie Trost für die Leiden einer rauhen Wirklichkeit zu finden. — Aber selbst in solcher Lage ist die Kunst nur ein Nothbehelf, und jeder Standpunkt im Leben, der ihr häusliche Thätigkeit, Regsamkeit für andre, Fleiß, Verborgenheit, Beschränkung auf einen kleinen Kreis sichert, wird dem Frieden ihres Herzens, ihrer Ruhe und ihrem Glück heilsamer seyn, als es irgend eine Art von literarischer oder künstlerischer Berühmtheit zu werden vermag. Eine Erfahrung, die ich machte, war mir vorzüglich schmerzlich — in dem, was ich schrieb, spiegelte sich — vielleicht aus Mangel an Talent — das Selbstempfundene, Selbsterlebte treu ab, und diese Wahrheit der Empfindung und der Dar-

ſtellung war, wie ich glaube, das einzige Verdienſt, auf das ich als Schriftſtellerin Anſpruch machen konnte; allein es iſt unglaublich, wie ſich das, was ich ſo darſtellte, gewiſſermaaßen von meinem Leben ablöſete und zu Etwas außer mir Exiſtirendem wurde. — Der tiefſte Schmerz, den ich empfunden hatte, war der über den Verluſt meiner Eltern; ich ſprach ihn einſt in einer mir heiligen Stunde unter tauſend heißen Thränen in einem Gedichte aus, das man für mein gelungenſtes hält — aber mir war und iſt es noch eine Entweihung; ich habe das Gedicht nie, ſeitdem es gedruckt iſt, wieder leſen können — ich fühlte durch ſein Daſeyn das Heiligthum meines Grams entweiht. — Ausgeſprochen, der Menge ausgeſprochen hatte ich, was ich nur vor Gott hätte hinweinen ſollen. Vielleicht verſtehſt Du mich nicht in dem unſäglichen Schmerz, mit dem ich das empfand; doch jede Schriftſtellerin hat vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht, und ſollte dieſe, als der tiefſten Wahrheit ihres Seyns gefährlich, fürchten. — Anders als das meine hatte ſich das Leben meiner Marie geſtaltet. In ſtiller Demuth blühte

sie im Hause der Tante, in all der Lieblichkeit und Anspruchslosigkeit zarter Jungfräulichkeit fort; Paulmann, den Handlungsgeschäfte nach Königsberg geführt hatten, lernte sie kennen, liebte sie, und warb um ihre Hand. Er fühlte, welch ein Opfer sie ihm bringe, wenn sie ihr Vaterland verlasse, und überzeugt, daß wir Frauen in den Jugend-Erinnerungen die zartesten Herzensblüthen bewahren, schlug er ihr vor, eine ihrer Jugendfreundinnen zu bereden, sie nach Norwegen zu begleiten, damit diese durch ihre Nähe jene frischblühend erhalte. Marie liebte nur mich; sie hatte mit Paulmann oft von mir geredet; da sie aber sein, bis zur Abneigung gehendes, Vorurtheil gegen schriftstellerische Frauen kannte, die er sich ohne Ausnahme als verschroben und überbildet dachte, so hatte sie nie den Muth gehabt, ihm zu sagen, daß ihre Dorothea mit der Schriftstellerin Sidonie Eine und dieselbe sey. Der Brief, in welchem sie mir ihre Verlobung und Paulmanns Wunsch, daß ich sie begleiten solle, um als ihre Schwester in seinem Hause zu leben, bekannt machte, galt mir für einen Wink des

Himmels. Ich erbat von der Herzogin meine Entlassung und eilte zu ihr und dann mit ihr und ihrem Gatten hieher, wo ich Tage des reinsten Herzensfriedens gelebt habe, von denen ich dankbar erkenne, daß ich ihnen eine Kräftigung des innern Lebens verdanke, wie sie mir mein voriges, den eigentlichen Kern im Menschen angreifendes Leben nicht zu geben vermochte. — Jetzt erschienst Du, und ich kann nicht leugnen, daß ich im Anfange einigemal die Versuchung empfand, mich vor Dir ein bischen mit meinem Geiste aufzuputzen, da es mir nicht entging, daß Du die geistige Bildung der Frauen eben so überschätztest, als Paulmann sie in Deinem Sinne zu tief herabwürdigte. Allein bald führte mich die Unbefangenheit, mit der Du Dich mir naheteſt, weil Du in mir nur ein gutes, heiteres, fleißiges Geschöpf saheſt, von dieſer Verſuchung zurück. Dieſe Art der Annäherung war mir fremd und ſie that mir unendlich wohl. In meiner Vaterſtadt hatte ich nie Gelegenheit gehabt, mit jungen Männern umzugehen; bei Hofe trat ich ſchon mit meiner Schriftſtellerei geputzt auf; die Auszeichnung,

die man mir erwies, galt vorzugsweise immer mehr der Dichterin als dem Mädchen, und meine Eitelkeit empfing viele Huldigungen, während mein Herz unbeachtet und unbefriedigt blieb. Von Dir fühlte ich mich nun zum Erstenmal, entkleidet von allem Geistesschimmer, in der Liebenswürdigkeit meines Mädchen-Wesens anerkannt, und das machte mich zu glücklich, als daß ich mich noch versucht fühlen konnte, unser Verhältniß durch einen mir werthlosen Triumph der Eitelkeit anders zu gestalten. Urtheile nun aber über den Eindruck, den das Geständniß Deiner Liebe zu Sidonien auf mich machte. Schon damals, mein Freund, besaß indessen Dorothea und nicht Sidonie Dein Herz — was Dich an diese band, war nur Trug der Phantasie. O wie danke ich der Vorsehung jetzt dafür, daß sie mich Dir, als Dorothea entgegengeführt hat! Glaube mir, als Sidonie hättest Du mich nie wahrhaft lieb gewonnen — Du hättest in ihr vorzugsweise die Dichterin aufgesucht, und das ist eben das Unglück, dem Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in ihrem Verhältnisse zur Außenwelt selten zu entgehen vermögen,

daß man im Umgange mit ihnen vorzugsweise ihren Geist in Anspruch nimmt und daß die Bande, die geistiges Wohlgefallen und der Zauber der Phantasie knüpfen, das Herz nicht daurend beglücken können, ja, daß dieses oft kalt bleibt, wo die Phantasie glüht. Ich glaubte nur der Stimme der Pflicht zu folgen, als ich nach Norwegen ging, um für Glanz und Berühmtheit den stillen Frieden frommen Fleißes und treuer Freundschaft einzutauschen, und sieh, es war der Pfad, auf dem die Vorsehung mich meinem Glücke entgegen leitete." —

Hier sank Dorothea an meine Brust und welches Zusatzes bedürfte es noch, Dir zu schildern, wie glücklich ich bin?

# Ein Beitrag zur Geschichte einer berühmten Frau.

(Aus Notaliens Papieren.)

Es war an einem trüben, naßkalten Oktober-Nachmittag, als mich das Blasen einer Extrapost aus der Träumerei weckte, in welche mich das Buch, mit dem ich beschäftigt war, versenkt hatte; mechanisch trat ich an das Fenster und sah vor dem meiner Wohnung gegenüber liegenden Posthause einen schwer bepackten, englischen Reisewagen halten, dessen eines zerbrochenes Rad die Nothwendigkeit verkündete, die die Reisenden zum Verweilen zwang. Der Bediente sprang vom Bocke, ein Frauenzimmer bog sich aus dem Schlage des Wagens hervor, und gab ihm in englischer Sprache den Auftrag, sich zu erkundigen, ob hier im Orte kein Wirthshaus sey, in dem sie für diese Nacht ein Zimmer erhalten könne. Er kam bald mit

dem Bescheid zurück, außer dem Posthause gebe es in dem ärmlichen kleinen Landstädtchen kein Wirthshaus; die Gaststube desselben sey aber ganz mit Frachtfuhrleuten angefüllt, voller Tabacksqualm und Branntweinsdunst, und das Zimmer, das der Dame eingeräumt werden könne, müsse erst in Ordnung gebracht und Feuer darin angezündet werden.

Meine arme Leny! mein süßes Kind! wie soll es denn mit dir werden! rief die Fremde schmerzlich aus und wandte sich zu einem kleinen Mädchen, das neben ihr saß und still weinend den Kopf auf ihre Schulter legte. Ach mich, dürstet und mich friert so sehr, seufzte die Kleine, und eine Tasse Thee, liebe Mutter, möchte ich so gerne haben! — Ich fühlte, daß, so wenig das auch war, was ich bei der Beschränktheit meiner Lage und meiner Wohnung der Fremden anzubieten vermochte, es ihr doch immer mehr Erquickung und Bequemlichkeit für ihr, dem Anschein nach krankes Kind gewähren werde, als sie in dem schmutzigen Posthause bei unfreundlichen Wirthen finden konnte, und trat aus meiner Wohnung an den Wagen.

Ich redete ſie in engliſcher Sprache an; bei dem erſten Laut der vaterländiſchen Töne blickte ſie freudig überraſcht zu mir auf, und dankte mir dann mit einer Rührung, deren Herzlichkeit mich wohlthuend anſprach, für mein Anerbieten. Ich müßte fürchten Ihre edelmüthige Gaſtfreiheit zu mißbrauchen, antwortete ſie mir, wenn ich bloß für mich den Mangel an Bequemlichkeit ſcheute; allein meine Kleine hat Fieber und ſo nehme ich Ihre Einladung wie das Anerbieten eines helfenden Engels an. Das Kind lächelte mir mit unbeſchreiblichem Liebreiz zu, ich nahm es auf den Arm und trug es ſorgſam nach meinem Zimmer, wo ich es auf das Sopha bettete und meiner alten treuen Marie rief, uns Theewaſſer zu bringen und für die Erwärmung meines kleinen Gaſtzimmers ſo ſchleunig als möglich zu ſorgen. Da ich mehrere Jahre auf dem Lande gelebt hatte, wo die Entfernung des Arztes den Frauen die Pflicht auflegt, ſich mit der Pflege und der Behandlung der Kranken vertraut zu machen, ſo konnte ich auch der ſorgenden Mutter mit jenem Tone der Ueberzeugung, der uns Glauben gewinnt, die

Verſicherung geben, daß Louys Fieber nur ein leichtes Flußfieber ſey, welches Ruhe, Schlaf und einige Taſſen Fliederthee hoffentlich zu heben hinreichen würden. Wir brachten das Kind zu Bette; es ſchlief nach einigen Minuten ſanft ein, und da die Kammerfrau der Fremden bei ihm blieb, um ſeinen Schlaf zu bewachen, führte ich die Mutter nach meinem Zimmer zurück. Nie hatte ich, wie mich dünkte, eine zartere Geſtalt, nie ſeelenvollere Augen, nie eine ſolche ausdrucksvolle Beweglichkeit der Züge geſehen, und auch nie eine ſo wohllautende Modulation der Stimme gehört, als die ihrige. Ihr Anſtand und ihr Benehmen bezeugten, daß ſie in der großen Welt und in den glänzendſten Zirkeln derſelben einheimiſch war, und dem widerſprach doch wieder die ungekünſtelte Herzlichkeit ihres Weſens, die lautere Natur ihres Blickes und eine unverkennbare Friſche der Lebensanſichten und der Gefühle, die im Gewühle der großen Welt, wo es für ein weibliches Weſen ſo ſchwer iſt, ſich innere Jugend zu bewahren, faſt unausbleiblich welkt. Unſer Geſpräch nahm bald, von den Gemeinplätzen der Unterhaltung

entfernt, eine anziehendere Wendung; das Buch, in dem ich bei der Ankunft der Fremden gelesen hatte, lag noch auf dem Sopha, es war der bekannte Roman ******.

Die Fremde wurde sichtlich überrascht, als sie den Titel sah; sie heftete ihre wundervollen dunklen Augen auf mich, und fragte: Lieben Sie die Werke dieser Schriftstellerin? — Ich gestehe Ihnen, antwortete ich lächelnd, daß ich für alle von Frauen geschriebene Romane eine große Vorliebe habe; mag gleich kein vollendetes Meisterwerk darunter seyn, so finden wir doch in vielen derselben den reinen Anklang einer wahren Empfindung, und wir Frauen kennen und verstehen uns unter einander zu gut, um nicht in jedem geschriebenen Roman einen Beitrag zur geheimen Herzensgeschichte seiner Verfasserin zu entdecken. Gewiß ist es auch für eine Frau, mag sie gleich mit Welt- und Menschenkenntniß Geist und Phantasie verbinden, doch immer noch eine schwere Aufgabe, einen Seelenzustand, eine Leidenschaft zu schildern, die sie nicht selbst durchempfunden hat, und daher kommt es auch, daß den Schriftstellerin-

uen ſo ſelten die Zeichnung männlicher Charaktere gelingt. Die Werke der Frau v. ** rechtfertigen ſie in meinen Augen von vielen der ſchweren Anklagen, die die öffentliche Meinung gegen ſie erhoben hat. Mag gleich in früherer Zeit die Verderbniß des ſittenloſen Hofes, an dem ſie lebte, ſie ergriffen haben; mag gleich eine Zeit voll unerhörter Frevel, voll Blut und Mord einen dunkeln Schatten auf manche Begebenheit ihres Lebens werfen, ſo kann ich mir doch ein ſolches Erkennen des ſittlich Schönen, wie es ſich in ihren Werken ausſpricht, nicht denken, ohne an den angebornen ſittlichen Adel der Verfaſſerin und an ihr Beſtreben, das Erkannte in That wie im Wort darzuſtellen, zu glauben. Sie ſelbſt hat uns in dieſem Roman mit einer Wahrſcheinlichkeit, die die Bürgſchaft für die Wahrheit vieler darin erzählter Thatſachen in ſich trägt, die Möglichkeit dargeſtellt, wie ein edles, himmliſch reines Weſen mit allem Schein der Schuld belaſtet, ein Raub der ſchwärzeſten Verleumdung werden kann. — Schwerlich hat auch je eine Frau, ſagte die Fremde bewegt, mehr von der Verleumdung

gelitten, als Frau v. **, deren Seelengröße den Menschen, in deren Kreis sie lebte, so unbegreiflich war, daß diese, die eigne Sittenlosigkeit zum Maaßstab nehmend, sie gerade da der schwärzesten Verbrechen schuldig glaubten, wo sie wie ein Engel die edelste Güte übte. — Sie erinnern mich, antwortete ich, an ein Gerücht, das mir bei Lesung dieses Romans wieder sehr erinnerlich geworden ist; Frau v. ** hatte eine Pflegetochter, die in der Welt allgemein für ihre eigne galt, und als deren Vater man ein durch den Abscheu aller kommenden Jahrhunderte gebrandmarktes Ungeheuer nannte, und im Bezug auf diese Pflegetochter, auf diese, wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes so berühmte Pamela, könnte man diesen Roman das Todtengericht nennen, das sie sich selbst bei der Nachwelt errichtet hat. — Wie so? fragte die Fremde. — Dieser Roman, erwiederte ich, ist voller Anspielungen auf die Geschichte jener Pflegetochter und augenscheinlich von Frau v. ** in der Absicht geschrieben, sie von dem Verdacht jener Unsittlichkeit frei zu sprechen. Das Daseyn dieser Tochter würde

als eine Verirrung der berühmten Frau im Strome der Vergessenheit untergesunken seyn, aus dem Frau v. **, als eine der vorzüglichsten Schriftstellerinnen ihres Landes und ihres Jahrhunderts, manchen ehrenvollen Anspruch auf das Andenken der Nachwelt gerettet haben würde; ist sie aber fähig gewesen, alle Macht ihrer Erfindungsgabe und den ganzen Zauber der Poesie, in soweit er ihr zu Gebote steht, daran zu verwenden, einer Verirrung den Schein einer edlen Handlung zu geben, so hat sie sich der unwürdigsten Heuchelei schuldig gemacht und verdient die Verachtung jeder edlen Seele, der die Wahrheit, diese heiligste Urfeste aller Sittlichkeit, heilig ist. — Und Sie, fragte die Fremde, halten Sie sie dieser Heuchelei schuldig? — Nein, antwortete ich ihr, so herbe auch Welterfahrung und Menschenkenntniß manches jugendliche Traumbild meines Herzens zerstörten, so haben sie doch in meiner Brust nicht das Vertrauen auf Menschenwerth getödtet, mir nicht den Glauben an Tugend geraubt. Warum sollte ich mich um eine der reinsten Wonnen dieses Lebens, das Wissen um eine schöne

That, selbst betrügen wollen, wenn mir die Wahl frei steht, ein Ereigniß für diese, oder für eine höchst niedrige Unwürdigkeit anzunehmen? Auch hat Frau v. ** in dem Bilde, das sie uns von Pamela entwirft, ein so seelenvolles, durch den liebenswürdigsten Verein von Geist und Empfindung anziehendes Wesen geschildert, daß ich schon aus Zuneigung zu diesem ihrem holden Pflegekinde der Stimme der Verleumdung Herz und Ohr verschließen würde. — Vergessen Sie nicht, sagte die Fremde sanft erröthend, daß die Liebe partheiisch macht, und daß der romantische Sinn der Frau v. ** beseelt, die gefährliche Zaubergabe in sich schließt, die Gegenstände unsrer Zuneigung im täuschend verschönernden Lichte zu sehen. Pamela erhielt vom Himmel ein tief und rein empfindendes Herz; sie hat es im herbesten Wechsel von Wonne und Leid unentweiht bewahrt, es macht ihr Glück, aber sie kann sich den Besitz desselben nicht zum Verdienst anrechnen. — Sie kennen sie? fragte ich mit sichtlicher, lebendiger Theilnahme. — Ich bin es selbst, antwortete sie.

Seit diesem Abend sind jetzt viele Jahre verflossen, und ich glaube mich berechtigt, Pamela's Jugendgeschichte mittheilen zu dürfen, wie ich sie damals erfuhr.

---

Im Schooße einer liebenswürdigen und geliebten Familie, nur mit der Erziehung ihrer beiden Töchter, Kamilla und Natalie, beschäftigt, und auf den Umgang einiger Verwandten und Freunde beschränkt, lebte Frau v. **, ehe sie die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen eines erlauchten Hauses übernahm, im stillen Genuß eines eben so einfachen als reinen Glückes. Schwärmerisch in der Liebe zu ihren Kindern und Freunden, voll Hang zu allem Ungewöhnlichen, blieb ihr doch jene Sucht nach Glanz und Schein fremd, die als eine Krankheit unsers Zeitalters anzusehen ist, von der vorzüglich die Frauen ergriffen sind.

Ihre Töchter waren erst in den Jahren des Uebergangs vom Kinde zur Jungfrau, als ihr für die Aelteste, für die kaum vierzehnjährige Kamilla, ein in jeder Hinsicht so vortheilhafter Heirathsantrag gemacht wurde, daß sie

nicht zögern durfte ihn anzunehmen, so ungern sie auch ihre Tochter in einem Alter, das noch keine Festigkeit der Grundsätze und des Charakters, sondern nur die Anlage zu derselben verstattet, in die Kreise der großen Welt eintreten sah. Die Frauen werden in den geselligen Kreisen mehr mechanisch fortgerissen, als sie sich selbstständig zu bewegen vermögen, und für ein junges Gemüth haben ihre Zerstreuungen daher den unvermeidlichen Nachtheil, daß vor dem kleinlichen Gewirr des gesellschaftlichen Lebens keine andere Reihe von Ideen und Bildern in der Seele herrschend werden kann, und aus Mangel an Sammlung und einsamer Selbstbesprechung mit dem eignen Herzen erstirbt das Gefühl, aus dem das Bedürfniß einer solchen Sammlung hervorgeht und nur irgend ein großer Schmerz vermag es denn wieder zu erwecken. Der jetzige Graf B. erhielt die Hand der reizenden Kamilla, doch schon nach wenig Monaten eines ungetrübten Glückes bedrohete ihn eine gefährliche Krankheit seiner jungen Gemahlin mit dem Verlust desselben. Kamilla wurde ihrem Gatten, ihrer Mutter erhalten;

allein der Tod schien für sie ein anderes Opfer als Lösegeld einfordern zu wollen. Der Gram und die Anstrengung, mit der Frau v. ** ihre Tochter gepflegt und während der ganzen Dauer ihrer Krankheit das Zimmer derselben nicht verlassen hatte, schien ihre Gesundheit gänzlich zerrüttet zu haben. Man fürchtete, sie habe die Auszehrung, und die Aerzte verordneten ihr den Gebrauch der Bäder zu Bristol, wohin sie, von Natalie, ihrer jüngsten dreizehnjährigen Tochter begleitet, abging.

Frau v. ** hatte es vernachlässigt, sich im Voraus eine Wohnung zu bestellen, und sah sich daher bei ihrer Ankunft in Bristol genöthigt, mit einigen sehr schlechten Zimmern vorlieb zu nehmen, deren Lage auch noch die Unannehmlichkeit hatte, daß ihr Schlafzimmer nur durch eine Bretterwand von dem Gemach einer kranken, seit zwei Monaten bettlägerigen Irländerin getrennt war. Frau v. **, die sehr fertig englisch spricht, erkundigte sich bei der Wirthin nach ihrer Nachbarin, und erfuhr, daß die unglückliche junge Frau an der Schwindsucht sterbe. Sie war die Wittwe eines Mannes,

der, von seiner vornehmen Familie wegen seiner, ihren stolzen Wünschen nicht entsprechenden Heirath, enterbt, ihr bei seinem Tode nichts als einen kleinen lebenslänglichen Jahrgehalt hinterlassen hatte, der freilich für sie bei ihren einfachen Wünschen und Bedürfnissen hinreichte, aber sie jetzt der herzzerreißendsten Sorge preis gab, da ihr Tod ihre einzige vierjährige Tochter zur hülflosen Waise machte. Die Wirthin war unerschöpflich in dem Lobe Pamela's, so hieß die Kleine; nach ihrer Versicherung gab es keinen schöneren Kinderengel auf der ganzen Welt. Die Erzählung von dem Schicksale der jungen Irländerin machte auf Frau v. ** einen wehmuthsvollen Eindruck, und der ganze Abend verstrich ihr und Natalien unter Gesprächen von ihrer kranken Nachbarin und dem reizenden Kinde.

Frau v. ** und ihre Tochter schliefen in einem Zimmer, und waren schon seit einigen Stunden zu Bette, als ein ungewöhnliches Geräusch im Zimmer der Irländerin Frau v. ** erweckte. Sie horchte — ein leises Wimmern, ein schmerzliches Aechzen drang zu ihrem Ohr — ihr fiel ein, daß die Kranke nur ein

Mädchen zur Bedienung und zur Pflege bei sich habe, und daß ihr daher ihre Gegenwart vielleicht nützlich werden könne. Schnell stand sie auf, ergriff die Nachtlampe und verließ leise, um Natalie nicht zu erwecken, das Zimmer. Als sie die Thüre des kleinen Vorgemachs, welches das Krankenzimmer vom Eingange schied, öffnete, tönte ihr Todesröcheln entgegen — zitternd nahete sie sich — da stürzte ihr die Kammerfrau der Fremden schluchzend entgegen: es ist vorbei! sie lebt nicht mehr! rief sie händeringend. Ich kam, sagte Frau v. ** erschrocken, ihr meinen Beistand anzubieten. — Ach, sie bedarf dessen nicht mehr, antwortete die Frau, aber was wird aus ihrem unglücklichen Kinde werden? ich habe zu Hause selbst vier eigne kleine Würmer, wie kann ich mir die arme Waise noch dazu aufladen? — Wo ist das Kind? unterbrach sie Frau v. **. — Ach, gnädige Frau, die kleine Unschuld ist noch nicht fähig ihr Unglück auch nur zu ahnen, sie weiß nicht einmal, was Sterben heißt; sie liebt ihre Mutter innig, denn nie gab es ein wohlgearteteres Kind, aber sie schläft ruhig in derselben

Stube, wo dieſe eben den Geiſt aufgegeben hat. — Laſſen Sie uns das Kind von dieſem traurigen Orte wegbringen, ſagte Frau v. ** bewegt, indem ſie in das Sterbezimmer trat; der Weg zur Wiege des Kindes führte ſie nahe am Lager der Todten vorüber; ihre Augen füllten ſich beim Anblick der blaſſen, ſtummen Geſtalt mit Thränen — unglückliche Mutter, ſeufzte ſie, wie ſchmerzlich müſſen die letzten Augenblicke Deines Lebens geweſen ſeyn, da Du Dein Kind hülflos zurücklaſſen mußteſt! allein — ſie ſank hier unwillkürlich auf die Knie nieder — wenn Dein Geiſt uns noch umſchwebt, wenn es Dir noch vergönnt iſt, mich zu ſehen und zu hören, ſo empfange das Gelübde, Deinem Kinde Mutter ſeyn zu wollen, und auch dafür Sorge zu tragen, daß es Deiner in Deinem ſtillen Grabe mit Liebe gedenke. —

Frau v. ** glaubte hier ein leiſes, geiſtiges Wehen zu empfinden, ſie ſtand auf und näherte ſich tief bewegt der Wiege; ein Vorhang umhüllte das Kind, ſie zog ihn mit zitternder Hand fort und erblickte nun die kleine Waiſe in all der entzückenden Schönheit kindli-

cher Unschuld sanft schlummernd. Ihre Thränen flossen; holdes Wesen, sagte sie, in welcher Stunde und an welchem Orte schlummerst Du so süß! umsonst wirst Du beim Erwachen Deine Mutter rufen, aber mein Herz soll Dir ihren Verlust ersetzen, und hier, vor den Augen des allsehenden Gottes, umschwebt von dem Geiste Deiner Mutter, nehme ich Dich zu meinem Kinde an, und gelobe Dir Mutterliebe und Muttertreue. Kommen Sie, fuhr sie, sich zu der Kammerfrau wendend, fort, helfen Sie mir die Wiege nach meinem Zimmer hinübertragen. Sie gehorchte willig, und das Kind wurde, ohne daß es erwachte, nach Frau v. ** ihrem Gemach gebracht. Natalie hatte ihre Mutter vermißt und trat ihr jetzt besorgt entgegen. Hier bringe ich Dir, sagte ihr Frau v.**, eine zweite Schwester, tritt näher sie zu sehen, und versprich mir, sie zu lieben. Natalie warf sich vor dem Bettchen nieder, die Kleine besser zu sehen, und wünschte sehnlichst den Morgen herbei, um Pamela umarmen zu können und sie sprechen zu hören. Es war noch zu früh, um aufzubleiben, doch vergeblich suchte Frau v. **

den Schlaf auf ihrem Lager. Kann man ihn aber herbei wünschen, wenn die Erinnerung einer guten Handlung ihn verscheucht?

Als Frau v. ** am Morgen aufgestanden war, ließ sie die Vorhänge ihrer Fenster aufziehen und sogleich erwachte Pamela. Sie eilte zu ihr hin, das Kind schien durch ihren Anblick überrascht zu werden, doch nach dem ersten Blick des Erstaunens, streckte es ihr lächelnd die Händchen entgegen, und mit unaussprechlicher Rührung und Liebe drückte sie es an ihr Herz. Frau v. ** glaubte an die Macht der Sympathie, diesem Lieblingstraum aller gefühlvollen Seelen, und sah in den Liebkosungen Pamela's eine Wirkung derselben. Bald aber verlangte die Kleine nach ihrer Mutter, sie ist nicht mehr hier, antwortete ihr Frau v. ** bewegt. Bei diesen Worten flossen Pamela's Thränen; Natalie wollte sie trösten. Nein, sagte Frau v. **, laß uns diese Betrübniß ehren; denke an ihre Lage, Natalie, und es wird Dir wie mir wohlthun, ihre Thränen fließen zu sehen. — Sobald Pamela angekleidet war, kniete sie in der Ecke des Zimmers

nieder und betete laut ihr Morgengebet. Wie ergriff es Frau v. **, als sie die Worte hörte: Lieber Gott, mache auch meine liebe kranke Mutter wieder gesund! — Bete nicht mehr darum, sagte sie ihr, Deine Mutter leidet nicht mehr. Ach, lieber Gott, rief Pamela, ich danke Dir dafür! — Dieser Ausruf zerriß das Herz der Frau v. **. Mein Kind, unterbrach sie sie, bete künftig nur, daß Gott Deine Mutter glücklich machen möge. Pamela wiederholte diesen Wunsch mit rührender Innigkeit; dann wandte sie sich mit schüchterner bittender Miene an Frau v. **: darf ich, fragte sie, Gott auch noch bitten, daß er mich bald wieder mit meiner Mutter vereinigt? Sie sah, daß die Augen der Frau v. ** sich bei diesen Worten mit Thränen füllten, und laut weinend stand sie auf und warf sich in ihre Arme. In diesem Augenblicke benachrichtigte man diese, daß ihr Wagen vorgefahren sey, sie trug Pamela hinein und fuhr, von Natalie begleitet, nach Bath, wo sie einige Tage verweilte und dann bei ihrer Rückkehr nach Bristol eine andere Wohnung bezog.

Pamela wurde ihrer Pflegemutter mit

jedem Tage theurer; ihre Sanftmuth, ihr tiefes Gefühl, die Liebe, mit der sie an Frau v. ** hing, wurden für diese zu einer reichen Quelle süßer Freuden. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in England kehrte sie nach Frankreich zurück, wo nach ihrem Beispiel ihre ganze Familie die kleine liebenswürdige Waise adoptirte. Auch war es unmöglich, Pamela zu sehen, ohne sich für sie zu interessiren, und sie zu kennen, ohne sie zu lieben. An ihrem achten Geburtstage machte Frau v. ** sie mit ihrem Schicksale bekannt, indem sie ihr die Geschichte ihrer unglücklichen Eltern, in so weit sie selbst darum wußte, erzählte. Pamela zerfloß in Thränen, sie fiel ihrer edlen Wohlthäterin zu Füßen, und sagte ihr alles, was Liebe und Dankbarkeit nur immer einem tief empfindenden sechszehnjährigen Mädchen bei diesem Anlaß hätten einflößen können, allein ihre Seele hob sie, sobald es den Ausdruck ihres Gefühls galt, bei jeder Gelegenheit über ihr Alter empor. Sie war ein heitres, bis zur Unbesonnenheit lebhaftes Kind; sobald es aber Zartheit und Tiefe der Empfindung galt, war sie nie Kind,

und sprach auch nie wie ein Kind. Der Widerschein dieser reichen und wahren Empfindung war es auch, der ihrem ganzen Wesen eine so unbeschreibliche Anmuth lieh, und sie eines Zaubers mächtig machte, der ihr unwiderstehlich alle Herzen zu eigen gewann. Man sah Pamela gewiß mehreremale, ohne zu wissen, ob sie schön, hübsch, oder nur reizend sey, man bemerkte nur den geist- und seelenvollen Ausdruck ihres Gesichts, nur den rührenden Zug himmlischer Güte um den schön geformten Mund. Sie hatte wundervolle braune Augen, von langen, schwarzen Augenwimpern beschattet; allein man sprach nie von der Schönheit ihrer Augen, immer nur von der Schönheit ihres Blickes. Pamela war gegen alle, die sie umgaben, libevoll, nachgiebig und gefällig, wie man es bei wahrer Herzensgüte immer ist, und dabei war sie offen und unbedingt wahr. Die einzigen Fehler, welche Pamela hatte, entsprangen aus ihrer übertriebenen Lebhaftigkeit, welche sie nie zur Unart gegen andere verleitete, aber eine Flüchtigkeit bei ihr erzeugte, welche vielleicht nie bei einem Kinde größer gewesen ist, und

welche alle Bitten, Ermahnungen und Strafen kaum zu mildern, doch nie zu besiegen vermochten. Dagegen war aber auch ihrem Herzen kein die Menschheit adelndes Gefühl fremd, selbst jene Empfindungen nicht, die nur als ein Resultat der Reflexion aus dem künstlichen Gebäude unsrer Kultur, als bürgerliche Tugenden hervorgehen zu können scheinen. Pamela erinnerte sich kaum mehr in England gewesen zu seyn; sie liebte ihre zweite Mutter zu innig, um nicht auch Frankreich zu lieben, allein sie wußte, daß sie eine Brittin war, und ihr Herz bewahrte für ihr Vaterland eine Anhänglichkeit, die um so mehr Bewunderung verdiente, da kein einziges Band persönlicher Neigung sie erzeugte. Eines Tages — sie war damals zehn Jahr alt — schrieb Frau v. ** in ihrem Zimmer und Pamela spielte ruhig neben ihrem Schreibtisch, als man plötzlich einige Kanonenschüsse hörte; aufhorchend sagte Frau v. ** vor sich hin: wahrscheinlich ein Sieg über die Engländer! zufällig fiel bei diesen Worten ihr Blick auf Pamela, und zu ihrem Erstaunen sah sie diese blaß werden und dann schnell erröthen.

In diesem Augenblicke traten mehrere Personen in das Zimmer und man brachte die Nachricht, es sey angerichtet. Noch immer schien Pamela bewegt, und Frau v. **, die in ihrer Seele die Ursache davon zu lesen wünschte, knüpfte das Gespräch von neuem an. Ich muß doch nachfragen lassen, sagte sie, warum man die Kanonen gelöset hat; ich hoffe, daß sie uns einen Sieg über die Engländer verkündigen sollen. Kaum hatte sie diese Worte geendet, als sich Pamela weinend in ihre Arme warf. O liebe Mutter, rief sie, vergib mir meine Thränen; ich liebe deshalb die Franzosen nicht weniger, aber ich bin in England geboren! — Dies im kindlichen Alter so seltene Gefühl der Vaterlandsliebe rührte Frau v. ** tief. Reines, sanftes Herz, antwortete sie ihr, ein erhabener Instinkt leitet Dich schön und sicher, und Du erfüllst nur eine Pflicht, wo Du einen Fehler zu begehen fürchtest. Bewahre ewig dem Lande Deiner Väter diese Theilnahme; liebe die Franzosen, aber vergiß nie, daß Du eine geborne Brittin bist.

Ein so ausgezeichnetes und liebenswürdiges

Kind, wie Pamela es war, konnte zu keinem Alltagsgeschöpf heranwachsen, und sie rechtfertigte auch in ihrem siebenzehnten Jahre alle die Erwartungen, zu denen sie früher berechtigt hatte. Sie behielt die ganze Grazie der Kindlichkeit, den süßen Zauber derselben, der sich in ihrem Wesen unaussprechlich reizend mit der Würde der Jungfrau verschmolz. Kein Mädchen tanzte schöner, keines hatte einen edleren Gang. Ihr Charakter vereinigte Eigenschaften, die leider nur zu oft getrennt sind, und es bei ihr noch schwerer als bei andern schönen Frauen machten, ihre Reize von ihren Tugenden zu unterscheiden, da sie mit tiefer Empfindung Frohsinn, mit Sanftmuth Lebhaftigkeit, mit sittsamer Zurückhaltung Freimüthigkeit verband.

Natalie, um mehrere Jahre älter als Pamela, war schon seit einigen Jahren verheirathet und machte, so wie auch ihre Schwester Kamilla, durch die Achtung und den Beifall, den man ihr zollte, so wie durch ihre kindliche Liebe das Glück ihrer Mutter, welches jetzt aber durch eine Begebenheit getrübt wurde, welche das Herz der Frau v. ** mit eben so tiefer als

gerechter Trauer erfüllte. Sie hatte eine Schwiegerin, Victorine, Gräfin von S., die durch ihre Tugenden, ihre Reize und ihre Talente das Glück ihres Gatten und der Stolz der ganzen Familie war. Eine schleichende Krankheit, die man anfänglich nicht für gefährlich hielt, schien aber jetzt dem Leben der jungen Frau Gefahr drohen zu wollen, und die Aerzte drangen darauf, daß Victorine ein Jahr im südlichen Frankreich zubringen solle, um unter dem milden Himmel jener Gegenden ihre wunde Brust auszuheilen. Ihre Schwiegermutter begleitete sie dorthin, und Frau v. ** empfand daher den Schmerz dieser Trennung doppelt. Tröstende Hoffnungen milderten beim Abschied die Herbe desselben, doch nur zu bald entflohen diese unwiderbringlich. Die Reise vermehrte nur Victorinens Uebel, und schon nach einigen Monaten verschwand jede Hoffnung zu ihrer Genesung. Frau v. ** suchte sich aber, obgleich die Briefe ihrer Mutter sie von der wachsenden Gefahr unterrichteten, noch immer zu täuschen, als sie von der würdigen Frau folgenden Brief erhielt:

„Sie lebt noch, aber ach! wenn Du dieſen Brief erhältſt, haben wir ſie vielleicht ſchon verloren! Wie ſoll und wird Dein unglücklicher Bruder dieſen unerſetzlichen Verluſt, wie ich ſelbſt ſeinen Schmerz und den meinen ertragen? Wir alle haben bisher dies himmliſche Geſchöpf, das uns der Tod zu rauben im Begriff iſt, nur unvollkommen gekannt; ein ſo einfach glückliches Leben, wie das ihrige, war nicht der Schauplatz, auf dem ſich die erhabnen Tugenden, die ſie beſaß, entfalten konnten, und nur der Tod entreißt dieſer Seele den Schleier, in dem ſich ihre Größe verhüllte. Du kannſt Dir keinen zu hohen Begriff von ihrem Muthe, ihrer Geduld und ihrer frommen Ergebung machen; ich ſchrieb Dir früher, daß ſie ſich über die Gefahr ihres Zuſtandes zu täuſchen ſcheine, aber ich irrte mich. Schon vor unſrer Abreiſe von Paris geſtand ſie ihrem Kammermädchen, daß ſie ſich rettungslos fühle, und, nur um unſern Kummer zu mildern, ſuchte ſie uns zu überreden, daß ſie noch

eine Hoffnung nähre, die wir uns nicht entschließen konnten aufzugeben. Gestern indessen verrieth sie sich. Ich war allein mit ihr, und sie bat mich, ihren Mann darauf vorzubereiten, daß sie morgen die heiligen Sakramente zu empfangen wünsche, und dafür zu sorgen, daß ihn dieser Wunsch nicht beunruhige. Ich war zu bewegt, um ihr antworten zu können, und auch sie versank in ein ernstes Sinnen, dem ich sie zu entreißen wünschte, und um ein andres Gespräch einzuleiten, sagte ich ihr, daß ich Dir heute Morgen schreiben wolle. Es schien, als ob sie mir etwas zu sagen wünsche, aber mit sich selbst unentschlossen kämpfe, und ich fragte sie daher, ob sie einen Auftrag für Dich habe? Ja, antwortete sie mir, Sie wissen, daß man mich, als ich in meinem dreizehnten Jahre das Unglück hatte, meine Mutter zu verlieren, in ein Kloster brachte; ich war erst einige Tage dort, als mich eine arme Frau zu sprechen verlangte, sie war gichtbrüchig, und kam zu mir, weil meine

verstorbene Mutter sie seit Jahren durch ihre Wohlthaten erhalten hatte. Weinend umarmte ich sie, und habe von dem Tage an für sie gesorgt. — Liebe Mutter, fuhr sie bewegt fort, seyn Sie so gütig und empfehlen meiner Schwiegerin diese Frau: sagen Sie ihr, daß ich sie ihr als mein Vermächtniß hinterlasse. Thränen waren meine einzige Antwort, und mit einem unvergeßlichen Blick küßte sie mir liebkosend die Hand. — Kaum vierundzwanzig Jahr alt, schön, glücklich, angebetet von allem, was sie umgibt, im Augenblick der Trennung von einem geliebten Gatten, von einem holden Kinde, ein Raub des Todes und der qualvollsten Leiden, und nie eine Klage, nie eine Miene des Unmuths, nur noch beschäftigt, alle zu trösten und das Schicksal der Unglücklichen zu sichern, deren Stütze sie gewesen ist! — Ich sende Dir den einzigen Trost, den ich Dir zu bieten vermag, die Adresse der armen Frau, und beneide Dir das Glück, sie zu sehen und künftig für sie zu sorgen."

Sobald Frau v. ** dieſen Brief geleſen hatte, fuhr ſie, von Pamela begleitet, zu Frau Busca, dies war der Name der armen, ihr von Victorinen empfohlenen Frau, deren Anblick ihnen eben ſo viel Mitleid, als ihr Betragen und ihre Aeußerungen Achtung und Bewunderung einflößten. Die Arme und Füße dieſer unglücklichen Frau waren nicht nur gelähmt, ſondern auch ganz vertrocknet. Ihre unnatürlich langen Finger waren in allen ihren Gelenken ſo verrenkt, daß ſie alle Form einer menſchlichen Hand verloren hatten. Ihr Geſicht war nicht abſchreckend, aber leichenartig eingefallen und todtenblaß; ſie vermochte den Kopf ſo wenig aufzuheben als umzudrehen, und trug ihn tief auf die Bruſt niedergebeugt, und ſeit zwanzig Jahren in dieſem Zuſtande hatte ſie ſich doch den Beſitz aller ihrer Geiſteskräfte in heitrer Klarheit zu bewahren vermocht. Frau v. ** und Pamela fanden ſie in einem großen, ſorgſam aufgeräumten Zimmer, in einem reinlichen Bette, vor dem ein ehrwürdiger Geiſtlicher ſaß; als ſich Frau v. ** ihr als Victorinens Schwiegerin nannte, hob die Kranke ihr

Auge gen Himmel; ach, gnädige Frau, sagte sie, welch einen Engel haben sie zur Schwester! so jung sie auch noch ist, erhält und pflegt sie mich doch schon seit eilf Jahren, und wenn Sie wüßten, mit welcher himmlischen Güte sie das thut, und wie sie mich gezwungen hat, mich von ihr aufwarten und bedienen zu lassen! — Sie kam also oft, Sie zu besuchen? fragte Frau v. **. — Vor ihrer Verheirathung durfte sie das Kloster nicht verlassen, und ich mußte mich jede Woche einmal zu ihr tragen lassen; dann erbat sie sich die Erlaubniß, das Gitter öffnen und mir selbst mein Frühstück bringen zu dürfen. Meine Hände versagen mir jeden Dienst, sie war es also, die mir zu essen gab, und das mit einer Güte, einer Freundlichkeit! wie soll ich Ihnen aber nun vollends schildern, was sie seit ihrer Verheirathung für mich gethan hat! sie, die junge, schöne Frau, der alle Freuden, alle Zerstreuungen der Welt zu Gebote standen, kam zwei bis dreimal die Woche zu einer armen, gichtbrüchigen Frau, und verweilte mehrere Stunden an meinem Lager. Sie brachte mir Gaben, eingemachte Sachen, Wein, sie las

mir aus einem Erbauungsbuche vor, sie sang mir mit ihrer süßen Stimme die herrlichsten geistlichen Lieder — wie oft glaubte ich nicht, einen Engel zu sehen und zu hören! — Aber das ist noch bei weitem nicht alles, was sie für mich that; Sie sehen den Zustand, in dem ich bin, und müssen wissen, daß alle meine Glieder eben so schmerzlich empfindlich als gelähmt sind, und daß ich keine Woche verlebe, ohne an den furchtbarsten Krämpfen zu leiden; ich würde es nicht wagen, Ihnen meine körperliche Leiden so auszumalen, wenn es nicht geschähe, um Sie die Engelsgüte Ihrer Schwiegerin ganz kennen zu lehren — reden Sie, unterbrach Frau v. ** sie lebhaft, erzählen Sie uns alles. — Nun wohl, gnädige Frau, es gibt keine Art der Pflege, keine noch so niedere Art der Dienstleistung, die ich nicht gezwungen gewesen bin, von ihr anzunehmen. Gewiß haben Sie oft ihre zarten, lilienweißen Hände bewundert, aber sie ahneten sicher nicht, daß diese schönen Hände alle Woche die Füße einer armen, alten, gebrechlichen Frau wuschen. — Hier schwieg die Kranke, nur ihre Thränen redeten, und auch

ihre Zuhörerinnen waren zu bewegt, um sprechen zu können. In diesem Augenblick trat ein junges Mädchen in das Zimmer und fragte Frau Busca, ob sie etwas bedürfe? als diese verneinend dankte, entfernte sie sich und der Geistliche wandte sich zu Frau v. **. Gewiß werden die gnädige Frau mit Vergnügen erfahren, sagte er ihr, daß dies junge Mädchen die Tochter einer Nachbarin der Frau Busca ist, und daß alle ihre andern Nachbarinnen in ähnlicher Dienstfertigkeit mit einander wetteifern; die eine kommt, für sie zu nähen, eine andre reinigt das Zimmer, die dritte heizt ein, kurz, gnädige Frau, das Beispiel Ihrer edlen Frau Schwiegerin ist für die Bewohnerinnen dieser Straße nicht verloren gegangen und scheint sie alle zu diesem lobenswerthen Diensteifer gestärkt und erweckt zu haben. — Mit welcher Rührung, mit welcher Bewunderung verlasse ich das Schmerzenslager dieser Dulderin, sagte Frau v. **. — Gewiß verdient sie es auch, diese Empfindungen einzuflößen, antwortete der Geistliche, da die Macht des Glaubens und des Vertrauens zu Gott sie in Geist und Gemüth

siegend über alle Bedrängnisse des Erdenlebens emporhebt. Nur einen kleinen Theil ihrer Leiden hat sie Ihnen geschildert, und es ist Pflicht Ihrem Gefühl die schaudererregende Schilderung derselben zu ersparen, da keine Kunst, keine menschliche Hülfe dieselben zu lindern vermag, und doch ist sie mit ihrem Schicksal dankbar zufrieden. — Wie ist dies möglich? rief Pamela erstaunt aus. — Und doch, mein Fräulein, nahm Frau Busca das Wort, bin ich es, und was Ihnen noch unbegreiflicher scheinen wird, ich halte es für ein Glück, daß mir dies irdische Leiden von meinem himmlischen Vater zu tragen auferlegt wird, und finde mich zum Dank gegen Gott verpflichtet, daß er mich in eine Lage versetzt hat, in der ich mir stündlich, augenblicklich das Verdienst erwerben kann, ohne Murren zu leiden, in eine Lage, wo nichts mehr meine Seele von Ihm, dem Quell alles Trostes, alles Lebens, abzieht, wo alles Irdische vor meinen Blicken versunken ist, und nur Gott und die Ewigkeit mir gegenwärtig sind! Für mich gibt es keinen Irrthum, keine Täuschung, keine Versuchung mehr; meine Seele ist nicht

mehr einheimisch auf der Erde, und schon im Glauben und in der Liebe mit ihrem Schöpfer vereinigt. Laut und mächtig ertönt in meinem Herzen die Stimme meines Gottes; sein Ruf erhebt und kräftigt mich, indem er mir kindliche, unbedingte, heitre Ergebung in mein Schicksal gebietet, und mir am Ziele meiner Erdenwallfahrt die Krone der Unsterblichkeit verheißt!

Der Ton der Kranken verrieth bei diesen Worten nicht mehr die matte Erschöpfung aller ihrer Kräfte; in ihren erloschnen Augen flammte das Feuer himmlischer Begeisterung auf; unüberwindlicher Glaube, unüberwindliche Liebe beseelten sie. Frau v. ** und Pamela sahen und hörten sie mit bewundernder Ehrfurcht, und gelobten es sich, sie so oft zu besuchen, als ihre Geschäfte und ihre Pflichten es ihnen nur immer gestatten würden. Am Abend dieses Tages sprachen beide nur von Victorinen und von der Kranken. Wie es wohl zugeht, fragte Pamela, daß Tante nie mit uns von dieser Frau geredet hat? — Dies Schweigen über sie, erwiderte ihr Frau v. **, erhöht in meinen Augen das Verdienst ihrer stillen Wohlthätigkeit. So-

bald der Mensch seinem Pflichtgefühl eine gute That abringen muß, so ist auch für ihn die Versuchung da, mit ihr groß zu thun, weil er die Anstrengung empfindet, die sie ihm gekostet hat; wo aber eine schöne That rein und lauter aus dem Herzen hervorgeht, da macht man keinen Anspruch auf Beifall, weil der Mensch es sich nie zum Verdienst anrechnet, der Neigung und der Eingebung seines Herzens gefolgt zu haben.

Wenig Tage nach dieser Unterredung erhielt Frau v. ** die traurige Nachricht von dem Tode einer von jeher zärtlich geliebten Schwiegerin, die ihr durch Frau Busca's Erzählung noch theurer geworden war. Sie fuhr zu dieser, um in ihrem tiefen Schmerz des Trostes zu genießen, mit ihr zu weinen, und von ihr eine Lobrede auf die Verstorbene zu hören, wie sie dieses Engels würdig war.

Pamela wollte Victorinens Stelle bei der Kranken ersetzen; sie leistete ihr dieselben Dienste, die sie von jener empfangen hatte, und besuchte sie regelmäßig zweimal die Woche. Schon seit beinahe einem Jahre erfüllte sie diese von

ihr freudig übernommene Pflicht, als eines Tages, da sie eben, vor der Kranken knieend, beschäftigt war, ihr die Füße zu waschen, sich die Thüre des Zimmers öffnete, und ein junger Mann von hoher, edler Gestalt eintrat. Bei dem Eintritt des Fremden wandte sich Pamela nach ihm um; der Kamm, der ihre reichen kastanienbraunen Locken zusammenfaßte, entfiel ihr bei dieser Bewegung, sie rollten nieder und verhüllten zum Theil ihr Gesicht, dessen Wangen in diesem Augenblicke das schönste Erröthen färbte, das nur ein Mädchenantlitz zum Engel zu verklären vermag. Sie wandte sich zu ihrer Kammerjungfer, einer Engländerin, und verwies es ihr in englischer Sprache, daß sie versäumt habe, die Thüre zuzuriegeln. Gottlob! rief der Unbekannte freudig, dieser Engel ist meine Landsmännin! Pamela's Erstaunen stieg mit ihrer Verlegenheit, als sie ihn bei diesen Worten näher treten, und sich ihr gegenüber an die Wand lehnen sah. Sie eilte, mit dem Einhüllen der Füße der Kranken fertig zu werden, um sich entfernen zu können. Himmlisches Wesen, sagte der Unbekannte, in ihren Anblick

verloren, vor ſich hin, wer Dich nicht ſah, hat nur einen unvollkommenen Begriff von dem Eindruck, den Jugend und Schönheit zu machen vermögen! Er ſchwieg — ſeine Blicke ruhten mit dem Ausdruck der zärtlichſten Bewunderung und Ehrfurcht auf Pamela. — Jetzt war ihr Geſchäft vollendet, und nach einem leiſe geflüſterten Lebewohl an Frau Busca neigte ſie ſich im Vorübergehen gegen ihn und ließ ihn mit der Kranken allein.

Am Abend dieſes Tages erhielt Frau v. ** folgenden Brief:

Gnädige Frau!

„Ich bin der Onkel des Lord F....., der dieſen Morgen das Glück hatte, Augenzeuge eines Schauſpiels zu ſeyn, das auf ſein Herz den tiefſten Eindruck gemacht hat; das Bild der reizenden, zu den Füßen einer armen gichtbrüchigen Frau knienden Pamela wird nie in ſeiner Erinnerung verlöſchen, und ſein Charakter und der unentweihte Adel ſeiner Empfindung macht ihn des Glückes werth, die Tugend in Gaſtalt

der Schönheit lieben zu dürfen. Gezwungen heute Morgen noch Paris zu verlaſſen, hat er es mir zur Pflicht gemacht, der edlen Frau, die eine brittiſche Waiſe zur Tochter annahm, die Huldigung meiner Ehrfurcht perſönlich darzubringen, und der Zweck dieſer Zeilen iſt, mir dazu Ihre Erlaubniß zu erbitten. Man hat mir geſagt, daß Ihre liebenswürdige Pflegetochter in England Verwandte habe, die ſich weigern, ſie anzuerkennen: würdigen Sie mich, mir das Geheimniß ihrer Geburt anzuvertrauen, und rechnen Sie zuverſichtlich darauf, daß Sie in meinem Herzen für ſie die Treue und die Zärtlichkeit eines Vaters finden ſollen.

Hochachtungsvoll unterzeichne ich mich u. ſ. w.

Charles A—y."

Nein, liebſte Mutter, rief Pamela, als ſie dies Blatt geleſen hatte, laſſen Sie dieſen Engländer nicht zu uns kommen; machen Sie keinen Verſuch mir die Aufnahme in eine Familie zu verſchaffen, die mich ſchon vor meiner

Geburt verſtoßen hat. Sie ſind mir alles, laſſen Sie mich allein Ihr Kind bleiben! — Aber, liebſte Pamela, Du würdeſt, von Deiner Familie anerkannt, wahrſcheinlich einen Rang und ein Vermögen erhalten, wie Dir beides meine Liebe nicht zu ſichern vermag — und deren ich nie zu meinem Glück bedürfen werde, fiel Pamela raſch ein; mein Herz kennt keinen andern Wunſch, als den, Ihnen mein Leben weihen zu können. — Den Beſuch dieſes Britten muß ich aber doch annehmen, ſagte Frau v.**; ich verſpreche Dir aber, ihm nie ohne Deine Einwilligung das Geheimniß Deiner Geburt zu entdecken. Unter dieſer Bedingung war es Pamela zufrieden, Sir Charles kennen zu lernen, und am Morgen des folgenden Tages erſchien er. Pamela machte ſichtlich den günſtigſten Eindruck auf ihn, und er erneuerte ſeine Bitten, ihm ihren Familiennamen zu entdecken. Frau v.** geſtand ihm offen, daß Pamela allein ſich dieſer Entdeckung widerſetze. Soll ich denn ganz der Hoffnung entſagen, fragte er ſie, Ihnen in unſerm gemeinſchaftlichen Vaterlande nützlich werden zu können? —

Zweifeln Sie wenigstens nicht an meiner Dankbarkeit, erwiederte ihm Pamela, ich fürchte jede Aenderung meiner Lage, da das Glück, welches mir die Liebe meiner großmüthigen Wohlthäterin gewährt, jeden Wunsch meines Herzens befriedigt, aber ich erkenne darum die edelmüthige Güte Ihres Anerbietens nicht weniger dankbar. Gerührt blickte Sir Charles sie lange schweigend an; man sah, daß ihn irgend ein Gedanke, irgend ein Wunsch bewegte, den er sich auszusprechen fürchtete; endlich wendete er sich an Frau v. ** und bat sie um die Erlaubniß, sich, da er in einigen Tagen nach London reisen müsse, bis zu seiner Wiederkehr zuweilen schriftlich ihrem Andenken zurückrufen zu dürfen. Sie versprach ihm zu antworten, und forderte seine Adresse. Ich wohne nicht für beständig in London, antwortete er, und mache häufige Reisen; wenn Sie aber die Gewogenheit haben wollen, Ihre Briefe unter Couvert dorthin an Mistreß S...y zu adressiren, so werde ich sie gewiß, wo ich auch bin, richtig erhalten.

Der Name der Mistreß S...y schien beiden Damen aufzufallen, und Sir Charles fragte,

ob sie etwa die Ehre habe, von ihnen gekannt zu seyn. Der Name ist mir bekannt, antwortete Frau v. **. — Es ist der meinige, gnädige Frau, erwiederte Sir Charles, ich legte ihn ab, um eine Erbin zu heirathen, deren Familiennamen ich annehmen mußte. — Hatten Sie einen Bruder? fragte Frau v. ** mit bewegter Stimme. — Ich hatte deren zwei und habe beide verloren! Mistreß S...y ist die Wittwe des älteren — und der andere? fragte Pamela kaum hörbar. — Der Unglückliche wurde das Opfer einer Leidenschaft, die der väterlichen Gewalt zum Trotz alles an den Besitz des geliebten Gegenstandes setzte; er wurde enterbt, Reue und Kummer verkürzten sein Leben, und unser unglücklicher Vater folgte ihm bald in das Grab. Ich war damals abwesend, und eine Verkettung von widrigen Zufällen zwang mich zur Verlängerung meiner Reise. Erst vier Jahre nach dem Tode meines Bruders kam ich nach Irland zurück; ich suchte seine Wittwe auf, auch sie war nicht mehr. Ich erfuhr, sie habe eine Tochter hinterlassen, zu der ich eilte, um sie an Kindesstatt anzu-

nehmen. Die Frau, der meine Schwiegerin sie anvertraut hatte, war gleichfalls gestorben und von ihrem Wittwer erfuhr ich, daß meine kleine Nichte ihre Mutter nur um wenige Tage überlebte, und er seine Frau, die ihre Gebieterin nach dem Bade begleitete, dessen Gebrauch ihr verordnet war, erst nach dem Tode der Mutter und des Kindes wiedergesehen habe.

Pamela vermochte ihrer Erschütterung nicht länger Herr zu bleiben, ihre Thränen flossen; gerührt und erstaunt blickte Sir Charles sie an, während Frau v. ** Pamela's zitternde Hände zärtlich an ihre Brust drückte. Plötzlich aber stand sie auf. Nein, sagte sie, ich darf nicht zögern, mich dem Bruder meines Vaters zu erkennen zu geben; ich bin jene Waise, die in dieser edlen Frau eine zweite Mutter wieder fand. — Mit innigem Entzücken, mit freudiger Rührung drückte Sir Charles seine liebenswürdige Nichte an sein Herz. Frau v. ** holte das Kästchen herbei, in welchem sie die Beweise von Pamela's Herkunft aufbewahrte, und Sir Charles fand darin, außer dem Trauscheine seines Bruders und dem Taufscheine Pamela's,

auch noch mehrere Briefe seines Bruders an seine Frau, die die Kammerfrau derselben der Frau v. ** eingehändigt hatte. Wahrscheinlich hatte sie, um nicht die Geschenke, die sie von Frau v. ** erhalten hatte, mit ihrem Manne theilen zu müssen, den Tod der kleinen Miß erdichtet, da sie sicher zu seyn glaubte, daß dies Kind nie wieder in Irland erscheinen würde.

Lord F....., der Schwestersohn von Sir Charles verstorbener Frau, kam bald nach Paris zurück, um in Miß Pamela S...y eine geliebte Verwandte zu begrüßen, in der sein Herz seit ihrem ersten Anblick die Gefährtin seines Lebens zu finden gewünscht hatte. Er war der Liebe eines edlen Herzens werth, und sie ward ihm — Pamela wurde seine Gattin.

Hier entsinkt der Schreiberin dieser Zeilen die Feder — sie vermag nicht Pamela aus den sonnenhellen Tagen des schönsten Lebensglückes hinweg zu den düstern, grausigen Auftritten der furchtbaren Zeit zu folgen, in der auf Brittanniens frei genanntem Boden das Haupt des edlen Lord F..... unter dem Beil

des Henkers fiel. — Unglückliches Irland, du wirst den freisinnigen Mann, der dir sein Leben opferte, nicht vergessen, und aus so edlem Blut müssen früher oder später dir die Rächer deiner Schmach, deine Helden, deine Befreier erstehen!

# Amala.

Von Fürsten und Freiherrn umgeben, vom Jubelgeschrei des Volks umwogt, näherte sich die Prinzessin Olga der Gränzstadt des Reiches, dessen Thronfolger ihr zum Gemahl bestimmt war. Acht schneeweiße, rosenroth mit Silber aufgeschirrte Rosse zogen den kristallnen Wagen, in dem, stralend von Juwelen, noch stralender von Hoheit und Jugendreiz, die königliche Braut im mild verklärendem Schimmer freundlicher Holdseligkeit saß. Neben dem Schlage des Wagens ritt Graf Leo von Leoni, von der Monarchin des Landes gesandt, sich in dieser Gränzstadt, als Stellvertreter ihres Neffen und Kronerben, die schöne Fürstentochter antrauen zu lassen. Ein geborner Lebensfürst, heldenmüthig und schön, wie die blühendste Phantasie sich nur den herrlichsten von Hella's Götter-

söhnen zu gestalten vermag, theilte er mit der Prinzessin die Bewunderung der Menge. Da, als der Zug sich der, vor den Thoren der Stadt aus Blumengewinden erbaueten Ehrenpforte nahete, schwiegen plötzlich die Trompeten, die bis jetzt in dem Jubelruf des Volkes schmetterten, der Donner der Pauken verhallte — unsichtbare Harfenchöre erklangen, und eine Schaar von Amorinen flatterte herbei und umgab den Wagen der Fürstenbraut, die sich dem lieblichen Kinde entgegen neigte, das, auf den niedergelassenen Tritt des Wagens hüpfend, ihr einen Kranz überreichte, und mit einem für dies Alter ungewöhnlichen Ausdruck der Empfindung, ein Gedicht sprach, dessen Innigkeit die Prinzessin rührte. Sie neigte sich, den Kranz zu fassen, den die Kleine ihr darbot und sie dankend auf die Stirne zu küssen; diese aber hob den Blick zu dem Grafen empor, der stolz auf seinem hohen Rosse so nahe an dem Schlag des Wagens hielt, daß die Kleine zwischen ihm und der Fürstin stand, und flüsterte dieser leise zu: Hüte Dich vor ihm, er raubt Dir Herz und Krone, wenn ich Dich nicht rette.

Ueberraſcht flog der Blick der Fürſtin zu ihm auf und traf begegnend dem ſeinen; Auge flammte in Auge; erröthend ſenkte Olga vor dem hell flammenden Blitz ſeines Blickes den ihrigen, und ſchnell ihrer Hand entgleitend wich das Kind in den Kreis ſeiner Geſpielinnen zurück.

Als ſich am Abend dieſes geräuſchvollen Tages die Prinzeſſin in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte und die Bilder deſſelben ihr in der Erinnerung vorüberglitten, gedachte ſie auch der räthſelhaften Worte, die das Kind ihr zugeflüſtert hatte. Sie konnte die Kleine nur für ein Werkzeug halten, und da es ihr wichtig war zu erfahren, wer ſich erkühnen durfte, ihr eine ſolche Warnung zuflüſtern zu laſſen, befahl ſie ihrer Hofdame, das Kind, welches ihr den Kranz überreicht habe, am andern Morgen zu ihr zu bringen, weil ſie der Kleinen das ihr beſtimmte Geſchenk ſelbſt übergeben wolle.

Die Kleine hieß Amala, und war die einzige Tochter des Präſidenten von G. In dem Kinde wohnte der Geiſt eines räthſelhaften

Ahnungs-, eines wunderbaren Anschauungsvermögens, von dem Keiner Rechenschaft abzulegen vermochte, woher? und wie es dem Kinde komme. Oft erzählte sie den Eltern merkwürdige Vorfälle aus entlegnen Gegenden, als sey sie Augenzeuge derselben gewesen; oft verkündete sie ihnen Begebenheiten kommender Tage kindlich unbefangen voraus. — Wurde sie genauer darüber befragt, weg war der Blitz dieser Anschauung, und sie vermochte sich nur selten des eben Verkündeten zu erinnern; es wurde ihr dann zu einem fremden, ihrem Sinn deutungslosen Worte. In ihrer Familie beschäftigte man sich eben nicht mit Beobachtung und noch weniger mit Ergründung dieser Seltsamkeit; man führte ein zu thätiges Leben, um zum Grübeln darüber Zeit zu haben. Auch verlor Amala früh ihre Mutter, der Vater, ein ernster Geschäftsmann, freudelos seit der Gattin Tode, sah das Kind selten, und die alte Tante, der er sie zur Aufsicht anvertraute, beachtete die Kleine außer den Lehrstunden wenig, und hinderte sie nicht, die übrige Zeit einsam im Garten des väterlichen Hauses zuzubringen. So

blieb die zarte Psyche ungestört in der Hülle der Kindlichkeit und wunderbare Gebilde zogen der Kleinen oft, vorzüglich in den Dämmerungsstunden, vorüber, wenn sich das irdische Leben um sie her in stille Ruhe versenkte, und süße Stimmen flüsterten ihr leise Deutungsworte zu.

Als die Prinzessin am Morgen erwachte, wartete Amala schon im Vorzimmer und sie ließ sie, als sie es erfuhr, zu sich an ihr Lager kommen. Die Furchtsamkeit des Kindes hatte sich schon verloren, da die Kammerfrauen sich aufmunternd und kosend mit ihr im Vorgemach beschäftigt hatten, und sie ging freundlich und artig auf die Prinzessin zu, ihr, wie es ihr von der Tante eingeschärft worden war, ehrerbietig die Hand zu küssen; als diese sie aber zärtlich umarmte und auf das Lager zu sich empor hob, um mit ihr zu schwatzen, verschwand vollends bei Amala die Scheu des Eindrucks, den der feenartige Glanz, in dem ihr gestern die fürstliche Braut entgegengestralt war, auf ihre kindliche Phantasie gemacht hatte; sie schlang die kleinen Arme um den Hals der Prinzessin, küßte sie zärtlich und beantwortete

ihre Fragen mit der lieblichen Unbefangenheit reiner Kindlichkeit. Vergeblich aber forſchte die Prinzeſſin nach Auskunft über die von ihr erhaltene Warnung; Amala war es ſich nicht bewußt, ſie ausgeſprochen zu haben, und da ihr Weſen keinen Zweifel an ihre Wahrhaftigkeit verſtattete, ſo begann die Fürſtin jene Aeußerung für ein Spiel des Zufalls zu halten, das keine ernſte Beachtung verdiene. Um aber mit dem Kinde fortzuplaudern, das ihr in ſeiner Schönheit und Lieblichkeit gefiel, fragte ſie, was ihr denn geſtern am beſten gefallen habe? Ei, Sie ſelbſt, antwortete Amala, Sie ſahen in dem goldnen Kleide und der juwelnen Krone ſo ſchön wie eine Königin aus. Die Prinzeſſin lächelte — und wie, fragte ſie weiter, gefiel dir denn der Herr, der dir vom Pferde herab die Hand reichte, dich auf den Tritt des Wagens zu heben? O den habe ich ſchon oft geſehen, flüſterte Amala ſtill vor ſich hinblickend — und wo? fragte die Prinzeſſin neugierig. — Ich weiß nicht, antwortete Amala, einmal war es in einem großen hellen Saal; am Ende deſſelben ſaß auf einem goldnen Thron eine alte freund-

liche Frau, und Sie waren auch da und lächelten ihn freundlich an, aber Sie waren blaß, und neben Ihnen stand ein recht häßlicher, böser Mann, und dann ein andermal war es dunkel und kalt, als ich zu ihm eintrat und die schweren Ketten löfete, die er trug. — Kind, rief hier die Prinzessin erstaunt, du träumst! — Aufgeschreckt fuhr Amala zusammen, und den Blick hell auf die Prinzessin richtend, fragte sie lächend und befremdet: was habe ich denn gesagt? Tief in sich versunken blieb die Prinzessin stumm; endlich sich aufrichtend und ihre Kammerfrau herbeiwinkend, ließ sie sich ein Schmuckkästchen reichen, aus dem sie eine goldne Kette nahm, deren diamantnes Schloß sie um Amala's Hals zudrückte. Trage sie zu meinem Andenken, räthselhaftes Kind, sagte sie, einen Kuß auf ihre Stirne hauchend, und zum Unterpfand, daß ich dich nie vergessen und gerne einst in dir meinen Schutzgeist sehen werde.

---

Olga's Gemahl, der Kronprinz, war bösartig von Charakter, dumpfsinnig von Geist; die Rohheit seines Gemüthes und die widrige

Häßlichkeit seiner Gestalt erweckten in ihr gegen ihn eine unüberwindliche, sie qualvoll peinigende Abneigung, und sie empfand tief die Grausamkeit des Geschickes, mit allen schönen Hoffnungen ihres blühenden, jugendlichen Lebens ein Opfer dieser Verbindung geworden zu seyn. Mit einem reinen, liebebedürfenden Herzen war sie in sein Land gekommen; allein wie Schwefeldampf die eben aufgeblühete Rose entfärbt, so schwand auch die Schönheit ihrer angebornen Sinnes- und Empfindungsweise vor der Nothwendigkeit, von der sie in ihren neuen Verhältnissen gefaßt wurde, und die sie zwang, die reinsten Empfindungen ihres Herzens, die edelsten Fähigkeiten ihrer Seele gewaltsam in sich zu ertödten. Vieles wurde in ihr auf diesem Pfade zerstört; doch bewahrte sie die Kraft, sich keinen von denen hinzugeben, die ihrem edleren Wesen feindlich entgegenstanden. Ihr Geist erstarkte im Kampfe mit ihren Verhältnissen und bildete sich männlich, muthig und ernst aus; selbst ihre Schönheit gewann im Laufe der Jahre einen Ehrfurcht gebietenden Charakter. Der Schutz der Monarchin sicherte sie, so lange diese lebte, gegen

die despotische Grausamkeit ihres Gemahls, und zwang diesen, in seinem Betragen die Formen des äußern Anstandes zu beobachten, die ihr allein Schutz gegen seine sittliche Gemeinheit zu gewähren vermochten; doch die Monarchin war alt und kränklich; ihr Tod ließ Olga schutzlos, wenn sie es nicht verstand, sich während ihres Lebens eine Macht zu gründen, die ihr ersetzen konnte, was sie mit ihr verlor. Sie wußte, daß ihr die Neigung der Großen des Reichs zugewandt war, und daß diese sie, statt ihres Gemahls auf den Thron zu setzen wünschten; allein sie erkannte auch die Gefahr eines solchen Unternehmens, und daß es, um zu gelingen, durchaus eines kühnen, geisteshohen Mannes bedürfe, der es leiten, unternehmen und sich an die Spitze ihrer Partei stellen könne. Einen solchen Mann fand sie unter den Höflingen nicht, aber wohl stieg aus dem Spiegel der Vergangenheit Leo's Bild vor ihr auf. Ach, als er einst an der Gränze eines neuen Lebens, in der blühenden Schönheit eines Göttersohns entgegen trat, waren in ihrem Herzen Ahnungen eines Glückes erwacht, die sie nie

wieder vergeſſen konnte, wenn ſie gleich wie Nachtigallentöne, die in dem Reif einer kalten Frühlingsnacht ungehört verklingen, traurend wieder in ihrer Bruſt verſtummen mußten. Auch wurde er ihren Blicken damals ſchnell entzogen. Er war, als ſie ihn kennen lernte, der Verlobte eines ſchönen, von ihm in friſcher leichter Jugendneigung erwählten Mädchens, und verließ gleich nach ſeiner Vermählung mit ihr den Hof, weil er zum Statthalter einer fernen Gränzprovinz ernannt worden war. Jetzt aber, nach acht Jahren, rief ihn die Monarchin an den Hof zurück. Er war ſeit Kurzem Wittwer, und wie verblich das Bild, das Olga's Erinnerung von ihm bewahrt hatte, vor dem Eindruck, den ſeine Wiedererſcheinung auf ſie machte! Alle ſeine Züge hatten den Reiz eingeerndteten Ideenreichthums gewonnen, die hellen Blicke der dunklen Augen ſprüheten Blitze, und man fühlte, daß er durch Hoheit des Gemüths, Tapferkeit und Seelengröße von der Natur geweiht war, auf dem erſten Platz, zunächſt dem Thron zu ſtehen. Was bis dahin in der Seele der Prinzeſſin wohl nur vorſchwe-

bender Gedanke gewesen war, gestaltete sich jetzt zum Wunsch, und beide verstanden sich bald in Einem Gedanken, Einem Plan.

Ein glorreiches Zeitalter, ein herrlich aufblühendes Volk, ein reiches Leben voll Kampf und Sieg und Lust, waren einst als Jüngling Leo's Träume gewesen, und muthig trat er in die Schranken, um für die leidenschaftliche Sehnsucht, mit der er Großes zu thun und zu leisten begehrte, einen würdigen Schauplatz zu finden; doch sein Zeitalter konnte die Begeisterung nicht vergelten, mit der er es erfaßte; ja, es vermochte sie nicht einmal zu erkennen, und so begann auch er sich allmählig dagegen zu verhärten. Die Zeit, in der er lebte, war leer an großen Begebenheiten, und so wenig auf- und anregend, so lähmend, so naßkalt, daß man mit den alltäglichsten Geistes- und Seelenkräften zu allem ausreichen konnte, was sie ihr zu leisten vergönnte. Der Graf hielt sich berufen, sie aus diesem Winterschlaf zum verjüngenden Erwachen zu wecken, und da sie, wie er wähnte, keine würdigere Kraft als die des klugen Ehrgeizes, der zu herrschen versteht, zu

lohnen vermochte, so ergab er sich diesem. Aber eine so reiche Natur, wie die seine, die ihn in Hochsinn und Liebe den Edelsten aller Zeiten hätte zugesellen sollen, konnte selbst durch das Unheil eines so gefährlichen Irrthums nicht ganz entadelt werden; es blieb in ihm eine Fülle sittlicher Kraft, deren edler Ernst seinen gefährlichen Ehrgeiz lange vor verbrecherischer Ausartung sicherte; nur um ihrer Herrlichkeit willen war die Lust des Herrschens in ihm mächtig, und er blieb für die Zwecke niedriger Selbstsucht auch selbst in seinen Verirrungen noch zu groß. Die Monarchin, deren Unterthan er war, hatte seinen Vater zu sehr durch ihre Gunst ausgezeichnet, um nicht auch dem Sohne die Bahn zu den höchsten Staatsämtern zu öffnen, und als jetzt der Tod seiner Gemahlin die Bande zerrissen hatte, die ihn an eine von dem häuslichen Leben unzertrennliche Beschränkung gefesselt hatten, lag sein Blick wieder frei und kühn auf alles, was im Leben gewonnen und erstrebt werden kann. Olga's Neigung entging seinem Blicke nicht, und er glaubte in ihr das Mittel zu erkennen, sein Vaterland von dem

Unglück einer despotischen Regierung zu retten, und seinen Durst nach Thaten zu befriedigen. Umringt von Spähern, umschlichen von Argwohn und Verrath, bedurften die Prinzessin und er einer Vertrauten, und in Olga's Seele, die allem Wahn des Wunderglaubens ergeben war, stieg das Bild deß räthselhaften Kindes wieder auf, das ihr einst Rettung für sie und den Grafen in der Stunde der Gefahr verheißen hatte; sie erzählte diesem jenen Vorfall, und da ihn eine Reise an den benachbarten Hof durch die Stadt führte, in der Amala lebte, trug sie ihm auf, sich nach ihr und ihren Verhältnissen zu erkundigen, und sie, wenn diese den Vorschlag begünstigten, aufzufordern, Hofdame bei ihr zu werden.

Der Graf fand Amala am Sterbebette ihres Vaters, dessen Tod sie zur hülflosen Waise machte. In der Einfachheit ihres bisherigen kindlichen Lebens hatte sie noch keinen Mangel, wie auch keine Bedürftigkeit empfunden, und dankbar zufrieden mit den leichten Gaben und den kleinen Freuden, die ihr der eng beschränkte Kreis ihrer Umgebungen bot, glich sie einer

Knoſpe, der noch der Sonnenſtral, in dem ſie ſich zur Blüthe entfalten ſoll, nicht geleuchtet hat, und keine Liebesneigung, keine höhere Lebensanregung hatte ihrem jungen Gemüthe bis jetzt Freude oder Schmerz bereitet. Auch ihre Geſtalt war noch nicht völlig entwickelt; ihr freundliches Geſicht mit ſeinen ſanften Zügen und ſeinem feinen Farbenwechſel hatte noch keinen beſtimmten Ausdruck, und nur aus ihren dunkeln Augen ſtralte die Tiefe der Schwärmerei und der Liebe, die für dieſe reiche, empfindungsvolle Seele das Element war, in dem allein ſie ſich entfalten konnte. Die Menſchen kannte ſie nicht; allein von dem Menſchen trug ſie im Herzen ein Ideal, das ſie an fremde Tugend glauben und ihre eigene bewahren lehrte. Das Ahnungsvermögen, das ihr als Kind eigen war, war vor dem geſunden, kräftigen Lebensgefühl fröhlich erblühender Jugend verſchwunden; doch hatten ſich die Geſtalten der Fürſtin und des Grafen ihrer Phantaſie ſo tief eingedrückt, daß ſie ihr im Laufe der Jahre ſtets gegenwärtig blieben, und ihr aus der Dämmerung der Ferne und der Zukunft wink-

ten, als gehöre sie zu ihnen, als sey ihr Schicksal unwiderruflich an das ihrige geknüpft, und als ihr der Graf nun in der bangsten Schmerzensstunde ihres bis jetzt so kindlich einfachen Daseyns am Sterbebette ihres Vaters erschien, und seine Worte ihrer Zukunft Gestalt und Bedeutung gaben, da fühlte sie sich plötzlich wie in eine neue Welt versetzt, und nahm seinen Antrag als ein höchst willkommenes Glück an. Ihrer Einwilligung versichert, machte er ihren Vormund im Namen der Fürstin mit ihrer Ernennung zur Hofdame bekannt, und da ihn sein Weg auf der Rückreise wieder durch diese Stadt führte, wurde beschlossen, daß Amala, von ihrer Kammerjungfer begleitet, die Reise zur fernen Residenz dann unter seinem Schutz und in seiner Begleitung machen solle.

---

Unglaublich schnell entwickelten sich jetzt bei Amala, in dem Zeitraum weniger Wochen, Geist und Herz, und noch ein halbes Kind, als der Graf sie im Sterbezimmer des Vaters wiedersah, vermochte dieser das Bild, das sich ihm von ihr in jener Stunde eingedrückt hatte, nicht wie-

der in der Jungfrau zu erkennen, die ihm bei seiner Rückkehr entgegentrat. Ihr Weg führte sie in der schönsten Jahreszeit durch die blühendsten Provinzen ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes, und wie ein fröhlicher Frühling voll Gesang und Blüthen prangte Amala selbst in der Frische ihrer Jugendlieblichkeit und dem Reiz einer zarten, in ihr mit einem sinnvollen Verstande vereinter Empfindung, von einzelnen geheimnißvoll durchbrechenden Stralen erwachender Liebe durchleuchtet. Vieles von dem, was sonst nur Bildung und Kenntnisse geben, war ihr eigenthümlich, wie ein angebornes Talent, und es entzückte den Grafen, wie sich ihr Geist in der Klarheit seiner Anschauungen, und ihr Herz in der Reinheit kindlicher Unschuld immer mehr vor ihm entfaltete und sie selbst sich zuweilen über die Offenbarungen verwunderte, die ihr durch ihre eignen Worte wurden, und die den Schleier lüfteten, der ihr die Geheimnisse des Menschenherzens und die Räthsel des Lebens bisher verborgen hatte. Es schien ihm zuweilen gefährlich, sie die glatte Bahn, auf der sie künftig wandeln sollte, ungewarnt betreten zu

laſſen; aber er war ſelbſt edel genug, um dem Adel des Gemüths zu vertrauen, den ſie in allen ihren Aeußerungen, wie in allem ihren Thun offenbarte, ihr Sinn erklärte ſich ſtets gerecht und wahr für das Schöne und Gute, auch da, wo ihr Urtheil nicht zu richten vermochte, und er fühlte, daß es der Zeit allein überlaſſen bleiben mußte, ihre Ideen und Anſchauungen von der Welt und ihren künftigen Lebensverhältniſſen zu berichtigen. Umſpielte doch ihm ſelbſt, den Welterfahrnen und Klugen, ihre Nähe als ein milderes, wärmeres Element, als die Luft, in der er zu athmen gewohnt war, und ſo ließ er ſie ungeſtört, ſich ſelbſt gelobend treu über ſie zu wachen und ihr Beſchützer und Freund zu bleiben.

Der Graf hatte ihr das Bild der Fürſtin, in dem vollen Glanz der Hoheit, der jugendlichen Gemüthern ſo ſehr imponirt, und obendrein auch noch in dem romantiſchen Zauber des Unglücks, auf einem Thron allein zu ſeyn, ſo tief, ſo glühend ins Herz gedrückt, daß alle Regungen deſſelben ſich in unbedingter Treue und Hingebung der hohen Gebieterin zugewandt

hatten, und ihr Anblick vollendete dieſen Eindruck. Olga war vollkommen ſchön, doch ehrfurchtgebietend, ſtolz und kalt in ihrer Erſcheinung; allein deſto unwiderſtehlicher wurde ſie, wenn dieſe ſtrengen Züge von ſanften Regungen milde erhellt wurden. Amala erinnerte ſie an ihre ſchönere Jugend; ſie empfing ſie überdem als eine Gabe aus des Grafen Hand, ſie ſah in ihr ein brauchbares Werkzeug für ihre Plane, und die Rührung, mit der Amala vor ihr niederknieend, die ſchöne, ihr zum Empfang gereichte Hand an ihre Lippen drückte, während ihre Augen ſich mit Thränen füllten, that dem Herzen der Fürſtin menſchlich wohl, und ſie nahm ſie huldvoll auf. Doch noch gnädiger wurde Amala von der alten Monarchin empfangen, die, von Natur liebreich und gütig, ſich des Anblicks und der jugendlichen Schüchternheit des reizenden Kindes erfreute. Der ſieht man es an, ſagte ſie zu der Oberſthofmeiſterin, die ſie ihr vorſtellte, daß ſie vom Baum der Erkenntniß des Guten und des Böſen noch nicht gekoſtet hat. Arme Kleine, fuhr ſie fort, möge

dir das Schicksal keine zu harte Lebensschule bestimmt haben! —

---

Amala fand sich leicht in ihre neuen Verhältnisse, und ahnete nicht, daß es die innige Hinneigung ihres Herzens zu dem Grafen war, die sie so schnell mit ihnen befreundete. In der stillen Wonne ihrer jugendlichen Träume versenkt, blieb sie unangefochten von allem, was auf sie störend und verletzend hätte einwirken können. Es ist ja auch das himmlische Vorrecht der Liebe, daß sie den Glanz eines schöneren Daseyns auf die Dürftigkeit der Wirklichkeit zurückwirft, und es ist keine Täuschung, wenn diese, von ihrem Zauber angestralt, uns reicher und edler erscheint, denn die Liebe weckt in uns den Sinn, das Ewigschöne mit der Hülle des Vergänglichen zu empfinden und zu erkennen. Ja, es bedarf nicht einmal der vollen Offenbarung ihrer Kraft und Herrlichkeit, um diese schöne Fähigkeit, diese Bürgschaft der Unsterblichkeit, in uns zu entwickeln; schon die ersten heiligen Ahnungen der Liebe üben, wenn

sie in unserm Herzen erwachen, diese Gewalt über das Leben und das Gemüth.

Der Graf lernte im Umgange mit ihr immer mehr einsehen, wie zur reinen Auffassung des Großen ein Kinderauge und ein Kinderherz gehört. Ruhig ließ Amala die Erscheinungen des Lebens vor sich vorüberziehen, sie jung und einfältiglich, aber wahr und lebendig erfassend; die Weltgeschichte war ihr ein Weltgericht, und in angeborner Kraft legte sie in dem Gange des Schicksals, wie sich dieses in der Entwickelung des Menschengeschlechtes offenbart, eine geheimnißvolle Hoheit; doch auch das Wirkliche, das rein und menschlich Empfundene und Dargestellte war ihr lieb und verständlich, wie der klare Strom den Widerschein des Himmels trägt, aber auch die Blumen und Gebüsche seiner Ufer abspiegelt. In Jahresfrist war sie, ohne doch um sein Herzensverhältniß zur Fürstin zu wissen, die Vertraute seiner Plane; sie sah in ihm nur den Mann, der für sein Vaterland, für Freiheit und unsterblichen Ruhm, für Unschuld und Schönheit, dem Tode kühn ins Auge schaute, entschlossen, für Alles, Alles zu wagen, und alle

Kraft ihrer Seele flammte in Liebe und Begeisterung auf bei dem Gedanken, sich mit ihm zu gleicher Gefahr für Leben und Tod verbunden zu fühlen.

Die Fürstin stand zu hoch im Selbstbewußtseyn ihrer Reize, ihrer Macht und ihrer Hoheit, um dem jungen Mädchen die Zuneigung des Grafen zu beneiden, oder diese selbst falsch zu deuten. Von einer mächtigen Leidenschaft für ihn ergriffen, wünschte sie jetzt nur den Thron zu besteigen, um ihn mit dem Glanz der Herrscherhoheit schmücken zu können. Wenn die Liebe zu dem Grafen in Amala wie die beseelende Lebenskraft ihrer edlen Natur freudig erblühete, so hielt auch eben die Klarheit des Liebeäthers, in welchem sie athmete, alle Unruhe der Eifersucht und der Leidenschaft von ihr entfernt; das heilige Dunkel ihrer Empfindung für ihn erhellte sich ihr allmählig, so wie ihr Geist sich entfaltete und bildete, als der frei gewordene Grundtrieb ihrer Natur, allein ihre Liebe blieb ruhig und anspruchslos, da hingegen die Leidenschaft der Fürstin glühend und siegfordernd in das äußere Leben einzutreten

begehrte. Der Graf ſtand, wie ſo oft Männer im Leben, mit getheiltem Herzen zwiſchen beiden, und hätte keine von ihnen aufgeben mögen, um die andre deſto ſicherer zu gewinnen. Amala's ſtille, innige Liebe hatte einen ihn oft bis zur Rührung überwältigenden Zauber für ihn; allein die Liebe der Fürſtin verhieß ihm die Herrſchaft über ein großes Reich, und die Erfüllung der kühnſten Lebenswünſche; das Glück, das ſie ihm bot, berauſchte ihn, und Schönheit, Kraft und Weltverſtand mit Herrſchermajeſtät verbunden, verherrlichten ſich ihm ſo in dem Bilde der Prinzeſſin, daß ſein Herz vor Verlangen brannte, ſie auf dem Throne zu ſehen.

Jetzt wurde die Monarchin, die ſchon lange gekränkelt hatte, ernſtlich und gefährlich krank; der Augenblick ihres Todes mußte für das Schickſal der Prinzeſſin der entſcheidende werden, da ſie der Verſtoßung gewiß ſeyn konnte, wenn es ihr nicht gelang, ihrem Gemahl zuvorzukommen, ihn zu entfernen, und ſtatt ſeiner den Thron zu beſteigen. Alles war von dem Grafen und den Häuptern der Partei, an deren Spitze er ſtand, vorbereitet, alles klug berechnet;

eine dumpfe Stille lag über Hof und Stadt; die Prinzessin durfte nicht von dem Lager der sterbenden Monarchin weichen, von der sie geliebt wurde, und die sie nicht von sich lassen wollte, und Amala war die Einzige, durch deren Vermittelung sie in diesen bangen Tagen Briefe mit dem Grafen wechseln, und von ihm Nachrichten erhalten konnte, da ihre Jugend und Unbefangenheit den Verdacht der Theilnahme an politische Plane von ihr entfernte. Da vernichtete ein Zufall das schlau berechnete Werk mehrerer Jahre; der Kronprinz erhielt Beweise, daß ein geheimes Verständniß zwischen dem Grafen und seiner Gemahlin statt fand; doch die Vermuthung, daß ihrem Briefwechsel und den geheimen Zusammenkünften, die sie gehabt hatten, ein politischer Plan zum Grunde liege, wurde aus Mangel von Beweisen nicht zur Gewißheit. Er eilte zur Regentin, bewies ihr, was bewiesen werden konnte, und drang auf Bestrafung, die sie nicht verweigern durfte. Der Graf wurde gefangen genommen, die Prinzessin erhielt vorläufig Zimmerarrest und keine ihrer Damen ward zu ihr gelassen.

Amala war, von dem Augenblicke an, wo sie die Verhaftung ihrer Gebieterin und des Grafen erfuhr, auf blutige Entscheidung gefaßt, und fest entschlossen, mit ihnen zu sterben, wenn sie sie nicht zu retten vermöge. Die Monarchin ließ sie zu sich fordern, um sie über das Verhältniß des Grafen zu der Prinzessin zu befragen, da es kein Geheimniß war, daß der Graf Amala vor allen andern Damen des Hofes ausgezeichnet hatte. Sie hatte einst Leos Vater geliebt; der Tod hatte ihn ihr geraubt, allein dem Grabe nahe, sprach die Stimme des Herzens nur um so lauter für das Ebenbild und den Sohn des Geliebten ihrer Jugend. Amala's Thränen, ihr Flehen, die Macht der Verzweiflung und der Liebe in dem reinen, starken Jugendherzen, erschütterten die Monarchin vollends, als sie zu ihren Füßen niedersank und sie beschwur, dem Grafen ein Engel des Erbarmens und der Gnade zu werden. Nein, sagte die Monarchin, und hob das Auge gen Himmel, kein Blut soll mehr fließen, so lange ich noch athme, und frei von allen den irdischen Rücksichten, denen ich oft mein Glück und meinen Frieden

habe opfern müssen, will ich wenigstens sterbend meinem Herzen folgen, und segnen statt zu tödten. — Sie klingelte und befahl dem Eintretenden zu dem Kronprinzen zu gehen und ihn zu bitten, gleich zu ihr zu kommen. Und Du, sagte sie zu Amala, bereite Dich auf eine Reise, wahrscheinlich hörst Du noch vor Abend das Weitere.

Beim Einbruche der Nacht wurde Amala wieder auf geheimen Wegen zu der Monarchin geführt. Das Leben der Prinzessin und des Grafen, sagte sie ihr, ist dem Gesetz verfallen und für die Welt müssen beide aus der Zahl der Lebenden verschwinden; allein ein Schwur des Kronprinzen sichert mir das Leben der Prinzessin, und statt des Giftbechers, der ihr bestimmt war, wird sie nur einen Schlaftrunk erhalten, statt des Grabgewölbes wird sie die, fern im Meere, auf einer Felseninsel gelegene Festung Z. empfangen. Als Staatsgefangene soll sie dort jede Milderung ihres Unglücks finden, die ich ihr noch zu gewähren und zu sichern vermag. Bewegt hielt hier die Monarchin inne — und der Graf? fragte Amala

erblassend und ihr Gesicht tiefer auf die Füße der Monarchin niederneigend.

Ich schenke Dir sein Leben, Mädchen, geh und löse seine Fesseln, aber auf ewig muß er das Reich meiden, wo sein Haupt dem Schwert des Henkers verfallen ist. Das Schiff ist bereit, das Euch beide unter fremden Namen nach Amerika führen soll. Hier, fuhr sie fort, und übergab, Amala eine Brieftasche, hier ist Deine Aussteuer, sucht Euch jenseits des Meeres ein neues Vaterland, und gedenkt meiner, wenn Ihr glücklich seyd! —

Wer vermag die streitenden Gefühle in Amala's Herzen zu schildern! Das Leben des Geliebten war gerettet, eine Verkündigerin der goldnen Freiheit war es ihr vergönnt seine Fesseln zu lösen — jenseits der Meere winkte ihm ein neues Vaterland, und sie, die, als sie von der Monarchin zum Erstemal das Geheimniß ihrer Liebe für ihn aussprechen hörte, es sich auch zum Erstenmale gestand, daß sie ihn über alles liebte, und daß sie ihr Leben an das seine gebunden fühlte, durfte es nun für ihren Beruf halten, für ihn zu leben! Der Wille

der Monarchin bestimmte sie zur Gefährtin seiner Flucht, zu seiner Gattin! — Aber sie empfand auch in der Wonne dieser Hoffnungen tief das dunkle Grausen in Olga's Schicksal, die mit der Krone Freiheit und Ehre verlor, und die es für eine Milderung ihres Schicksals halten sollte, lebend in das Grab eines Kerkers hinab zu steigen. Sie mußte einräumen, daß die Monarchin nicht mehr für die Unglückliche zu thun vermochte, und ein neuer Beweis, wie schwer dem brechenden Herzen am Rande des Grabes die Strenge wurde, war die Vergünstigung für Amala, die Fürstin sehen und sie mit dem Schicksal bekannt machen zu dürfen, das ihrer und des Grafen harrte. Tief bewegt eilte sie zu ihr; Olga's Muth war durch die Gefahr, die dem Geliebten drohete, gebrochen; ihr eignes Leben galt ihr nichts, aber ihn sterben zu wissen, war mehr, als sie zu ertragen vermochte, und Amala war ihr ein himmlischer Bote der Gnade und der Rettung. Das Geständniß ihrer Liebe flog über Olga's Lippen — ein dumpfer Schmerz betäubte Amala; das hatte sie nicht zu hören erwartet, das hatte ihre

fromme Seele nie geahnet! — Großsinnig ergab sich die Prinzessin in ihr eignes Schicksal, dessen Unabwendbarkeit sie erkannte; sie schrieb an die Monarchin, ihr zu danken, und als den letzten Wunsch noch die Bitte auszusprechen, daß es Amala vergönnt werden möge, sie bis zu ihrem künftigen Aufenthalte zu begleiten. Die Monarchin genehmigte dies Gesuch und es wurde bestimmt, daß das Schiff, auf welchem der Graf noch in dieser Nacht gebracht werden sollte, an die Küsten jener andern Felseninsel kreuzen solle, um dort Amala einzunehmen, wenn sie die Fürstin bis an den Ort ihrer Bestimmung begleitet habe.

Der Morgen begann schon zu dämmern, als Amala in den Kerker trat, um Leo's Fesseln zu lösen. Ein Handbillet der Monarchin benachrichtigte ihn, daß er Amala's Flehen sein Leben zu verdanken habe, und daß sie diese seinem Schutz anvertraue, da sie sie nach ihrem Tode in ihren bisherigen Verhältnissen nicht für gesichert halten könne, weil man sie als Vertraute zu wichtiger Geheimnisse kenne. Mit rührender, fast mütterlicher Güte nahm sie

Abſchied von ihm, und legte Amala's Schickſal an ſein Herz, indem ſie es als gewiß voraus-ſetzte, daß er ihr ſeine Hand reichen werde. Tief erſchüttert ſah Leo den Ahnungstraum des Kindes ſich verwirklichen, und Amala als Be-freierin in ſeinen Kerker treten. — Er konnte ſie jetzt ſein nennen — ſie war ihm nie ſo theuer geweſen als in dieſem Augenblick — doch nicht bloß ſeine Neigung, auch die Ehre band ihn an die Fürſtin, und ſein unausſprechlicher Schmerz um ihr Schickſal drang Amala die Ueberzeugung auf, daß auch er dieſe liebe, wie er von ihr geliebt werde. — Ihr Entſchluß war gefaßt — ihn nur wollte ſie glücklich wiſſen und für die Schwärmerei ihrer Liebe und Treue gab es kein zu ſchweres Opfer. — Schweigend führte ſie den Grafen aus dem Kerker und be-gleitete ihn bis an das Schiff. Ehe er es be-ſtieg, zog er ſie an ſein Herz und nannte ſie ſeinen frommen, geliebten Engel, und ſchwur, ſie glücklich zu machen, und ihr Liebe durch Liebe zu lohnen. — Still weinend vergönnte ſie es ſich eine Minute an ſeinem Herzen zu ruhen. Leb wohl, rief ſie dann, ſich von ihm

wendend, Du ſollſt erfahren, daß ich zu lieben weiß!

---

Jahre vergingen; Olga's Gemahl ſtarb und vor ſeinem Nachfolger erſchien der ehrwürdige, alte Kanzler, um ihm das Daſeyn der todt geglaubten Fürſtin Olga und ihre Gefangenſchaft in der fern gelegenen Felſenfeſte, als ein Staatsgeheimniß zu offenbaren, das ihm allein vielleicht nur noch unter allen Lebenden bekannt war, da Olga's Leichenbegängniß zur Zeit ihres vorgeblichen Todes öffentlich mit aller üblichen Feierlichkeit begangen worden war. Keiner der Bewohner des öden Eilandes wußte um den Aufenthalt der bei Nacht in die Feſtung gebrachten Gefangenen, deren wahrer Stand ſelbſt dem Befehlshaber derſelben ein Geheimniß war, wenn er gleich die Weiſung erhalten hatte, ihr ehrfurchtsvoll zu begegnen, und die Fürſtin ſelbſt war durch einen furchtbaren Eid gebunden, nie ihren Namen und ihr Schickſal zu verrathen. Der neue Monarch glaubte ihr die Freiheit nicht zurück geben zu dürfen, allein er beauftragte den Kanzler, zu ihr zu eilen und ihr jede

Erleichterung anzubieten, die ihr Schickſal zu mildern vermöge. Wie groß war aber das Erſtaunen des Kanzlers, als er in der Gefangnen, ſtatt Olga, Amala erkannte, die er, der Vertraute der verſtorbenen Monarchin, jenſeits des Meeres in Amerika lebend, und mit dem Grafen verheirathet glaubte! — Amala hatte, wie ſchon erwähnt, die von Olga von der Monarchin erbetene Erlaubniß erhalten, ihre Gebieterin bis zu dem Eiland zu begleiten, deſſen Felſenfeſte beſtimmt war, dieſer zum Grabe dunkler Vergeſſenheit zu werden; das Schiff, das dem Grafen und Amala zur Ueberfahrt nach Amerika dienen ſollte, lag bei jener Feſtung vor Anker, um die letztere aufzunehmen, und darauf gründete ſie den Plan, ſich für die Gefangene auszugeben. Er gelang, und während Olga in Leo's Armen dem Glück der Freiheit und der Liebe entgegeneilte, das ihr in dem fernen Welttheil erblühete, ſtieg die achtzehnjährige blühende Amala für ſie in den dunklen Kerker hinab, der ſich über ſie zum Grabe zu wölben beſtimmt war.

Jahre vergingen; Amala war in der ein-

förmigen Einſamkeit ihres Gefängniſſes verblüht, wie eine geknickte Lilie, da ſchlug ihre Erlöſungsſtunde. Tief ergriffen von der heiligen Treue, der ſie ſich zum Opfer gebracht hatte, eilte der Kanzler zu ſeinem Monarchen zurück, und dieſer, deſſen Herz allen frommen, ſchönen Regungen der Menſchlichkeit zugänglich war, ſchenkte ihr die Freiheit wieder. Doch ſprach er den Wunſch aus, daß ſie, abgeſchieden von der Welt, noch einige Jahre in ſtiller Einſamkeit verleben möge, bis die Begebenheiten, deren Theilnehmerin und Vertraute ſie geweſen war, im Strome der Zeit und ihres raſchen Wechſels verjährt ſeyen.

---

Amala fühlte ſich, als ſie den Kerker verließ, durchaus, und in jedem trüben Sinn des Wortes, verwaiſet im Leben und in der Welt, und doch hatte ihr ihr Schickſal eine Furchtſamkeit eingeflößt, die ihr die Hülfsbedürftigkeit eines Kindes gab. Der Kanzler, der im Begriffe ſtand, ſich, überhäuft von Beweiſen der Gnade und des Vertrauens ſeines Monarchen, auf ſeine in einer der entlegenſten Gränzpro-

vinzen des Reichs gelegenen Güter zurückzuziehen, bot ihr seine Hand an, die sie, eine Epheuranke, ohne Schutz und Stab, dankbar annahm. Sie wurde dem edlen Greis eine sorgsame, liebevolle Pflegerin und gehorsame, dankbare Tochter; allein ihre Seele hätte, um sie wieder mit dem Leben zu befreunden, der Flammenläuterung einer Liebe bedurft, wie sie ihre Verhältnisse nicht zu erzeugen vermochten, da sie mit allen Ansprüchen und Bedürfnissen ihres Herzens auf Ergebung und Verleugnung angewiesen blieb. Die Einsamkeit ihres ländlichen Lebens bewahrte sie indessen vor aller Zwietracht zwischen ihrer Neigung und ihrer Pflicht, und klaglos unterwarf sie sich dem Schicksal, vollends zu verblühen, ohne je der Liebe und dem Glück geblüht zu haben.

---

Nach einigen Jahren wurde Amala Wittwe, und als sie den Monarchen den Tod ihres Gemahls meldete, forderte dieser sie in seiner Antwort zur Rückkehr in die Residenz auf. Sie sehnte sich in die Welt zurück, von der ihr nur jugendlich schöne Erinnerungen geblieben waren,

und fühlte ſich, bei ihrer Ankunft in die Reſidenz, durch die Veränderung ihrer Verhältniſſe und ihrer bisherigen Umgebungen innerlich wunderbar verjüngt. Das gebildete Leben der großen, vornehmen Geſellſchaften, die Achtung, mit der man ihr entgegen kam, der herrſchende Modeton, ſich, wenigſtens dem Scheine nach, für Kunſt und Literatur zu intereſſiren, weckten in Amala manche eingeſchlummerte Seelenfähigkeit wieder auf, und die Jugendfriſche ihrer Anſichten, bei der Reife ihres Verſtandes und ihres Charakters, gab ihrer Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz. Allein bei der Vergeiſtigung des Lebens, der frommen Würdigung des Schickſals, der Unſchuld der Sitte und der zarten Innigkeit der Empfindung, die ihr ihr einſames Leben in jungfräulicher Schönheit erhalten hatte, mußte ſie bald in der großen Welt vermiſſen, was dieſe nun einmal nicht zu geben hat. Die Ruhe, in deren Stille ſie bis jetzt, von ihrer Pflicht beſchirmt, freudenlos, aber friedlich gelebt hatte, vermochte ſie in ihren jetzigen Verhältniſſen, wo ſo manches ſie anzog, ohne ſie zu feſſeln, nicht zu bewahren; ihr Herz

ſehnte ſich nach Liebe, und ihr Alter machte dieſe Sehnſucht zur Thorheit. Sie war verſtändig genug, den Kontraſt zwiſchen ihren Empfindungen und ihren Jahren einzuſehen; allein die Ueberzeugung, daß nur kalte, ſtrenge Vernunft ihre Führerin und Gebieterin fürs Leben ſeyn durfte, machte ſie unglücklich. Sie fühlte die Nothwendigkeit der weichen Sehnſucht, der ſchwermuthsvollen Wehmuth zu entfliehen, die ſich ihrer in einſamen Stunden bemächtigte, und doch wurde ihr mit jedem Tage das geſellige Leben peinlicher, da ſie, trotz der äußerlichen ſichern Haltung, die ihr der Ernſt und der Gehalt ihres Charakters gab, doch unfähig war, ſich im Vollgefühl ihrer Seelenſtärke ſelbſt zu genügen, und jeden Zug, der bei den Menſchen, mit denen ſie lebte, Mangel an wahrer Empfindung, Entwürdigung der Liebe verrieth, ſchmerzlich und verletzend empfand. So ſehr ſie auch gegen ſich ſelbſt kämpfte, wurde ihre Sehnſucht nach einem Weſen, dem ſie mit rückhaltloſem Vertrauen ihr Herz und ihr Daſeyn unbedingt hätte übergeben mögen, immer mächtiger und kummervoller, und ſie empfand

in unendlicher Kränkung die Traurigkeit des Looſes, ſich, unter vielen Menſchen lebend und umgeben von Bekannten, die ein Recht zu haben glauben, ſich unſre Freunde zu nennen, in tiefſter Seele einſam und verlaſſen zu fühlen. Die Liebe ſelbſt war ihr zu einem Traume geworden, weil das Andenken des Grafen ihr Herz und ihr Leben nicht mehr auszufüllen vermochte und mit dem Glauben an die Ewigkeit und Heiligkeit der Liebe verliert für ein Herz, wie ſie es im Buſen trug, das Leben ſeine Bedeutung und ſeinen Reiz.

---

Ernſt geſtimmt trat Amala eines Abends in eine Geſellſchaft, in der ſie das Geſpräch ungewöhnlich belebt fand. Es drehte ſich um die Ankunft des Grafen Marabelli, eines Fremden, der in der Reſidenz angekommen war, und denſelben Abend noch in der Geſellſchaft erwartet wurde. Man erzählte ſich die wunderbarſten, abentheuerlichſten Sagen über ihn, und ſchilderte ihn als einen Menſchen, der, allen furchtbar, als eine unheimliche Erſcheinung von allen gemieden werden würde, wenn man

ſich nicht eben aus Furcht genöthigt fühlte, ſich artig und duldſam gegen ihn zu beweiſen. Amala fühlte ſich, als Marabelli mitten in dieſem Geſpräch eintrat, ſonderbar von ſeinem Anblick ergriffen. Wie intereſſant dachte ſie, würde dies Geſicht ſeyn, wenn man nicht die Geſchichte eines wild bewegten Lebens darauf läſe, wenn dieſe ſchönen, edlen Züge unentſtellt von Hohn und Bitterkeit wären, und dies düſtre Auge klar und friedvoll blickte! — Der Graf bemächtigte ſich gleich der Unterhaltung; alles, was er ſprach, zeugte von einem das Leben und die Welt ſcharf und hell auffaſſenden Geiſt, der aber mit der Ironie, als dem Gegenſatz aller Begeiſterung, ein bis zur Frechheit keckes Spiel trieb, und ſich in ſchroffer Kühnheit erlaubte, allen Alles zu ſagen; unverkennbar laſtete aber auf dieſer mächtigen Seele die finſtre Strenge innern Unfriedens und eines Grauſens, das von jedem Reiz des Lebens feindlich ſich abwendend, nur im Bewußtſeyn der Kraft freiwillig alle Huld und alle Schönheit deſſelben zu zertreten, ſich wohl gefiel. Der größte Theil der Anweſenden ergötzte ſich an

dem kalten Wetterleuchten und dem sprühenden Racketenfeuer seines, nichts verschonenden und oft bis zur Bosheit sich steigernden Witzes; Amala dagegen empfand ein sie schmerzlich betrübendes Mitleid mit ihm; sie hatte von der Natur einen wunderbaren Tiefblick der Empfindung für jede fremde Gemüthsstimmung erhalten, und konnte daher auch in dieser Stunde nur fühlen, wie unglücklich man seyn müsse, um so spotten zu können. Marabelli erschien ihr wie die von Nesseln und Unkraut umrankte Ruine eines Göttertempels, deren zerstörte Herrlichkeit die Seele des Wandrers mit der schwermuthsvollen Trauer über die Vergänglichkeit des Schönen hienieden füllt. Sie nahm wenig Antheil an dem Gespräch, aber ihr Auge ruhte zuweilen auf ihn, wenn er sprach, und als sein Blick einmal dem ihrigen begegnete, faßte dieser sie so scharf und forschend, daß sie erröthend ihr Auge senkte und es nicht wieder zu erheben wagte. Von diesem Augenblicke an wandte Marabelli das Gespräch vorzugsweise an sie, und es gelang ihm, sie darin zu verflechten.

Als Amala am andern Morgen erwachte, war ihr, als habe ſich alles um ſie her anders geſtaltet, und die bisherige öde Einförmigkeit ihres Lebens ſey von einem neuen erfriſchenden Reiz durchblüht. Sie fragte ſich ſelbſt, woher das Gefühl in ihr ſo lebendig ſey, dieſer Tag müſſe und werde ſich von allen andern Tagen unterſcheiden, allein ſie blieb ſich die Antwort ſchuldig. Freilich gedachte ſie des Grafen, doch dieſer hatte ſich ihr nicht beſonders vorſtellen laſſen, und noch weniger ſie um Erlaubniß gebeten, ſie beſuchen zu dürfen. Eigentlich konnte ſie gar nicht erwarten, ihn am heutigen Tage zu ſehen, und doch erröthete ſie nur vor Freude, nicht vor Ueberraſchung, als er ihr noch vor der gewöhnlichen Beſuchsſtunde des Vormittags gemeldet wurde. Er trat mit der Sicherheit eines alten Bekannten ein, und die ſorgloſe Ungezwungenheit, mit der er ſie unterhielt, als kenne er ſie ſeit Jahren, bannte auch bei ihr die Scheu des Fremdeſeyns. Er blieb einige Stunden bei ihr, die beiden ſchnell verflogen und als eine gleichgültige, ſich von ſelbſt verſtehende Sache, erwähnte er, daß er am

Abend wieder kommen werde. Amala blieb bewegt zurück. Er, der in jedem würdigen Streben, in jedem Aufschwung der Seele, in jeder Regung der Andacht und der Begeisterung nur Trug und Schatten sah, und das Geheimniß und die Deutung des Lebens in den schauerlichsten Mysterien des Unglaubens und der Verzweiflung gefunden zu haben glaubte, erschien ihr nur unglücklich, nicht strafbar, und ihre Phantasie fand freien Spielraum sich ihn in dem, für weibliche Herzen so gefährlichen Zauber tragischer Größe zu idealisiren. Auch trug Marabelli unverkennbar das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, und man konnte sich ihm gegenüber nicht des geheimnißvollen Eindruckes entwehren, den jede gewaltige Naturkraft auf uns macht. Am andern Morgen kam er noch früher, als am ersten Tage, blieb bis zur Tischzeit, kam am Nachmittag wieder, begleitete Amala in die Gesellschaft, in die sie ging, und das alles wurde von ihm als so unbedeutend, so gleichgültig behandelt, daß sie sich geschämt haben würde, es bedeutend zu finden und ihn errathen zu lassen, daß diese täglichen Besuche

und seine auffallende Vernachläßigung jedes andern Umgangs, von ihren Bekannten für Anzeichen eines innigern, sich zwischen ihnen begründenden Verhältnisses gehalten wurden. Die entsetzliche Angst, daß er es als eine eitle Thorheit verlachen werde, wenn sie seinem Wohlgefallen an ihrem Umgang eine ernstre, zärtliche Bedeutung unterlege, verstrickte sie in Selbsttäuschung und sie mühete sich um den Schein einer Unbefangenheit, die bei seinem Benehmen gegen sie und ihrer eignen Empfindung für ihn nicht in ihr seyn konnte. Auch wußte sie seit seinem ersten Besuch, daß er nur 14 Tage in der Residenz bleiben werde und seine Abreise mußte ja jedem Gerede von selbst ein Ende machen und es widerlegen, warum sollte sie sich nun die auf einen so kurzen Zeitraum zusammengedrängte Freude davon verkümmern, daß er so gerne bei ihr war, und daß sie augenscheinlich die Macht über ihn gewonnen hatte, ihn milder und heiterer zu stimmen, als er es im Anfange ihrer Bekanntschaft war.

Der Tag seiner Abreise kam, Ihr that es sehr weh, ihn wieder in eine öde, für ihn

freudenlose Welt hinausziehen zu sehen, in der, seiner eignen Aeußerung nach, kein Mensch wohnte, dessen Auge eine Thräne, dessen Herz einen Seufzer für ihn bewahrt hätte, allein Marabelli's Art und Weise machten es fast unmöglich, ihm die Theilnahe zu äußern, die man für ihn empfand. Er sprach es oft aus, daß er nicht geliebt seyn wolle, daß alle Menschenfreundschaft ihm ein Gräuel sey, weil er zu gut wisse, daß die Bessern sich selbst unwissentlich, die Andern wissentlich, etwas damit weiß machten, wenn sie das hohle, erbärmliche, menschliche Leben, mit den schönen Wörtern Treue, Liebe, Tugend, aufputzten, die alle in sich nichts mehr und nichts weniger als Lügen seyen, Amala empfand tief, wie verletzend es für ein zartes Herz ist, an jemand Theil zu nehmen, der für die Macht der Liebe, für ihren Trost und ihre Erhebung todt, diese verschmäht; sie verhehlte ihm daher auch die Betrübniß, die sie bei dem Gedanken, ihn nie wiederzusehen, empfand; aber es verletzte sie, daß er am Abend des letzten Tages, den er bei ihr zubrachte, ungewöhnlich lustig und so-

gar nach ſeiner Weiſe ſcherzhaft war, und ihr zum Abſchied die Hand ſo leichthin küßte, als komme er morgen wieder. Nicht ein Wort hatte er ihr geſagt, an das ſie eine tröſtende Erinnerung, eine Hoffnung, daß er ihrer eingedenk bleiben werde, knüpfen durfte. Fahre wohl, ſeufzte ſie leiſe, als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, fahre wohl, wilder, mächtiger Menſch, du wirſt meiner, aber ich nicht deiner vergeſſen! Freilich ſtürmſt du wie ein reiſſender Bergſtrom durch das Leben, und ſpülſt die Blumen deiner Ufer und dieſe ſelbſt mit dir fort — aber du eilſt doch auch dem Meere zu, in deſſen heiliger Stille einſt alle deine Wellen ſich ebnen werden. —

Alles um ſie blieb nach ſeiner Abreiſe unverändert, allein ſie empfand nun erſt ganz, wie reich er durch ſeine Gegenwart ihr Leben gemacht hatte. In einem Strahl der Liebe geſammelt, war ſie ſich erſt, als dieſer milde und wohlthuend in Marabelli's düſteres Gemüth fiel, des Reichthums des eignen Herzens wieder bewußt geworden. Nicht in ſeiner, nein in ihrer eignen Seele war ihr der Glaube

an Liebe wieder erblüht; ſie rechnete nicht auf Glück, ſie hoffte, ſie wünſchte nichts, ſie liebte nur und war ſich wieder der Fähigkeit zu jedem Opfer, zu jeder edlen Geſinnung, jeder edlen That bewußt. Sie begriff auch, wie Marabelli's ungeheure Kraft ſich in ſich ſelbſt freuden- und thatenlos verzehren müſſe; weil der Mittelpunkt Einer Erkenntniß, Einer Liebe fehle — aber ſie fühlte auch, daß er des ſchönſten Glaubens und der ſchönſten Liebe werth ſey, und ſagte ſich tröſtend, alles Heilige ſey in ihm; nur habe er es nicht.

---

Die Einſamkeit war jetzt für Amala Bedürfniß geworden, und ſie verließ die Stadt, um ein Landhaus zu beziehen, das ſie in der Nähe derſelben gekauft hatte. Es war im Frühling; die ganze Gegend ein Blüthenhain, durchſungen von Nachtigallchören. Inniger denn je empfand Amala den Zauber der Natur und der Jahreszeit — alles um ſie her ſo wunderſchön und ſie allein, ganz allein! Spät Abends irrte ſie noch wehmuthsvoll im Garten umher; der Mond trat aus dem leichten Sil-

bergewölk hervor, das ſeinen Aufgang verſchleiert hatte; die Gegend verklärte ſich, als ſey es Freudenſchimmer, Wonneſchauer, was er auf ſie hingieße. — Amala hob mit unendlichem Schmerz ihre Hand empor zum Himmel, und ihr ganzes vergangenes Leben drängte ſich in dem Gefühl zuſammen, daß er nie, nie eine Stunde des Glückes für ſie erleuchtet habe, daß ſie, mit dieſer Empfänglichkeit für jede reine Seligkeit des Daſeyns ſterben werde, ohne je Glück gekannt, je Glück empfunden zu haben! —

Plötzlich trat aus einer Beugung des Ganges, in dem ſie wandelte, eine Geſtalt auf ſie zu, ſie erkannte Marabelli! Freudebebend mußte ſie ſich an einen Baum lehnen, um nicht zu ſinken. Er eilte auf ſie zu, küßte ihr die Hand und ſagte in einem Ton, der ſcherzhaft ſeyn ſollte, deſſen Unſicherheit aber ſeine Rührung verrieth: Da haben Sie mich wieder. Sie ſind die geſcheuteſte und liebenswürdigſte Frau, die ich kenne; ich ſchwatze mit keinem Menſchen ſo gerne, als mit Ihnen, und da ich hier ſo gut als ſonſt irgendwo meinen Le-

bensfaden abhaspeln und auf die Menschen schimpfen kann, fiel es mir plötzlich ein, daß ich nichts Geschenteres thun könne, als zu Ihnen zurückzukehren. Vor diesen Worten verschloß sich Amala's Herz; sie erröthete vor dem Gedanken, daß er den Eindruck seiner Wiedererscheinung auf sie bemerkt haben könne, und bestrebte sich, ihrer Empfindung Herr zu werden, und ihn ruhig willkommen zu heißen. Aber doch behielt im Laufe dieses Abends ihre Unterhaltung einen eigenthümlichen, Amala still beglückenden Zauber. Die Rührung, die Innigkeit ihrer beiderseitigen Stimmung, die ihnen die Freude der Wiedervereinigung gab, brach unwillkührlich durch, und das Anziehende, das in der Nothwendigkeit sich zu beobachten, die Bedeutung, die so reizend in einzelnen, wie verloren hingeworfenen Worten lag, gab der Unklarheit ihres Verhältnisses einen Reiz, der für Amala's Herz den Zauber des Glückes hatte.

Die Natur legte in das Frauenherz Gefühle, deren Reichthum dies Erdenleben nicht zu erschöpfen vermag, und die von den Männern

ſelten gewürdigt und noch ſeltner rein aufgefaßt werden; zu dieſen gehört die Fähigkeit ohne alle Hoffnungen auf Glück, ohne alle Anſprüche und Forderungen an das geliebte Weſen, nur um der Liebe willen zu lieben. Marabelli fühlte, was Amala ihm war und ahnete, was er ihr galt, doch ſie war ihm zu theuer, um ſie ſich gewinnen zu wollen, wie er allein noch ein Weib ſich zueignen zu können glaubte. Unter ſeinen Tritten loderte, wie er wußte, der Vulkan, der früher oder ſpäter, für jedes Weſen, das er an ſein Herz nahm, in Flammen hervordonnern und es unter ſeinem Lavaſtrom begraben werde. Dies Schickſal glaubte er Amala erſparen zu können; er war nicht großmüthig genug, ſie zu meiden; aber er umſtrickte ſein Bewußtſeyn mit ſelbſtgeſponnenen Täuſchungen und glaubte, ſie durch ſein bittres Verhöhnen der Liebe und aller ſanften Regungen des Gemüths, gegen ihn der ihr auch nie in Worten Liebe geſtand, nie ein Geſtändniß ihrer Liebe begehrte, ſchützen zu können. Er beachtete nicht, daß ein Herz, wie es in Amala's Buſen ſchlug, nie darauf ſinnt,

ſich irgend einem Leiden um ſeiner Liebe willen entziehen zu wollen, ſondern ſich dieſem um der Süßigkeit des Bewußtſeyns für Liebe und um Liebe zu leiden, gerne hingiebt und vom Schickſal nichts begehrt, als daß es ihm vergönnt werden möge, das dunkle Gramgewölk, welches das Leben des Geliebten überſchattet, durch den lichten Bogen unvergänglicher Treue erhellen zu dürfen. Amala war fähig, für den Geliebten ſich ſelbſt unbedingt zu verläugnen, da ſie ſogar die ſeltne Kraft beſaß, gegen ſeine oft herzloſe Bitterkeit, gegen ſeine Kälte, gegen ſeine Rauheit, mild und treu und warm zu bleiben. Hätte Marabelli nach dem Glück des Seelenfriedens wiedergewonnen werden können, ſo hätte ſie ſeinen Lebenshaß und ſeine furchtbare, faſt teufliſche Menſchenverachtung beſiegt; allein er gehörte leider zu den Menſchen, die nur noch zerſtörend oder vergiftend auf das Herz einzuwirken vermögen, das ſich ihnen ergiebt.

Je inniger Amala's Liebe für ihn wurde, je ſchmerzlicher empfand ſie den Eiſeshauch der Verneinung, den er über alles verbreitete, was groß, was edel und ſchön genannt werden kann, und der

sie um so tödtender traf, da sie der innigsten Begeisterung für die Ideale der sittlichen Welt zu ihrem Leben, wie der Luft zum Athemholen bedurfte. Marabelli dagegen verachtete die Menschen und spottete trotzend der Vorsehung; Geist und Seele waren ihm nur Blüthen des materiellen Organismus, und die sittliche Welt in ihren Idealen und Gesetzen ein Hirngespinnst eitler Träumer. Nie fühlte sich Amala durch eine seiner Aeußerungen erhoben, gekräftigt oder getröstet; alles, was er sagte, that wehe, es quälte und zerriß, und doch erwachte nie in ihr der Gedanke, ihn aufzugeben. Sie trauerte um ihn, wie hienieden um nichts Vergängliches getrauert werden kann; allein sie erkannte auch in immer festrer Treue und Hingebung, daß es eine hohe Kraft der Liebe war, die sich in ihm als Haß und Zerstörungswuth offenbarte.

Auf einzelne Minuten brach auch durch die Nacht, die auf seiner Seele lag, Amala's Liebe in ihrem edlen Ernst und ihrer frommen Glaubensfreudigkeit, wie ein Mondstral durch düstres Gewittergewölk; aber gerade in diesen mildern

Stunden, wenn er sie in der kindlichen Zutraulichkeit ihrer Seele zur Innigkeit aufgeschmeichelt hatte, und ihr ganzes Herz nun Friede, Liebe und unschuldsvolle Heiterkeit war, dann kam gewöhnlich sein böser Geist über ihn, und er schreckte sie mit aller Furchtbarkeit seiner Verzweifelung und Verstockung wieder auf aus ihrer Ruhe, und die Harmlosigkeit ihres Herzens und ihres Glaubens verhöhnend, riß er sie auf den stürmischen Wellen seines Zweifels, seines Hohnes und seiner Vorwürfe hin, bis sie in Thränen und banger Muthlosigkeit verstummte, oder körperlich bis zur Ohnmacht erschöpft, in geistiger, fieberhafter Anspannung kraftlos zusammensank. Sah er sie nun aber in solchem Zustande, dann wüthete er gegen sich selbst, und klagte sich vor ihr so furchtbar und schauerlich an, daß sie, des eignen Schmerzes vergessend, sich wiederfand in dem Bestreben, ihn zu besänftigen, und auf sich zürnte, daß sie ein solches Kind gewesen sey, sich durch seine Redensarten schrecken zu lassen, und ihm durch ihre Angst, Aergerniß zu bereiten.

Amala glaubte sich nicht von ihm geliebt,

und war frei von jedem Anspruch, es seyn zu wollen; aber daß sie bei aller ihrer Liebe für ihn nichts, durchaus nichts für ihn zu thun vermochte, daß alle Kraft der Liebe in ihrem Herzen machtlos wurde an dem seinen, fühlte sie als das schmerzlichste Unglück, das sie zu treffen vermochte. Wenn sie oft nach einer schlaflosen, ohne Klagen still im Gebet für ihn verweinten Nacht am Morgen aus kurzem Schlummer erwachte, nichts empfand, als die Sehnsucht, ihn wieder zu sehen, dann wurde jeder Herzensschlag in ihrer Brust zum Gelübde, ihm die Kränkung des Gedankens zu ersparen, daß er auf ihr Schicksal betrübend eingewirkt habe. Sie liebte ihn unendlich, unbeschreiblich; sie hätte, wie eine Blume nur ihm duften und von ihm gebrochen, an seinem Herzen welken mögen.

Die ununterbrochne Spannung, in der Amala lebte, griff aber ihre Lebenskraft an, und sie begann sichtlich hinzuwelken. Ein schleichendes Fieber zehrte sie auf, und die erhöhete Reizbarkeit und Lebendigkeit, die es ihr gab, konnte Marabelli nicht täuschen, er vermochte sich nicht

gegen die Gefahr zu verblinden, in der sie schwebte, und fühlte, daß ihm nur die Wahl bliebe, sie zu verlassen, oder sie langsam hinsterben zu sehen. Er wählte das Erstere; da er aber glaubte, sie werde die Trennung von ihm leichter überwinden, wenn er sie, ohne mündlich von ihr Abschied zu nehmen, verlasse, so traf er alle Anstalten zu seiner Einschiffung, und beschloß ihr schriftlich zu sagen, warum er scheide. Vergeblich aber glaubte er seiner eignen Empfindung unbedingt Herr bleiben zu können. Wenn er auch Amala vielleicht nicht liebte, so fühlte er sich doch von ihr verstanden, wie er nie verstanden worden war, und die von ihm tief empfundene Wahrheit ihrer Theilnahme an ihm, ihr Errathen seiner Individualität, ihre Fähigkeit, aus den Trümmern seines Wesens, die ursprüngliche Gestalt desselben zu erkennen, zogen ihn mächtig zu ihr hin. Er wollte sie verlassen, aber nun sollten auch nicht Länder, nein Welttheile ihn von ihr trennen, und menschenleere Wüsten wollte er durchstreifen, wenn er sie nicht mehr sehen konnte. Unwillkürlich aber verschob er seine Abreise von einer Woche

zur andern; endlich aber war alles dazu bereitet, er eilte zu Amala, um sie zum Letztenmal zu sehen. Sie lag bleich, aber heiter lächelnd auf dem Sopha, als er eintrat, und kam ihm mit der Versicherung entgegen, daß sie sich heut ungewöhnlich wohl fühle, und sich sehr auf seinen Besuch gefreut habe. Erschüttert setzte er sich neben ihr nieder, und der Gedanke durchzuckte ihn, wie die Wolke schon so nahe über ihrem Haupte schwebe, aus der, von ihr ungeahndet, der Blitzstral sie treffen werde, wenn sie am Morgen seine Abreise erfahren werde. Furchtbar war der Kampf in seiner Seele; er hätte sich bis zur Vernichtung versenken mögen, in ihrem Anschaun, ihrem Lächeln und dem Blick der Liebe, mit dem ihr Auge auf ihm ruhete — plötzlich wurde ihm, als schieße eine Schlange nach seinem Herzen, und umschlinge es drückend — der Arm, den er ausgestreckt hatte, Amala's Hand zu fassen, erstarrte, das halb ausgesprochene Wort verstummte — unbeweglich, wie gläsern blieb sein Auge auf sie geheftet. — In einer Stunde vertraulicher Mittheilung hatte er einst Amala'n entdeckt, daß er in den Erschüt-

terungen gewaltſamen Seelenkampfes, zuweilen vom Starrkrampf ergriffen worden ſey; daß aber nur eine furchtbare Erſchütterung ihn bis zu dieſem Grade zu überwältigen vermöge, und er ſich auch gegen jede Rückkehr dieſes Anfalls geſichert glaube, weil die Kraft der Leidenſchaft in ihm ertödtet ſey, die allein dieſen herbeizuführen vermögen würde.

Amala's Angſt war unausſprechlich, doch nur für ihn beſorgt, kam ihr kein Gedanke, ihn zu verlaſſen, und noch viel weniger, ihn den Blicken eines Dritten in dieſem Zuſtande Preis geben zu wollen, der den Anſchauer deſſelben, im Graus des Entſetzens bis an die Gränze des Wahnſinns zu führen vermag. Dies verſteinerte Leben, dies Abbild des Todes, ohne den verhüllenden Schleier des Schlafes und der Ruhe, iſt vielleicht das Furchtbarſte, was hienieden an einer geliebten Geſtalt erſchaut werden kann. Amala ſank unwillkürlich vor Marabelli nieder, und ohne zu ahnen, daß er in dieſem Erſtarren das Bewußtſeyn des eignen Zuſtandes, und die Fähigkeit zu ſehen und zu hören bewahre, rang ſich aus ihrem Herzen in Schmerzenslauten das

Geſtändniß ihrer Liebe hervor. O warum, rief ſie weinend, kann ich nicht alle Deine Schmerzen zu meinen machen! warum Dich nicht mit meinen Thränen rein waſchen von jeder Erinnerung, die Deinen Frieden ſtört! warum nicht für Dich ſterben, wenn es Dich nicht zu beglücken vermag, daß ich nur für Dich lebe! Welches neue Schrecken iſt denn mit dieſer überwältigenden Macht in Dein Leben getreten? welches neue Entſetzen lauſcht hinter dem Graus dieſer Stunde? — O Vater im Himmel, kann ich die Schauder deſſelben nicht für ihn mildern, ſo laß mich wenigſtens für ihn büßen — gieb mir ſeine Thränen, gib mir ſeine Qual — Vater, gib mir ſeine Sünde, laß mich, o laß mich für ihn bluten und ſterben! —

Hier wand ſich ein Seufzerhauch aus Marabelli's Bruſt hervor. Amala ſprang auf, und ihn ſanft umfaſſend und ſein Haupt an ihre Bruſt lehnend, ſah ſie ihn langſam in das Leben zurückkehren. Todesmatt und doch innerlich gewaltſam bewegt, zog er ſie an ſein Herz; weißt Du, fragte er dumpf, daß ich Dich verlaſſe, daß das Schiff, auf dem ich Dir ent-

fliehe, heut Abend noch die Anker lichtet? — Grausamer! rief Amala. — Und kann ich Dich denn anders vor mir und dem Fluche meines Schicksals schützen, rief er verzweifelnd aus! Bleibt mir eine andre Wahl, als Dich zu fliehen, oder Dich zu morden? Weißt Du, wen Du liebst? weißt Du, welche Furien mich verfolgen? — Nein, sagte Amala, aber ich liebe Dich, und die Liebe ist mächtiger als Haß und Fluch, sie giebt mir die Kraft mit diesen um Dich zu ringen. — Armes Kind! rief er höhnend aus, was sollte aus Dir im Kampf mit dem Riesen meines Schicksals werden? Glaube mir, es gibt für Dich keine Rettung, wenn ich länger in Deiner Nähe weile und Dein Untergang lastet dann wie ein neuer Fluch auf meiner schuldbeladenen Seele. Doch Du sollst, ehe ich scheide, erfahren, was ich noch nimmer zu erzählen vermochte — laß uns aber ins Freie gehen, mir ist, als müßten mich die Wände dieses Gemachs erdrücken.

Es war ein schwüler Sommerabend, kein Lüftchen rührte sich, kein Vogel sang, schwer ruhte in Westen ein Gewitter, das seine schwar-

zen Wolkenberge immer drohender vor der sinkenden Sonne aufthürmte und nicht Labung, sondern Verderben zu verkünden schien. Amala folgte bebend dem Grafen, der selbst noch bis zum Schwanken ermattet, sie stumm zu einem Felsensitz führte, welcher hoch auf einer weit ins Meer hineingehenden Klippe gegründet, den Blick auf dieses frei ließ.

Mein Vater, hub Marabelli düster an, war ein ernster und strenger, aber durchaus rechtlicher Mann, meine Mutter ein Engel an Schönheit und Holdseligkeit; ich wurde, als das einzige Kind, von beiden geliebt, aber die Natur hatte in mein Gemüth Dissonanzen gelegt, die beide nicht verstanden, und daher auch nicht aufzulösen und mich in den stürmischen Ausbrüchen ungestüm lodernden Jugendfeuers zu zügeln vermochten. Der Vater im Unfrieden mit seiner Zeit und der Mitwelt, sah in der Keckheit meines Geistes und in meinem Eigensinn nur eine Aeußerung des revolutionären Princips, das er in jenen beiden als vorherrschend haßte, und hielt Zwang und Strenge für die zweckmäßigsten Zuchtmittel; mich kirre

zu machen. Mich aber empörten und verhärteten ſie; ſie entfremdeten mich dem väterlichen Herzen, und im ſtummen, aber bittern Unmuth ſtand ich trotzig dem Vater gegenüber; mit unendlicher Leidenſchaft hing ich dagegen der Mutter an; ſie war die einzige, die ſich gegen mich Unbändigen freundlich und liebevoll erwieß; ich bedurfte aber Liebe, mein innerſtes Weſen war Glut der Liebe, ſo wurde ſie der einzige Abgott meiner Seele. Mein Vater verbannte mich endlich aus ſeinem Hauſe; ich legte mir das Gelübde ab, ſeine Achtung erzwingen zu wollen, und geſpornt von dieſem Eifer, gelockt vom Durſt nach Ruhm, gekräftigt durch geiſtige und körperliche Lebensfülle, weihete ich mich der Erlernung der Wiſſenſchaften. Vielfach und allergreifend arbeitete mein Geiſt auf Univerſitäten und Reiſen faſt ein Jahrzehend fort, und es gelang mir, eine Menge gelehrter Kenntniſſe einzuſammeln; allein im Verlauf dieſer Zeit ſtarb ich auch dem friſchen, geſunden Gefühl, das der Jugend eigen iſt, ab: die Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft war mit der Freude am Leben in mir verglüht; ich fühlte mich über-

sättigt, ohne je befriedigt worden zu seyn, und ein mir angeborner Abscheu vor der Nichtigkeit des Lebens und der Armseligkeit alles menschlichen Thuns fing an wie ein schleichendes Gift das Mark meines Daseyns zu verzehren. Mir war, je tiefer ich mich in das stürzte, was die Menschen Lebenslust nennen, und je mehr ich mich in ihre Geschäftigkeit verflechten ließ, als sey ich von Nachtwandlern umgeben, und mit immer entsetzlicher werdendem Schauder faßte mich der Gedanke, daß ich ihnen gleich sey, und daß es für mich wie für alle ein weckendes Wort gebe, vor dem die ganze Lüge des Lebens in ein hohles Nichts zusammenfallen müsse, wenn es ausgesprochen werde. Diese innerliche Angst, diese finstre, hoffnungslose Qual machte mir jedes ruhige bürgerliche Verhältniß zum dumpfen Lebenskerker; ich zog in den Krieg und kämpfte als Freiwilliger im russischen Heer einen Feldzug gegen die Türken mit. Das achtlose Einsetzen des Lebens, das mein neuer Stand von mir forderte, that mir wohl; die kräftige Beweglichkeit des Krieges zerstreute mich, aber retten konnte es mich

nicht vor der immer heller in mir werdenden Erkenntniß, daß alles, was edel und gut genennt zu werden verdient, von dem Schicksal, das über die Menschen waltet, zum Untergang bestimmt ist, und eigentlich nur das Laster im Menschenherzen und im Menschenleben gedeiht und die Verzweifelung solcher Erkenntniß machte mich immer wilder und verworrner. Da fiel ein lichter Stral in mein Leben! — ich hatte noch nie wahrhaft geliebt, ich sah Pauline, die Gattin eines polnischen Fürsten, und alle Angst meines bisherigen Lebens schien wie ein böser Traum von mir weichen zu wollen. Einer meiner Kameraden, dem ich einst das Leben mit Gefahr des eignen gerettet hatte, der mir durch alles, was Menschen heilig nennen, zur Treue im Leben und im Tode verbrüdert war, war mein Vertrauter, und dann, von Paulinens Gatten durch Geld erkauft, mein Verräther. Flucht blieb nun unser einziges Rettungsmittel; sie gelang, nachdem ich an dem Elenden blutige Rache genommen hatte, allein jetzt im Besitz eines von mir angebeteten Weibes, faßte mich die Nemesis: zu wild hatte ich

das Leben durchstürmt, zu unbändig alles Maaß überschritten, als daß ich die Fähigkeit hätte bewahren können, ein zartes, gefühlvolles Weib zu beglücken. Ich riß Pauline in den verheerenden Strom meiner Leidenschaft hinein — sie gieng darin unter und besiegelte mit ihrem Tode den Bund unsrer Herzen. Taub habe ich mich gehorcht an ihrem letzten Seufzer, mich dumpf und stumm gedacht an den Gedanken, daß dies liebestralende Auge sich auf ewig geschlossen habe, daß sie ein Raub der Verwesung, den Elementen zurückgegeben war, die den Stoff zu ihrer Erscheinung gegeben hatten; allein die Zeit, die allmächtige, bändigte endlich auch in mir die Wuth meines Schmerzes. Ich durchstreifte ferne Welttheile, um mir Vergessenheit zu erjagen; da traf mich, als ich in Amerika war, die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Ich hatte ihn mehr und mehr achten und erkennen gelernt und empfand tief den Schmerz, daß er unversöhnt und unzufrieden mit mir ins Grab gesunken war. Mächtig zog es mich nach Europa, zu der Mutter zurück, die immer das Ideal meines Herzens,

meine heiligste und tiefste Liebe geblieben war. Ein Jahr nach dem Tode meines Vaters kam ich auf unserm Stammschloß an, daß meine Mutter noch bewohnte, und fand sie mit einem Menschen verheirathet, den ich früher als den Diener meines Vaters gekannt, und stets wegen seines feilen, unwürdigen Charakters verachtet hatte. Ihr Gefühl bei meinem Anblick, war auch Schrecken, und nicht Freude; vergeblich bestrebte ich mich, meiner Empörung Herr zu werden, es war mir unmöglich, ihr diese Verbindung zu verzeihen; ich durfte nicht hassen, nicht strafen, konnte nicht achten, mußte aber noch lieben, mit unsäglicher Qual die gefallene entadelte Mutter lieben. Unser Zusammenseyn war peinlich; meine Nähe schien sie wie ein Verbrechen zu drücken; ich glaubte, sie schäme sich vor dem Sohn ihrer Erniedrigung, und um sie zu schonen, entfernte ich mich, sobald meine Geschäfte nur einigermaßen geordnet waren, und streifte zwecklos im Vaterlande umher. Auf einer dieser Wanderungen traf ich spät Abends im Gasthof eines kleinen Städtchens ein; ich trat in das Gastzimmer,

wo mehrere Männer um eine Punschbowle versammlet saßen, deren Gespräch meine Aufmerksamkeit erregte; es betraf vaterländische Angelegenheiten, und bald hörte ich den Namen meines verstorbenen Vaters nennen, der für das Land viel gethan, viel Gutes gewirkt hatte, und dessen Andenken von den Bewohnern desselben in Ehren und Segen gehalten wurde. Und ein solcher Mann, rief einer der Anwesenden mußte das Opfer einer hölliſchen Büberei werden, sein edles Leben durch Meuchelmord verkürzt werden, ohne daß er einen Ankläger und Rächer findet! — das Entsetzen der Hölle schlich sich, als ich diese Worte hörte, todeskalt durch meine Adern! Alle bisherigen unheimlichen Ahndungen meines Herzens wurden mir klar! Die Einsamkeit, in der meine Mutter geschieden von allen ihren ehemaligen Bekannten und Freunden lebte, ihr Erbleichen bei meinem Anblick, ihre Furcht vor jeder einsamen Unterhaltung mit mir, ihr Ausweichen, wenn ich nach Kunde von den letzten Lebenstagen meines Vaters forschte — alles wurde mir klar! Ich hörte nun im Fortgang des Gesprächs, wie im

Publikum kein Zweifel darüber ſtatt finde, daß das Leben meines Vaters gewaltſam durch die Hand des jetzigen Gatten meiner Mutter verkürzt worden ſey. Ueberführt von ihrer Treuloſigkeit, ſtand er im Begriff, ſich von ihr zu trennen, als er plötzlich auf eine Weiſe ſtarb, die den Verdacht eines unnatürlichen Todes weckte. Doch der Reichthum meiner Mutter, ihr Stand, ihre nahe Verwandtſchaft mit dem regierenden fürſtlichen Hauſe hatten ſie gegen jede gerichtliche Unterſuchung geſchützt, wenn ſie gleich in der öffentlichen Meinung durch das Schandmal der Theilnahme an dem Verbrechen gebrandmarkt war.

Laß mich von den Stunden ſchweigen, die für mich dieſer Entdeckung folgten, und von denen ich noch nicht faſſe, wie ſie mich nicht, durch die furchtbare Gewalt ihrer Schrecken, wahnſinnig gemacht haben. Ich flog nach dem Schloß meines Vaters zurück; unerwartet trat ich vor dem verbrecheriſchen Paar; mit Rieſenkraft warf ich den Mörder zu den Füßen meiner Mutter nieder und erpreßte von ihm das Geſtändniß ſeines Frevels — ſie lag zu meinen

Füßen, flehend um ſein Leben, um Gnade und Erbarmung für ſie und ihn — ich ſah den Schatten des Ermordeten, fühlte nur, Blutrache ſey dem Sohne Pflicht, der gegen den Gemahl der Mutter das Geſetz nicht aufrufen durfte, ohne auch dieſe dem Henkerſchwert zu überliefern — ſie ſah das Piſtol in meiner Hand, warf ſich der Mündung entgegen, und die Kugel, die ihm das Gehirn zerſchmettern ſollte, fuhr in ihre Bruſt. Ihr letztes Wort war Fluch über mich. —

Todtenbleich lehnte ſich Marabelli hier zurück; der Abend war während ſeiner Erzählung niedergeſunken, der ganze Himmel ſchwarz bezogen, loderte nur auf Sekunden in ſich kreuzenden Blitzen auf — dumpf rollte der noch ferne Donner, der Sturm fuhr heulend durch die Wipfel der Bäume, und die empörten Meereswellen ſchlugen tobend an die Klippen des Ufers. Amala umfaßte ſchweigend ihren unglücklichen Freund. Ein Schickſal, wie das meinige, fuhr er nach langem Schweigen fort, iſt nicht zu verſöhnen, und Frevel wäre es, die Kette nicht zu löſen, die Dich, den Engel, an

den Gefallenen und Verfluchten, an den Mutter-mörder bindet! —

Nein, unterbrach sie ihn, mich scheidet nichts von Dir — ich habe Muth mit der Hölle selbst um Dich zu kämpfen, Dein Schicksal zu theilen, welches es auch sey. Willst Du in menschenleeren Wüsten leben, so sind mir die Eissteppen Sibiriens, der glühende Sand Afrika's gleich willkommen — ich will nichts als Dich lieben, mit Dir trauern und mit Dir untergehen, wenn ich Dich nicht retten kann. Aber glaube mir, es gibt Einen Trost, dem Deine Seele nicht ewig verschlossen bleiben wird — der Stral des göttlichen Erbarmens wird Dich treffen, der Thau der göttlichen Gnade Dich erquicken — wenn meine Liebe, die Liebe des endlichen Herzens, schon stärker ist, als Dein Schicksal, o Geliebter, wie könnte dann die ewige Liebe sich Dir unbezeugt lassen? wie dürfte eine Seele wie die Deinige ihr verloren gehen! — Im Namen des Gottes des Friedens verheiße ich Dir Frieden, und daß Du nicht von hinnen scheiden wirst, ohne die

versöhnende Wunderkraft des Glaubens und der Gnade empfunden zu haben!

Sie war aufgestanden, und die eine Hand auf Marabelli's Schulter legend, hob sie die andere betheuernd gen Himmel — er blickte zu ihr auf — heiliger Ernst und erhabene Begeisterung stralten aus ihren Blicken, seine Augen füllten sich mit Thränen! — er sank vor ihr nieder und ihre Hände an seine Augen drückend, flüsterte er leise! Amala, ich kann wieder weinen! —

Und mit diesem Segen, fuhr er fort, entlaß mich, Du Heilige — mein Herz bringe ich Dir zurück, sobald es den Frieden gewonnen hat, den Du ihm verheißest.

Als Amala im Morgenroth wieder auf der Klippe stand, flog das Schiff, das ihn trug, schon am fernen Horizont dahin und ihre Thränen folgten ihm nach.

---

Zwei Jahre nach Marabelli's Abreise erhielt Amala von einem aus Indien kommenden Schiffer eine goldne Kapsel und folgenden Brief:

„In der Stunde, wo ich Dich verließ, gelobte ich, Dir mein Herz zurück zu bringen, wenn es den Frieden gefunden habe, den Dein Gebet für mich erflehete, und wenn Du dieſes Blatt erbrichſt, iſt es nun in Deinen Händen; es hat Ruhe gefunden und ſchlägt nicht mehr. Erſchrick nicht vor dieſen Worten, freue Dich, daß mein Friedensengel zugleich mein Todesengel war. Liebe, ich könnte Dir viel ſagen von dem, was ich tief innerlich erlebt habe ſeit dieſer Trennung: allein die Minuten ſind mir nur noch ſparſam zugetheilt; denke Dir mich wie einen Elenden, der ſich nach hoffnungsloſem Herumirren doch endlich ein Eiland der Ruhe erkämpft hat, aber ein menſchenleeres. Das Meer bricht ſich tobend an ſeinen Küſten, der Sturm durchheult es und kalte Schauder durchſchütteln den Einſamen, dem es zur Ruheſtätte geworden iſt — und ferne, ferne tief unten am Horizont, ihm unerreichbar und doch ſeiner Sehnſucht ſo nahe, dämmert das Land, wo ſeine Palmen grünen, und trö-

ſtend kommt in ſeinen Träumen ein Engel zu ihm und geleitet ihn hinüber, und er kann wieder dieſen Engel lieben und vor ihm weinen. —

Tief möchte ich es in Deine Seele drücken, was Du mir geworden biſt. Keins Deiner Worte, keiner Deiner ſonſt trauernden und doch ſo unendlich liebevollen, innig ſeegnenden Blicke iſt mir verloren gegangen, ich trage ſie noch alle im Herzen und vertraue ſterbend dem Urquell, aus dem die Liebe in Deine Seele ſich ergoß. Ja, Du haſt mich geliebt; nicht mit jener Liebe, wie ſie auf Erden wohl zuweilen in heißer Glut Herzen mit einander zu unendlicher Wonne, zu unendlicher Qual verbindet, ſondern heilig, wie Engel ihre Schützlinge lieben, haſt Du mich geliebt, und die Macht Deiner Liebe hat die Hölle zu beſiegen vermocht, der ich zur Beute verfallen war. So ohne alle Selbſtſucht, ſo im Schmerz ſelig lächelnd, ſo tief, ſo heilig, nur um der Liebe willen, kann kein Weſen lieben, das der Vergänglichkeit zum

Raub bestimmt ist. Du hast mich geliebt, wie der Versöhner die Menschen — wie er für alle, so wärst auch Du für mich gestorben — wie er die Sünder, so hast Du mich geliebt. —

Und auch gerettet. Mein brechendes Auge hebt sich zu Gott empor — ich glaube, liebe, und vertraue. —

Der Frieden meines Todes bleibe der Segen Deines Lebens! Leb' wohl für diese Erdennacht — der Morgen tagt — Leb' wohl!" —

---

Oft hatte Amala's Herz in den Stunden schmerzlicher Trauer um Marabelli ihrem Geist eine Frage über die Räthsel des Verhängnisses vorgelegt, auf die er ihr verstummend die Antwort schuldig blieb; allein aus dem Heiligthume ihres Gemüths rang sich in eigener Kraft der Glaube hervor, in dessen Klarheit sich alle Dunkelheiten unsrer Erdenschicksale lösen. Ihre Liebe zu Marabelli wurde für sie, was jede wahre Herzensliebe stets wird, eine Offenbarung der göttlichen Liebe, die ihr das Leben

frei und den Tod schön machte. Sie erkannte, daß nicht das Glück des Besitzes, sondern die Liebe selbst das höchste Gut ist, was hienieden erstrebt werden kann. Der schönste Inhalt unsers geistigen Lebens ist auf Erden selten mehr als Traum und Ahnung, deren wir uns aber erfreuen sollen, im Vorgefühl der ewigen Erfüllung dessen, was die Sehnsucht unsers Geistes und unsers Herzens uns verheißt. Marabelli's Tod heiligte und reinigte Amala's Herz — ihr Leben blieb dem Frieden geweiht, den wir gewinnen, wenn uns die Verwirrung des Lebens losläßt, und alles das mild besänftigend als höhere Fügung vor uns tritt, was uns als Zufall und Willkür tief verletzte. Dieser Friede blieb das Glück und der Lohn ihres Herzens, und gewährte ihr Trost für das, was für sie im Leben untergegangen war, um für sie zur himmlischen Hoffnung zu werden.

# Bilder aus der türkischen Geschichte.

## Osman der Erste, Stifter des osmanischen Reiches.

Eine Skizze aus dem Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Es zieht mich hinauf mit der Sehnsucht Gewalt,
Der finstern Vorzeit zerstörte Gestalt
In Trümmern noch groß zu beschauen.

Einsam saß Aladdin, der Sultan von Ikonien, auf seinem Throne, und musterte vergeblich die Reihen seiner Großen und der Befehlshaber seines Heeres, um unter ihnen den Helden zu finden, der dem kinderlosen Herrscher Sohn zu werden verdiene, weil er mit ihm die Last der Herrschaft zu theilen vermöge. Von Verrath und Treulosigkeit umgeben, ohne Bundesgenossen, von mehreren Seiten durch die Annäherung eines feindlichen Heeres bedroht, konnte sich Aladdin die Gefahren seiner Lage nicht verheh-

len; der Geiſt des grauen Helden war noch kühn und feurig, allein ſein Arm erlahmt und er unfähig geworden, ſeinen Kriegern im Kampfe voranzuleuchten auf der Bahn des Sieges. Die Gefährten ſeiner Jugend und ſeines früh erworbenen Ruhmes waren gefallen — was er in ihnen geliebt hatte, ſtralte ihm aus der Heldenkühnheit Droguls, eines Sohnes des großen Suleiman Schah, wieder entgegen, der die Länder zwiſchen Aleppo und Cäſarea mit allen ihren Städten und Schlöſſern durch die Gewalt der Waffen erobert hatte, und ſie durch Klugheit und Weisheit zu behaupten verſtand. Ein Bündniß mit Drogul war der Wunſch des altergrauen Sultans; doch dem vielleicht ſiegestrunkenen, wahrſcheinlich eroberungsſüchtigen jungen Fürſten mit dem Anerbieten deſſelben entgegen zu kommen, hieß ihm in einem höchſt gefahrvollen Augenblicke eine Schwäche verrathen, die Aladdin kaum ſich ſelber geſtand, und um den Preis ſeines Thrones und ſeines Lebens keinen andern zu verrathen ſich entſchloſſen haben würde. Da traten in einer ſeiner ſorgenvollſten einſamen Stunden ſeine Diener ein, und

meldeten ihm die Ankunft Osmans, des Sohnes Droguls, der, von einem glänzenden Gefolge begleitet, im Auftrage seines Vaters komme und sich von dem Sultan Gehör erbitte. Gewährend winkte Aladdin, die Teppiche des Eingangs flogen zurück und der blühend schöne, goldgelockte, kaum sechszehnjährige Jüngling, der schon die Schlachten seines Vaters mitgefochten hatte, trat ein und begrüßte den Sultan mit einer Ehrfurcht, von der man fühlte, sie gelte mehr dem berühmten Helden, als dem Monarchen. Er kam, um Aladdin im Namen seines Vaters Friede und Freundschaft anzutragen. Der Sultan sah in diesem Entgegenkommen ein Unterpfand von der Gunst des Himmels, und verhieß Drogul das gerade von den Tataren bedrohete Ankyra zum Unterpfand des Bündnisses, das er mit ihm zu schließen bereit sey. Eine Gesandtschaft, aus den Ersten seines Reiches erlesen, mußte sich rüsten, Osman zurück zu geleiten, um Drogul den Wunsch des Sultans, ihn persönlich kennen zu lernen, vorzutragen und ihn an seinen Hof einzuladen, wo er ihn empfangen werde, wie es einem so

edlen Helden gezieme von Aladdin empfangen zu werden. Doch ehe noch der Sultan Droguls Antwort erhalten konnte, bekam er die Nachricht, daß ein Schwarm Tataren, ehemals zu dem Heere des großen Eroberers Dschingiß-Chan gehörig, der nun nach dem Tode desselben planlos nach Raub und Beute umherschweifte, in die Landschaft Ankyra eingefallen sey. Aladdin sah sich genöthigt, ihnen entgegen zu ziehen; ihr Heer war dem seinen an Zahl und Tapferkeit überlegen, der Sultan vermochte nicht mehr an der Spitze seiner Truppen zu fechten, und schon begonnen diese zu fliehen, als Drogul, an der Spitze von 5000 auserlesenen Kriegern auf dem Schlachtfelde erschien. Die Tataren stutzten bei diesem ihnen unerwarteten Anblick, und sandten einige ihrer Führer an ihn ab, die ihm die Krone Aladdins boten, wenn er den Oberbefehl ihres Heeres übernehmen und seine Truppen zur völligen Niederlage des schon weichenden Feindes vorrücken lassen wolle. Droguls eigne Krieger unterstützten dies Gesuch, das ihnen leichten Sieg und reiche Beute versprach; doch Drogul antwortete den Führern des tata-

rischen Heeres: Es geziemt keinem rechtschaffenen Manne, sein Wort zu brechen, und eben so wenig ziemt es sich für einen tapfern Krieger, gegen den Besiegten das Schwert zu ziehen, wohl aber den Verzagten und Schwachen beizustehen und sie zu ermuthigen. Er gebot darauf den Tataren zu ihren Schaaren zurück zu kehren und gab den seinen den Befehl, diese anzugreifen.

Droguls Schwert leuchtete Aladdins Kriegern als Siegesblitz voran; neu geschaart versammelten sie sich um ihn, und bald war jetzt die Schlacht entschieden, die Tataren geschlagen und ihre Flucht wurde zur entscheidenden Niederlage. Der Ruf hatte früher schon Droguls Tapferkeit und sein Glück gepriesen; dieser Tag bewährte in Aladdins Augen auch seinen Feldherrnblick und seine Seelengröße. Freudig übertrug er ihm, zum Lohn für den erkämpften Sieg, den Oberbefehl über sein Heer. Drogul vereinte nun seine Kriegesmacht mit der des Sultans und während dieser die innere Verwaltung seines Reichs lenkte, that er den Einfällen und den Streifereien der Tataren Ein-

halt, besiegte sie in vielen kleinen und großen Gefechten und zwang sie, sich von den Gränzen des Reichs zu entfernen. Den glänzendsten seiner Siege erfocht er im Jahr 680 der Hedschra (1281), wo er die berühmte Stadt Kjutohi von den Griechen eroberte; doch dieser Sieg wurde gleichsam der Markstein seines Ruhms, wie seines Lebens, denn noch in demselben Jahr entriß ihn der Tod seinen Söhnen, seinem Volk, dessen Namen er zuerst durch seine Tapferkeit aus der Dunkelheit hervorgehoben hatte, und seinem Freund Aladdin, dessen Seele groß genug war, um Droguls Werth neidlos anzuerkennen und gerecht zu würdigen.

Von seinen drei Söhnen, Osman, Gjündus und Serwiß, hatte er den ältesten, Osman, zum Erben seiner Länder und seiner Schätze erklärt. Dieser ließ dem hochverehrten Vater in der Schloßfeste Sugjutschik ein Grabmal errichten, das noch jetzt von den Verehrern des osmanischen Stammes mit vieler Andacht besucht wird.

Hier schon erhielt Osman eine Gesandtschaft, die Aladdin ihm sandte, um ihm mit

der Zusicherung des Besitzes aller Länder und Reichthümer, durch die er Droguls Tapferkeit gelohnt hatte, auch den Täbli Aelem, als ein Zeichen des ihm ertheilten Oberbefehls über Aladdins Heer, zu überbringen. Neun Trommelschläger, eben soviel Schalmeyenbläser, sieben Trompeter und vier Beckenschläger eröffneten den glänzenden Zug dieser Gesandtschaft, durch die Aladdin dem Jüngling, den er liebte und dem er vertraute, mit dem Aelem auch die noch nie von ihm an einen seiner Fürsten ertheilten Erlaubniß sandte, Geld mit dem Gepräge seines eignen Namens schlagen lassen zu dürfen. Auch gestand er ihm in allen den Städten, die Drogul erobert hatte, so wie in denen, die Osman selbst künftig noch erobern würde, das Recht des Chutbe zu, d. i. daß seiner in den öffentlichen Gebeten namentlich gedacht werden solle.

So sah sich Osman schon im Anfang seiner Herrscherbahn geschmückt mit allen Ehren, die diesseits des Throns der Sultane der Ehrgeiz zu erstreben vermochte. Die Lorbeeren, die der Vater erkämpft hatte, schienen sich für den Sohn freiwillig zur Krone in einander

ſchlingen zu wollen, und es fehlte von manchen Seiten her nicht an Anmahnungen, dem Greis Aladdin die Krone zu nehmen, die er nicht mehr mit Waffenmacht gegen Osman zu behaupten vermocht hätte; doch Osmans Treue gegen den Schutzherrn und Verbündeten war über dieſe Verſuchung erhaben. Rein wandelte er die Bahn, die das Geſchick ihm vorgezeichnet hatte; an der Spitze ſeiner Truppen zog er gegen die mongoliſchen Tataren, die in Ikonien eingefallen waren, ſchlug ſie zurück, und wandte ſeine Waffen dann gegen mehrere Fürſten, die ſich gegen Aladdin empört hatten. Sieg gekrönt und bewährt als der heldenkühne Sohn eines Heldenvaters, wählte er nun Korahiſar zu ſeiner Reſidenz. Der Ruf ſeiner Milde, ſeiner Freigebigkeit und ſein Ruhm zog aus weit entlegenen Gegenden viele Anſiedler herbei. Er ließ die Stadt mit Mauern umgeben und im Lauf zweier Jahrzehende erhoben ſich innerhalb derſelben, als Denkmale ſeiner Prachtliebe und ſeines Reichthums, zahlloſe Palläſte und Moskeen.

Doch zu ſtralend war Osmans Ruhm, zu un-

getrübt sein Glück, als daß nicht die Schlangen des Hasses und des Neides sich um das Gebäude seiner Größe hätten flechten sollen. Der Fürst von Biledschiki wollte sich mit Helophira, der Tochter des Statthalters Dfarsihar vermählen, die der Ruf als das schönste Mädchen des Morgenlandes pries. Mit vielen andern Fürsten lud er auch Osman zu dem Feste, und dieser beeilte sich, der Sitte des Landes gemäß, der Braut und dem Bräutigam seine Hochzeitsgeschenke zu übersenden. Die kaiserliche Pracht und die Freigebigkeit, die er in der Wahl und dem Reichthum derselben zeigte, reizten den Neid und die Eifersucht der übrigen Fürsten und Statthalter, so, daß sie sich verschwören, Osman bei Gelegenheit der Feier dieses Hochzeitsfestes durch Meuchelmord zu tödten. Helophira erfuhr den Plan der Verschwornen; zu tief empfand sie die Schwärze dieses Verraths, zu tief den Frevel verletzter Gastfreundschaft, um nicht nach Mitteln zu forschen, den von ihr hochverehrten Helden warnen zu lassen. Osmans Entschluß war schnell gefaßt; er beschloß, auf die erhaltene Einladung zwar zu erschei-

nen, aber der List wieder List entgegenzusetzen, und ließ daher den Statthalter von Biledschiki ersuchen, während der Dauer des Hochzeitfestes seine Frauen und einen Theil seiner Schätze in Biledschiki aufzunehmen, weil er, von einem benachbarten Fürsten mit Krieg bedroht, während seiner Abwesenheit den Raub derselben und einen Ueberfall befürchte. Willig wurde ihm dieses zugestanden, da man sich dadurch den Lohn des Verraths im Voraus zu sichern glaubte. Osman ließ nun vierzig junge Krieger, als Frauen verkleidet, nach dem Schlosse Biledschiki führen, das der Statthalter schon verlassen hatte, weil es die Zahl der eingeladenen Gäste nicht zu fassen vermochte und man daher in einiger Entfernung von demselben zur Feier des Hochzeitfestes eine hinreichende Anzahl Zelte aufgeschlagen hatte. Osman selbst traf bei diesen an dem bestimmten Tage ein; doch statt sich am Abend in dem ihm angewiesenen Zelte zur Ruhe zu begeben, bestieg er sein Roß und sprengte nach Biledschiki, da diese Feste, seiner Anordnung nach, jetzt schon in den Händen seiner Getreuen seyn mußte. Allein seine

Entfernung wurde zu bald bemerkt; mehrere der gegen ihn verſchwornen Fürſten eilten ihm mit ihren Kriegern nach, doch trotz der Ungleichheit des Kampfes blieb Osman, als ſie ihn erreicht hatten, Sieger; zwei der tapferſten dieſer Führer hieb er nieder; die übrigen ergriffen die Flucht. Osman eilte nun nach Biledſchiki, deſſen Beſatzung die vierzig verkleideten Krieger ſchon überwältigt hatten, und wandte ſich von dort nach dem nachbarlichen Dſcharhiſar, das er überrumpelte und wo er die Braut mit ſammt ihrem Vater gefangen nahm. Hier erkämpfte Osman den ſchwerſten ſeiner Siege über ſich ſelbſt; von ſeinem Sohn Orchan begleitet, trat er in das Gemach der Jungfrau, deren Hochſinnigkeit ſein Leben vor Meuchelmord geſchützt hatte. Nie war ihm Frauenſchönheit ſtralender erſchienen, nie hatte ſein Herz einem Weibe ſo heiß, ſo ſehnſuchtsvoll entgegengeſchlagen; doch aus ſeines Sohnes entzückten Blicken leuchtete ihm der Widerſchein ſeiner eignen Empfindungen mächtig entgegen — die Vaterliebe ſiegte, und er vermälte

Helophira — dies ſtralende Wunder der Welt, wie das Morgenland ſie nannte, mit Orchan.

Von ihrem Hochzeitsfeſte weg eilte er an die Gränze des Reichs, um von neuem Aladdins Feinde, in denen er ſtets die ſeinen ſah, zu bekämpfen; doch während er hier ſiegte, fiel von einer andern Seite ein Schwarm goßoniſcher Tataren in die Staaten des Sultans ein; zum zweiten Male empörten ſich ſeine Fürſten gegen ihn, Aladdin mußte fliehen und eilte nach Conſtantinopel, um dort bei dem griechiſchen Kaiſer Michael Paläologus Schutz zu ſuchen; doch ſtatt des gehofften Schutzes fand er ſchmähliche Treuloſigkeit, und der Kaiſer war niedrig genug geſinnt, um den unglücklichen Greis in einen Kerker werfen und ihn zu ewiger Gefangenſchaft verdammen zu laſſen.

An Tapferkeit, Macht, Anſehen und Reichthümern war Osman der erſte unter den Fürſten, die Aladdins Obergewalt anerkannten, und einſtimmig wurde er von ihnen allen zu ſeinem Nachfolger auf dem Thron der Sultane von Ikonien erwählt. Aladdin war kinderlos, das Reich verwaiſet und unter dieſen Umſtänden

fühlte sich Osman verpflichtet, die Zügel der Regierung zu ergreifen; doch that er es vorzüglich nur, um sich desto kraftvoller für die Befreiung Aladdins verwenden zu können. Seine Drohungen schreckten den feigen Kaiser der Griechen; Aladdin sah seine Hauptstadt wieder, allein die Täuschungen irdischer Hoheit hatten keine Gewalt mehr über ihn; er schlug es aus den Thron wieder zu besteigen, und starb kurze Zeit nach seiner Rückkehr in Osmans Armen, im Jahr 703 der Hedschra (1303).

Osman verlegte seinen Kaisersitz von Karahisar nach Jeng-isheri, das er mit Palästen, Bädern und andern prachtvollen Gebäuden schmücken, mit einer Mauer umgeben und stark befestigen ließ. Ihm ward das Glück, sich von tapfern, muthigen Söhnen umgeben zu sehen, unter denen er die Statthalterschaften seiner Länder theilen konnte. Jetzt erst fand er, der bisher nur als Feldherr geglänzt hatte, Gelegenheit, die Tugenden eines milden und gerechten Herrschers zu zeigen; er suchte die innere Verwaltung des Reichs nach festbestehenden Grundsätzen zu regeln; doch die unruhige Thä-

tigkeit seiner Feinde zwang ihn nach kurzer Frist von neuem das Schwert zu ziehen. Die Statthalter der angränzenden griechischen Landschaften, den Statthalter von Bithynien, Honorius, an ihrer Spitze, verbündeten sich gegen ihn. Auch in diesem Feldzuge blieb Osman Sieger, und die strenge Mannszucht, die er in seinem Heere eingeführt hatte, bewog den größten Theil der Bewohner jener Gegenden, sich freiwillig seiner Herrschaft zu unterwerfen. Doch er selbst hemmte seinen Siegesflug, um den neuerobersten Länder das Glück des Friedens zu verschaffen, und ihre Ruhe durch Gesetze zu sichern, und begnügte sich, seine Feinde besiegt zu haben, wo es in seine Macht gegeben war, sie vernichten zu können. Doch kaum hatte er einige Jahre in friedlicher Ruhe zugebracht, als sein Heer dieser überdrüßig wurde, und in ihn drang, dasselbe zu neuen Siegen zu führen, und den Griechen den Krieg anzukündigen. — Nur zur Ehre des Propheten, antwortete ihnen Osman, und nicht um irdischen Vortheils willen, dürfen wir gegen die das Schwert ziehen, die uns nicht anfallen. Der Koran muß die Richtschnur

unſers Betragens bleiben. — Er bewies ihnen darauf aus demſelben, daß es ſeine Pflicht ſey, die chriſtlichen Fürſten erſt auf dem Weg der Güte zur Annahme der mohammedaniſchen Religion zu ermuntern, und daß es nur in dem Falle, wo ſie ſich derſelben weigerten, erlaubt ſey, ſie Kraft des Geſetzes des Propheten für Feinde Gottes und der Wahrheit zu erklären, und ſie um ihrer Hartnäckigkeit willen mit Feuer und Schwert zu verfolgen und zu züchtigen. — Osman ſandte nun an alle griechiſche Fürſten in Kleinaſien Botſchafter, die ihnen die Aufforderung überbrachten, entweder den mohammedaniſchen Glauben anzunehmen, oder ihm Tribut zu entrichten, und im Verweigerungsfalle eines Angriffs von ihm gewärtig zu ſeyn. Gleich einem Donnerſchlage traf dieſe Nachricht die Fürſten, die ſie erhielten. Einige derſelben gingen zur mohammedaniſchen Religion über; andere blieben ihrem Glauben treu, oder ſie verſtanden ſich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs an Osman. Die aber, die beides zu thun verweigerten, wurden von ihm bekriegt und beſiegt. Mitten im Laufe ſeiner Siege er-

hielt er aber die Nachricht, daß ein Tatarenstamm, Tschawdor genannt, der aus Phrygien kam, in seine Staaten eingefallen und schon bis an die Mauern von Korahisar vorgerückt sey; Osman übertrug darauf den Oberbefehl des Heeres, das gegen die Griechen im Felde stand, seinem Lieblingssohne Orchan, der alle seine Brüder an Tugend und Tapferkeit überglänzte, und flog an der Spitze einer auserwählten Reiterschaar den Tataren entgegen, die er bei Korahisar traf, sie mit großer Kühnheit angriff, viele erlegte, und den ganzen Rest ihres Schwarmes gefangen nahm. Diese Gefangenen nahmen sämmtlich die mohammedanische Religion an, worauf er ihnen die Freiheit schenkte, und ihnen in der Umgegend von Korahisar einen Bezirk zur Ansiedelung anwies.

Der griechische Kaiser, geschreckt durch die Siege der Osmanen, schickte seinen Fürsten und Statthaltern ein Heer zu Hülfe; allein Orchan schlug nicht nur, sondern er vernichtete dies Heer in einer Schlacht so, daß kaum einzelne entronnen, die ihrem Kaiser die Nachricht von dieser Niederlage zu überbringen vermochten.

Honorius, der Statthalter von Prusa in Bithynien, war der tapferste und der muthigste unter den griechischen Fürsten, die Osman bekriegte. Orchans Sieg machte es ihm unmöglich, ihm länger im freien Felde die Spitze bieten zu können; er warf sich mit dem Rest seiner Krieger in Prusa, das er stark befestigen und auf acht Jahre mit Lebensmitteln hatte versehen lassen. Orchan schloß die Feste ein und ließ mehreremale stürmen, doch die Besazzung schlug alle seine Angriffe zurück; Verrath öffnete ihm endlich die Thore derselben, doch der junge Held ehrte den Heldenmuth seines Gegners so sehr, daß er ihm und allen Einwohnern derselben Leben, Freiheit und Eigenthum sicherte und dadurch den Feind in einen Freund umwandelte. Es war im Jahr der Hedschra 726 (1326), als Orchan in Prusa einzog, das er späterhin zum Hauptsitz seines Reiches erhob.

Doch mitten unter diesen Triumphen erhielt er die Nachricht, Osman sey dem Tode nahe und wünsche ihn noch zu sehen. Wie von Windesflügeln getragen eilte er nach Jeng-

isheri zurück, wo er noch zeitig genug ankam, den letzten Segen seines Vaters zu empfangen, der ihn zu seinem Nachfolger ernannte. Der türkische Geschichtschreiber Sadi gibt von dieser Zusammenkunft einen Bericht, den wir hier mit buchstäblicher Treue unsern Lesern mittheilen wollen:

„Als Vater und Sohn sich erblickten, wallten beider Herzen auf von Liebe für einander. Orchan sank vor seinem Vater auf die Knie nieder, und begann zu klagen: O Osman, rief er, du Sonne aller Kaiser und Herren der Welt! Ueberwinder und Sieger der Völker! Du Fürst der Helden! muß ich Dich jetzt eine Beute des Todes werden sehen! — Der unvergleichliche Sultan hob seine Augen zu ihm auf, blickte den herzlich geliebten Sohn an und antwortete: Klage nicht, Du Labsal meiner Seele! denn dieser mein letzter Kampf ist das Loos aller Sterblichen, und Junge und Alte, Große und Kleine, alle, die mit einander die Lust dieser vergänglichen Welt genießen, müssen ihn bestehen.

Wenn ich jetzt zur Unsterblichkeit hinüber gehe, so lebe Du desto länger ruhmvoll und glückselig, und da ich Dich als meinen Sohn und Nachfolger hinterlasse, habe ich keine Ursache, mich wegen meines Abschiedes von dieser Welt zu grämen. Ich will Dir jetzo meine letzten Lehren geben, höre sie aufmerksam an. Begrabe die Sorgen dieses Lebens in Vergessenheit. Ich beschwöre Dich, Du mit Glückseligkeit Gekrönter! lenke Dich nicht zur Tyrannei und wirf keinen Blick Deines Auges auf die Grausamkeit; befördre vielmehr die Gerechtigkeit und schmücke mit ihr Dein Reich aus. Erquicke meine abgeschiedene Seele mit dem Ruhm Deiner Siege, breite die Religion mit den Waffen aus, werde der Bezwinger der Welt, allein übe stets eine großmüthige Freundschaft gegen die rumischen Königreiche *), Befördre

*) Aus Ebu Elwordis Beschreibung von Rum ist zu ersehen, daß hier unter den rumischen Königreichen die christlichen Königreiche in Europa zu verstehen sind.

die Gelehrten zu Ehrenstellen, denn durch sie wird das göttliche Gesetz befestigt. Wenn Du von einem gelehrten Manne hörst, so wende ihm Ehre, Ansehn und Gnade zu. Dünke Dich nicht groß mit Deiner Heeresmacht und sey nicht stolz auf Deinen Reichthum. Laß die Gesetzeskundigen nahe um Deine Person seyn, und da die Gerechtigkeit die Stütze des Thrones ist, so wende Dich von Allem ab, was sie verletzt. Das göttliche Gesetz sey und bleibe Dein einziges Augenmerk und Dein Lebenspfad der Pfad des Herrn. Mische Dich nicht in eitle Unternehmungen, meide unnütze Streitigkeiten, denn Ehrgeiz war es nicht, was mich antrieb, die Reiche der Welt zu erobern, sondern die Ausbreitung unsers Glaubens war mein Zweck und muß nun der Deinige werden. Befleißige Dich gegen Jedermann, ohne Ansehn der Person, Dich gnädig zu beweisen, und trage Sorge, daß Du die Pflichten Deines Berufes erfüllest, denn ein König, der sich nicht durch Gerechtig-

keit und Gnade hervorthut, verdient den Namen eines Königs nicht. Laß das Wohl Deiner Unterthanen Deine beständige Bemühung seyn und bleiben, so wirst Du immerfort Schutz und Gnade bei Gott finden.

Nachdem Osman, die Zuflucht der Gläubigen, so schließt Sadi, diese Ermahnungen geendigt hatte, schied seine Seele hinüber in die Gefilde der Ewigkeit.

Osman starb im neunundsechzigsten Jahre seines Alters, nachdem er sechsundzwanzig Jahre, drei Monate und zehn Tage regiert hatte. Als man seine Schatzkammer eröffnete, fand man darin kein Gold und kein Silber, denn er war ein Vater der Armen und der freigebigste Fürst seiner Zeit. Der Schatz, den er seinen Kindern hinterließ, bestand in seinem Ruhm, seinem Beispiel, und in den durch seine Siege vergrößerten Staaten; außerdem auch noch in einer Menge von Pferden, in einem Reichthum der vortrefflichsten Waffen und in großen Viehheerden. Noch jetzt weidet in den Ebenen von Prusa — heut zu Tage Bursa in Nato-

lien — eine Schaafheerde, die dem türkiſchen Kaiſer zugehört, und die noch von Osmans Schaafen herſtammen ſoll.

Osman liegt in Burſa begraben, wo noch in der Kapelle eines alten Kloſters ſein Grab zu ſehen iſt. Jedes Grabmal der dort begrabenen Sultane bildet eine einzelne Kapelle. Inwendig ſind dieſe mit Marmor und Jaspis ausgelegt; die Kuppeln ſind himmelblau, in Gold und Roth reich und bunt verziert, und der Boden iſt mit Teppichen belegt, auf denen die Särge mit den Leichnamen der Sultane ſtehen, zu deren Füßen ihre Waffen und der Bund, den ſie getragen haben, liegt.

Fanny Tarnow.

# Liebeslaunen.

Adhemar, Graf von Rhetel und Ludwig, Freiherr von Creſſi, gehörten beide zu den tapferſten und gerechteſten Rittern in dem Heere, das Franz der Erſte bald nach ſeiner Thronbeſteigung über die Alpen führte. Zu treuer Waffenbruderſchaft vereint, ward ihnen das Glück, ſich in der Schlacht von Marignon gegenſeitig das Leben zu retten, und dadurch den Bund ihrer Freundſchaft noch unauflöslicher zu heiligen. Sie blieben im Laufe mehrerer Feldzüge unzertrennlich, und nur dann erſt, als friedlichere Zeiten ſie auf ihre Ritterſitze zurückführten, gebot das Schickſal ihre Trennung, da die Beſitzungen des Grafen von Rhetel in der Pikardie, die des Freiherrn von Creſſi in der Normandie lagen. Wenn gleich überzeugt, daß die Treue ihrer Freundſchaft, von der Macht der Zeit und der Entfernung nichts zu fürchten haben werde,

ſuchten ſie ſich doch durch die ſchöne Hoffnung der Wiedervereinigung die Bitterkeit der Trennung zu verſüßen; ſie verheiratheten ſich beide an einem Tage, und gelobten ſich am Fuße des Altars, ihre erſtgebornen Kinder mit einander zu vermählen, wenn der Himmel dies Gelübde durch die Verſchiedenheit ihres Geſchlechts beſtätige.

Nach Verlauf eines Jahres beſchenkte die Gräfin von Rhetel ihren Gatten mit einem Sohne, deſſen Geburt im Schloſſe Creſſi eben ſo prachtvoll, und mit eben ſo herzlicher Freude als in Rhetel ſelbſt gefeiert wurde. Nur für die Gemahlin des Freiherrn wurde dieſe Begebenheit eine Quelle der Betrübniß, da der heiße Wunſch ihres Gatten, bald in einer Tochter die Braut des neugebornen Guido von Rhetel an ſein Herz drücken zu können, unerfüllt blieb. Vier Jahre verſtrichen dem edlen Paare in banger Hoffnung und ungeduldiger Sehnſucht, bis endlich der Baronin die Gewißheit des Mutterglückes ward, und ſie eine Tochter, die zierlichſte und niedlichſte Kreatur, zur Welt brachte, die je in der Normandie geſehen worden war.

Mit aller nur erſinnlichen Pracht wurde die Taufhandlung vollzogen. Die reiche und ſtolze Gräfin Laval und der Herzog von Longueville waren die Pathen der kleinen Adelinde. Ihre Mutter ſtillte ſie ſelbſt, und genoß entzückt des Vergnügens, ſie täglich ſchöner werden zu ſehen. In ihrem ſechsten Jahre war Adelinde durch die Zierlichkeit ihrer kleinen holdſeeligen Geſtalt und die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes ſo allerliebſt, daß man es gar nicht müde werden konnte, dies kleine Wunder zu betrachten, und viele Mitglieder des benachbarten Adels ſchon oft ihre Unzufriedenheit äußerten, daß ihr Vater ſie beſtimmt habe, künftig in der Pikardie leben zu ſollen, wodurch die Normandie eine ihrer ſchönſten Zierden verlieren werde.

Niemand war indeſſen mit dieſem Entſchluſſe des Freiherrn unzufriedener, als die Gräfin Laval. Stolz und eigennützig, wie ſie es war, wünſchte ſie als Mutter eines einzigen Sohnes leidenſchaftlich, dieſen einſt mit Adelinden verbunden zu ſehen, die ihn durch ihre Hand zum reichſten und mächtigſten Herrn der

Provinz erheben konnte. Sie kannte aber den Charakter des Freiherrn zu gut, um der Hoffnung Raum zu geben, ihn zu einem Wortbruch verleiten zu können; allein sie erwartete vom Zufall und von der Zukunft irgend eine Begünstigung ihrer Pläne, und bot im Voraus alles auf, das Vertrauen des Freiherrn und die Freundschaft seiner Gemahlin zu gewinnen. Ihr Plan, sich bei beiden einzuschmeicheln, gelang ihr auch so gut, daß sie von ihnen das Versprechen erhielt, Adelinden mit dem jungen Grafen Richard Laval zu vermählen, wenn vielleicht der Tod, oder ein sonstiges unvorhergesehenes Ereigniß ihre Verbindung mit Guido von Rhetel lösen sollte, und so war das Schicksal der kleinen Adelinde schon in ihrem sechsten Jahre durch diese zwiefache Zusagung ihrer Hand entschieden.

Der Graf von Rhetel und der Freiherr von Cressi wechselten häufig Briefe, deren Hauptinhalt die Liebenswürdigkeit ihrer beiden hoffnungsvollen Kinder war. Der Graf malte seinen Sohn mit der jedem Vater natürlichen Parteilichkeit; er sah in ihm schon alle Eigen-

ſchaften keimen, die einen Helden bilden. Ritterlich, voll hellflammenden Ehrgefühls und brav bis zur Tollkühnheit brannte Guido ſchon vor Verlangen, das Schwert zu tragen, und ſeinen Ahnen nachzueifern, indem er wie ſie, ſeinem Vaterlande und ſeinem Könige diene. Der Freiherr rühmte dagegen in ſeinen Briefen den Grafen die aufblühenden Reize ſeiner Tochter, die herzgewinnende Sanftmuth ihres Charakters, ihre Gelehrigkeit und die ſittliche Anmuth ihres Weſens. Beide Freunde ſahen mit gleicher Freude und Sehnſucht dem Tag entgegen, wo die Vermählung ihrer geliebten Kinder, das Band ihrer Freundſchaft nun befeſtigen, und das Glück derſelben vollenden ſollte.

Guido war eilf, Adelinde ſieben Jahre alt, als man es angemeſſen fand, den jungen Grafen von Rhetel zu einem Beſuch bei ſeiner Braut nach Schloß Creſſi zu ſenden. Seine Eltern rüſteten ihn zu dieſer Reiſe, von der ſich der lebhafte Knabe viel Vergnügen verſprach, auf das Prächtigſte aus, und ſeine Kleidung ſowohl als ſein Gefolge zeugten von dem Reichthum und dem Stand ſeines Vaters. Er

bestieg ein hübsches, kleines, kostbar aufgezäumtes Pferd, und beim Abschied hing ihm seine Mutter noch um den Hals eine in Juwelen gefaßte Reliquie an reicher Perlenschnur, die von ihr zu einem Geschenk für ihre künftige Schwiegertochter bestimmt war. Auch empfahl sie ihm angelegentlich, recht höflich, recht artig zu seyn, seine kleine Braut von ganzem Herzen lieb zu haben, und Alles aufzubieten, ihr gefällig zu werden, und ihr so sittig zu dienen und aufzuwärten, wie es einem adelichen Junghern gegen ein edles Fräulein zu thun gezieme. Guido versprach, eben so ehrlich als treu gemeint, die Befehle seiner Mutter zu erfüllen; allein seine Erziehung sowohl als seine Natur machten ihm dies unmöglich. Die erste war sehr vernachlässigt, und zu viel Nachsicht hatte ihm all die ungestüme Rohheit gegeben, welche die Gewohnheit, sich in nichts Zwang aufzulegen, unausbleiblich bei lebhaften Kindern erzeugt.

Heftig und brausend von Natur waren die wildesten Spiele ausschließlich Guido's Lieblingsspiele; bei einer in seinem Alter seltenen

Kraft und Gewandtheit war Balgen sein angenehmster Zeitvertreib, und ein unruhiger Thätigkeitsdrang machte es ihm eben so unmöglich, eine Viertelstunde ruhig auf einem Platze zu verweilen, als irgend einem stillen Spiel Geschmack abzugewinnen. Sein Gang schon war ein stetes Laufen, Springen und Rennen. Sein Gesicht hatte, trotz seiner schönen schwarzen Augen voll Feuer und Leben, und eines rosigen lächelnden Mundes, voll der weißesten Zähne, doch keine regelmäßig schönen Züge, und er sah mehr wie ein derber, gesunder Bauernbube, als ein fein und vornehm erzognes Junghernlein aus. Keck und handfest erschien er auch in seinem Benehmen; eben so unfähig zur Bosheit als zur Verstellung, war er dagegen höchst ungeduldig und eigenwillig, er beachtete keinen Verweis, duldete keine Zurechtweisung, und beantwortete jede Drohung, sobald es nur irgend thunlich war, am liebsten mit einem tüchtigen Faustschlag.

Guido's Ankunft erregte im Schoß Cressi die lebhafteste Freude und jedermann beeiferte sich den künftigen Gemahl des kleinen Erbfräu-

leins auf das Beste zu empfangen. Der Freiherr, dem Guido's Züge das Bild seines Freundes Adhemar zurückriefen, fand ihn allerliebst und gewann ihn väterlich lieb. Seiner Gemahlin gefiel er schon weniger, sie nahm ihn indessen mit mütterlicher Zärtlichkeit und Güte auf; ganz entschieden mißfiel er aber der kleinen Adelinde, deren Sinn und Neigungen auch den grellsten Gegensatz zu den seinigen bildeten. Seine Gegenwart belästigte sie, seine Spiele ermüdeten sie, und bald wurden er und sein Umgang ihr unerträglich. Sanft, artig, wohlerzogen und so verständig, als man es nur im siebenten Jahre seyn kann, konnte ihr Guido's wilder Ungestüm und seine Ungezogenheit nicht gefallen, er betäubte sie, wenn er so laut und schreiend mit ihr redete; er that ihr wehe, wenn er sie im Spiel umfaßte, und war für ihre Puppenzartheit nie behutsam und achtsam genug gegen sie. Kam er vollends in ihr Zimmer, so war das Uebel noch größer, er faßte mit seinen plumpen Händen alles an und zerbrach alles, was er anfaßte: ihrem Hündchen trat er auf die Pfoten, ihre Vögel verschüch-

terte, ihr Eichhörnchen ängſtigte er. Ging ſie mit ihm ſpatzieren, ſo zwang er ſie, ſtatt ſich ſittlich nach ihren kleinen Schritten zu bequemen, mit ihm zu laufen, er zog ſie mit Gewalt fort, führte ſie in Diſteln und Neſſeln, auf ſchmutzige naſſe Stellen, wollte ſie dann tragen, und beachtete es eben nicht ſehr, ob er ſie bei den Armen, den Haaren oder den Füßen zu packen kriegte. Oft ließ er ſie auch bei dieſen Spatziergängen ganz im Stiche, um am Ufer des Kanals, der den Garten umfloß, mit den Bauerjungen zu ſpielen, naß und ſchmutzig kam er dann zurück, wollte ſeine kleine ſchmollende Braut zur Verſöhnung umarmen, zerknitterte ihren Schleier, zerriß ihr Kleid, ihre Spitzen, oder fuhr ihr wohl gar mit ſeinen rothen naſſen Händen liebkoſend in das zarte Geſicht. Die kleine, ſonſt ſo verträgliche und artige Adelinde ſchrie jetzt beinahe den ganzen Tag, und wenn die Zopfen herbeieilten und nach der Urſache ihrer Thränen fragten, ergoß ſich ihr Unmuth in laute Klagen, und ſie ſchalt auf den groben häßlichen Jungen, der ihr ſo viel zu Leide that.

Ganz anders als Guido war der zehnjährige Richard Laval, der oft ganze Monate in Cressi zubrachte, und auch während dieses Besuchs dort war. Lang und schlank aufgeschossen, fein und wohl erzogen, war er ein hübscher Knabe, mit schönen, zierlich gelockten, blonden Haaren, regelmäßigen Gesichtszügen, von blasser aber sehr reiner Farbe. Sanft und still, wie er war, konnte er Guido's wilden, ermüdenden Spielen keinen Geschmack abgewinnen, und doch war er auch zu nachgiebig, um seine Theilnahme daran zu versagen, wenn Guido ihn dazu aufforderte. Richard war für Adelinde ein Gegenstand der freundlichsten Aufmerksamkeit, und nie fehlte ihm ihre zärtlich bedauernde Theilnahme, wenn er sich gegen sie über ihren handfesten Spielgesellen beklagte. Auch zog er, zum Wettlauf zu langsam, zum Ringen zu schwach, Guido gegenüber immer den Kürzern, und erhielt von diesem manchen Puff, manchen Schlag. Jämmerlich weinend lief er dann zu seiner kleinen Beschützerin, die seine Thränen trocknete, ihn liebkosend tröstete und gemeinschaftlich mit ihm eifrig auf den groben, unausstehlichen

abscheulichen Guido schalt. Dieser fühlte sich durch Adelindens Schimpfen beleidigt, und durch ihre sichtliche Abneigung gegen ihn gekränkt. Man verklagte sich gegenseitig, der Freiherr schalt seine Tochter, seine Gemahlin Guido, und beide Kinder erhielten den Befehl, sich zu versöhnen und sich künftig besser mit einander zu vertragen. Allein auf jede so geschloßne Versöhnung folgte bald ein neuer heftigerer Zank.

Es fehlte Guido bei aller seiner Ungezogenheit und Wildheit nicht an Gefühl und Ehrbegierde, er empfand es tief, sich von seiner kleinen Braut so zurückgesetzt zu sehen, und fing nun, um sich zu rächen, an, ihrer in seinen Reden und seinem Betragen eben so wenig zu schonen, als sie seiner, so daß in kurzer Zeit ihre Abneigung und Erbitterung gegenseitig wurde. Anfänglich hatte man ihre Zänkereien und den Unfrieden, in dem sie lebten, keinesweges ernstlich beachtet, doch jetzt fing man an, dadurch beunruhigt zu werden, und der Freiherr glaubte in der Feierlichkeit einer öffentlichen Verlobung ein Mittel entdeckt zu haben,

die Herzen der beiden Kinder sich näher zu bringen, indem er von der Pracht und Feierlichkeit dieser Ceremonie erwartete, daß sie beide gesetzter, Guido sittiger, und Adelinde verträglicher machen werde. Er wurde indessen in seiner Erwartung getäuscht, da der Held und die Heldin des Festes noch vor Beschluß desselben heftiger denn je mit einander uneins wurden. Adelinde trug an diesem Tage einen Kranz, und um ihr silberfarbnes Kleid auch einen Besatz von kleinen weißen Rosenknospen; Guido trat, als er mit ihr tanzte, ungeschickt und tölpisch auf ihr Kleid und riß es entzwei; Adelinde ward darüber so zornig, daß sie den Blumenbesatz desselben abriß, ihn Guido ins Gesicht warf, und weinend aus dem Tanze lief. Von diesem Augenblicke an blieben beide Kinder unversönlich mit einander entzweit, und ihre gegenseitige Abneigung ward wahrer Abscheu. Vom Morgen bis zum Abend schalten, neckten, zankten, kniffen und kratzten sie sich, und nach vielen vergeblichen Versuchen, einen dauerhaften Frieden zwischen ihnen zu stiften, mußte man sich entschließen sie zu trennen, um

ſie vor der Gefahr zu ſchützen, ſich in ihrem Brautſtand die Augen auszukratzen. Guido ward nach Rhetel zurück geſandt, wohin er von Adelinden das allerniedrigſte Bild mitnahm, feſt entſchloſſen, ſie, wenn er groß ſey, nie zur Frau nehmen zu wollen.

Adelindens Freude über ſeine Abreiſe wurde durch den Kummer getrübt, wenige Tage nach derſelben auch ihren kleinen ſanften Freund Richard ſcheiden zu ſehen, der mit ſeinen Eltern nach Paris ging, wo ſeine Erziehung vollendet werden ſollte. Die Gräfin Laval ſorgte aber dafür, daß die Freundſchaft des Freiherrn und ſeiner Gemahlin für ſie durch dieſe Trennung nicht erkalte, und erhielt durch öftere Briefe und Botſchaften ihr und ihres Sohnes Andenken bei den Eltern ſowohl als bei der Tochter lebendig.

Im Lauf der nächſten ſieben Jahre ward die Gräfin Rhetel Mutter eines zweiten Sohnes, deſſen Geburt die Wünſche ihres Erſtgebornen begünſtigte, der ſich ſehnte, die väterliche Burg zu verlaſſen und den Grafen von Penthieu zu begleiten, welcher die Blüthe des

jungen französischen Adels, dem Könige, der in Italien kämpfte, zur Verstärkung seines Heeres zuführte. Der Graf von Rhetel war selbst zu ritterlich gesinnt, um seinem Sohne die Erfüllung dieses Wunsches zu versagen; nur wünschte er, ihn, ehe er ins Feld zog, mit Adelinden vermählt zu sehen, aber die Abneigung, die der Knabe früher gegen seine Verlobte empfand, war in dem Herzen des Jünglings zu einem so festgewurzelten Vorurtheil geworden, daß er Alles aufbot, um von seinem Vater den Aufschub dieser Verbindung bis nach geendigtem Feldzug zu erhalten. Diese Bitte ward ihm endlich gewährt, und froh verließ er das väterliche Schloß, um sich zum Heer zu begeben. Der Name seines Vaters und das Andenken der glänzenden Waffenthaten, durch die derselbe ihn verherrlicht hatte, sicherten dem Sohne eine ehrenvolle Aufnahme, da sie zu hohen Erwartungen von dem Erben eines so erlauchten Hauses berechtigten; allein Guido übertraf diese Erwartungen noch, und schon im zweiten Jahr seines Kriegerlebens durchflog der Ruf seiner

freudigen Heldenlust und seines glänzenden Waffenruhms ganz Frankreich.

In diesem Zeitpunkte hatte sich die Blüthe von Adelindens Schönheit gleichfalls in reicher Herrlichkeit entfaltet. Ihr Wuchs erhob sich über die mittlere Größe, ohne die ihr seit ihrer frühesten Kindheit eigne Zartheit zu verlieren; und die Reinheit ihres Herzens, der Friede ihrer Seele gab ihren schönen Zügen einen Glanz, dem ähnlich, den man an den vom Thau glänzenden, vom Schimmer der Morgenröthe frisch aufgeblühten Rosen bewundert. In ihrer hohen Anmuth war sie dabei auch Herrin aller Zierlichkeiten des vornehmen Lebens, so wie der Künste und Talente, die dieses zu schmücken vermögen. Frankreichs edelste Söhne warben um ihre Huld, allein sie wußte, daß sie die Verlobte Guido's war, und daß nichts ihren Vater zum Bruch des seinem Freunde gegebenen Wortes werde bewegen können. Auch sprach ihr Herz für keinen ihrer Bewerber, obgleich auch sie in ihrer Erinnerung ein Bild von Guido bewahrte, das ihren Abscheu vor dem Gedanken, sein werden zu sollen,

ſtark und lebendig erhielt. Noch immer ſah ſie in ihm nur jenen wilden, unbändigen, trotzigen Jungen, der ihr in tiefſter Seele zuwider geworden war. Welchen Frieden, welches Glück konnte ſie von der Verbindung mit einem Manne erwarten, den wahrſcheinlich noch nie der Wunſch, noch nie die Sorge, zu gefallen, beſchäftigt hatte! Wie mußte im Gegentheil der Tumult des Lagers, die kecke Freiheit des Kriegerlebens in ihm jene angeborne Wildheit und Rauheit vermehrt haben, die einem zartfühlenden Weſen, als ſeiner Gattin, jede Hoffnung auf heitern Frieden und ſtilles Lebensglück unterſagten!

Bei dieſer Anſicht ihres künftigen Schickſals konnte ſelbſt Guido's glänzender Ruf ſie nicht mit demſelben verſöhnen, und ſie weinte der unwiderruflichen Entſcheidung, die ihr Schickſal an das ſeine band, im Stillen manche Thräne. Jetzt kam der Tag, wo ſich das franzöſiſche Heer in den Gefilden von Cerisolles einen unſterblichen Ruhm erkämpfte, deſſen Lorbeeren aber von der Tapferkeit der Feinde mit dem edelſten franzöſiſchen Blute erkauft werden mußten. Das Gerücht nannte Guido unter

den gefallenen Helden, und bald bestätigten sowohl die Todtenlisten, als auch die vom Heer eingelaufenen Briefe, daß er, fortgerissen von seinem Löwenmuth, und nur von wenigen der Seinigen begleitet, sich zu kühn der Verfolgung der fliehenden Feinde überlassen, und von diesen wahrscheinlich getödtet worden sey, da so wenig er, als irgend ein anderer Krieger seines kleinen Haufens zu dem Heer zurückgekehrt war. Man hatte Guido's Pferd todt, einen Theil seiner Rüstung auf der Erde zerstreut und sein zersprungenes Schwert gefunden, ihn selbst aber unter den Todten nicht auffinden können. Der Verlust dieses jungen Helden kostete seinem Könige Thränen, er verdüsterte die Freude des triumphirenden Heeres, und in dem Jubel der Siegesfeier mischte sich die wehmüthige Klage um den Gefallenen.

Noch aber war den Herzen seiner trauernden Eltern und Freunde ein Zweifel leiser Hoffnung erlaubt; doch ach! auch dieser wich der trostlosen Gewißheit, als Guido's treuester Diener, sein unzertrennlicher Kampfgefährte, Olivier, auf dem Schloß Rhetel erschien. Er hatte

seinen Gebieter im Gewühl der Schlacht nicht aus den Augen verloren, und begleitete ihn auch, als sie beim Nachsetzen auf eine Schaar der Feinde stießen, die bei dem Anblick des kleinen sie verfolgenden Haufens umkehrten und sich diesem entgegen warfen. Schwer verwundet sank Olivier gleich im Anfang des Gefechts vom Pferde, doch sah er noch, wie Guido die überlegene Zahl der Feinde in die Flucht jagte, und wie dann ein Haufe der Fliehenden sich aufs neue um einen spanischen Officier sammelte; er sah trotz der tapfersten Gegenwehr Guido's Waffengefährten um und neben diesem sinken, sah endlich das Pferd des Helden stürzen, und hundert gezückte Schwerter über seinem Haupte blitzen. Bei diesem Anblicke verlor der treue, von mehrern tiefen Wunden blutende Diener das Bewußtseyn. Barmherzige Landleute, die am andern Morgen, bei Besichtigung des Kampfplatzes, noch einige Spuren des Lebens in ihm zu entdecken glaubten, trugen ihn in ihre Hütte, und behielten ihn bis zu seiner Wiederherstellung bei sich. Aber er wußte es ihrer Menschlichkeit keinen Dank,

ihm das Leben erhalten zu haben, und er bedauerte es innig, daß er nicht seinen letzten Tropfen Blut für seinen Gebieter vergossen und mit seinem Tode seine Liebe und Treue für ihm versiegelt hatte.

Auch im Schlosse Cressi war tiefe Trauer um den frühgefallenen Helden. Der Freiherr, der in Guido einen Sohn geliebt hatte, ließ ihm ein feierliches Todenamt halten, und in der Kapelle des Schlosses ein Grabmal errichten. Adelinde trug auf Befehl ihres Vaters tiefe Wittwentrauer um den Verlobten, und ihr eignes Herz zog sie oft zu seinem Grabmal, um dort für ihn und sich zu beten. Ihre Abneigung gegen ihn war mit ihm in sein frühes Grab versunken; sein Ruhm erhellte jetzt mit lichtem Schimmer sein Andenken, und voll zärtlicher Theilnahme betrauerte sie den Tod des Mannes, an dessen Schicksal das ihrige durch heilige Bande geknüpft gewesen war, und dessen Schatten sie jetzt oft mit Thränen beschwur, ihr ihren ehemaligen Haß und Abscheu vor einer Verbindung mit ihm zu verzeihen.

Guido's Tod belebte und erneuerte die

Wünsche ihrer Bewerber, und alle, welche auf eine Verbindung mit dem edlen Hause Cressi Anspruch machen zu dürfen glaubten, boten von neuem alles auf, die Gunst des Vaters, das Wohlwollen der Mutter und die Neigung der schönen Tochter zu gewinnen. Der Freiherr tödtete aber, durch die offne Erklärung seiner mit der Gräfin Laval eingegangenen Verbindlichkeit, die nun entkeimten Hoffnungen aller dieser Bewerber, und Adelinde erfuhr nun auch, wie Guido's Tod ihr keinesweges die Freiheit ihrer Wahl zurückgegeben habe. Weit entfernt aber, mit dieser Entscheidung ihres Vaters unzufrieden zu seyn, unterwarf sie sich derselben mit heitrer Folgsamkeit. Ihre Phantasie bewahrte noch immer mit stiller Neigung das angenehme Bild ihres Jugendgespielen Richard, und je mehr sie sich dies Bild jetzt verlebendigte, je ähnlicher ward es dem Ideal ihrer Herzensträume, je lieber ward ihr die Hoffnung, in ihm den Gatten zu finden, dessen Charakter und dessen Liebenswürdigkeit das Glück ihres Lebens zu sichern vermochten. Ihr Trauerjahr war auch noch nicht beendet, als ihr Vater von der

Gräfin Laval die Nachricht von dem Verluſt ihres Gatten, und von ihrer bevorſtehenden Rückkehr nach der Normandie erhielt, da ſie ihm und Adelinden ihren Sohn ſelbſt zuzuführen wünſche.

Der Ueberbringer dieſes Briefes, der Ritter Taffard, war ein naher Verwandter des Hauſes Laval. Im Beſitze aller der Vorzüge, die Reichthum und Geburt zu ſichern vermögen, fehlten ihm hingegen alle Vorzüge, die dem Manne perſönliche Achtung gewinnen. Seit zehn Jahren hatte er Europa unſtätt durchzogen, um in ſeiner Heimath eine Begebenheit ſeines Lebens vergeſſen zu machen, die er ſelbſt ein Unglück, die öffentliche Stimme eine ihm beſchimpfende Ehrloſigkeit nannte. Jetzt bei ſeiner Rückkehr traf er in Paris ſeine Tante, die Gräfin Laval, und erfuhr von ihr die bevorſtehende Vermählung ihres Sohnes mit dem Erbfräulein von Creſſi. In Taffard flammte der Wunſch auf, ſie zu ſehen, und er bat die Gräfin Laval, ihm einen Brief an den Freiherrn zur Beſorgung zu übergeben, da er Willens ſey, ſeine in der Normandie gelegenen Beſitzungen zu beſuchen,

und die Bekanntschaft der künftigen Gemahlin seines Vetters Richard zu machen wünschte.

Adelindens erster Anblick entflammte in ihm die Begierde nach ihren Besitz. Ob er gleich wußte, daß der Freiherr lieber sterben, als seine Tochter mit einem Manne von so zweideutigem Rufe, wie er war, vermählen würde, ob ihn gleich nichts in Adelindens Betragen zu der Hoffnung berechtigte, ihre Neigung gewinnen zu können, so war dagegen auch in der Gewißheit, ihren Besitz nur durch List und Gewalt erringen zu können, nichts, was ihn zu schrecken vermochte. Eben so falsch als treulos, eben so feig als schadenfroh, war Tafford ein Sclave seiner lasterhaften Neigungen, und sah in Adelindens Schönheit und in ihrem Reichthume eine erwünschte Beute, die er nur als Raub sich zuzueignen hoffen dürfe. Er beschloß sie zu entführen, Frankreich mit ihr zu verlassen, und sich dann unter einem fremden Himmel durch Gewalt zum Herrn ihres Schicksals zu machen. Während er sich mit der Ausbildung dieses schändlichen Planes beschäftigte, kam die Gräfin Laval mit ihrem Sohne nach Cressi. Adelin-

dens Trauer hatte seit Guido's Tode alle Lustbarkeiten aus demselben verbannt; jetzt führte dieser Besuch neues Leben, neues Glück nach Cressi zurück, die trüben Erinnerungen verbleichten, und man beschäftigte sich nur mit den Vorbereitungen zur glänzenden Vermählungsfeier Richards und Adelindens.

Wie wenig aber vermochte Adelinde diese ihre Eltern neu belebende Freude zu theilen! Welches schmerzliche Erstaunen hatte sie ergriffen, als sie den Freund ihrer Kindheit wiedersah. Richard war noch derselbe — ihr Auge fand die bekannten Züge wieder — sie sah dieselben blonden Locken, dieselbe schlanke, zierliche, jetzt zur Jünglingsgröße aufgeschoßne Knabengestalt — er war noch immer so sittig, so wohlerzogen, so gefällig, so anständig geregelt in seinem ganzen Betragen, wie in allen seinen Aeußerungen und Neigungen: aber sein Gesicht war ohne Ausdruck, sein Auge ohne Seele, sein Betragen ohne Würde, seine Unterhaltung ohne Geist,

Adelinde fand ihn fade, läppisch, träge; unfähig, selbst zu denken und zu handeln, ließ

er ſich in allem von ſeiner Mutter leiten und beſtimmen, ohne daß irgend eine Anregung tiefen und eigenen Lebens ihn je reizte, ſich weder mit ſich ſelbſt noch mit andern zu beſchäftigen.

Und dieſem Manne ſollte ſie vor dem Altare geloben, ihn zu lieben, ihn zu achten, und ihn als den Gebieter ihres Schickſals zu ehren! Unmöglich! unmöglich! ſie konnte dieſen weibiſchen Schwächling nur verachten. Jetzt erſt lernte Adelinde Guido's Verluſt fühlen und betrauern. Seine Rauhheit erſchien ihr, mit Richards Unmännlichkeit verglichen, als Kraftgefühl einer Heldenſeele; der Glanz ſeines Ruhms hätte das Leben ſeiner Gattin mit erhellt; ſie hätte ihn, wenn auch nicht zu lieben, doch gewiß zu ehren vermocht; welche Frau könnte, ohne ein ſtolzerhebendes Gefühl von Glück, ihren Gatten von der öffentlichen Achtung allgemein gefeiert ſehen? Mit welcher Sicherheit würde ſie als Guido's Gemahlin in der Welt aufgetreten ſeyn, und wie unſicher, wie ſchwankend und gefahrvoll wurde ihr Loos, wenn ſie den Namen dieſes einfältigen, zu ewiger Unmündigkeit beſtimmten Richards führen mußte!

Alle ihre Ehrfurcht für die Befehle ihres Vaters, alle ihre Kindesliebe und ihr Gefühl der Kindespflicht vermochten sie nicht mit dem Gedanken an eine so grausame, demüthigende Verbindung zu versöhnen.

Kaum hatte auch Graf Richard einen Monat in der Normandie zugebracht, als man es allgemein erkannte, wie wenig er das Glück verdiene, der Gemahl der schönen und allgeliebten Adelinde zu werden. Alle Freunde des Freiherrn vereinigten sich, ihm vorzustellen, daß er das Glück seiner Tochter nicht dem habsüchtigen Ehrgeiz der Gräfin Laval opfern dürfe, und daß die Vorzüge dieser Verbindung in Hinsicht auf das Alter, die Geburt und den Reichthum des jungen Grafen nie eine so entschiedene Ungleichheit an Geist, Seelenwerth und Bildung vergüten könne. Der Freiherr hielt, so entschieden ihm auch selbst der künftige Schwiegersohn mißfiel, so sehr er auch sein gegebenes Wort bereuete, doch eisenfest an der Haltung desselben. Vergebens warf sich Adelinde trostlos zu seinen Füßen, ihre Thränen, ihre innigen, flehentlichen Bitten vermochten

seinen Entschluß nicht zu ändern. Sie sah ihre Heirath und mit dieser das hoffnungslose Unglück ihres Lebens unwiderruflich entschieden, wenn sie sich nicht durch einen Schritt rettete, der, obgleich nach ihren eigenen Ansichten eben so kühn als tadelhaft, sie durch Flucht aus dem väterlichen Hause, mit Verlust aller ihrer Hoffnung auf Glück, von diesem Unglück errettete.

Nach langem Kampfe und vielen schmerzlichen, doch vergeblichen Anstrengungen, sich in ihr Schicksal fügen zu lernen, sann Adelinde darauf, ihren Ungehorsam so viel wie möglich vor ihrem eigenen Herzen und in den Augen der Welt zu rechtfertigen. Sie beschloß, sich dem Himmel zu weihen, und unter fremdem Namen in irgend einem Kloster so lange in tiefer Verborgenheit zu leben, bis ihr ausgesprochenes Gelübde zwischen ihr und Richard eine ewige Scheidewand gezogen haben. In früher Kindheit hatte sie einmal mit ihrer Mutter einige Tage in einem Kloster zugebracht, das nur drei Tagreisen vom Schlosse Cressi entfernt war, und in welches sie jetzt zu flüchten beschloß. Zur Ausführung dieses Entwurfes bedurfte sie

aber einer Vertrauten, die ſie in ihrer liebſten Dienerin finden zu können glaubte. Bertha erſchrack vor dem Plane ihrer Gebieterin und flehte Adelinden fußfällig an, ihn aufzugeben, doch beſiegt von den Bitten ihrer Gebieterin, und ihr mit inniger Liebe und Treue ganz ergeben, gelobte ſie endlich, ihre Flucht zu begünſtigen, und ſie nicht nur auf dieſer zu begleiten, ſondern ſich auch mit Adelinden in das Kloſter einzuſchließen. Auch übernahm es Bertha, für Pferde und einen Wegweiſer zu ſorgen, und beide verabredeten es, daß ſie, ſobald als Bertha mit den nöthigen Anſtalten aufs Reine ſey, das Schloß ohne Verzug verlaſſen wollten.

Bertha glaubte ſich keinem der Diener des Freiherrn von Creſſi anvertrauen zu dürfen, und wandte ſich mit ihrem Anliegen an den Stallmeiſter des noch im Schloſſe anweſenden Ritters Taffard, der ſich ſehr eifrig um ihre Gunſt beworben hatte, um von dieſem zu ihrer Flucht die nöthigen Pferde zu erhalten. Er zeigte ſich anfangs ſehr ſchwierig, doch Bertha's Schmeichelworte, und vielleicht noch mehr ein Ring aus Adelinden's Schmuckkäſtchen beſiegten ſein

Widerſtreben, und er verabredete mit Bertha die Nacht und die Stunde, wo er an einer Hinterpforte des Gartens ihrer und des Fräuleins mit den Pferden harren wollte.

Ach wie ängſtlich klopfte Adelindens Herz bei der Annäherung des Tages, wo ſie, die ſo zärtlich geliebte und bis jetzt ſo gehorſame Tochter, das elterliche Haus heimlich und auf immer verlaſſen ſollte! Die Vorempfindung des väterlichen Zorns und der Thränen ihrer Mutter brach ihr Herz und ihr Entſchluß wankte; allein Richards Anblick, ſeine Nähe und die Zubereitungen zu einer mehr als den Tod ſelbſt von ihr gefürchteten Vermählung beſiegten in ihrer Seele jede andere Furcht, und beſtärkten ſie in dem Vorſatz, alles zu wagen, alles zu dulden, um nur dem eiſernen Joch zu entgehen, in das man ſie unauflöslich ſchmieden wollte!

Adelinde verabredete es mit Bertha, ſich in dem Kloſter für zwei Waiſen auszugeben, die nach dem Tode ihrer Eltern freie Macht hätten, ihr Schickſal ſelbſt zu beſtimmen, und da Bertha glaubte, es werde ihnen nützlich ſeyn, ihre beiderſeitige Mitgabe beim Eintritt in das Kloſter in

die Hände der Aebtiſſin niederlegen zu können, verbarg ſie unter den Kleidern und der Wäſche, die ſie für ihre Gebieterin einpackte, auch das Geld und den Schmuck derſelben, mit Ausnahme der koſtbaren Reliquie, die Guido einſt Adelinden im Namen ſeiner Mutter überreicht hatte, und die dieſe auf Bertha's Bitte um den Hals binden mußte, weil ſie ihr gläubig die Kraft zutraute, ihre Gebieterin vor jeder Gefahr beſchützen zu können.

Mit zitternder Hand und gebrochenem Herzen ſchrieb Adelinde folgende Abſchiedszeilen an ihre Eltern:

„Mit der unausſprechlichen Bitterkeit eines hoffnungsloſen Grams ſehe ich mich gezwungen, mich vor der Verbindung mit einem Manne, den ich durchaus nicht lieben und nicht achten kann, auf die einzige Art zu ſchützen, die mir die Möglichkeit einer Rettung darbietet. Ach, meine theuren, geliebten Eltern, für Ihre Adelinde gibt es, wenn ſie nicht mehr für Sie leben darf, nur einen Zufluchtsort auf Erden. Dieſem eile ich zu, um mich in der tiefen

Verborgenheit einer heiligen Einſamkeit Gott zu weihen. Zu den Füßen ſeines Altars will ich mein Unglück beweinen, das mich zwingt, meine unausſprechlich geliebten Eltern zu betrüben, da die Natur mich doch beſtimmt hatte, der Troſt Ihres Alters, die Freude Ihres Lebens zu ſeyn, und in meinem Herzen nie ein anderer Wunſch war, als der, dieſen beſeligenden Beruf erfüllen zu können. Aber ich kann, ich kann nicht die Gattin dieſes Mannes werden! Ich habe mit mir ſelbſt bis zum Erliegen gekämpft, allein dies Grauen, das meine Seele bei dem Gedanken an dieſe Verbindung füllt, iſt mächtiger, als meine Kraft, es zu bekämpfen. O, mein theurer, verehrter Vater, verſtoßen Sie Ihre arme Adelinde nicht auf immer! O, meine Mutter, meine liebe, gütige Mutter, verzeihen Sie mir Ihren Kummer! Ich weiß, Sie werden um mich weinen, Sie wiſſen und fühlen es, mit welchem gebrochenen Herzen, mit wel-

chen unverſiegbaren Thränen Ihre troſtloſe Tochter von Ihnen ſcheidet!" —

Nur mit Mühe gelang es Bertha, Adelinden aus ihrem Zimmer zu führen, und erſt im Dämmerlicht des Morgenſcheins vermochte ſie es zu verlaſſen. Sie trat in den Garten, dieſem geliebten Schauplatz ihrer ſüßeſten Kinderfreuden, ihrer liebſten Kinderſpiele; noch einmal wandte ſie den thränenverdunkelten Blick nach dem Vaterhaus zurück, ein röthlicher Morgenſtral lag auf dem Schlafzimmer ihrer Eltern, ſie ſank mit einem herzzerreißenden Schmerzensausruf auf ihre Knie nieder, und flehte unter heißen Thränenſtömen zu Gott, das Leben ihrer Eltern zu ſchützen und ihre Herzen zu ſtärken, um den Verluſt einer Tochter ertragen zu können, die es fühlte, daß ſie, von ihnen getrennt, nicht lange zu leben und zu leiden vermögen werde.

Bertha hob ſie auf, und ſtellte ihr die Gefahr eines längern Verzugs vor; doch erſt, als ſie ihrer Gebieterin Richards Namen nannte, vermochte dieſe ihren Weg fortzuſetzen. Ein ängſtlicher Druck von Adelindens Hand öffnete

endlich die verhängnißvolle Pforte, wo der Wegweiser ihrer schon lange harrte und das Fräulein schnell auf das für sie bestimmte Roß hob. Tief in ihrem Schleier verhüllt, überließ sie sich schweigend seiner Leitung, die sie, vom gebahnten Wege ab, auf engen Fußsteigen in ein dichtverwachsenes Gehölz führte. Nach einigen Stunden verlor sich aber jede Spur eines betretenen Weges; der Wegweiser gestand, sich verirrt zu haben, und man mußte sich entschließen, dem Laufe eines Baches zu folgen, den man zur Seite rauschen hörte, und der die Reisenden am Nachmittage zu einer einsam gelegenen Mühle führte, von deren Bewohnern sie mit treuherziger Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Der Wegweiser ersuchte das Fräulein, hier auszuruhen, während er, um den verlornen Weg aufzusuchen, sich entfernen werde. Adelinde fühlte sich so matt und erschöpft, daß ihr dieser Vorschlag willkommen war; doch die Sonne ging unter, ohne daß er wiederkehrte. Bertha suchte die Angst ihrer Gebieterin zu beschwichtigen, ob sie gleich innerlich ihre Besorgniß theilte. Alle Augen-

blicke trat eine von ihnen aus der Hütte, um in die Ferne nach ihm zu spähen und ihm zu rufen, aber kein antwortender Laut tönte ihnen entgegen, alles um sie her blieb stumm und einsam. In Adelindens Seele durchkreuzten sich die ängstlichsten Gedanken. Was sollte sie hier in dieser einsamen Wildniß beginnen, ohne Begleiter, ohne Führer, ohne Pferde? denn diese hatte er mitgenommen. Mußte sie nicht fürchten von ihm verrathen zu werden? und welche Hoffnung, welche Möglichkeit der Rettung blieb ihr noch, wenn sie auf ihrer Flucht entdeckt und nach Cressi zurückgebracht wurde? Die Mühlerin sah ihre Unruhe, ihre Angst, ihre Thränen, und glaubte diese am besten stillen zu können, wenn sie die junge Dame, die sie nur durch Zufall von ihrem Gefolge verirrt glaubte, ermunterte, sich über das lange Ausbleiben ihres Begleiters nicht zu ängstigen, da dieser, wie er ihr gesagt habe, eine Sänfte mitbringen wolle, weil er das Fräulein für zu ermüdet halte, den Rückweg nach ihrem Schlosse zu Pferde machen zu können.

In diesem Augenblicke hörte man das

Geräusch herbeieilender Rosse und den laut mehrerer Menschenstimmen. O mein Gott! rief Adelinde angstvoll, wo soll ich mich verbergen? wie den Anblick meines Vaters ertragen? — Ueberwältigt von diesem Gedanken sank sie ohnmächtig in Bertha's Arme.

Als sie ihr Bewußtseyn wieder erhielt, sah sie sich von unbekannten Männern umgeben, deren rauhe Miene und finsteres Schweigen sie erschreckte. Ihr Blick fiel auf Bertha, die einer dieser Unholde von ihr weggerissen hatte, und, trotz ihres Sträubens, aus dem Zimmer zu schleppen sich bemühte. Adelinde selbst fühlte sich von einem Männerarm umschlungen, — entsetzt blickte sie sich um, und erkannte den Ritter Taffard, trotz der Verhüllung, die ihn ihr unkenntlich machen sollte, und mit einem Schrei des lebhaftesten Entsetzens sank sie in eine noch tiefere Ohnmacht zurück.

Die Abendkühle und Bertha's Bemühungen erweckten sie endlich. Sie war mit dieser in einer verschlossenen Sänfte, die mehrere Reiter umgaben, und Bertha's Thränen bestätigten es ihr, daß sie in der Gewalt des Ritters

Taffard war, deſſen Händen ſie der treuloſe Wegweiſer überliefert hatte. Ihr Entführer ſchlug mit ihr den Weg nach Havre ein, wo ſchon ein Fahrzeug ſeiner wartete, um ihn und ſeine ſchöne Beute nach England zu bringen.

Adelinde war in Verzweiflung, als man ſie und Bertha mit Gewalt in das Fahrzeug ſchleppte, deſſen Seegel ein günſtiger Wind ſchwellte, und das ſeinen Lauf nach der Inſel Whigt richtete. Taffard glaubte den Schmerz ſeiner ſchönen Gefangenen zu lindern, wenn er mit ihr von der Allmacht ihrer Reize und der unwiderſtehlichen Gewalt der Leidenſchaft ſpreche, die ihn zu dieſem Schritte verleitet habe; doch der unverkennbare Abſcheu, die tiefe Verachtung, mit der ſie ihn behandelte, empörte den rohen Uebermuth des Böſewichts, und er gebot ihr, ihre Aufführung gegen ihn zu ändern, und nicht durch ihren Starrſinn einen Mann zu erzürnen, der unbedingt Herr ihres Schickſals ſo wie ihrer Perſon, es ganz in ſeiner Macht habe, ſie zur Reue über ihr Betragen zu zwingen, und auf deſſen Schonung ſie ſich keine Rechnung machen dürfe, wenn ſie fortfahre,

ſich ſo undankbar gegen den zu zeigen, der ſie vor der gefürchteten Verbindung mit dem Grafen Laval befreie, ohne daß es ſie das Opfer koſte, ihre Jugend in dumpfen Kloſtermauern vertrauern zu müſſen.

Dieſe Drohungen vermehrten Adelindens Schrecken, ohne ſie zu einer Aenderung ihres Betragens gegen ihn zu bewegen, da ſie feſt entſchloſſen war, lieber ſterben, als ihm ihre Hand reichen zu wollen. Sie flehte inbrünſtig zum Himmel ſeine Sturmwinde loszuketten und im Abgrund des Meeres ihren verabſcheuungswürdigen Räuber und mit ihm das troſtloſe Opfer zu verſenken, das dieſer dem Unglück, vielleicht gar der Schande zu weihen entſchloſſen ſey. Ihr Gebet blieb aber unerhört.

Die Stralen der Morgenſonne erhellten ſchon die Küſten der Inſel, wo Taffard zu landen beſchloſſen hatte, um dort zu größerer Sicherheit ein andres Schiff zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu wählen, weil man von Havre aus leicht den Lauf des franzöſiſchen Fahrzeuges, das ihn nach Whigt geführt hatte, nach-

zuspüren vermochte. Adelinde ward ans Ufer getragen, hoffend durchspähten ihre Blicke den fremden Strand; allein Taffard hatte eine kleine sehr abgelegene Bucht zu seiner Landung erwählt. Sie erblickte keine Wohnung, kein Schiff, nur am jenseitigen Ufer der schmalen Bucht einige Leute, die mit den Zurüstungen zum Fischfange beschäftigt schienen. Sie benutzte einen Augenblick, wo Taffard sich von ihr abwandte, seinen Leuten einige Befehle zu ertheilen, und indem sie mit ihrem weißen Tuche den Fischern zuwinkte, entfloh sie mit Vogelschnelle, um bei jenen Schutz und Hülfe zu suchen.

Bei diesem Anblick trat aus dem ihn bis jetzt verdeckenden Haufen der versammelten Fischer ein hoch- und edelgestalteter, ritterlich gekleideter Mann hervor, und, der Fliehenden schnell entgegen eilend, empfing er sie, die athemlos zu seinen Füßen niederzusinken im Begriff war, in seinen Armen. Um Gottes und aller Heiligen willen, flehte Adelinde mit kaum hörbarer Stimme, retten Sie mich vor dem schrecklichen Schicksal, das mir der Frevel eines

Böſewichts bereitet! In dieſem Augenblicke hatte auch Taffard ſie ſchon ereilt und ſtreckte ſeine räuberiſche Fauſt aus, um ſich ihrer wieder zu bemächtigen. Zurück, donnerte ihm der Unbekannte entgegen und Adelinden ſeinem Diener übergebend, der ſich ihm genähert hatte, warf er ſich, obgleich unbewaffnet, Taffard entgegen, der meuchelmörderiſch mit gezogenem Schwert auf ihn eindrang; mit kunſtvoller Gewandtheit entriß ihm aber der Unbekannte blitzesſchnell die Waffe, warf ihn ringfertig zu Boden und drohte den Ehrloſen zu tödten, wenn er nicht jeder Gewaltthätigkeit gegen die Dame zu entſagen verſpreche.

Der feige Taffard flehte demüthig um ſein Leben, allein in demſelben Augenblicke, wo ſein Sieger ſich niederbeugte, ihm die Hand zu reichen, um ihn vom Boden zu erheben, zog er verrätheriſcher Weiſe einen kurzen, in ſeiner Schärpe verborgenen Dolch, um das Herz ſeines großmüthigen Ueberwinders zu durchbohren. Dieſer aber ward ſeine Abſicht gewahr und warf ihn zornig mit kraftvoller Fauſt von neuem dröhnend auf die Erde nieder. Einer der Fi-

scher ergriff, von der Niederträchtigkeit des elenden Feiglings empört, einen Stein, und schleuderte ihn nach dem Wortbrüchigen, dessen Stirne er traf und zerschmetterte. Der Unbekannte rief darauf die Diener des Entseelten herbei und befahl ihnen den Leichnam und, mit Ausnahme aller der Dame gehörenden Sachen, auch das Gepäck, was sie schon ans Ufer gebracht hatten, wieder einzuschiffen. Sie gehorchten schweigend und lichteten dann augenblicklich die Anker.

Man trug Adelinden halb todt in die nächste, hinter den Sandhügeln des Ufers versteckt gelegene Hütte; doch eine Stunde verging, ehe sie ins Leben zurückkehrte. Endlich schlug sie die Augen auf; sie fürchtete sich, einen Blick auf die sie umgebenden Gegenstände zu werfen, da sie Taffard oder einen seiner Helfershelfer zu gewahren glaubte; allein sie sah nur ihre Bertha, die ihr mit froher gerührter Stimme zurief: daß sie gerettet, daß sie frei sey! Es dünkte Adelinden ein Traum zu seyn; kaum wagte sie es, ihr Auge aufzuschlagen; sie sah sich auf einem ärmlichen, aber reinlichen

Lager in Berthas Armen, und zu ihren Füßen einen jugendlich schönen Mann, der mit eben so viel Ehrfurcht als Zärtlichkeit um sie bekümmert schien. Ihr Blick ward heller, ihre Erinnerung lebendig; sie erkannte in dieser edlen, stolzen, in jugendlicher Schöne glänzenden Heldengestalt ihren Erretter, ihren Befreier! — In süßer, holdseeliger Verwirrung versuchte sie es ihm danken zu wollen, aber nie noch hatte es ihr so an Worten gefehlt. Sie konnte ihn nur anblicken, nur die Hand reichen, und diese dann erröthend schnell zurückziehen. Er versicherte ihr, daß es nur an ihm sey, dem Himmel zu danken, der ihm des Glücks gewürdigt habe, ihr nützlich werden zu können und beschwor sie dann mit ehrfurchtsvoller Innigkeit, alle Sorgen von sich zu bannen, und nur auf die Herstellung ihrer Gesundheit zu denken. Er habe schon eine Sänfte beordert, sie nach dem nahgelegenen Schlosse zu bringen, wo sie alles zu ihrer Aufnahme bereit finden werde, und bis zur Ankunft derselben schlage er ihr vor, das enge, niedrige Zimmer der Hütte, in der sie sey, zu verlassen, da die frische Luft des

warmen Sommertages ihr gewiß im Schatten des kleinen Gärtchens wohl thun werde. Sie erhob sich, und ihre sichtliche Mattigkeit berechtigte ihn, ihr den Arm zu bieten, und sie mit der zärtlichsten Sorgsamkeit zu führen.

Adelinde fühlte in tiefster Seele mit süßer Rührung, wie viel sie ihm zu verdanken hatte, die Anmuth seiner Sitte, die edle Haltung seines Anstandes, die Annehmlichkeit seines Betragens, Alles dieses weckte in ihr den Gedanken, daß sie noch keinen Mann gesehen habe, würdig mit ihrem Begleiter verglichen zu werden. Sie hielt ihn für einen Engländer und für den Herrn des Schlosses, in das er sie geladen hatte und bat ihn daher, ihr sobald wie möglich, ja wenn es seyn könne, heute noch ein Fahrzeug zur Rückfahrt nach Havre zu verschaffen, da sie es nicht mit dem Anstand zu vereinen wußte, im Hause eines so jungen und schönen Mannes zu verweilen. Sie erfuhr aber nun von ihm, daß er, wie sie, fremd auf dieser Küste sey, und nur von London aus seinen Freund, Sir Henry Harvey, auf diese Insel begleitet habe, um die Besitzerin des Schlosses,

die die Schweſter dieſes Freundes ſey, zu beſuchen. Und warum, fuhr er fort, wollen Sie ſich jetzt ſo ſchnell von dieſem Ufer entfernen? Werden Sie, ſo ermüdet wie Sie jetzt ſind, ohne Nachtheil für Ihre Geſundheit, von neuem ſich der See anvertrauen dürfen? Werden Sie ſich dadurch vielleicht nicht neuen Schrecken, neuen Gefahren ausſetzen? Ich erwarte in den nächſten Tagen eine Jacht, die beſtimmt iſt, mich nach London zurückzuführen; erlauben Sie mir, Sie in derſelben nach Havre zu begleiten, und gewähren Sie mir, um Ihrer eignen Geſundheit und Sicherheit willen, nur einige Tage Verzug. In dem Hauſe der Lady Bedfort werden Sie alles finden, was Sie nach ſolcher Erſchütterung zu Ihrer Erholung bedürfen, und wenn Sie vielleicht theure in Frankreich zurückgelaſſene Freunde und Verwandte, die durch ihre Entführung in Schrekken geſetzt worden, zu beruhigen wünſchen, ſo würdigen Sie mich nur der Mittheilung Ihrer Befehle, und ich werde noch in dieſer Stunde für die treue, zuverläſſige Ausführung derſelben ſorgen.

Ach! ſagte Adelinde, von dem Gefühl ihrer Lage ſchmerzlich ergriffen, mit naſſen Augen, ich habe keine Verwandte, denen ich Nachricht zu geben brauche. Ohne Schutz, ohne Freunde fühle ich mich ganz einſam, ganz verwaiſet. Ich bin nichts als eine Unglückliche, vom Schickſal gezwungen in geweihten Kloſtermauern den Verluſt aller meiner Hoffnungen auf Glück beweinen zu müſſen! —

Sie! ohne Schutz, ohne Freunde? ſagte der Ritter von Limours bewegt, — wer kann Sie ſehen, ohne es für das höchſte Glück des Lebens zu halten, Ihnen Blut und Leben weihen zu dürfen?! —

Adelinde war im Begriff zu antworten, als Lady Bedfort in Begleitung ihres Bruders erſchien, um die ſchöne Fremde ſelbſt in ihr gaſtfreies Schloß einzuführen, da ſie durch einen, von dem Ritter an ſie abgeſandten Diener das Abentheuer ihrer Befreiung erfahren hatte. Adelindens edler Anſtand, ihre Schönheit und die ſtille Trauer ihrer Blicke gewannen ihr gleich beim erſten Anblick die wohlwollende Theilnahme der edlen Frau. Zu

zartgesinnt, um ihr irgend eine Frage vorzulegen, wiederholte Lady Bedfort die schon früher an sie ergangne Einladung des Ritters, und die edle Freimüthigkeit, mit der Adelinde ihr Anerbieten dankbar annahm, ward der Lady zum Bürgen, daß sie die Achtung verdiene, mit der sie sich beeiferte, ihren holden Gast zu empfangen.

Adelindens Blässe verrieth, wie sehr sie der Ruhe bedurfte, und ihr war daher auch der Antrag ihrer Wirthin, sich, nach der Annahme einiger Erfrischungen, in ihr Zimmer zu begeben, sehr willkommen. Bertha wurde, sobald ihr Fräulein sie entlassen hatte, zur Dame des Schlosses entboten, die sich in Gegenwart des Ritters v. Limours bei ihr nach dem Namen und dem Schicksal ihrer Gebieterin erkundigte.

Diese Frage würde Bertha sehr in Verlegenheit gesetzt haben, wenn sie sich nicht der Fabel erinnert hätte, die sie im Kloster erzählen zu wollen mit Adelinden verabredet hatte. Sie antwortete daher der Lady: das Fräulein von Tressen sey in der Bretagne geboren, und nach dem frühen Tode ihrer Eltern von einer

in der Normandie wohnenden Tante erzogen, die zwar ihre Erziehung mit lobenswerther Sorgfalt geleitet, dafür aber auch jetzt über ihre Hand zu Gunsten des Sohnes eines alten Freundes habe verfügen wollen, der, in keiner Art einer solchen Wahl würdig, durch seine physische und moralische Häßlichkeit für das Fräulein ein Gegenstand des Abscheues gewesen sey. Nachdem daher von dieser alles vergeblich versucht worden sey, ihre herrschsüchtige und eigennützige Tante zur Aenderung ihres Vorsatzes zu bewegen, habe sie sich entschlossen, lieber den Schleier zu nehmen, und sey daher nur von Bertha begleitet entflohen, um sich nach Lisieux in das Kloster der Bernhardinerinnen zu begeben. Die Treulosigkeit des gewählten Wegweisers habe sie auf dieser Reise in die Gewalt des Ritters Taffard gebracht. Von ihm entführt und bei Nacht in Havre eingeschifft, seyen sie hier gelandet, wo ihr Räuber die Strafe seines Frevels und das Fräulein so edelmüthigen Schutz gefunden habe.

Lady Bedfort und vorzüglich der Ritter von Limours fanden es eben so unerlaubt als

unrecht, daß das Fräulein von Treſſen, um ſich vor den Verfolgungen ihrer Tante und dem Zwange einer verhaßten Verbindung zu retten, ſo viel Schönheit, ſo viel Liebenswürdigkeit und Anmuth in ein Kloſter vergraben wolle, und beſchloſſen gemeinſchaftlich alles aufzubieten, um von ihr eine Aenderung dieſes Entſchluſſes zu erhalten.

Die Sonne ging ſchon unter, als Adelinde von ihrem Schlummer erwachte, ſie fühlte ſich erquickt, aber doch noch zu matt, um bei der Abendtafel erſcheinen zu können. Lady Bedfort, die, ſobald ſie ihren liebenswürdigen Gaſt erwacht mußte, zu ihr geeilt war, nahm ihre Entſchuldigung freundlich an und erbot ſich mit ihr auf ihrem Zimmer ſpeiſen zu wollen, wenn es dem Ritter Limours vergönnt ſeyn ſolle, ihnen Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Adelinde äußerte jetzt auch gegen Milady den Wunſch, am andern Tage nach Frankreich zurückzukehren; allein dieſe bat ſie mit ſo vieler Herzlichkeit, ihre Reiſe wenigſtens noch einige Tage aufzuſchieben und die Blicke des Ritters wiederholten ſo innig flehend dieſe Bitte, daß Ade-

linde keine Kraft in sich fand, die Gewährung derselben versagen zu können.

Kaum aber war sie mit Bertha allein, als diese ihr die mit dem Verzug ihrer Rückkehr unausbleiblich verbundene Gefahr lebhaft vorstellte. Adelindens Aufenthalt auf Whigt konnte ihrem Vater nicht lange ein Geheimniß bleiben, da sowohl durch die nach Havre zurückgekehrten Matrosen, als auch durch die Diener des Ritters Taffard sein Tod und die Veranlassung desselben bekannt werden mußte. Der Baron mußte also auch erfahren, daß die vom Ritter Taffard entführte junge Dame auf der Insel Whigt zurückgeblieben sey, und dann gewiß eilen, ihrem jetzigen Aufenthaltsort aufs genaueste nachzuforschen. Nur die schnellste Rückkehr nach Frankreich und eine eilige Flucht ins Kloster konnte sie vor der Gefahr, von ihm entdeckt zu werden, retten. Adelinde mußte sich und ihr die Wahrheit dieser Bemerkungen eingestehen; allein ein Gefühl, mächtiger als ihre Furcht, machte sie eben so unentschlossen als unruhig. Noch nie hatte sie die Bitterkeit ihres Schicksals so herbe empfunden als jetzt.

Der Zufluchtsort, wo sie sich verbergen wollte, erschien ihr so traurig. Das Bild einer ewigen Abgeschiedenheit von der heitern fröhlichen Welt erschreckte sie; ihr ganzes Herz empörte sich bei dem Gedanken, ein unauflösliches Gelübde aussprechen zu sollen. Sie wußte keinen Namen für das neue geheimnißvolle Band, das sie an die Welt zu fesseln begann; aber ihr fehlte die Lust, und mit dem Willen auch die Kraft, es zerreißen zu wollen. Und doch blieb ihr keine andre Wahl als das Kloster oder die Rückkehr zu ihren Eltern, deren Verzeihung sie, wie sie fühlte, nur durch ihre Einwilligung zur Vermählung mit Richard würde erkaufen können, und dieser Gedanke war ihr schrecklicher denn je. Ach, sagte sie bitterlich weinend zur treuen Bertha, — warum mußte mein Vater auch gerade eine solche Wahl für mich treffen? Es gibt so liebenswürdige Männer! — Ja wohl, erwiederte diese — z. B. dieser Ritter Limours, der eben so brav als schön, eben so anmuthig als kühn und dabei so theilnehmend, so gefühlvoll ist; — und nun fing sie an, ihrer Dame zu erzählen, wie besorgt er während ih-

res langen Schlafs um ſie geweſen, wie oft er in ihr Vorzimmer gekommen ſey, Bertha zu fragen, ob dieſer lange, feſte Schlaf nicht vielleicht eine Folge der tiefen Ohnmacht ſey, die das Fräulein am Morgen gehabt habe? und wie er immer wieder umgekehrt, immer wieder gekommen ſey, dieſelben Fragen zu wiederholen und an der Thüre ihres Zimmers zu horchen, ob ſie ruhig athme, ſich nicht bewege, nichts wolle, nichts fordere. Adelinde winkte Bertha erröthend, leiſer zu reden, und, ihr näher tretend, ihre Erzählung noch einmal anzufangen. Sie hörte ihr ſüßbewegt, lächelnd und doch die Augen voll Thränen zu. Wie großmüthig, wie edelgeſinnt erſchien es ihr, daß er an dem Schickſal einer Unbekannten, von der er nichts als nur ihr Unglück kannte, ſo vielen Antheil nahm! Bertha lächelte und meinte, des Fräuleins Schönheit und des Ritters Jugend reiche ſo ziemlich zur Erklärung dieſes Antheils hin, ohne daß man gerade einen ſeltenen Edelmuth von ſeiner Seite zu Hülfe zu nehmen brauche. Es ſchien ihr aber eben ſo nothwendig als nützlich, von ſeinen Verhältniſſen nähere Kunde einzuziehen;

dieſe Sorge übernehme ſie, und hoffe dem Fräulein ſchon morgen beim Erwachen, von dem Erfolg ihrer Erkundigungen Bericht abſtatten zu können.

Bertha fand aber hierbei Schwierigkeiten, auf die ſie nicht gerechnet hatte. Alle Diener des Ritters waren Engländer, deren Sprache ſie ſo wenig verſtand, als ſie die ihrige. Ein italiäniſcher Kammerdiener war der einzige, deſſen aus ſpaniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Wörtern zuſammengeſetztes Geſchwätz ihr einigermaßen verſtändlich war; doch alles, was Sie mit liſtiger Geſchicklichkeit von ihm zu erfragen vermochte, reichte nicht hin, ihr über die Verhältniſſe des Ritters die gewünſchte Auskunft zu geben.

Er war Kriegsgefangener in Spanien, als Valerio — ſo hieß der Italiener — in ſeinen Dienſt trat. Dieſem war daher der Geburtsort, der Stand, ja, wie er ſelbſt glaubte, der wahre Name ſeines Herrn unbekannt, da er den letztern, wie Valerio argwöhnte, in Spanien verborgen hielt, um ſeine Freiheit leichter wieder zu erhalten. Der Herzog von Ferria

hatte dem Ritter in einem Gefecht, das dem Herzog Gelegenheit gab, seine glänzende Tapferkeit zu bewundern, das Leben erhalten, und ihn gefangen nach einer Gränzfestung gesandt, um dort von seinen vielen, und zum Theil gefährlichen Wunden geheilt zu werden. Noch ehe seine Genesung ganz vollendet war, brachte man ihn auf ein, dem Herzog gehörendes, Schloß. Die Reise hatte seinen Zustand verschlimmert, er ward tödtlich krank, doch die Schwester des Herzogs, die Gräfin Eugenie, pflegte seiner mit großer Sorgfalt, und was anfänglich nur Trieb der Großmuth und der Menschlichkeit war, wurde bald das Werk der leidenschaftlichsten Liebe. Der Ritter sehnte sich innigst nach Frankreich zurück, und sandte einen eigenen Boten mit Briefen in sein Vaterland, um seinen Freunden Nachricht von seinem Leben zu geben, und von ihnen sein Lösegeld zu erhalten. Dieser Bote kam aber nicht wieder und eben so wenig einige andere, die er ihm folgen ließ. Eine Menge anderer, durch Post und Gelegenheit abgesandter Briefe blieben gleichfalls unbeantwortet, und dies Verstummen

seiner Familie und seiner Freunde versenkte den jungen Ritter in eine tiefe Schwermuth, aus der ihn eine der Frauen der Gräfin zog, die, gerührt von dem täglich finsterer werdenden Trübsinn des schönen Gefangenen, ihm entdeckte, daß dies von ihm so tief empfundene Schweigen und die scheinbare Vernachlässigung seiner Freunde eine Folge der Maaßregeln sey, die die Gräfin getroffen habe, ihn in Spanien festzuhalten. Sie hatte alle seine Briefe aufgefangen, in der Hoffnung, ihn dadurch seinem Vaterlande und seiner Familie zu entfremden, und ihn zu überzeugen, daß er in Frankreich vergessen sey. Jung, schön und reich durfte sie sich die Hoffnung erlauben, ihn durch eine Verbindung mit sich dann auf immer an Spanien fesseln zu können. Diese Kammerfrau erbot sich auch, die Wachsamkeit ihrer Gebieterin zu täuschen, und die Briefe, die er ihr anvertrauen wolle, sicher nach Frankreich zu befördern. Er gab ihr einen an den Grafen von Montreuil, erhielt eine Antwort und mit dieser das Geld, dessen er bedurfte, um dem Herzog von Ferria sein Lösegeld und die von ihm empfangenen

Vorschüsse zu erstatten, und rüstete sich nun voller Freudigkeit zur Rückkehr nach Frankreich. Trostlos über seine Abreise, bot die Gräfin Eugenie alles auf, ihn zurückzuhalten, ja, sie war sogar willig, ihm nach Frankreich zu folgen, doch ihre Liebe und ihre Thränen vermochten nicht ein Herz zu gewinnen, das, wenn gleich früher vielleicht keineswegs unempfindlich für ihre Schönheit, jetzt doch die Unwürdigkeit ihres ränkevollen Betragens viel zu tief empfand, um in ihr die Geliebte dieses edelstolzen, durchaus redlichen Herzens anzuerkennen. Der Ritter hätte ihr die Verlängerung seiner Gefangenschaft vergeben; aber nie konnte er ihr die Grausamkeit verzeihen, mit der sie seine Eltern viele Monate lang dem Kummer über den Verlust eines eben so zärtlich als geliebten Sohnes preisgegeben, und ihn selbst mit dem herzzerreißenden Zweifel, ob nicht der Gram um ihn ihr Leben geendet, gequält hatte. Er reiste so eilig als möglich ab, ohne sich von dem Schmerz der stolzen Spanierin rühren zu lassen. Bei seiner Ankunft in Bayonne fand er einen Boten des Grafen von Montreuil vor; die Briefe, die

dieſer ihm überbrachte, ſchienen dem Ritter viel Freude zu machen, und bewegten ihn zu einer Aenderung ſeines Reiſeplanes, da er, ſtatt, wie es früher ſein Vorſatz geweſen war, nach Paris zu gehen, eiligſt den nach London einſchlug.

Und habt Ihr denn die Urſache dieſes veränderten Reiſeplanes nicht entdeckt? — fragte Bertha den geſchwätzigen Valerio, dem die zierliche Zofe des Fräulein ſo wohl gefiel, daß er ſich eben ſo redſelig als ſie neugierig zeigte. — Nein, ſagte er — ich habe den Brief wohl geleſen, den mein Herr in Bayonne erhielt, aber ich habe aus ſeinem Inhalt nicht klug werden können. Es war darin die Rede von gelöſ'ten Banden, von einem Schwur, der von einem früher gethanen Schwur entbinde — von einem Geheimniß, das noch eine kurze Zeit ein Geheimniß bleiben müſſe, und dergleichen Unbegreiflichkeiten mehr. — Vielleicht, warf Bertha nachläſſig hin — denkt der Ritter darauf, ſich in London zu verheirathen? — Dazu iſt kein Anſchein, er bewirbt ſich wenigſtens um keine Dame, und ich muß ſeinem Betragen nach

vermuthen, daß die Gräfin Eugenie ihm ihr ganzes Geschlecht verleidet hat. — Woher schließt Ihr aber, daß Euer Herr seinen wahren Namen verbirgt, da doch die Ursachen, die ihn in Spanien bewegen konnten, ihn zu verleugnen, jetzt wegfallen? — Ich begreife auch nicht, warum er es thut, aber zuweilen nennt ihn der Graf von Montreuil auch Graf, und dann besinnt er sich wieder, und sagt Ritter. Sie haben auch den Kammerdiener des Grafen nach Frankreich gesandt, um Erkundigungen einzuziehen, und sobald dieser zurückkommt, wird mein Herr nach dem Orte abreisen, wohin wir erstlich von Bayonne abgehen wollten. Das alles sind Räthsel für mich, um die ich mich aber auch nicht weiter kümmere. Mein Herr ist gut, großmüthig und nachsichtsvoll; ich liebe ihn von ganzem Herzen, und wenn er mich in seinem Dienste behalten will, folge ich ihm bis ans Ende der Welt.

Bertha säumte nicht, ihrem Fräulein beim Erwachen diese Unterredung auf das Treulichste zu berichten, allein ein Umstand derselben beschäftigte Adelinden so, daß sie die darauf fol-

genden Umstände fast alle überhörte, und zwar die Erzählung von der Liebe der Gräfin Eugenie, die ihm durch ihre unwürdigen Ränke nicht nur die Liebe selbst, sondern auch das ganze weibliche Geschlecht, nach der Vermuthung seines Dieners, verhaßt gemacht hatte. Und dann diese bevorstehende Reise des Ritters, von der man nicht wußte, wohin sie führen werde — das alles betrübte sie; doch der Gedanke an die nächste Gegenwart, wo sie ihn sehen und sprechen sollte, besiegte jeden andern. Zum erstenmal beschäftigte sie sich ernstlich mit ihrem Anzuge; zum erstenmale empfand sie den lebhaften Wunsch, schön und reizend zu erscheinen, und zu gefallen. Sie ordnete selbst ihre schönen blonden Locken, die sie mit den kostbarsten Perlen ihres Schmuckes durchflocht, und befahl Bertha, ihr eins ihrer reichsten Kleider auszupacken. Ruhe und Schlaf hatten ihren schönen Zügen ihre zarte, frische Blüthe zurückgegeben; in ihren Augen stralte ein neues, reiches Leben, und um ihr ganzes Wesen schwebte jene süße, unwiderstehliche Anmuth, mit der die erste Re-

gung der Liebe alles verschönert, indem sie alles beseelt.

Mit lebhafter Unruhe hatte der Ritter die Stunde ihres Erwachens erwartet. Die schöne Unbekannte beschäftigte ihn ausschließend, allein Bertha's Aufrichtigkeit und die Wahrheit ihres Berichts von den Schicksalen ihres Fräuleins war ihm um so verdächtiger geworden, da seinem scharfen Blick ihre Verlegenheit und das Gezwungene ihrer Fassung nicht entgangen war. Ihre reizende Gebieterin hatte ihm ja auch selbst gesagt, sie sey ohne Freunde, ohne Anhalt und Schutz, und nun hatte ihr Bertha in ihrer Erzählung eine Tante, eine Vormünderin gegeben! Wenn des Fräulein Aeußerung wahr war, — und wie hätte er an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln können! — so war sie wahrscheinlich auch ohne Vermögen, und wie glücklich machte es ihn dann, daß sein Reichthum ihm die Macht gab, diese Ungerechtigkeit des Schicksals gegen diese Lieblingstochter der Natur vergüten zu können! Durfte er sich aber die Hoffnung erlauben, daß ihr Herz noch frei sey? und

würde dies Herz ihn zu ihrem Beschützer, ihrem Geliebten, ihrem Gemahl erwählen wollen?

Mit brennender Ungeduld zählte er die Minuten, bis Adelindens Thüre sich öffnete und sie ihr Zimmer verließ, um ihrer edlen Wirthin guten Morgen zu sagen. Ehrerbietig eilte er ihr an der Treppe entgegen, sie hinabzuführen, und erst jetzt sah er sie im vollen Glanze ihrer blendenden Schönheit, den am vorigen Tage Angst, Krankheit und Unruhe nur verrathen, nicht enthüllt hatten. Der Anstand, mit dem sie bei der Lady eintrat, die edle Würde, mit der sie ihr den Dank für ihre gastfreie und edelmüthige Aufnahme wiederholte, verriethen die Gewohnheit, alle Ehrfurcht und Höflichkeit zu zeigen und anzunehmen, die der feine, gesellschaftliche Ton einem erlauchten Range zuerkennt. Die Pracht ihres Anzugs bestätigte ihr Recht auf diesen Anspruch, und er sagte sich leise, der Druck äußerer Verhältnisse, der Mangel an Glücksgütern können den heitern Morgen ihres Lebens nicht getrübt haben; die Ursache dieses Kummers müsse in ihrem Herzen verborgen ruhn, und wenn sie entflohen sey, um der Ver-

bindung mit einem ungeliebten Manne zu entgehen, so sey es nur mehr als zu wahrscheinlich, daß die Thränen, die er gestern in ihrem Auge gesehen habe, dem Gram um einen andern geliebten Mann geflossen seyen.

So kummervoll auch dieser Gedanke für ihn war, so bestärkte er ihn doch in dem Entschluß, alles für ihr Glück zu thun und opfern zu wollen. Dazu bedurfte er aber ihres Vertrauens; allein wie emsig er auch die Gelegenheit zu erspähen suchte, sie abgesondert von den übrigen Gästen zu unterhalten, so war sie doch von diesen so umgeben und von der Dame des Hauses so angelegentlich und vorzugsweise unterhalten, daß alle sein Bemühen vergeblich blieb. Jede Stunde dieser, in so pein[illegible]vollem Zwange verlebten Tage erhöheten aber seine Bewunderung und seine Liebe, da jede Minute derselben eine neue Bürgschaft für Adelindens Werth und den Adel ihrer Gesinnung und ihrer Erziehung herbeiführte.

Endlich am Morgen des vierten Tages sah er sie, nur von Bertha begleitet, ungewöhnlich frühe das Schloß verlassen und den Weg

nach der Küſte nehmen. Dieſer Spatziergang beunruhigte ihn, da er fürchtete, ſie ſey vielleicht Willens, ſich heimlich einzuſchiffen, um den täglich wiederholten Bitten, ihren Aufenthalt im Schloſſe der Lady zu verlängern, zu entweichen. Pfeilſchnell eilte er ihr nach, und ſeine Unruhe, ſeine Angſt, war ſo ſichtlich, daß Adelinde ſie in ſeiner Begrüßung entdeckte, und ihn nach der Veranlaſſung derſelben fragte. Der Verſtellung unfähig geſtand er ihr nach einigem Zögern ſeinen Argwohn. Adelinde fühlte ſich tief verletzt, daß er ihr einen ſolchen Mangel der Sitte gegen Lady Bedfort, und einen ſolchen Mangel an Vertrauen gegen ihn, ihren Retter, ihren Befreier, zutrauen konnte. Mich dünkt, ſagte ſie ihm tief bewegt, — Sie hätten mir eben ſo wenig eine ſolche Abſicht zutrauen müſſen, als ich fähig war, ſie zu haben. Ich vermiſſe ein Geſchmeide, das mir durch die lange Gewohnheit es zu tragen lieb geworden iſt, und das ich einſt aus einer Hand empfing, die mir die Pflicht theuer machte; wahrſcheinlich habe ich es hier bei dem Ausſchiffen, oder auch während meiner Ohnmacht verloren, und

der Wunſch, es wieder zu erhalten, führt mich her, um mich bei den Bewohnern jener Hütte darnach zu erkundigen. Dies kann aber auch Bertha ohne mich thun, fuhr ſie fort — und indem ſie dieſer zu gehen winkte, ſetzte ſie ſich unter einem vorragenden Felsſtück, vom Meere abgewandt, nieder. — Sie erhielten das Geſchmeide aus einer Hand, die ihnen die Pflicht theuer machte? fragte der Ritter furchtſam — iſt dieſe Pflicht erloſchen, oder knüpft ſie ſich noch durch Hoffnung an Ihre Zukunft? — Ich hoffe nichts mehr, antwortete Adelinde — weil ich nichts mehr zu verlieren habe. — Und warum geſtaltet ſich Ihnen die Zukunft ſo düſter? warum wollen Sie ſich freiwillig einer Welt entziehen, die ſie bewundernd als eine ihrer ſchönſten Zierden verehren würde, wenn Sie ſich ihr erhielten? Das Schickſal hat mir keine Wahl gelaſſen; ich kann es nur verſöhnen, indem ich ihm ohne Widerſtreben gehorche. Und warum wollen Sie der wahrhaft mütterlichen Liebe, mit der Ihnen Lady Bedfort ihr Herz zugewandt hat, die Erfüllung des Wunſches verſagen, Sie als Tochter in ihrem Hauſe auf-

zunehmen? Sind Sie nicht unabhängig und frei in der Wahl ihres Aufenthalts, in der Entscheidung über Ihr Schicksal? Adelinde schlug leise seufzend und erröthend die Augen nieder. Der Ritter sah ihre Unruhe und ihre Verlegenheit. Sie versagen mir Ihr Vertrauen, fuhr er ernst und tief bewegt fort, — und doch verräth Alles, daß Sie im Herzen ein Geheimniß und in ihm den Quell aller Ihrer Schmerzen tragen. Bertha's Erzählung hätte nur gleichgültigere Menschen zu täuschen vermocht, die in keiner innigern Theilnahme den Antrieb fanden, die Gründe, aus denen Sie sich dem Klosterleben weihen wollen, zu prüfen. Eine Tante kann unmöglich die Gewalt über Ihr Schicksal haben, Sie zu einer Heirath zwingen zu können. Alles verkündigt in Ihnen eine vornehme Geburt, Reichthum und Adel — und doch sagten Sie mir früher, sie seyen ohne Schutz, ohne Anhalt, ohne Freunde. Sie haben wahrscheinlich in meinem Herzen gelesen; gründen Sie aber darauf kein Recht, mir Ihr Vertrauen zu versagen, sondern gewähren Sie es unbesorgt einem Manne, der fest entschlossen ist, Alles

für Ihr Glück thun zu wollen, weil dies allein ihm für die Entsagung auf eignes Lebensglück Entschädigung zu bieten vermag. —

Adelindens Herz schlug bange. Die Großmuth des Ritters, der unverkennbare Ausdruck wahrer, treuer und uneigennütziger Liebe in seinem Blick und Ton rührte, sein Argwohn, sie liebe einen andern, beklemmte sie. Und wenn die Gewalt, die so unerbittlich über mein Schicksal verfügte, hob sie endlich zögernd an, — nun eine heilige und rechtmäßige war, welcher Natur und Gesetz mich unterwürfig machten und ich daher mein Widerstreben, mich ihr zu unterwerfen, vor Gott, vor den Menschen und vor mir selbst auf keine andre Art als durch das Opfer meiner Freiheit zu versöhnen vermag? Sie sind also keine Waise? unterbrach sie der Ritter. Nein, ich bin es nicht. Ein geliebter Vater, den aber die Treue eines übereilt gegebenen Wortes unerbittlich machte, hat mich zur Gattin eines Mannes bestimmt, den ich so wenig zu achten als zu lieben vermochte und ich habe Alles verlassen, um dem Unglück einer so gehaßten Verbindung zu entgehen. Der Ritter

erblaßte. Laſſen Sie mich Alles erfahren, fing er nach dem Schweigen einer Minute bebend an, — Ihr Herz widerſtrebte dieſer Verbindung, weil es nicht mehr frei war. Wenn Sie mein Schickſal kennten, ſagte Adelinde gerührt — ſo würden Sie mich bedauern. Zweimal verlobt habe ich nie geliebt, bin nie geliebt worden, und eine Verbindung, die das Glück meines Lebens hätte begründen ſollen, wurde für mich beide Male nur ein Quell des tiefſten Kummers. Wie, rief der Ritter überraſcht, — Berthas ganze Erzählung wäre eine Lüge, Sie wären frei, Sie hätten nie geliebt und es wäre mir vergönnt, um das höchſte Glück des Daſeyns werben zu dürfen?

Dieſe Worte überraſchten Adelinden; ſie wagte es nicht zu reden; ſie hörte es mit Entzücken, daß ſie geliebt ſey, aber mit Schmerz, daß er ſie der Theilnahme an Bertha's Erzählung ſchuldig glaubte. Es war ihr noch erinnerlich, welchen unauslöſchlichen Eindruck die Unwahrheit von Eugeniens Betragen auf ihn gemacht hatte, und ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß auch das ihrige ihm zweideutig er-

ſcheinen konnte. Ihre Augen füllten ſich bei dieſen Gedanken mit Thränen, die ſie nicht zu verbergen, nicht zurückzudrängen vermochte. Der Ritter konnte ſie nicht weinen ſehen, ohne ſich ſchuldig zu fühlen, und Verzeihung flehend ſank er zu ihren Füßen.

Ich bin nicht beleidigt, nicht böſe, antwortete ſie ihm — ſondern nur gekränkt, betrübt und gedemüthigt. Ich werfe es mir vor, Berthas Erzählung nicht gleich wiederrufen und dadurch den Verdacht von mir abgewälzt zu haben, vor meinem Befreier und der edelgeſinnten Lady Bedfort Geheimniſſe haben zu wollen. Erfahren Sie denn. — Hier unterbrach ſie Bertha, die ſchnell herbeieilend, ihr ſchon aus der Ferne zurief — gefunden, gnädiges Fräulein, gefunden! — Adelinde ſtreckte die Hand aus, das dargebotne Kleinod zu faſſen; aber in demſelben Augenblick entglitt es Bertha's Händen und fiel zu den Füßen des Ritters, der ſich ſchnell niederbeugte es aufzuheben. Von lebhaftem Erſtaunen ergriffen, fuhr er, es genauer anblickend, ſichtlich zuſammen, und blickte dann tief erſchüttert auf Adelinden.

Um Gott, edles Fräulein, fragte er höchst gespannt — seit wann sind Sie Besitzerin dieses Halsbandes? und ist es dasselbe Geschmeide, dessen Sie vorhin erwähnten, und das Sie einst aus einer Hand empfingen, die bestimmt war, Ihnen theuer zu werden? O wenn das wäre! Ein lauter Schrei unterbrach hier den Ritter, den Bertha beim Anblick dreier Männer ausstieß, die eben aus einem Fahrzeuge ans Land traten und in deren Mitte ein hochgestalteter Greis sich ihnen näherte. Jetzt bei Bertha's Schrei blickte auch Adelinde auf und sank mit dem Angstruf: Gott! ich bin verloren! — in des Ritters Arme.

Sie haben nichts zu fürchten, so lange ich noch lebe, rief dieser und wollte den Ankommenden entgegeneilen. Adelinde hielt ihn zurück. Es ist mein Vater, sagte sie — und jeder andere Beistand, als der des Himmels, wird mir hier unnütz. Bertha lag schon zu des Barons Füßen, der drohend von ihr Nachricht von seiner Tochter forderte. Bei dem Ton dieser Stimme lehnte der Ritter die zitternde Adelinde an den Felsen zurück und flog

auf den Baron zu, den er ungestüm an sein Herz drückte. O, mein Vater, rief er mit dem Ton der Freude und des seligen Entzückens, verzeihen Sie uns allen, und nehmen Sie aus den Händen Ihres glücklichen Sohnes Ihre Tochter zurück.

Nie, nie, rief der Baron erzürnt — wenn die Unglückliche es gewagt hat, ohne meine Einwilligung ihre Hand zu vergeben. — Und kennen Sie mich denn nicht, fragte der Ritter freudetrunken — ich bin ja Guido, der Sohn Ihres Freundes Adhemar, Ihr Sohn, dem Sie selbst ja in Ihrer Tochter das Glück seines Lebens zugesagt, zugesichert haben!

Jetzt erkannte auch der Baron in der blühenden Heldengestalt, die an seinem Herzen lag, den Knaben wieder, den er so innig geliebt, dessen Tod er so schmerzlich betrauert hatte, und schloß ihn mit Freudenthränen in seine Arme. Von Bertha geführt, wankte Adelinde herbei, und sank flehend zu seinen Füßen, doch der glückliche Vater zog sie versöhnt an sein Herz, und sah in ihrer Flucht nur das Werk der Vorsehung, die nicht gewollt habe, daß sie

ihrem erſten Gelübde treulos werden ſollte. Froh gerührt gab er ihre Hand dem entzückten Guido. — Empfange ſie zum zweitenmale aus Vaterhand, ſagte er — und der Himmel erfülle den Segen, den meine Liebe auf Eure Verbindung legt. Guido bog vor ſeiner ſchönen Verlobten das Knie, und, zärtlich zu ihr aufblickend, fragte er, ob er hoffen dürfe, nicht mehr von ihr gehaßt zu ſeyn, und ihre Hand ohne Widerwillen, ohne Abneigung von ihr zu empfangen? Süß erröthend blickte ſie ihn lächelnd an. — Iſt es denn wirklich wahr, ſagte ſie, daß ich Sie gehaßt habe! welch ein kleines boshaftes Ding muß ich da nicht geweſen ſeyn.

Die Liebenden führten ihren Vater zur Lady Bedfort, die den aufrichtigſten Antheil an dieſer glücklichen Entwickelung ihres Schickſals nahm und es von dem Baron ſo dringend erbat, ihre Verbindung auf ihrem Schloſſe feiern zu dürfen, daß er, dankbar für den Schutz, den ſie ſeiner Tochter gewährt hatte, darein willigte. Eilboten überbrachten nach Rhetel und Schloß Creſſi dieſe frohen Nachrichten. Guido bat ſeine Eltern um Verzeihung, ihnen

ſeit zwei Monaten freiwillig die Nachricht von ſeinem Leben verſchwiegen zu haben; da er aber in Bayonne, im Begriff zu ihnen zu eilen, die bevorſtehende Vermählung des Grafen Laval mit dem Erbfräulein von Creſſi erfuhr, ſo eilte er nach London, um dort erſt die Vollziehung eines Bündniſſes abzuwarten, daß ihn von einem ihm verhaßten Gelübde entband.

Die Theilnahme von ganz Frankreich verherrlichte das Feſt der Vermählung, des allgeliebten, heldenmüthigen Guido, mit der ſchönen Adelinde.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei G. H. Maret in Leipzig.

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Das Ideal . . . . . | 1 |
| Ein Beitrag zur Geſchichte einer berühmten Frau . . . . . | 79 |
| Amala . . . . . | 122 |
| Osman, erſter Kaiſer der Osmanen . . | 193 |
| Liebeslaunen . . . . . | 215 |

# Lebensbilder

von

## Fanny Tarnow.

---

Zweiter Theil.

---

Leipzig,
Rein'sche Buchhandlung.

1824.

# Frauenliebe und Frauenfreundſchaft.

Klara von Albedyl und Eugenie von Wenſe waren ſeit ihrem achten Jahre in einem Kloſter zu Wien gemeinſchaftlich erzogen worden, und durch das Band der innigſten Liebe mit einander vereint. Klara war ſanft, ernſt und gefühlvoll, Eugenie heiter und muthwillig, beide aber hübſch und geiſtvoll. Von ihren Geſpielinnen und Lehrerinnen im Kloſter gleich geliebt, waren ihnen ihre Kinderjahre ungetrübt im Genuſſe jenes ſanften Friedens verfloſſen, deſſen Glück wir erſt dann erkennen, wenn er uns geraubt worden iſt.

Eugenie war eine arme Waiſe, die auf Koſten kaltherziger Verwandten im Kloſter erzogen wurde. Hier ſah ſie der Freiherr v. Reuß, ſie gefiel ihm, und da ſein Reichthum ihm die Einwilligung ihrer Familie gewann, ſo reichte

ihm die kaum sechszehnjährige Eugenie ohne Widerstreben, wie ohne Neigung, ihre Hand. Schon seit lange beschäftigte er sich mit dem Plane, seine noch übrigen Lebenstage in ländlicher Abgeschiedenheit zuzubringen, und seine Heirath beschleunigte die Ausführung desselben. Eugenie betrauerte nur die Trennung von ihrer Klara, mit der sie einen Briefwechsel verabredete, der es den beiden Freundinnen möglich machen sollte, in der Gemeinschaft, der Liebe und des innigsten Vertrauens mit einander fortzuleben, und folgte ihrem Gemahl auf seine in Böhmen liegenden Güter, fest entschlossen, sich in treuer Pflichterfüllung den Frieden ihrer Seele ungetrübt zu erhalten.

Ihrer Freundin Klara schien das Glück ein reicheres und schöneres Loos bestimmt zu haben. Früh hatte sie ihre Mutter verloren und ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, nahm sie jetzt, gleich nach Eugeniens Verheirathung, aus dem Kloster, um sie in sein Haus, als Gebieterin desselben, einzuführen. Sein vertrautester Freund und zugleich der Gränznachbar des Gutes, auf dem Graf Albedyl die

Sommermonate verlebte, war der Graf Lückner, und auch für dieſen war der Tag, der Klara in die Arme ihres Vaters zurückführte, ein Feſttag, da an ihm auch ſein jüngſter Sohn Arthur, nach einer Abweſenheit von zwei Jahren wiederkehren ſollte. Ein Feſt feierte beider Ankunft, und ſo erblickten Arthur und Klara ſich zum Erſtenmale gegenſeitig im Verklärungsglanze der Liebe und der Freude. Der Eindruck dieſes Tages auf ihr Herz war tief, und für beider Glück entſchieden.

Arthur war ein durch Geiſt und Sitte gleich ausgezeichneter Jüngling, deſſen edle Geſichtszüge ſo wie der klare Blick ſeines herrlichen Auges den Adel ſeiner Seele und den Freimuth ſeines Charakters verkündeten. Hingeriſſen von der Macht des Eindruckes, den Klara auf ihn machte, verrieth er ihr in den erſten Tagen und Wochen oft unwillkürlich durch Blicke und halbe Worte, welche Herrſchaft ſie über ſein Herz und ſeine Seele gewonnen habe, doch bald brachte ihn das Erwägen ſeiner Lage und Verhältniſſe zu dem Entſchluß, das Geheimniß ſeiner Liebe tief in ſeiner Bruſt zu verſchließen.

Klara war die Erbtochter eines eben so reichen als vornehmen Hauses, und ihrem Vater stand die Wahl unter den ausgezeichnetesten jungen Männern des Landes frei — durfte er, der jüngste Sohn eines Hauses, dessen Besitzthum ausschließend seinem ältern Bruder, als dem künftigen Majoratsherrn, zufiel, darnach streben, Klaras Herz zu gewinnen und sie dem Unglücke einer hoffnungslosen Liebe preis geben zu wollen? Er kannte die strenge, unbestechliche Ehrliebe seines Vaters, die es dem Sohn nicht vergeben haben würde, die Tochter des Freundes, dessen Billigung nicht zu erwarten war, in ein heimliches Liebesverständniß verstrickt zu haben — und ach! mehr noch als alle Rücksichten, galt ihm Klara's Frieden, Klara's Ruhe! So gelobte er sich dann nach langem, schwerem Kampfe, ihr nie zu verrathen, daß er sie liebe, und sie, die unaussprechlich Geliebte, zu schützen, daß sie nie den Schmerz theilen müsse, mit dem er das Unglück hoffnungsloser Liebe empfand.

Weit schönere Traumbilder, weit süßere Hoffnungen umgaukelten dagegen Klara's Phan-

taſſe, und öffneten ihr Herz mehr und mehr einem Eindruck, den ſie nicht bekämpfen zu dürfen wähnte, und der es mit all den wonnevollen Regungen der erſten Liebe und ihrer ahnungsvollen Seligkeit füllte. Sie wußte, daß ihr Vater ſie aus dem Kloſter genommen hatte, um ſie zu vermählen, und es ſchien ihr unwiderſprechlich erwieſen, daß ſie und Arthur für einander beſtimmt waren. Die Aufnahme, die er im Hauſe ihres Vaters fand, die Freiheit, die man ihm ließ, ſie täglich zu ſehen und zu unterhalten, die Freundſchaft, die beide Familien mit einander verband, Arthurs perſönliche Eigenſchaften, alles dies vereinte ſich, ſie in ihrem gefährlichen Irrthume zu beſtärken. Sie wußte noch nicht, von welchen Rückſichten ſich Eltern gemeinhin bei der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Kinder leiten laſſen, und alles andere eher erwägen, als den Charakter und den ſittlichen Werth des Mannes; in deſſen Arme ſie eine blühende, geliebte und unverdorbene Tochter legen.

Ihr Vater hatte ſchon gewählt und Klara's Hand dem Oberſten, Graf Bilow, dem Neffen

des erſten Miniſters und zugleich Liebling deſſelben, zugeſagt. Sechs Monate nach ihrer Rückkehr in das väterliche Haus benachrichtigte ſie ihr Vater von dieſer Entſcheidung und zugleich von der nahen Ankunft des Grafen. Die Eheſtiftung war ſchon ſchriftlich zwiſchen dem Vater der Braut und dem Onkel des Bräutigams beredet und aufgeſetzt worden, und die beiden Perſonen, deren Glück von dieſer Verbindung abhing, ſahen ſich zum Erſtenmal am Morgen des Tages, an deſſen Abend man ihre Unterſchrift verlangte, um dieſe Akte rechtskräftig zu machen.

Klara's Schrecken war ſo groß, wie ihr Schmerz, als ſie dieſe, ihrem Glücke ſo feindliche, Nachricht erfuhr; allein der Charakter ihres Vaters und ihre eigene jugendliche Schüchternheit und Unerfahrenheit machten jede Weigerung unmöglich. Was konnte ſie auch ſagen? was geſtehen? Sie ahnete ja nur, daß ſie geliebt werde, und unmöglich dünkte es ſie, dem Vater eine geheime, vielleicht unerwiederte Neigung zu bekennen. Sie hatte, wie faſt alle Frauen, den Muth, das Unglück zu ertragen,

aber nicht den Muth, das Glück zu erringen, und so fühlte sie sich, viel zu furchtsam, um einem entschieden ausgesprochenen Befehl des strengen, hochverehrten Vaters zu widerstehen, in die Nothwendigkeit versetzt, stumm gehorchen zu müssen, und alle Träume des Glückes und der Liebe einer Pflicht zum Opfer zu bringen, von deren Erfüllung sie durch nichts entbunden werden zu können glaubte. Früher, als Klara selbst, von dem Plane dieser Verbindung unterrichtet, suchte Arthur einen Vorwand, die Gegend noch vor der Ankunft des Grafen Bilow verlassen zu können. Er fand bei seinem Abschiedsbesuch Klara in dem Zimmer ihres Vaters. Die Nachricht seiner Abreise traf sie ganz unvorbereitet. Ihr war, als sey ihr Herz von dem Pfeil des Todes getroffen; an dem es nun leise und langsam verbluten müsse. Unfähig, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, saß sie am Stickrahmen, das Haupt tief auf ihre Arbeit niedergebeugt. Bleich und erschüttert näherte sich Arthur, um Abschied zu nehmen. Sie hob das Auge zu ihm empor, ihre Blicke begegneten sich — beider Augen füllten sich zugleich mit

Thränen, die ihnen zum Geſtändniß ihrer Liebe wurden, und die einzige Sprache blieben, in der ſie ſich dieſe zu geſtehen wagten. — Sie ſahen ſich nicht wieder, und wenige Wochen darauf wurde Klara mit dem Grafen vermählt.

Der Glanz, der Klara bei ihrer Erſcheinung in der Welt umgab, wurde ihr kein Erſatz für das verlorne Glück ihres Herzens. Verpflichtet, ihre Liebe einem andern Manne, ihrem Gatten, zuzuwenden, ſuchte ſie Arthurs Bild in ihrer Seele zu verlöſchen: doch je ernſtlicher ſie kämpfte, je anſtrengender ſie ſtrebte ihn zu vergeſſen, je mächtiger rief ihr ein trauriger Vergleich, der ſich ihr immer von neuem aufdrang, die achtungswerthen und liebenswürdigen Eigenſchaften zurück, die ihm ihr Herz gewonnen hatten, und je mehr ihr Geiſt ſich entfaltete, ihr Urtheil ſich bildete, je herber empfand ſie es, die Gattin eines Mannes geworden zu ſeyn, deſſen einziges Verdienſt ſein Rang und ſein Reichthum waren.

Ihr Gemahl war kein laſterhafter, kein böſer Mann. Seine herrſchende Neigung war eine Prachtliebe, die ihn zum Verſchwender

machte, um seinen Geschmack rühmen zu hören. In hohem Grade besaß er das Talent Feste anzuordnen, ihre Feier zu vervielfältigen und durch Abwechselung zu verschönern, allein er war auch unsäglich eitel auf den Besitz dieses Talents, das ihn in allem seinen Streben, seinen Wünschen und seinem Thun so kleinlich machte, daß es ihm an Zeit und Fähigkeit fehlte, sich mit ernstern und wichtigern Dingen beschäftigen zu können und zu mögen. — Unempfänglich für den Reiz der Freundschaft und der Liebe, war er es auch für die Regungen des Mitleids, doch half er, wenn ihm zu oft wiederholte zudringliche Bitten lästig wurden. In diesem Falle erhielt das Unglück zuweilen Unterstützung von ihm; allein nie erweckte es in seiner Brust Theilnahme, nie regte es ihn zu ernsten Betrachtungen über Menschenleben und Menschenschicksal an.

Klara's Schönheit schien in den ersten Wochen ihrer Verbindung Eindruck auf ihn zu machen. Es schmeichelte ihm, eine Frau in die Welt einführen zu können, deren Schönheit, wo sie auch erschien, aller Blicke auf sie

und ihren Begleiter zog, und er fand daher großes Gefallen daran, sich mit ihr dem Publikum zu zeigen. Wenn er aber ihren Reizen diese Art von Huldigung erzeigte, so versagte er ihr dagegen jede Würdigung und Anerkennung ihres Charakters und ihres Geistes. Klara vermißte bei ihm jede Tugend, jede Eigenschaft, die sie in dem Freund, dem Gatten zu finden gehofft hatte, und es war ihr eben so unmöglich ihn zu ehren, als ihn zu lieben. Er beachtete ihre Kälte so wenig, wie ihren Werth; Höflichkeit ohne Traulichkeit, Gleichgültigkeit ohne Abneigung blieb der Grundton ihres lauen, aber friedlichen Verhältnisses. Ein Vierteljahr nach ihrer Vermählung fingen sie an in gesonderten Gesellschaftszirkeln zu leben. Sie suchten sich gegenseitig nicht auf, ohne sich doch auch zu vermeiden; sie begegneten sich ohne Widerwillen, wie ohne Freude, und im Laufe mehrerer Jahre gaben sie sich, trotz der Verschiedenheit ihres Sinnes und ihres Charakters, keinen Anlaß, sich einer über den andern beklagen zu können.

Zwei Jahre lang blieb Schwermuth der Grundton in Klara's Wesen. Ein Herz, wie

das ihrige, weint ſich mit allen ſeinen Thränen den Schmerz nur tiefer in die Seele hinein, obwohl leichtere Gemüther leichteren Schmerz auszuweinen vermögen; doch Zeit und Zerſtreuungen blieben nicht ganz ohne Einfluß auf ſie. Von keinem unruhigen Hang nach äuſſerer Wirkſamkeit getrieben, ſuchte ſie alles, was ſie kränkte, auf irgend eine Weiſe durch angemeſſene Thätigkeit zu überwältigen, und es gelang ihr, weil ſie ihr Schickſal, in ihrer Liebe zu Arthur, unwiederruflich entſchieden fühlte. Sie erkannte es, wie gefährlich ihr in ihrer Lage und in ihren Verhältniſſen die tiefe Fühlbarkeit ihrer Seele, die bei ihr nicht bloß jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindung, nicht bloß ein flüchtiges Kolorit des Daſeyns, ſondern die Urquelle ihres Seyns ſelbſt war, geworden ſeyn würde, wenn ſich nicht alle Stralen ihrer Liebe früh in einem edlen Mann geſammelt hätten, deſſen Andenken nun der Schutzheilige ihres Friedens und ihres Lebens blieb. Männer haben in der Regel für verlornes Glück der Liebe nur Gedächtniß, Frauen dagegen Erinnerung, daher begreifen ſie auch

nicht, wie treu ein reines Frauenherz seine Empfindungen und Erinnerungen zu bewahren vermag! Wir können im Leben keinen neuen Reichthum von Empfindungen einsammeln, ohne daß wir von unserm Besitz etwas als Kaufpreiß des Erwerbs hingeben müssen, und das macht die Treue, die himmlische Treue hienieden zu einer so seltenen Erscheinung. Der Natur treuer, als die Männer, bewahren Frauen oft das Andenken eines Blickes, der ihr Herz bewegte, mit derselben Stärke der Empfindung, die er weckte, bis zum letzten Schlage ihres Herzens. Das kann kein Mann, das begreift kein Mann, und eben deshalb bleiben ihnen die Frauen ewig ein Räthsel.

Klara fand in der Welt keines der Ideale ihrer jugendlichen Sehnsucht verwirklicht, aber sie selbst blieben als heiliges Pfand einer höheren Welt in ihrer Brust. Mitten in all' den Zerstreuungen und Festen, an denen ihr Alter und ihre Verhältnisse sie Theil zu nehmen nöthigten, wich Arthur's Bild nur zurück, ohne je zu verbleichen, ohne je von dem Bilde eines andern Mannes verdrängt zu werden. Jede

ihrer einſamen Stunden blieb der innigen, ſanften Erinnerung an ihn geweiht, und füllte ihr Herz mit jener Wehmuth, deren Thränen gefühlvolle Seelen zu ihren ſchönſten Freuden zählen.

Fünf Jahre verfloſſen ſo, ohne in Klara's Stimmung und Verhältniſſen eine Aenderung herbeizuführen. Ihr Briefwechſel mit Eugenie wurde ſehr regelmäßig fortgeführt, und dieſe innige, herzvolle Mittheilung aller Erlebniſſe erhielt beide Freundinnen feſt mit einander verbunden, und füllte vorzüglich bei Eugenie die Lücke aus, die ihr ganz einſames, freudenleeres Leben ſonſt für ein ſo heiteres, der Geſelligkeit bedürfendes Weſen gehabt haben würde. Eugenie war ein Beweis, wie unabhängig von äuſſeren Verhältniſſen eine ſchöne Natur ſich zu entwickeln vermag, wenn ſie ihr Denken und Empfinden im Kreiſe ihrer Pflichten feſtzuhalten weiß. Ihr heiteres Gemüth blieb ſtets auf die Gegenwart beſchränkt, und mit kindlichem, faſt naivem Vertrauen ſich hingeben an das Leben, deſſen Verhältniſſe ſie heiter aufzufaſſen verſtand, bewährte ſie ſich in ernſten

Prüfungen doch eben so freudig muthig, als treu ausharrend. Drei Jahre lang mußte sie dem mürrischen alten Gemahl Krankenwärterin seyn, ohne sein Lager Tag und Nacht verlassen zu dürfen, da er ihr nur selten die Erholung eines Spatzierganges vergönnte — mit wahrhafter Stärke des Gemüths wußte sie ihr Inneres, frei von jeder nachtheiligen Einwirkung dieses Verhältnisses zu erhalten und stand nach fünf Jahren an dem Grabe ihres Gemahls, mit dem erhabenen Bewußtseyn, ihre Pflicht gegen ihn mit eben so viel Treue und Milde ganz erfüllt zu haben.

Klara erhielt Eugeniens Brief mit der Nachricht dieses Todesfalles an demselben Tage, wo das Regiment, dessen Oberst ihr Gemahl war, Befehl zum Marsch bekam. War es Vorgefühl, das den Grafen bei dieser Trennung ergriff, oder empfand er vielleicht, indem er sie verließ, tiefer denn sonst ihren Werth; genug, er zeigte eine ihm sonst fremdartige Weichheit, als er Abschied von ihr nahm. Seine Traurigkeit und der Gedanke an die Gefahren, denen er entgegen ging, rührten Klara. Sie

umarmte ihn herzlich und erbat ſeine Einwilligung, während ihrer Trennung, fern von der Hauptſtadt, auf Eugeniens Gute zubringen zu dürfen, was er ihr gerne zugeſtand, und zwei Tage nach ſeiner Abreiſe war auch ſie ſchon auf dem Wege.

Klara machte ſich eine Freude daraus, Eugenie durch ihre Ankunft zu überraſchen und ihr dadurch einen Beweis zu geben, wie innig ſie ſich nach dieſem Wiederſehen geſehnt habe. Beide Frauen empfanden jene reine beſeeligende Freude, welche man bei der Wiedererhaltung eines Glückes empfindet, deſſen Verluſt uns lange immer gleich ſchmerzlich geblieben iſt. Beide fanden ſich ſchöner, liebenswürdiger, gebildeter, als ſie es bei der Trennung geweſen waren. Jede wünſchte der andern zu den neu gewonnenen Vorzügen Glück und beide bemerkten mit gleicher Freude, wie das Leben ſeine Schmerzen und ſeine Freuden den Geiſt der Freundin entwickelt und ſeinen Ideenreichthum vermehrt hatte, ohne das Herz an irgend einem ſchönen, wahren Gefühl zu verarmen. Während Klara das Glück der Freundſchaft empfand, ſich der

Schönheit der vom Frühling neubelebten Natur erfreute und ſich dem Reiz hingab, den die Stille und die Einfalt des Landlebens für jedes unverdorbene Herz haben, erſparte ihr dieſer Aufenthalt bei Eugenien die Prüfung einer Ueberraſchung, die vielleicht zu mächtig auf ſie gewirkt haben würde.

An demſelben Tage, wo ſie die Hauptſtadt verließ, war Arthur dort eingetroffen. Von den fünf, ſeit ihrer Trennung verfloſſenen Jahren hatte er die beiden erſten auf Reiſen zugebracht und die übrige Zeit als Freiwilliger in Spanien für die Freiheit der pyrenäiſchen Halbinſel gekämpft, und das mit Ruhm und Auszeichnung. Jetzt, wo ſein Vaterland in dem großen Kampf mit auftrat, kehrte er in daſſelbe zurück, um in der Hauptſtadt eine Anſtellung im Heere für ſich zu erbitten.

Seine Ankunft und der Bewegungsgrund derſelben waren in einem Briefe erwähnt, den Klara von einer Bekannten erhielt; ſie las ihn laut vor und Eugenien entging das Beben ihrer Stimme nicht, mit dem ſie Arthur's Namen ausſprach. Eugenie hatte nie geliebt und

ſah daher in Klara's Liebe nur den Oſtell eines Kummers, der ihr Leben trübe; es war ihr zugleich unbegreiflich, wie nach Jahren der Trennung das Andenken eines Mannes noch ſolche Macht üben könne, und ſie ſprach ihr Erſtaunen darüber aus. —

Ich weiß nicht, antwortete Klara, ob es möglich iſt zu vergeſſen, was man einmal wahrhaft geliebt hat — wenigſtens habe ich dies vergeblich zu erſtreben geſucht. Erſt nach lange ermattendem Kampfe, nach vielen erfolgloſen Anſtrengungen habe ich aufgehört, mir eine Liebe zum Vorwurf zu machen, die ich nicht zu beſiegen vermochte, und jetzt bin ich überzeugt, daß ich dieſer Treue meiner Empfindung einzig und allein alles Gute verdanke, was in mir iſt. Der Liebe allein verdanke ich die Leichtigkeit, mit der ich die Pflichten erfülle, die mir der Charakter meines Mannes, ſein Mangel an Bildung und das Beiſpiel einer großen Anzahl von Frauen meines Standes, entweder drückend, oder doch weniger ehrwürdig gemacht haben würden. Meine Liebe zu Arthur iſt meine Schutzwehr gegen ſein Geſchlecht geworden; ſie

hat mich vor allen Fallſtricken der Verführung und der Eitelkeit und vor den gefährlicheren Täuſchungen des eigenen Herzens bewahrt. In jedem Augenblicke meines Lebens hat mich der Wunſch, ſeiner Achtung werth zu bleiben, beſeelt und ſelbſt vor Unbeſonnenheiten ſchützte mich das Streben, die öffentliche Achtung zu gewinnen und mich dadurch der ſeinigen zu verſichern. Es iſt mir zur unerläßlichen Gewohnheit meines Daſeyns geworden, ihn als den unſichtbaren Richter und Zeugen meiner Empfindungen und meines Thuns anzuſehen und mein Leben unter ſeinen Augen zu leben. Auch könnte ich eher alles ertragen, nur nicht die Schaam, irgend etwas gethan zu haben, deſſen Zeuge er nicht ſeyn dürfe und bei dem ich mich nicht ſeiner Billigung, ſeines Beifalls verſichert halten könnte.

Ich geſtehe es, ſagte Eugenie lächelnd, daß Du Dich herrlich darauf verſtehſt, Deine Neigungen Deinen Grundſätzen dienſtbar zu machen; allein wenn die Trennung von dem Geliebten dieſer Schwärmerei Adel und Würde gab, ſo würde ſeine Rückkehr und die Noth-

wendigkeit ihn zu ſehen, ſie doch gewiß gefahrvoll für Deinen Frieden machen. Ich kenne freilich ſo wenig die Liebe als ihre Gefahren, doch wenn ich der Erzählungen und der Warnungen meines ſeeligen Herrn gedenke; ſo muß ich uns Frauen für ſchwache Geſchöpfe halten, die nur ein ſicheres Vertheidigungsmittel in ihrer Gewalt haben und das iſt, ihr Herz ganz dem Gefühl zu verſchließen, dem Du das Deine mit ſo großem Vertrauen hingiebſt.

Ich glaube mein Herz zu kennen, erwiederte Klara, und fürchte die Gewalt dieſer Liebe nicht, doch werde ich Arthurs Anblick vermeiden, ſo lange ich ihm auszuweichen vermag. Wer weiß auch, ſetzte ſie ſeufzend hinzu, ob ihm nicht in dieſem blutigen Kampf das Todesloos fällt. — Es war ſchon gefallen und eine heiße Schlacht gefochten.

Zwei Poſttage blieb Klara ohne Nachricht von ihrem Gatten; dann ſandte ihr Vater die für ſie beſtimmten Briefe an Eugenie und überließ ihr die Wahl des Augenblicks, in dem ſie ſie an Klara übergeben wolle. Dieſe Briefe enthielten den Bericht des unglückliches Tages;

Arthur war unter den leicht Verwundeten, Klara's Gemahl unter den Getödteten.

Keine Herzensneigung, kein persönlicher Verlust konnte Klara bewegen den Tod des Gr[illegible]en zu beweinen; aber Mitleid, Theilnahme und jenes Wohlwollen, welches die Gewohnheit, mit einander zu leben, erzeugt; die Ehrfurcht für ein Band, dessen Stärke in gutgearteten Seelen selbst die Gleichgültigkeit nicht zerstört, ließen sie den Tod eines Mannes beweinen, der in der Blüthe seiner Jahre und seines Glückes gefallen war. Sie beschloß ihr Trauerjahr auf Eugeniens Gut zu verleben, wogegen diese denn gelobte, sie nach der Hauptstadt zurück zu begleiten, um sich nie wieder von ihr zu trennen.

Eugenie ehrte die Thränen, die Klara ihrem Gemahl weinte, doch unerklärlich blieb ihr der stille Ernst, die sanfte Wehmuth, die Klara's liebliche Züge seit dieser Trauernachricht überschatteten. Der Sommer verging, der Herbst kam, und Klara wurde nicht heiterer, sondern immer ernster, immer sinnender. Sie erhielt von ihrem Vater die Nachricht, daß

Arthur jetzt, nach geschlossenem Frieden, den Winter in der Hauptstadt zubringen werde, wie auch Graf Albedyl seit der Vermählung seiner Tochter es zu thun gewohnt war. In jedem seiner Briefe erwähnte er Arthur's, dieses Sohnes seines ältesten und liebsten Freundes, mit großem Lobe. Klara ließ Eugenie diese Briefe lesen, allein nie nannte sie ihr Arthur's Namen und sichtlich strebte sie darnach, jedem Gespräch über ihn auszuweichen.

Du bist doch ein räthselhaftes Wesen, sagte ihr Eugenie eines Tages. Seit dem Tode Deines Mannes sehe ich Dich ernst und innerlich betrübt, und doch hat sein Verlust Dich nur rühren, aber gewiß nicht unglücklich machen können. Alles berechtigt Dich jetzt zu den schmeichelndsten Hoffnungen auf ersehntes, schmerzlich entbehrtes Glück. — Du bist frei, bist unabhängig, kannst Dich des Gedankens erfreuen, dem Geliebten mit Deiner Hand den Besitz eines großen Vermögens zusichern zu können, allein es scheint fast, als wenn Deine Treue und Deine Liebe bisher mehr das Erzeugniß des Eigensinns Deiner Einbildungskraft,

als das eines mächtigen, unüberwindlichen Gefühls gewesen seyn müsse.

Ich bin immer dieselbe, antwortete ihr Klara wehmüthig lächelnd, aber in mir ist keine Zuversicht des Glücks, dessen Hoffnungen Du mir so schmeichelnd vorführst. Ohne Wunsch, ohne Hoffnung habe ich Jahre lang nur für Arthur gelebt und nie verband sich mit dem Gedanken an ihn in meiner Seele irgend ein Traum des Glückes. Hinaus aus dem Kreise der vergänglichen Erscheinungen des Erdenlebens war meine Liebe geschieden, um in eine ewige, unwandelbare Welt einheimisch zu werden, und mir ist, als solle ich einen abgeschiedenen Geist gewaltsam zurück bannen auf die Erde, wenn ich meine Liebe an irdische Bande zu knüpfen versuchen will.

Wünschest Du denn aber nicht Arthur wieder zu sehen, und zu erfahren, ob er Dich noch liebt? fragte Eugenie.

Weiß ich denn, erwiederte Klara, ob er mich je geliebt hat? Ich war damals so jung, sogar nicht fähig den Eindruck zu verhehlen, den er auf mein Herz machte, und so hat sich

vielleicht nur ſeine Eitelkeit geſchmeichelt gefühlt, wo ich mich geliebt glaubte. Wahr iſt es, daß ſeine Blicke mir Liebe geſtanden, aber nie ſprach ſein Mund aus, was ſeine Augen mir zu ſagen ſchienen. Vielleicht habe ich ihre Sprache mißverſtanden — doch auch angenommen, ich ſey ihm damals theuer geweſen, ſo iſt es doch mehr als wahrſcheinlich, daß Abweſenheit und eine andere Liebe mein Bild längſt in ſeiner Erinnerung verlöſcht haben.

Du findeſt Gefallen daran, ſagte Eugenie lächelnd, Dich ſelbſt zu quälen und den Wünſchen Deines Herzens entgegen zu ſeyn. In Deiner Lage würde ich mich überzeugt halten, daß der Mann meiner Liebe meine Empfindung theile, und meine eigene Beſtändigkeit würde mir als Bürge für die ſeinige gelten.

Dieſer Bürge iſt nicht annehmbar, ſeufzte Klara, da ich mehr als einen Grund habe, Arthur's Charakter nicht nach dem meinigen zu beurtheilen. Er iſt allgemein geachtet, allein ich hörte auch oft der Leichtigkeit erwähnen, mit der er ſich dem Eindruck, den Frauenreiz

auf ihn macht, hingiebt. Jede gefällt ihm, aber Keine feſſelt ihn.

Und ſpricht das nicht für ihn? fragte Eugenie. Konnte er mit Deinem Bilde im Herzen eine andere lieben? Oder ſäheſt Du es etwa lieber, wenn er ſich hätte feſſeln laſſen?

Eugeniens Neckereien blieben nicht ohne Einfluß auf Klara's Stimmung, doch vergeblich blieb ihr Bemühen, Klara zur Rückkehr in die Hauptſtadt zu bewegen. Eine zarte Scheu machte es ihr unmöglich dem Glück entgegen zu gehen, weil es ihr ſchien, als ſuche ſie es auf. Nur die Pflicht konnte ihr Widerſtreben beſiegen, denn als ſie im Anfang des Novembers von ihrem Vater die Nachricht erhielt, er ſey krank und ſehne ſich nach ihr und ihrer Pflege, verſtummte jede Bedenklichkeit und ſie befahl ihren Leuten, alles aufs ſchnellſte zu ihrer Abreiſe in den Stand zu bringen. Nothwendige häusliche Anordnungen hielten Eugenie noch für einige Wochen auf ihrem Gute feſt, allein ſie erneuerte ihr Verſprechen, gleich nach Beendigung derſelben nach der Stadt zu kom-

men und bei Klara zu wohnen, um ſich nie wieder von ihr zu trennen.

Klara fand bei ihrer Ankunft ihren Vater außer Gefahr, aber doch noch genöthigt das Bette zu hüten. Arthur war abweſend, um ſeine Familie zu beſuchen, doch nach einigen Tagen kam er zurück, und ſein erſter Gang war zu Klara's Vater, den er kindlich ehrte und liebte. Sie ſaß, als er eintrat, neben dem Lager ihres Vaters, beſchäftigt, ihm vorzuleſen. So oft ſie ſich auch dieſen Augenblick gedacht und ſich auf ihn vorbereitet hatte, ſo ergriff ſie Arthurs Anblick doch ſo tief, ſo gewaltig, als erſcheine er ihr ganz unerwartet. Der Augenblick ihrer Trennung, wo ſie Beide Thränen weinten, Beide Einen Schmerz, Eine Liebe empfanden. — Ach, dachte ſie, bewahrt er noch das Andenken dieſes Augenblicks? erinnert er ſich ſeiner mit einem dem Deinen ähnlichen Gefühl, oder nur wie eines Vorfalls, deſſen man nur noch gelegentlich gedenkt, weil er ſchon lange aufgehört hat, für uns intereſſant zu ſeyn?

Arthur, der um Klara's Ankunft wußte,

konnte nicht überraſcht ſeyn, ſie bei ihrem Vater zu finden, allein ihre Gegenwart ſchien ihn ſo wenig zu erſchüttern, als in Verlegenheit zu ſetzen und er begrüßte ſie, wie er jede andere Dame in dieſem Falle begrüßt haben würde, mit der feinſten Sittigkeit, und der huldigenden Achtſamkeit, die der Schönheit und dem Verdienſt gebührt; — aber kein Erröthen, kein Blick, keine Bebung ſeiner Stimme verrieth, daß es die Geliebte ſeiner Jugend war, die er nach fünfjähriger Trennung hier wieder ſah. — Klara wagte es nicht, die Augen zu ihm aufzuheben, und ihre Erſchütterung zwang ſie, ſich in ihrer Antwort auf die alleralltäglichſten Redensarten zu beſchränken.

Von dieſem Tage an ſah er ſie täglich am Krankenbette ihres Vaters und ſpäterhin in ihrem eigenen Hauſe, allein obgleich alles ihn zu berechtigen ſchien, gegen ſie den traulichen Ton eines Jugendfreundes anzunehmen, ſo ſchien er doch weit entfernt, aus ihrem ehemaligen Verhältniß dieſen Vortheil ziehen zu wollen. Er erwähnte deſſelben nie und betrug ſich gegen Klara ganz wie ein neuer Bekannter,

deſſen Huldigungen mehr den Wunſch verriethen, ihre Gunſt zu erwerben, als die Erinnerung, ſie ehemals beſeſſen zu haben. Dies Betragen erhob Klara's Zweifel, ob ſie je geliebt worden ſey, zur Gewißheit des Gegentheils.

Welch ein Glück, ſchrieb ſie an Eugenie, daß ich mich von meinem Herzen zu keinem Glauben an die Trugbilder meiner früheren Ahnungen und Wünſche verlocken ließ! Ich hatte Unrecht, das Wiederſehen des Mannes zu fürchten, deſſen Gegenwart immer weniger gefahrvoll gegen mich geweſen ſeyn würde, als der Irrthum, zu dem mich ſeine Entfernung und meine Liebe verleiteten. Nie iſt Arthurs Herz mein geweſen! nie hat er meinen Verluſt beweint, nie hat es ſein Leben getrübt, daß ich die Gattin eines Andern wurde! Jene Thränen, die er damals weinte, und die ſo unvergänglich in mein Herz fielen, entfloſſen keinem Gefühl, dem ähnlich, was meine Seele füllte — wie hätte es ſonſt ſo ſpurlos aus ſeinem Herzen wieder verſchwinden können!

Klara deutete Arthurs Betragen falſch. Er hatte ſie wahrhaft geliebt und ſich unglücklich

gefühlt, ſie das Eigenthum eines Andern werden zu ſehen; die Trennung von ihr füllte damals ſeine ganze Seele mit Gram und Schmerz, allein weit entfernt, dieſe hoffnungsloſe Leidenſchaft nähren zu wollen, hielt er es für Pflicht, ſich den geſtörten Frieden wieder zu erringen, und jedes ihn betrübende Andenken gewaltſam von ſich zu bannen. Die Verſchiedenheit der Lebensweiſe, und jene Freiheit der Sitte, deren ſich ſein Geſchlecht anmaßt, und deren Benuzzung es ſo weite Gränzen zieht, boten ihm Mittel dar, ſich zu zerſtreuen. Es gelang ihm bald, mit Hülfe einiger anmuthiger Frauen, die ihm gefielen, ohne gerade auf ſein Herz einen tiefen Eindruck zu machen, ſich aus den Banden ſeiner Liebe zu Klara zu löſen, ohne ſich in neue Liebesbande zu verſtricken. Dieſe leichten wandelbaren Verhältniſſe zu den Frauen, in denen ſich die mehrſten Männer ſo wohlgefallen, rauben aber dem Herzen die Kraft, wahr zu lieben, und jeder Reiz, mit dem das Vergnügen ſie ſchmückt, wird dem Glück entzogen.

Als Arthur Klara wieder ſah, lebte in ihm kaum noch eine leichte Erinnerung ſeiner Ju-

gendliebe, doch konnte er sie nicht oft sehen, ohne sich von neuem zu ihr hingezogen zu fühlen. Aus dem reizenden, liebenswürdigen Kinde, dessen Bild ihm zuweilen noch wie eine Traumerscheinung vorschwebte, war eine anbetungswürdige Frau geworden. Tausend neu gewonnene, neu entfaltete Reize schmückten Klara, doch eine milde Hoheit bewachte jetzt das Herz, das ehemals unbefangen keine seiner Regungen zu verhehlen suchte. Ihre Blicke, ihre Worte, ihr Betragen gegen Arthur waren freundlich und verbindlich, allein ein edler Stolz verbarg den Wunsch, ihm zu gefallen, und Arthur mußte so gut, wie sie, zweifelhaft werden, ob nicht die Zeit, da er ihrem Herzen theuer zu seyn schien, ganz aus ihrer Erinnerung verschwunden sey.

Mit jedem Tage ward indessen das Andenken an diese Zeit lebendiger in ihm, er fand Freude daran, sich damit zu beschäftigen, verblichene Bilder wieder aufzufrischen, und sich den Ausdruck zu malen, mit dem ihm ehemals Klara's Augen entgegen stralten, wenn er erschien. Er erinnerte sich jetzt jedes kleinen Beweises ihrer

unſchuldsvollen Zärtlichkeit, den ſie ihm früher gegeben hatte; er fand es hart, grauſam, unerträglich, von ihr nur mit Achtung behandelt zu werden, und bald wünſchte er mit leidenſchaftlicher Inbrunſt ſeine Rechte auf ein Herz, deſſen erſte Liebe er geweſen war, wieder geltend machen zu können.

Beleidigte Eitelkeit weckt oft in Männerherzen Regungen, die von ihnen mit den Empfindungen wahrer Zärtlichkeit verwechſelt werden, und dieſen ſo täuſchend ähnlich ſind, daß die Frauen nur zu leicht dadurch irregeführt werden. Arthur wagte es zu reden, ſich zu beklagen, eine Gunſt in Anſpruch zu nehmen, die zu ſeinem Glück nothwendig ſey, und von Klara den Lohn für eine Liebe zu fordern, von der er jetzt ſelbſt glaubte, daß ſie nie aus ſeinem Herzen verdrängt, immer das Grundgefühl deſſelben geblieben ſey.

Erſtaunen, Rührung und Freude beſeelten Klara's holde Züge bei dieſem Geſtändniß, und die edle Offenheit ihres Charakters vergönnten ihr nicht, Arthur über ihre Empfindung in Ungewißheit zu erhalten. Er erfuhr, daß er

geliebt werde, und mit welcher Seligkeit die Gewißheit, von ihm geliebt zu werden, ihr Herz fülle. Gegenseitige Versicherungen, sich ewig zu lieben, und Klara's Versprechungen, ihm nach Verlauf des Trauerjahres ihre Hand geben zu wollen, beschlossen diese Unterhandlung. Bis zu diesem Zeitpunkte sollte aber ihre Verbindung ein Geheimniß, und Eugenie die einzige Vertraute ihres Glückes seyn.

Der Brief, in dem Klara es ihrer Freundin mittheilte, mahnte diese zugleich an ihr Versprechen, künftig als ihre Hausgenossin bei ihr leben zu wollen. Eugenie kam selbst, um ihrer geliebten Klara ihren Glückwunsch zu bringen, und ihre Ankunft vollendete das Glück dieses Herzens, dessen innerstes Seyn Liebe, ganz Liebe war.

Eugenie fand Arthur werth, von Klara geliebt zu werden, wie er sie, die theuerste und erste Freundin dieses Engels zu seyn, und beide kannten kein schöneres Lob, als das, was in dieser Anerkennung lag. Ein höchst beglückendes, herzliches Verhältniß bildete sich unter diesen drei befreundeten Gemüthern. Arthurs kräf-

tiger Sinn zog ihn von jeher mehr zum Umgang mit Frauen, als mit Männern hin, da die Kraft gern die Milde aufsucht, und er bei ihnen mehr Begeisterung und weniger Widerspruch fand, als es im Männerkreis der Fall seyn konnte. Durch Klara's Gemüth und ihr tief bewegtes Herz zogen jetzt oft sanfte Wellen himmlischer Wehmuth und unaussprechlicher Seligkeit, die sie mehr zum stillen Versinken in sich und den Geliebten hinneigten, als zur beredten Mittheilung — dann stand aber Eugenie mit ihrer Heiterkeit, ihrem geistreichen Geplauder und der Frische ihrer Lebensansichten und ihrer Lebenslust so schön vermittelnd zwischen der milden, ernsten, unaussprechlich liebenden Freundin und dem raschen, feurigen Manne, daß beide fühlten, sie gehöre mit in den Kreis ihrer Liebe und ihres Glückes.

Zwei Monate lang trübte nichts die reine Wonne dieser Tage — dann aber änderte Eugenie unmerklich und nach und nach manches in ihrer Lebensweise; sie ging oft aus, kam spät nach Hause, schien gegen Arthur fremder

und kälter zu werden, und mied jedes einsame Zusammenseyn mit ihm.

Klara bemerkte diese Aenderung in dem Betragen ihrer Freundin, und glaubte auch die Ursache derselben zu errathen. Die Baronin Holbach, eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter, liebte Klara, wie herzlose Menschen lieben können, das heißt, sie hielt in ihr ein Wesen werth, von dem sie glaubte, es sey verbunden und auch fähig, zu der Annehmlichkeit ihres Lebens beizutragen. Ihr Gemahl war zum Gesandten an einem italienischen Hofe ernannt worden, und bestand darauf, daß die Baronin ihn begleiten solle; diese wünschte und forderte nun eben so hartnäckig als eigensinnig, Klara, die früher oft den Wunsch geäußert hatte, Italien zu sehen, solle sie begleiten. Klara verweigerte dies, und ihre Tante, unbekannt mit ihrem Verhältniß zu Arthur, hielt nun Eugenie für das Hinderniß, das sich der Erfüllung ihres Wunsches entgegenstelle; sie beklagte sich laut darüber, äußerte sich bitter gegen sie und ließ keine Gelegenheit ungenutzt, ihr zu zeigen, daß sie sie nicht liebe. Gekränkt durch

dies Betragen ihrer Tante, suchte Klara unaufhörlich Eugenie damit zu versöhnen, und diese, der Klara's Irrthum, als sey das Betragen der Baronin an der Veränderung ihrer Stimmung Schuld, willkommen war, ließ sie in demselben; doch wurde sie von Tag zu Tage ernster und stiller.

Eines Morgens, an dem sie wußte, daß Klara mit ihrem Advokaten mancherlei zu bereden hatte, kam sie zu ihr, sie zu fragen, ob sie mit ihr nach dem Kloster fahren wolle, in dem beide erzogen waren, und wo sie ihre ehemaligen Lehrerinnen und Freundinnen zu besuchen wünsche. Klara mußte dies ausschlagen und Eugenie fuhr allein. Am Mittag kam ihr Wagen leer zurück, und ihr Diener brachte die Nachricht, man solle nicht mit dem Essen auf sie warten; am Abend sandte sie ihrer Kammerjungfer den Befehl zu ihr zu kommen, und zugleich an Klara einen Brief, in welchem sie heiter scherzend über die Gewalt klagte, die man ihr im Kloster anthue, indem man sie zwinge, einige Tage dort zu bleiben; sie sehe sich aber in die Nothwendigkeit versetzt, den Bitten der

Aebtiſſin und mehrerer Damen nachzugeben, deren alte Liebe und neue Zärtlichkeit dies kleine Opfer wohl verdiene, das man von ihrer Dankbarkeit fordere.

Klara konnte nichts Befremdendes in einem Beſuche finden, den ſie ſelbſt zuweilen abſtattete; als aber Tage zu Wochen wurden und Eugenie noch immer unter mancherlei Vorwand im Kloſter weilte, begann ſie ſchmerzlich ihre Entfernung zu fühlen, und würde ſie noch tiefer empfunden haben, wenn nicht ein anderer Gegenſtand ihre ganze Seele mit dem tiefſten Kummer der herzzerreiſſendſten Sorge erfüllt hätte.

Eugenie war erſt zehn Tage im Kloſter, als Arthur ſo ernſtlich krank wurde, daß man für ſein Leben fürchtete, und erſt am zwölften Tage zeigte ſich Hoffnung zu ſeiner Geneſung. Klara litt unendlich; bei der erſten Nachricht dieſes Unglücks eilte Eugenie zu ihr, und ohne das Kloſter wieder zu verlaſſen, brachte ſie doch jede Stunde, in der Klara nicht bei ihm weilen durfte, bei ihr zu. Nie hatte ſich Klara inniger von ihr verſtanden, nie ſich zärtlicher von ihr geliebt gefühlt, als in dieſen Tagen des

tiefſten Schmerzes und der bangſten Furcht. Kaum aber war Arthurs Leben geſichert, als Eugenie in das Kloſter zurückkehrte, und diesmal fehlte es ihr nicht an einem Vorwand, da Klara jetzt faſt den ganzen Tag in Arthurs Krankenzimmer zubrachte, um den Geneſenden zu pflegen und zu unterhalten, und was für ſie, die Verlobte und die Geliebte, Beruf war, durfte Eugenie als nicht geziemend von ſich ablehnen.

Arthur genas, aber ihm blieb von der ſchweren Krankheit eine Mattigkeit und eine Trübſinn zurück, der die Freude über ſeine Geneſung bei allen ſeinen Lieben milderte. Sein inneres Leben belebte ſich nicht wieder, und ein an Schwermuth gränzende Wehmuth verleidete ihm alles, was ihm bisher Erheiterung und Zeitvertreib gewährt hatte. Tief in ſich verſunken und ſchweigſam, ſprachen es ſeine Züge und ſeine Blicke aus, daß er dem Druck eines mächtigen, tief verborgenen Leidens erliege.

Klara litt mit ihm; allein da er ſich in ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie unverändert zeigte, ſo glaubte ſie ihn auch in ſeiner Geſinnung unverändert. Ihre Gegenwart allein ſchien ihm

wohl zu thun, und eifriger den je sprach er oft die Sehnsucht nach dem Zeitpunkte ihrer Vermählung aus, und schien von dieser allein die Rückkehr seiner Heiterkeit zu hoffen. Doch fühlte sie, trotz seiner Zärtlichkeit, ihre Zuversicht auf das Glück ihrer Zukunft erschüttert. Ihre Hoffnungen welkten allmählig, und eine namenlose Besorgniß, eine unbestimmte Furcht nahm Besitz von ihrer Seele.

Wie sehnte sie sich jetzt nach ihrer Eugenie; wie vermißte sie den Trost, die Theilnahme, den klaren Lebensverstand, den sie noch immer in jeder trüben Stunde bei ihr gefunden hatte. Doch vergeblich erbat sie von ihr die Rückkehr zu ihr. — Eugenie verweigerte diese nicht, aber es fand sich immer ein neuer Vorwand, ihren Besuch im Kloster noch um einige Tage, eine Woche noch zu verlängern.

Eines Tages, als Klara sehr verstimmt von einem Besuch bei Eugenien zurückkam, weil ihre Hoffnung, von ihr bei der Rückkehr begleitet zu werden, wieder vereitelt worden war, verklagte sie sie bei Arthur, und drang in ihn, ihr die Ursache dieses ihr ganz unerklärlichen

Betragens ergründen zu helfen. Arthur erblaßte und ſchlug die Augen verſtummend nieder. Können Sie denn nicht jetzt, fragte er endlich ſtockend und verlegen, ohne Eugenie glücklich leben, da Sie doch früher Jahre lang von ihr getrennt lebten? Hängt die Freude Ihres Daſeyns davon ab, mit ihr vereint zu ſeyn? Und darf ich mich nicht berechtigt glauben, auf einen Vorzug Anſpruch zu machen, den die Liebe auch vor der zärtlichſten Freundſchaft zu behaupten das Recht hat?

Dieſe Worte verriethen eine ſo phantaſtiſche, dem Charakter Arthurs ſo ganz fremdartige Eiferſucht, daß Klara erſtaunt ihn um eine Erklärung des Vorwurfs bat, der in ihnen zu liegen ſchien.

Zürnen Sie nicht, bat er, wenn der Wunſch, das Glück unſrer Herzen vor jeder Störung zu ſichern, mir in dieſem Augenblicke eine Bitte entlockt, deren Gewährung zu meinem Frieden und zu unſerer beiderſeitigen Ruhe durchaus nothwendig iſt. Oft hat ſie ſchon auf meinen Lippen geſchwebt, aber ich habe nie den Muth gehabt ſie auszuſprechen, weil ich Ihnen

zu mißfallen, ja Sie zu empören fürchtete, wenn ich unſer Glück von irgend etwas anderm, als von unſrer Liebe abhängig zu machen ſchien — aber gewiß, ich muß Ihnen endlich geſtehen, was mich ſchon ſeit lange beunruhigt und quälend ängſtiget; ich muß ein Opfer von Ihnen fordern, ohne daß ich durch Ihren Beſitz nicht vollkommen glücklich zu werden vermag, und das ich um Ihretwillen, um meinetwillen, um aller Hoffnungen unſrer Zukunft willen, gezwungen bin, von Ihnen zu erbitten.

Unausſprechlich bewegt hob Klara den Blick zu ihm auf und fragte bebend, ob dies Opfer, das er fordre, das Opfer ihrer Freundſchaft für Eugenie ſey?

Nein, ſagte er, ich kann nicht wünſchen, daß Sie aufhören, ſie zu lieben, aber ich beſchwöre Sie, nicht von mir zu begehren, mit ihr in einem freundſchaftlich traulichen Verhältniß leben zu ſollen. Eugeniens Gegenwart ängſtigt mich; ihre Nähe iſt mir drückend, peinlich, ſie trübt mir das Glück, das ich empfinde mit Ihnen zu leben. Ich kann und will ſie nicht wiederſehen, und beſchwöre Sie daher,

dringen Sie nicht ferner darauf, daß sie zu Ihnen zurückkommen soll, geben Sie den Plan auf, daß sie künftig bei uns wohnen und als unsre Schwester mit uns leben soll. Ihr Aufenthalt in unserm Hause würde die Schwermuth noch verdüstern, die sich meiner bemächtigt hat; ich würde es gegen sie an der Höflichkeit und den Rücksichten fehlen lassen, die sie ein Recht hätte von mir zu fordern, und aus deren Unterlassung meine Klara mir einen Vorwurf machen würde, und so müßte sie zwischen uns unfehlbar ein Gegenstand des Zwiespalts und ewig ein Anlaß zu Mißverständnissen werden. —

Sie hassen Eugenie? fragte Klara erblassend.

Arthur verstummte. Eine leichte Röthe überflog seine Wangen, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Unglücklicher, rief Klara, wozu diese Verstellung? glauben Sie mich täuschen zu können? Arthur kann Eugeniens Nähe nur fürchten, weil er sie liebt. —

Um Gotteswillen, Klara, unterbrach sie Arthur leidenschaftlich, geben Sie meinen Wor-

ten keine ſo grauſame Deutung! Ergründen Sie nicht die Tiefe meines Herzens, das bei einer nur augenblicklichen Verirrung in Ihrer Liebe, Ihrem Edelmuthe die Schutzwehr gegen ſeine eigne Schwäche zu finden hofft. Wenn ich in meiner gegenwärtigen Stimmung Ihrer großmüthigen Nachſicht bedarf, ſo werden Sie mir dieſe nicht verſagen. Gewähren Sie mir nur die eben erflehete Gunſt und treu meiner Pflicht —

Von dieſem Augenblick an, fiel Klara ein, kann zwiſchen uns von keiner Pflicht, keiner Treue mehr die Rede ſeyn. Sie ſind frei.

Nein, ich bin es nicht, rief Arthur tief erſchüttert, ich würde unausſprechlich unglücklich ſeyn, wenn ich es wäre. Klara, fuhr er fort, indem er ihre Hand an Herz und Lippen drückte, kann mir ein unglücklicher Augenblick Deine Liebe, Dein Vertrauen auf immer geraubt haben? Haſt Du aufgehört mich zu achten? Bei allem, was Dir theuer iſt, beſchwöre ich Dich, verzeihe mir, wenn Du mich ſtrafbar findeſt — vertraue Dich meiner Ehre, meiner Treue, meinem Herzen an. Vor

Gott gelobe ich es Dir feierlich, nie wird Dein Gatte ſeine Eide brechen! Du wirſt fühlen, daß Du geliebt biſt, Du wirſt glücklich ſeyn und mein Glück ſich mir täglich in der Zuverſicht erneuern, Dich glücklich zu machen.

Ach, ſagte Klara, indem ſie ſich ſanft ſeinen ſie umſchlingenden Armen entwand, der Schleier der Täuſchung iſt zerriſſen und nie wieder kann er mein Auge verhüllen. Ich möchte Sie nicht betrüben; ich habe nicht aufgehört Sie zu achten; allein, wenn ich gleich nicht weiß, welche Empfindungen in meinem Herzen die Stelle derjenigen einnehmen werden, die es ſo lange erfüllt haben, ſo iſt doch das unwiderruflich in meiner Seele entſchieden, daß das Band für immer gelöſet iſt, das mich an Sie band. Sie haben die Macht verloren, mich glücklich zu machen, und nie können Sie ſie wieder erhalten.

Arthur fuhr fort, ſie mit Bitten zu beſtürmen, doch ſie forderte, daß er ſie verlaſſen ſolle. Seine Gegenwart beklemmte ſie auf eine grauſame Weiſe, indem ſie ſich zwingen mußte, die Thränen zurückzudrängen, die in jedem

Augenblick hervorzubrechen droheten. Mit unbegreiflicher Kraft hielt es sie in seiner Gegenwart aufrecht, doch kaum war er geschieden, als sie sich von dem ungeheuren Schmerz wie vernichtet überwältigt fühlte, mit dem sie Liebe und Glück gleich einem lügenden Traum aus ihrem Leben entfliehen fühlte.

In der Bitterkeit dieser ersten Aufwallungen glaubte Klara den Treulosen zu hassen. Eugeniens Betragen bewies, daß sie, wenn sie auch um seine Liebe wußte, diese doch nicht billigte, und sie gefiel sich in dem Gedanken, daß Eugeniens Verschmähung seines Herzens sie rächen, den Ungetreuen strafen und ihn eben so unglücklich machen würde, als er schuldig war. Doch der Adel ihres Gemüthes führte sie bald zu edleren Gesinnungen zurück, die übereinstimmender mit der Gerechtigkeit und der Großmuth ihres Sinnes waren und der reinen und wahren Liebe entsprachen, die sie für Arthur empfunden hatte.

Sie brachte einen Theil der Nacht in Thränen zu und den andern Theil derselben wendete sie an, sich zu dem Entschluß zu kräf-

tigen, den ihre gegenwärtige Lage von ihr forderte. Fest entschieden, diesen unter keinen Umständen zu ändern, schrieb sie an ihre Tante, die Baronin Holbach, und fuhr dann nach dem Kloster zu Eugenien.

Klaras Blässe und der Ausdruck von Kampf und Schmerz in ihren Blicken und Zügen erschreckten Eugenie: und zärtlich besorgt forschte sie nach der Ursache ihres Kummers, und erfuhr nun von Klara die Unterredung, die sie am vorigen Tage mit Arthur gehabt hatte.

Eugenie erblaßte. Heiß weinend warf sie sich in Klaras Arme. Gewiß, sagte sie, Du beschuldigst mich keiner Verstellung, keines Mangels an Vertrauen, weil ich mich verbunden glaubte, Dich nicht in der Sicherheit des unbedingten Vertrauens zu dem Geliebten durch die Mittheilung meines Verdachts zu stören?

Hat er Dir denn seine Liebe nicht gestanden? fragte Klara.

Nein, antwortete Eugenie: ich hielt es aber auf einen leisen, durchaus durch kein Wort begründeten Verdacht hin, für meine Pflicht

ihn zu meiden und dem Glück, mit Dir vereint zu leben, zu entsagen. Mein Plan war, bis zu Deiner Vermählung hier im Kloster zu bleiben, und dann unter irgend einem Vorwand nach meinem Gut zurückzukehren.

Wie wohl thut es mir, meine Eugenie, daß der Pfeil, der mein Herz verwundete, meinen Glauben an Dich auch nicht einen Augenblick erschüttert hat und daß mir der Trost unentwürdigt geblieben ist, zu Dir eilen und an Deiner Brust meinen Schmerz ausweinen zu können.

Wie werde ich mir aber je verzeihen können, Schuld an Deinem Unglück zu seyn? fragte Eugenie, so tief, so wahr betrübt, daß es Klara unendlich rührte. Sie beugte sich zärtlich zu ihr hin und liebevoll, ihre Thränen abtrocknend, bat sie: Höre auf, Dich über mein Schicksal zu betrüben, liebste Eugenie. Meine Liebe war und ist kein Irrthum meines Herzens, wohl aber das Glück, das mir so schmeichelnd freundlich entgegentrat — ich werde auch das besiegen und verschmerzen lernen, vorzüglich dann, wenn Du mir dazu behülflich seyn willst.

O, wenn Gott mir den Troſt vergönnen wollte, dies zu können, nichts würde mir zu ſchwer ſeyn! Rede nur, liebſte Klara. Wie verachte, wie haſſe ich dieſen Treuloſen —

Nein, Eugenie, nein, fiel hier Klara ein, Du darfſt ihn nicht haſſen. Ich würde mich ſelbſt verachten, wenn mein Schickſal mich verleiten könnte, das Unglück eines Mannes zu wünſchen, den ich ſeit ſo vielen Jahren zärtlich geliebt habe. Da unſere Verlobung noch für die Welt und ſelbſt für unſere Familien ein Geheimniß iſt, ſo findet die Löſung unſers Bündniſſes keine Schwierigkeit. Und wenn ich Arthurn entſagen muß, warum ſollte er denn nicht hoffen dürfen, durch Dich glücklich zu werden?

Wie, fragte Eugenie empört, Du könnteſt auch nur einen Augenblick es für möglich halten, daß ich die Gattin des Mannes werden könnte, um den Du Thränen geweint haſt?

Was ich Dir ſage, iſt der Wunſch meines Herzens. Ich kann ihm nie meine Hand reichen: ich habe die Kraft, ihn frei zu geben und ihn zu fliehen, aber die Kraft habe ich nicht,

den Gedanken zu ertragen, daß er leidet und daß er hofnungslos unglücklich iſt. Ich leſe in Deinen Blicken, wie ſehr dieſe Sorge um ihn Dich befremdet: vielleicht iſt ſie Schwachheit, verzeihe ſie mir dann und laß mich zu meiner Beruhigung nicht vergebens für den Mann bitten, deſſen Schickſal die Liebe Dir anvertraut.

Nur bei Dir, meine Klara, erſcheint mir dieſe verzeihende Milde, dieſes Uebermaaß von Großmuth nicht unglaublich; allein ich fühle beſtimmt, daß Deine ſchöne Seele ſich ſelber täuſcht, und daß Du mich verachten müßteſt, wenn ich Deinen Wunſch erfüllte.

Mein Herz kann mich nicht täuſchen, erwiederte Klara, da keine leidenſchaftliche Aufwallung meine Vernunft betäubt. Ich bin ſehr traurig, ſehr betrübt, das iſt wahr, aber mein Schmerz macht mich nicht ungerecht gegen Arthur. Sein Wankelmuth iſt ein Unglück für mich, aber er iſt kein Verbrechen. In voller Klarheit des Gedankens, in voller Wahrheit der Empfindung betheure ich es Dir, die einzige Linderung für den Verluſt aller meiner ſchmeichleriſchen Trugbilder von Lebens-

glück würden für mich die Gewißheit seyn, Dich zur Billigung von Arthur's Liebe zu bewegen und mir sagen zu können: die Entscheidung über sein Glück lag noch einmal in meiner Hand; ich habe gewollt, daß er glücklich seyn solle und im Begriff, ihn und mein Vaterland zu verlassen, kann ich mit dem Bewußtseyn scheiden, ihm den Frieden gesichert zu haben, denn er mir geraubt hat.

Von welcher Entfernung, von welcher Trennung redest Du denn? fragte Eugenie erschrocken. Welcher Plan beschäftigt Dich?

Ich habe in dieser Nacht, antwortete Klara, einen Entschluß gefaßt, und mir auch gleich die Möglichkeit genommen ihn unausgeführt zu lassen, da meine Tante jetzt schon den Brief in Händen hat, der mein Versprechen enthält, sie übermorgen auf ihrer Reise nach Italien begleiten zu wollen.

Mit welcher grausamen Voreiligkeit hast Du diesen Schritt gethan! rief Eugenie weinend aus. Durftest Du Dich dazu entschließen, ehe Du mich gesehen hattest? Warum, wenn Du nicht hier bleiben wolltest, konnten

wir nicht zuſammen reiſen? Ich hätte Dich ja allenthalben hin begleitet, und wer theilt mit Dir Deinen Kummer, wie ich ihn theile? weſſen Auge wird mit Dir weinen? welche Hand wird Deine Thränen trocknen, wenn es die meine nicht thun ſoll?

Nicht in Deiner Nähe, meine Eugenie, würde ich jetzt den verlornen Frieden wiederfinden. Die ſüße Gewohnheit, Dir mein Herz zu öffnen, würde mich auch der Gewohnheit treu erhalten, mich nur mit Einem Gegenſtand zu beſchäftigen, und die Zeit iſt dahin, wo ich darin mein Glück finden durfte. Jetzt bedarf ich des Zwanges, und aufgedrungene Zerſtreuungen thun mir Noth, um mich von einem langen Irrthum entwöhnen zu lernen.

Verwünſcht ſey der Undankbare! fiel hier Eugenie ein, der, indem er Dich unglücklich macht, zugleich auch das Glück meines Lebens zerſtört und mir nicht allein meine Freundin entreißt, ſondern mich vielleicht gar zu einem Gegenſtand ihrer Gleichgültigkeit, ja ihres Haſſes macht.

Es wurde Klara nicht ſchwer, dieſe Furcht

zu beſiegen, und ſie von der unveränderten Innigkeit und Herzlichkeit ihrer Liebe zu überzeugen; doch nichts vermochte Eugenie mit dem Schmerz und der Nothwendigkeit ihrer Trennung zu verſöhnen. Arthurn traf die Nachricht von ihrer bevorſtehenden Abreiſe wie ein Bliß.

Von all den Selbſtvorwürfen, mit denen die Reue ihn quälte, war keiner peinlicher, als das Gefühl, Klara's reine, himmliſch ſanfte Seele mit Bitterkeit erfüllt und ſich den ewig regenden Gewiſſensbiß des Undanks zugezogen zu haben. Er konnte es nicht bereuen, wahr gegen ſie geweſen zu ſeyn, allein er fühlte, daß er nie an ſie denken könne, ohne ſchamvoll zu erröthen und den Werth des Herzens anzuerkennen, das er von ſich geſtoſſen hatte. In dieſer Stimmung erhielt er folgenden Brief von Klara:

„So lange ich meine Liebe zu Ihnen tief im Herzen verborgen trug, habe ich mich nie verpflichtet geglaubt, ein Gefühl bekämpfen zu müſſen, deſſen ſchönſter Reiz ſeine Unſchuld und ſein Geheimniß waren.

Sie entriſſen mir das Geſtändniß derſelben zu einer Zeit, wo alles mich zu berechtigen ſchien, es Ihnen zu vertrauen. Ferne bleibe von mir jeder Vorwurf darüber! Ich klage Sie nicht an, ich beſchuldige Sie keines willkührlichen überlegt begangenen Fehlers; die Eigenſchaften, die Ihnen meine Achtung gewannen, erhalten ſie Ihnen auch und ſichern Ihnen noch jetzt Rechte auf meine Freundſchaft. Es iſt mir nicht mehr möglich, Ihnen meine Hand zu geben, allein ich höre deshalb nicht auf, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und aufrichtig an Ihrem Glück Theil zu nehmen. Sie ſind frei; ich entbinde Sie Ihres Wortes, Ihrer Gelübde. Eugenie iſt gleichfalls frei — ſie weiß durch mich um Ihre Liebe und mein Wunſch iſt, Sie beide mit einander vereinigt zu ſehen. — Ich reiſe morgen nach Italien ab. Wenn Sie Sich nicht über die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe täuſchen können, ſo bitte ich Sie doch, die Bewegungsgründe derſelben nicht falſch zu deu-

ten. Ich fliehe Ihre Nähe, aber ich haſſe Sie nicht, und kein Zorn, kein Unmuth treibt mich an, Sie zu meiden. Eben ſo wenig mache ich aber auf den eitlen Ruhm Anſpruch, gleichmüthig bei einer Wendung meines Geſchickes zu ſeyn, auf die ich durch nichts vorbereitet war. Sie haben mein Herz mit einem ſcharfen Pfeil getroffen — er ſchmerzt, aber ich nehme, um die Wunde zu ſchließen, ſo wenig Zorn als Stolz zu Hülfe. — Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir nicht, und ſuchen Sie noch weniger die Gelegenheit mich zu ſprechen. Sie haben alles geſagt, ich habe alles gehört, jedes Wort mehr würde eine Beleidigung und eine neue Kränkung für mich ſeyn." Klara.

So viel Sanftmuth, ſo viel wahre Güte rührten Arthur tief. Seine Thränen fielen auf die Zeile, in der ſie ihm die Verheiſſung ihrer Freundſchaft zu geben würdigte. Zu dem Schmerz ihres Verluſtes geſellte ſich noch die Demüthigung, ſie einen ſo edlen Sieg über dieſelbe Leidenſchaft erringen zu ſehen, die ihn

ſo ſchwach und ſtrafbar gemacht hatte. Am andern Morgen verließ Klara die Hauptſtadt. Der Augenblick ihrer Trennung von Eugenien war für beide Freundinnen gleich ſchmerzlich. Der erſte Brief, den Eugenie von ihr erhielt, verſtärkte ihren Gram, indem er ihre Zärtlichkeit für eine der edelſten weiblichen Seelen noch vermehrte. Hier iſt er:

„Welch ein weiter Raum trennt uns ſchon, meine Eugenie, und wie beklemmt der Gedanke mein Herz, daß bald Länder, Ströme, Berge zwiſchen uns liegen werden. Aber gewiß, ich würde nicht halb ſo traurig ſeyn, wenn ich die Gewißheit hätte, daß Du meine letzte Bitte erfüllen wirſt, und ich Arthur's Glück durch Dich geſichert wüßte.“

„Fern bleibe Dir gegenüber von Deiner Klara jede Verſtellung; ich müßte heucheln, wenn ich Dir verbergen wollte, daß der Verluſt von Arthur's Liebe mir nicht einen unendlichen, mich tief beugenden Schmerz verurſachte; ſie hat den allergrauſamſten Eindruck auf mich gemacht; meine Thrä-

nen fließen noch, mein Herz ist tief verwundet, und ich halte seinen Wankelmuth für das größte Unglück, das mich zu treffen vermochte; — aber der Zufall, daß Du es bist, der seine Liebe sich zuwandte, ist zu dem eigentlichen Ereigniß fremdartig; es vermehrt meinen Schmerz nicht, es lindert ihn, daß Du es bist, die er liebt."

„Gewiß ich habe dies Herz nie besessen — ich kenne die Liebe, ich habe sie empfunden, ich weiß, daß der wahren Liebe ein solcher Wandel durchaus unmöglich ist. Früh oder spät würde die Täuschung sich nur enthüllt haben, und ganz hofnungslos elend wäre ich geworden, wenn ich als seine Gattin das Gefühl hätte kennen lernen, ich sein, ganz sein, und er — nicht mein! — Glaube mir, Du solltest, statt Dich anzuklagen und Dich zu betrüben, Dir vielmehr Glück wünschen, Deine Klara diesem schrecklichen Schicksal entrissen zu haben."

„Meine Eugenie, meine Schwester, meine Freundin, mein zweites besseres

Ich, laß mich Dir noch einmal unſere letzten Unterhaltungen zurückrufen. Den einzigen Troſt, den es für mich gibt, kann ich nur durch Dich erhalten. Ich frage Dich auf Dein Gewiſſen, würdeſt Du, wenn Arthur Dir, frei von jeder Verpflichtung gegen mich, ſeine Hand anträge, dieſe ausſchlagen? — Nun wohl, er iſt ja frei — er liebt Dich unausſprechlich und ſo leidenſchaftlich, daß der Kampf gegen ſein Herz ihn dem Grabe zuführt. — Du kannſt ihn ganz ſo glücklich machen, wie ich ihn glücklich zu ſehn gewünſcht habe. — Eugenie, erfülle meine innige, meine flehentliche Bitte, laß ihn nicht glauben, daß ich es Dir aufgetragen habe, mich zu rächen. Liebe ihn, vermähle Dich mit ihm und möge dann Eugeniens Gemahl ſich in den glücklichſten Augenblicken ſeines Lebens mit Rührung einer Freundin erinnern, die noch einſt die Kraft zu erringen hofft, eine Zeugin deſſelben ſeyn zu können, da ſie Dich zu innig

liebt, um nicht in Deinem Glücke das ihrige zu finden."

Die Wirkung dieſes Briefes war der ganz entgegengeſetzt, die Klara ſich davon verſprochen hatte. Mit tiefer Rührung las Eugenie dies Blatt; ſie fand in jeder Zeile deſſelben die Wahrheit und die Liebe wieder, die Klara's innerſtes Weſen waren. Ihre Augen ruhten lange auf den Schluß des Briefes — ſie las ihn noch einmal laut — Eugeniens Gatte! wiederholte ſie leiſe, Gott, welchen Namen gibt ſie ihm! darf ich ihm je vergönnen es zu werden? — Der Brief entfiel hier ihrer Händen — Thränen überſtrömten ihr Geſicht. Sie geſtand ſich, daß ſie Arthur liebe, — ſie wagte es ſelbſt zu prüfen, ob ſie, ohne ſtrafbar zu werden, Klara's Bitten nachgeben und ſich ein Glück zueignen durfte, dem jene entſage. Allein bald verwarf ſie jeden Gedanken an die Möglichkeit dazu; ſie erröthete vor den Thränen, die ſie eben vergoſſen hatte, und Klara's Brief an ihre Lippen drückend, fühlte ſie es, der Mann, der das Engelherz ihrer Freundin gebrochen habe, dürfe nie Eugeniens Gatte

werden. Nie, sagte sie sich selbst, sollen sich in mein Andenken an Klara Gewissensbisse mischen; nie soll mich eine strafbare Nachsicht gegen die Schwäche meines Herzens, Klara's Achtung unwerth machen; nie der Mann mich beglücken, der sie unglücklich gemacht hat.

Ihre Antwort überzeugte Klara von der Unwandelbarkeit ihres Entschlusses, Arthur'n nie ihre Hand zu geben. Nach zwei Monaten, die dieser einsam auf dem Landgute seines Vaters zugebracht hatte, schrieb er an Eugenie. Sie sandte ihm seinen Brief uneröffnet zurück, und schrieb ihm, der Mann, der das Glück eines weiblichen Wesens, wie Klara, zerstört habe, müsse, ihrem Gefühl nach, eignem Glück entsagen — sie wenigstens werde Klara's Thränen nie als Weihe ihres Lebensglückes ansehen lernen können.

Mit großer Stärke des Gemüths lernte sie ihr Herz besiegen und ihren Schmerz durch angemessene Thätigkeit überwältigen. Sie ging auf ihr Gut zurück, hier fand sie ihre Ruhe wieder, allein Arthur's Bild blieb der Gefährte ihrer Einsamkeit, so wie es Klara'n unter dem

fremden Himmel, unter dem sie es zu entfernen gehofft hatte, treu zur Seite blieb.

Der Briefwechsel der beiden Freundinnen blieb eben so offne Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen, als er es früher gewesen war, und sie in Liebe und Vertrauen innigst verbunden. Nach drei Jahren kam Klara zurück und eilte zu Eugenien, um sich nie wieder von ihr zu trennen. Allein es war ihr Loos, den Kelch des Schmerzes einer eben so zärtlichen als unglücklichen Liebe ganz leeren zu sollen. Wenig Monate nach ihrer Wiedervereinigung mit Eugenien brach der Krieg wieder aus, und in dem ersten Gefechte dieses Feldzugs fiel Arthur.

Eugenien's Schmerz verrieth Klara das Geheimniß ihrer Liebe, und diese Gemeinschaft der Trauer zog das Band, das beider Herzen vereinte, noch fester zusammen, das irdische Glück hatte sich ihnen entfremdet und der Schmerz leitete ihnen die Stralen einer höheren, unvergänglichen Freude zu. Beide wählten das Land zu ihrem immerwährenden Aufenthalte; alles, was sie umgab, war glücklich

durch ſie, allein die ſtille Wehmuth, die der Grundton ihres Gemüths geworden wer, hielt ſie von der Welt fern! Beide blieben unvermählt, und Arthur's Andenken ſchützte ſie auf immer gegen eine Leidenſchaft, deren Glück oft Täuſchung, und deren Schmerz allein Wahrheit iſt.

Fanny Tarnow.

# Franziska und Theodor.

In einem romantischen Thale der schlesischen Gebirge liegt das alterthümlich gebaute Schloß des Kammerherrn von Freienstein, der, nach einer an alle Nichtigkeiten der großen Welt verschleuderten Jugend sich nicht aus freier Wahl, sondern nur dem Gebote der Nothwendigkeit folgend, in diese Einsamkeit zurückgezogen hatte. Erst dann hatte er den Täuschungen der Ehrsucht und der Weltliebe entsagt, als die Zerrüttung seiner Finanzen es ihm unmöglich machte, länger mit dem gewohnten Glanze in der Residenz zu leben. Er sprach geringschätzig von der großen Welt, allein im Innern seiner Seele blieben ihr alle seine Neigungen zugewandt, und nur sich selbst vermochte er zu täuschen, wenn er den Unmuth, mit dem er sich von ihr geschieden sah, für die Geringschätzung eines, von

der Nichtigkeit ihrer Freuden überzeugten Philosophen geltend zu machen suchte. Er war seit einigen Jahren Wittwer, und Vater eines einzigen Sohnes, der durch Geist und Herz würdig war, das Glück eines gefühlvollen Vaters zu machen, wenn er gleich den Kammerherrn dadurch nicht für die verfehlten Hoffnungen seines Ehrgeizes schadlos zu halten vermochte. Die nächste Nachbarin des Kammerherrn war die Baronin Bilau, eine eben so geistreiche, als gefühlvolle Frau, die im Besitze eines großen Vermögens die Einfachheit und Einsamkeit des Landlebens dem Aufenthalte in der Stadt vorzog. Man sah sich oft, und Theodor — so hieß der junge Freienstein — war nirgends lieber, als bei der Baronin und ihrer Nichte Franziska. Die Neigung der beiden jungen Leute für einander blieb so wenig der Baronin, als dem Kammerherrn verborgen, und entsprach ihren Wünschen. Franziska war freilich nur eine Waise ohne Vermögen, aber aus einer alten und angesehenen Familie, und der Kammerherr wußte, daß die Baronin Willens war, die geliebte, von ihr seit ihrer frühesten Kind-

heit erzogene Nichte zur Erbin ihres Vermögens einzusetzen. Theodor war vier Jahre älter, als Franziska, an deren funfzehntem Geburtstage der Kammerherr bei der Baronin förmlich um ihre Hand für seinen Sohn warb; sie wurde ihm verlobt, doch mit der Bedingung, daß die Vermählung der jungen Leute noch zwei Jahre ausgesetzt bleiben müsse. Diese Zeit sollte Theodor in dem landwirthschaftlichen Institute zu N. zubringen, nach Verlauf derselben aber das väterliche Gut zur Verwaltung übernehmen.

Die erste Jugendliebe mit allen ihren goldnen Hoffnungen und ihren eben so unvergeßlichen, als unersetzlichen Träumen hat vielleicht nie zwei reinere Herzen beseligt, als die unserer Liebenden. Die zwei Jahre ihrer Verlobung waren für sie, trotz der Trennung, ein Brautfest der Ahnung, der Sehnsucht und der süßesten Wonne, von dem jeder Tag das Band ihrer Herzen fester knüpfte. Jetzt kehrte Theodor zurück; blühend, edel, mit unentweihtem Adel des Herzens und der Sitte, sah ihn die Geliebte wieder, deren Jugendreiz sich in seiner Abwesenheit, in aller Grazie der holdesten Anmuth und Sitte, zur

Schönheit entfaltet hatte. Vater und Tante waren mit den Anſtalten zu ihrer Vermählung beſchäftigt, die nur durch die Vollziehung einiger Rechtsförmlichkeiten verzögert wurde, welche die Eheſtiftung und das Teſtament betrafen, welches Franziska die Erbſchaft ihrer Tante ſichern ſollte. Da erhielt der Kammerherr einen Brief aus Berlin, mit der überraſchenden Nachricht von dem Tode eines Lehnsvetters, auf deſſen Erbſchaft er ſich nie hatte Rechnung machen können, weil er ein junger, blühend geſunder Mann war, und deſſen Vermögen ihm jetzt durch den plötzlichen Tod deſſelben zufiel. Dieſe Nachricht zwang ihn unverzüglich nach Berlin abzureiſen. Theodor mußte ſeinen Vater begleiten, der nur vier Wochen in der Hauptſtadt zu bleiben entſchloſſen war, nach deren Verlauf Theodor die Hand der Geliebten erhalten ſollte. Bei ihrer Ankunft in Berlin nahm der Kammerherr von einem glänzend eingerichteten Hauſe und einem großen Vermögen Beſitz. Bald ſah er ſich nun auch von einer Menge alter Bekannter aufgeſucht, die, wenn ſie gleich ſeit zwölf Jahren ſeiner ganz vergeſſen hatten,

jetzt dennoch alle das Recht, seine alten Freunde zu seyn, geltend zu machen strebten. Anfänglich sagte sich der Kammerherr, daß es nur sein Reichthum und seine wohlbesetzte Tafel sey, die ihm diese Schmarotzer wieder zuführten; allein die Eigenliebe, die dem Menschen zehnmal mehr weiß macht, als es je die Gutmüthigkeit der Unerfahrenheit zu thun vermag, überredete ihn bald, daß er seinen persönlichen Verdiensten die Theilnahme und Aufmerksamkeit zu verdanken habe, welche man ihm jetzt bewies und in langen Zügen berauschte er sich in dem Taumelkelche der Täuschungen, den ihm seine geschmeichelte Eitelkeit darbot. Trotz der Neuheit der Gegenstände, von denen sich Theodor umgeben sah, gewann ihr Reiz keine Gewalt über ihn; einzig mit dem Andenken an Franziska, und dem Wunsch zu ihr zurückzueilen, beschäftigt, blieben ihre Briefe seine größte Freude. Leider brachten ihm diese die Nachricht, daß die Baronin wenig Tage nach seiner Abreise krank geworden sey, und am folgenden Posttage erhielt er von Franzeska, die das Krankenlager ihrer Wohlthäterin, in der sie zugleich ihre zweite

Mutter liebte, Tag und Nacht keinen Augenblick verließ, nur eine Zeile, die ihn von der Todesgefahr, in welcher die Baronin ſchwebte, benachrichtigte. Die nächſten Tage brachten keinen Brief, endlich nach acht Tagen erhielt der Kammerherr von ſeinem in Freienſtein zurückgelaſſenen alten Verwalter die Nachricht von dem Tode der Baronin. Sie hatte ſchon am zweiten Tage ihrer Krankheit das Bewußtſeyn verloren, war verſchieden, ohne es wieder erhalten, und ohne durch die Unterſchrift ihres Teſtaments Franziska's Schickſal geſichert zu haben. Dieſe war ſelbſt krank und unvermögend zu ſchreiben und ließ daher den Kammerherrn und Theodor durch den Verwalter um Rath bitten, wie ſie ſich zu verhalten habe, da ihr längerer Aufenthalt auf dem Gute ihrer verſtorbenen Tante in der Unwürdigkeit des Mannes, der davon Beſitz genommen hatte, Hinderniſſe fand. Theodor beſchwur nach Leſung dieſes Briefes ſeinen Vater, ſogleich nach Schleſien zurückeilen zu dürfen. Franziska's Unglück machte ſie ihm noch theurer, auch wußte er ja, daß ihm allein die Macht gegeben war, ihren Schmerz zu lindern,

und nur in seinem Herzen ihre Thränen tröstend fließen konnten. Der Kammerherr erklärte es für unschicklich, daß Theodor allein zu ihr zurückkehre; er versprach ihm aber, seine Geschäfte in vierzehn Tagen zu beendigen und ihn dann zu begleiten, gleich aber an Franziska zu schreiben, und sie zu bitten, in seiner Abwesenheit das Schloß Freienstein zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Theodor schrieb gleichfalls an Franziska. Die Liebe weiß sich für den Ausdruck jeder ihrer Empfindungen eine eigene Sprache zu bilden, und so sprach auch aus jeder Zeile dieses Briefes die seelenvollste Theilnahme an Franziska's Schmerz; er errieth alles, was sie zu trösten vermochte, und ließ kein Wort ungesagt, das in so dunkeln Schmerzensstunden das Herz zu erleichtern vermag. Hatte ihn aber Franziska's Schweigen in den ersten Tagen eines Grames, dessen Tiefe seine Seele mitzufühlen vermochte, nur betrübt, so beunruhigte es ihn bis zur Qual, als er auch in den nächsten vierzehn Tagen keine Zeile von ihr, keine Antwort auf seine vielen, jeden Posttag an sie abgesandten Briefe erhielt. Nur der sehr ernste,

ausdrückliche Befehl ſeines Vaters, der ihn zugleich von Tag zu Tage mit der Hoffnung hinhielt, ſeine Geſchäfte beendigt zu ſehen, konnte ihn in Berlin zurückhalten. Theodor war einer jener Menſchen, in denen eine tiefe Leidensfähigkeit die Kraft zum Widerſtand, ſo wie die Weichheit des Gefühls, den Muth zur That lähmt. Er liebte und ehrte ſeinen Vater, deſſen Charakterfehler er nicht einmal ahnete; ein frommer Gehorſam, ein unbedingtes freudiges Fügen in ſeinen Willen war eine ſo heilige Gewohnheit ſeines Daſeyns, daß er auch jetzt, wo ſein Vater zwiſchen ihm und der gewaltigen mächtigen Sehnſucht ſtand, die ihn zu ſeiner fernen Geliebten zog, nur leiden, aber nicht ſich widerſetzen konnte. Eines Tages, als er bis zur Hoffnungsloſigkeit betrübt, einſam in ſeinem Zimmer ſaß, trat der Kammerherr zu ihm ein. Ich habe endlich Nachricht von Franziska erhalten, redete er ſeinen Sohn an. Dieſer erbebte, denn der düſtre Ernſt in den Zügen ſeines Vaters ſchien ihm die Erfüllung ſeiner finſtern Ahnungen zu verkünden. Keines Wortes mächtig griff er nach dem Briefe, den er in

der Hand des Kammerherrn sah. Ruhig, sagte dieser abwehrend, ich habe Dir eben keine erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Großer Gott, rief Theodor, sie ist krank! Nein, erwiederte der Kammerherr, sie ist wohl, aber sie hat aufgehört Deiner würdig zu seyn. — Franziska? das ist unmöglich! — Höre selbst, was mir unser Freund, der alte Hauptmann Anderson schreibt, dessen strenge Wahrhaftigkeit Dir bekannt ist. —

„Ihr Vertrauen, schrieb dieser, fordert von mir Wahrheit und Offenheit; ich darf es Ihnen also nicht verschweigen, das Fräulein Franziska eine Unbesonnenheit begangen hat, die ihrem Rufe nachtheilig zu werden droht. Sie hat, statt das Anerbieten anzunehmen, welches Sie ihr, wie Sie mir schreiben, gethan haben, und welches ihr den sichersten und anständigsten Aufenthalt sicherte, den sie sich bis zu ihrer Vermählung wünschen konnte, das Haus ihrer verstorbenen Tante verlassen, um sich bei einer Frau aufzuhalten, die eine Jugendgespielin aus ihrer Schulzeit her ist,

und die seit zwei Jahren verheirathet, zehn Meilen von hier in einem kleinen Landstädtchen lebt. Diese Frau ist kaum zwanzig Jahre alt, und von so zweideutigem Ruf, daß kein unbescholtenes Frauenzimmer mit ihr Umgang hat. Auch hält sich bei derselben ihr Bruder, ein sehr verrufener Wüstling, auf, der eben so wenig für Fräulein Franziska eine anständige Gesellschaft ist. Uebrigens läßt sich diese Unbesonnenheit des Fräuleins sehr leicht beim Publikum wieder ausgleichen, das, voll Vertrauen zu ihren Grundsätzen in diesem Schritte nur eine Unbesonnenheit sieht, deren Quelle die Arglosigkeit ihres unschuldsvollen Herzens ist. Ich bin fest überzeugt, daß ein Wort von Ihnen oder Ihrem Herrn Sohn hinreichen wird, sie zu einer Veränderung ihres Aufenthalts zu bewegen."

Dieser Brief zerriß Theodors Herz und ließ ihn zum Erstenmale die Qual der Eifersucht empfinden; allein unwillkürlich bestrebte er sich, vor seinem Vater seine Besorgniß zu verbergen und ihm argwohnsfrei zu erscheinen. Dies ist

noch nicht alles, nahm der Kammerherr das Wort; Aderſon iſt zu behutſam, um uns alles zu ſchreiben, was er weiß, und was er von Franziska's Betragen denkt; allein hier iſt ein Brief von meinem Verwalter, der es mir ohne Umſchweife meldet, daß ſie den Aufenthalt bei dieſer verrufenen Frau vorgezogen hat, weil Du an den Bruder derſelben einen begünſtigten Nebenbuhler haſt, der ſich öffentlich rühmt, daß ſie ihm den Aufenthalt in unſerm Hauſe und Deine Briefe an ſie aufgeopfert hat. Er lügt! rief Theodor heftig aus, nie kann, nie werde ich Franziska einer ſolchen unwürdigen Treuloſigkeit fähig glauben. Sie iſt leichtſinnig, antwortete ihm der Kammerherr ganz gelaſſen, aber nicht treulos, da ſie es nicht verſucht, Dich täuſchen zu wollen, ſondern uns durch Nichtbeantwortung Deiner und meiner Briefe ihre Sinnesänderung verſtändlich genug andeutet. Nein, unterbrach ihm Theodor, nie ſoll mich der Schein verleiten, dieſe reine Engelsſeele anzuklagen; ſie iſt unſchuldig, ich bürge mit meiner Ehre für ſie und Alles, deſſen man ſie anklagt, iſt Verleumdung. Laſſen Sie mich zu

ihr eilen, mein Vater, ein längerer Aufenthalt hier würde mich tödten; — mir allein liegt die Pflicht ob, sie zu vertheidigen, und sie zu rächen. Es wird nur einer Minute bedürfen, um mich mit ihr zu verständigen und sie in Ihre Arme zurückzuführen.

Theodors Bläſſe, das Beben ſeiner Lippen verrieth dem Kammerherrn, wie er litt; er ſchien davon gerührt, und beklagte ihn liebevoll. Du weißt, ſagte er ihm, daß ich nichts will und wünſche als Dein Glück; allein das Gebot der Ehre muß uns über alles gehen, und gewiß würdeſt Du keinem Mädchen Deine Hand reichen wollen, deſſen Ruf nicht völlig makellos iſt. Eine jugendliche Unbeſonnenheit läßt ſich verzeihen, aber mehr darf ſich Franziska auch durchaus nicht vorzuwerfen haben, wenn ich ſie als Deine Gattin anerkennen ſoll, und zu einer ſolchen Prüfung ihres Betragens biſt Du nicht kühl genug; ich darf ſie Dir nicht anvertrauen. Iſt das Geſetz der Ehre die heilige Richtſchnur ihres Wandels geblieben, liebt ſie Dich noch, ſo muß es hinreichen, wenn Du ſie ſchriftlich mit den Gefahren ihrer Lage bekannt machſt und ſie

bittest, ihre Freundin zu verlassen. Noch steht ihr Schloß Freienstein offen, noch liegt die Entscheidung ihres Schicksals in ihren Händen. Wir wollen diesen Brief nicht der Post anvertrauen; mein Georg soll ihn ihr selbst überbringen, und bis zu seiner Rückkehr darf ich es von Dir fordern, daß Du ruhig bleibst. Theodor mußte, trotz der warnenden Ahnungsstimme seines Herzens einwilligen, Georg mit einem Briefe zu Franziska reisen zu lassen, statt selbst zu ihr zu eilen. Er hauchte dem Brief, den er ihr schrieb, alle Glut seiner Liebe, alle Pein seines Herzens ein; er meldete ihr, welche Folgerungen man aus der Wahl ihres jetzigen Aufenthaltes zog; aber, schrieb er, ein Wort reicht hin Dich zu rechtfertigen, und Du wirst es aussprechen, wenn das Glück meines Lebens, der Friede meiner Seele Dir noch theuer sind. Sage mir nur, daß Du mich noch liebst, daß Du bereit bist, mir vor dem Altar Deine Hand zu reichen, und ich fliege zu Dir, um mich nie wieder von Dir zu trennen.

Der Kammerherr übergab seinem vertrautesten Diener den Brief zur Bestellung, und

dieſer verſprach Tag und Nacht zu eilen, um Franziska's Antwort zu bringen. Auch kam er ſchon den achten Tag zurück; es war noch Mitternacht und Theodor bereits in ſeinem Schlafzimmer, als er den Trab ſeines Pferdes hörte. Unausſprechlich bewegt, kämpfend zwiſchen Angſt und dem ſo freudigen Vertrauen zu der von ihm ſo ungetheilt, ſo unausſprechlich Geliebten, eilte er die Treppe hinunter Georg entgegen. Bringſt Du einen Brief? rief er ihm ſchon von Weitem zu. — Ja, Herr Baron. — Geſchwind, wo iſt er? — Die Aufſchrift iſt an Ihren Herrn Vater. — Theodor erblaßte; zitternd ging er dem Diener in das Zimmer ſeines Vaters voran, dem dieſer ſchweigend einen Brief nebſt einem kleinen Käſtchen übergab. Der Kammerherr winkte Georg, ſich zu entfernen, und ſah nun Theodor fragend an.

Was kann dies bedeuten, ſagte er erſtaunt, und ſchien mit dem Erbrechen des Briefes unentſchloſſen zögern zu wollen. — Theodor war unvermögend ihm zu antworten, bleich und bebend hob er nur die Hände bittend empor, ſeinem Vater anzudeuten, er möge das Blatt entfalten,

das, wie der Jüngling tiefer denn je empfand, über das Glück einer ganzen langen Zukunft entscheiden würde. Der Kammerherr schien noch einen Augenblick unentschlossen, dann erbrach er rasch das Siegel und las still vor sich hin. Zorn und Unmuth flammten in allen seinen Zügen auf. Mein Vater, rief Theodor flehend, um Gotteswillen nicht diese langsame Folter! was schreibt sie Ihnen? — Waffne Dich mit Muth, antwortete er ihm, doch Du wirst seiner nicht einmal bedürfen, ich halte Dich für zu edel, um den Verlust eines so durchaus unwürdigen Geschöpfs bedauern zu können. Lies. — Bei diesen furchtbaren Worten sank Theodor auf einen Stuhl nieder, seine Augen füllten sich mit Thränen, als er die ihm so theuren Züge von Franziska's Hand erkannte; er las:

„Da mein Schicksal mir die Freiheit zurückgegeben hat, über meine Hand zu bestimmen, so erkläre ich hierdurch dem Herrn Kammerherrn v. Freienstein, daß ich meine Verbindung mit seinem Sohn als völlig aufgelöst betrachte, und fest überzeugt bin, daß

sie mich höchst unglücklich gemacht haben würde. Ich sende die Geschenke zurück, die ich nach dem Wunsch meiner edlen unvergeßlichen Tante angenommen hatte, und hoffe durch nichts künftig je wieder an dem Irrthum eines Herzens, das sich selbst nicht kannte, erinnert zu werden."

Theodor versank, als er diese Zeilen gelesen hatte, in ein dumpfes Erstarren; plötzlich fuhr er auf, sein Auge flammte, seine Wange erglühte. Er soll sterben! rief er mit furchtbarer Heftigkeit, er soll sie mir nicht ungestraft geraubt haben! — Ich glaube selbst, sagte der Kammerherr, daß dieser Brief das Werk eines glücklichen, Dir vorgezogenen Nebenbuhlers ist; allein geziemt sich für Dich irgend eine andere Rache als Verachtung und Vergessenheit eines Deiner so ganz unwürdigen Geschöpfs? — Sie haben Recht, mein Vater, ich verachte sie auch, ich hasse sie, ich müßte ein schwacher, ein elender Mensch seyn, wenn ich sie noch liebte, aber o Gott, unter welchen Engelszügen barg sie diese schwarze, treulose Seele? — Ich verachte sie, Theodor, aber ich kann nicht ungerecht gegen

sie seyn; sie hat uns nicht betrogen, sie liebt Dich nicht mehr, und gesteht es Dir ganz unverholen, daß sie die Liebe, die sie für Dich einst empfand, jetzt für einen Irrthum, eine Täuschung ihres unerfahrnen Herzens hält; laß uns die Wahrheit ihres Charakters anerkennen, wenn wir gleich den Leichtsinn und den Wankelmuth desselben verachten müssen. — Sie liebte mich, mein Vater, sie liebte mich innig; das fühle ich, das ist noch jetzt meine Seligkeit, wie meine Qual. Man hat sie betrogen, verführt, vielleicht täuscht sie sich selbst! Könnte ich sie nur sehen, nur einmal noch mit ihr reden! Ich muß zu ihr, ich will sie selbst hören, sie sehen, sie fragen, ob sie Auge gegen Auge behaupten kann, daß ihre Liebe und unser Glück nur ein Irrthum ihres Herzens war. — Unsinniger! rief hier der Kammerherr mit strengem Ernst, lies dies Blatt noch einmal und erröthe vor einer Leidenschaft, die Dich jetzt nur noch entwürdigen kann. — Verzeihung, mein Vater, ich kenne mich selbst nicht mehr — ich möchte zürnen, hassen und kann mich nur grenzenlos betrüben und mich hoffnungslos un-

glücklich fühlen. Vater und Sohn blieben die Nacht beisammen. Vergeblich suchte Theodor bei Anbruch des Morgens den Trost einer kurzen Vergessenheit auf seinem Lager, der Schlaf floh ihn. Als er am folgenden Tage seinen Vater wieder sah, redete er nur von Franziska, indem er versprach, sie vergessen zu wollen. Bald sah er in ihr ein Ungeheuer seines Hasses werth, bald ein Opfer jugendlicher Unerfahrenheit und rathloser Herzensschwäche, das er zu bedauern sich vergönnen durfte. Doch unter welchem Bilde sie ihm auch erschien, verbannen konnte er sie nicht aus seinem Herzen, aus seinem Andenken. Die schöne Sicherheit des Vertrauens und der Liebe, durch die die Jugend so selig glücklich ist, war aus seiner gequälten Seele entflohen, und die lichte Heiterkeit seines reinen Sinnes in schwermuthsvolle Traurigkeit verwandelt. Sein Vater bot alles auf, ihn zu zerstreuen; dieß gelang ihm nicht. Aber Theodor, der sich nirgends, und von seinem Vater gerade am wenigsten in seinem Schmerz verstanden fühlte, lernte im Lauf einiger Monate sein Gefühl in der vollen, gramvollen Brust

verſchloſſen zu halten und nur in der unbewachten Stille nächtlicher Einſamkeit vergönnte er ſich, daſſelbe in jene unendliche Sehnſucht und Wehmuth aufzulöſen, mit der unſer Herz nur um verlornes Liebesglück, und um kein andres irdiſches Gut ſo ſchmerzlich zu trauern vermag. Sein Vater führte ihn vorzüglich oft zu der verwittweten Generalin von Rieſenberg, in deren Hauſe ſich oft die glänzendſte Geſellſchaft der Königsſtadt verſammelte. Sie war eine Jugendbekanntin des Kammerherrn, über deſſen Sinn und Geiſt ſie von jeher große Gewalt geübt hatte und deren Einfluß auf ihn ſich auch noch jetzt, beim Wiederfinden nach langer Trennung, bewährte. Ihre einzige Tochter, Leontine, war nur jung und nicht hübſch, obgleich ihre Mienen und ihr Betragen verriethen, daß ſie Anſpruch darauf mache, für ſchön gehalten zu werden. Sie ſchwatzte viel und lachte oft, zog ſich gut an, tanzte hübſch und war von den beſten Lehrern ſeit ihrer früheſten Kindheit in Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet worden; dieß reichte hin, ihr in dem Zirkel, in dem ſie lebte, den Ruf zu verſchaf-

ſen, daß ſie hübſch, geiſtreich und ſehr gebildet ſey. Theodor ſtimmte in das Lob nicht ein, ſo auffallend es ſich ſein Vater auch angelegen ſeyn ließ, Leontinens Liebenswürdigkeit zu preiſen, und ihn auf ſie aufmerkſam zu machen, er fand ſie geziert, gefallſüchtig und gemüthlos, ihre erzwungne Luſtigkeit widerte ihm, und völlig unerträglich erſchien ſie ihm, wenn Franziskas Bild in allem ihr eignen Zauber anmuthsvoller Jugendlichkeit und ſeelenvoller Herzlichkeit vor ihm trat.

So verging ein Jahr. Theodor war des Lebens in der Hauptſtadt herzlich ſatt; er wünſchte ſich in die Einſamkeit des Landlebens zurück und bat ſeinen Vater ihm die Rückkehr nach Freienſtein zu erlauben. Der Kammerherr machte ihn jetzt mit ſeinem Wunſch, ihn verheirathet zu ſehen, bekannt, und ſchlug ihm Fräulein von Rieſenberg zur Gattin vor; doch Theodor geſtand ihm offen, daß er, an ſich ſchon dem Gedanken an eine Vermählung abgeneigt, gegen Leontine noch überdieß eine entſchiedene Abneigung empfinde. Vergeblich rechnete ihm der Kammerherr alle Vortheile dieſer glänzen-

den Verbindung her, er blieb bei seiner Weigerung und der aufflammende Zorn des Kammerherrn, entriß diesem das Geständniß, daß er schon vorläufig bei der Generalin um die Hand ihrer Tochter für ihn geworben habe, und die Unterhandlung darüber zu weit vorgerückt sey, um noch mit Anstand wieder abgebrochen werden zu können. Eben so überrascht, als bestürzt, forderte Theodor wenigstens Zeit sich mit dem Gedanken an eine, seiner Neigung so grell widersprechende Verbindung vertraut zu machen, sein Vater gestand ihm nur vier Wochen zu. Während dieser Unterredung dämmerte zum Erstenmal in Theodors offner, gerader Seele eine Ahnung von dem Mangel an Wahrheit in dem Betragen seines Vaters gegen ihn auf. Er gedachte daran, wie er seit dem ersten Tage ihrer Ankunft in Berlin ihm des Fräuleins Reichthum, ihre Weltkenntniß, ihre vornehmen Familienverbindungen gerühmt hatte, und wie er von dem Augenblick an, wo er die Nachricht von dem Tode der Tante Franziska's erhalten hatte, sichtlich gegen diese erkaltet, so eifrig darnach gestrebt hatte, seine

ehemalige Bekanntſchaft mit der Generalin in der alten Traulichkeit wieder anzuknüpfen. Hundert kleine Umſtände, einzelne Blicke, Worte, Winke, lebten in ſeinem Gedächtniß auf, reiheten ſich an einander und leiteten ihn auf die Vermuthung von irgend einer Argliſt in dem Betragen ſeines Vaters, und daß derſelbe den Plan einer Vermählung zwiſchen ihm und Fräulein von Rieſenberg ſchon zu der Zeit entworfen und begünſtigt habe, wo er Theodors Verbindung mit Franziska nicht als gelöſet anſehen konnte, und ſie noch dem Scheine nach gut hieß. Der Verdacht, daß man ſeine Briefe an Franziska vielleicht unterſchlagen habe, wurde ſchnell für ihn zur Wahrſcheinlichkeit, und dann war es auch nur zu gewiß, daß man ihn bei ihr, wie ſie bei ihm verläumdet hatte!

Theodor war bis jetzt ein zu liebevoller, zu guter Sohn geweſen, um ſich ohne Gewiſſensbiſſe einem für ſeinen Vater ſo beleidigenden Verdacht hingeben zu können; allein je länger er den Begebenheiten des letzten Jahres nachſann, je mehr Wahrſcheinlichkeit gewann dieſer. Ein Raub der qualvollſten Zweifel, be-

ſchloß er Franziska aufzuſuchen, deren jetziges Schickſal, ſo wie ihr Aufenthalt ihm gleich unbekannt waren. Alle Innigkeit der Liebe eines jugendlichen, mit ſchwärmeriſchem Gefühl begabten Herzens war wieder für ſie in ihm erwacht; war ſie betrogen, getäuſcht wie er, ſo war ſie auch noch die unentweihte Heilige ſeiner Liebe, ſo konnten, ſo mußten ſie noch alle wieder erblühen die gewelkten Blumen ſeiner Lebensfreuden und ſeiner Lebenshoffnungen. Unter dem Vorwand einer Jagdpartie auf den Gütern eines ſeiner Bekannten, nahm Theodor von ſeinem Vater auf einige Tage Abſchied, und eilte nach dem kleinen Landſtädtchen, in dem die Freundin lebte, zu der Franziska nach dem Tode ihrer Tante gegangen war.

Es war in der Abenddämmerung, als er dieſes erreichte. Seine erſte Frage an die Wirthin des Gaſthofes, wo er einkehrte, war eine Frage nach Franziska. Sie war noch unverheirathet und auch nicht mehr in dieſer Stadt; doch wurde Theodors Freude über dieſe Nachricht auf das Grauſamſte betrübt, als die Erzählung der geſchwätzigen Wirthin ihn über-

zeugte, Franziska habe wirklich ihren guten Ruf verloren. Nach dem Bericht dieser Frau hatte sie den Bruder ihrer Freundin geliebt, sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er sie heirathen werde; ja sie habe sogar um seinetwillen einem hübschen, reichen, jungen Baron, mit dem sie verlobt gewesen sey, einen Korb gegeben, doch jenes Mannes Absicht sey es keineswegs gewesen, sie zu heirathen, und Franziska habe, als sie dies entdeckt, das Haus seiner Schwester verlassen, und halte sich jetzt bei ihrem Vormund, einem Herrn v. Dollmer auf. Dieser Schritt habe ihr nun vollends ihren guten Ruf geraubt; denn Herr von Dollmer sey unverheirathet und habe eine Frau bei sich, deren zweideutige Verhältnisse und Aufführung sie längst verächtlich gemacht hätten, und mit der das Fräulein in genauer Freundschaft lebe.

Theodor kannte den Herrn von Dollmer. Das Gut, das dieser bewohnte, gränzte an die Besitzungen der verstorbenen Baronin; Franziska kannte ihn seit ihrer Kindheit, und wenn gleich Dollmers Sitten nicht die reinsten waren, konnte er ihm doch nicht die Niederträch-

tigkeit zutrauen, Franziskas hülfloſe Lage und ihre Unerfahrenheit zu ihrem Untergang benutzen zu wollen. Trotz der Anklage die in der Erzählung der Wirthin lag, blieb Theodor bei dem Entſchluß, Franziska ſelbſt ſehen und ſprechen zu wollen, und reiſete noch in derſelben Nacht nach Freienſtein ab, um ſie von dort aus bei Dollmer aufzuſuchen. So wie ſein Weg ihn der Gegend näher führte, wo er ſeine Jugend verlebt hatte, kehrte alle Wonne ihrer Träume und Freuden zu ihm zurück. Es war ein ſchöner mildwarmer, ſtill bewölkter Frühlingsabend, an deſſen weſtlichem Himmel das Abendroth wie ein blitzendes Goldband die Erde zu umgürten ſchien. Dieſe Blüthen und Düfte des Frühlings wandten ſein Herz wieder in unendlich ſüßer Sehnſucht der Geliebten zu, die dies Herz früher mit dem vollen Gefühl des Daſeyns beſeelt hatte. In den lauen hindämmernden Abendlüften glaubte er ihre Nähe zu finden. Thränen füllten ſeine Augen, er empfand, wie heilig der Menſch die Liebe achten muß, weil ſie allein ihn dem höchſten Gehalt des Lebens zu verkünden und zu verbürgen vermag.

Seine Pferde waren ermattet, als er in Freienſtein ankam, und es war auch ſein Vorſatz geweſen, hier die Nacht zu raſten und früh am andern Morgen nach Dollmers Gut zu reiten; allein jetzt, der Geliebten ſo nah, duldete ſein Herz keine längere Verzögerung ihres Wiederſehens. Er befahl, daß man ihm ein andres Pferd ſattele und ritt noch hinüber. In dem Wirthshauſe des Dorfes ließ er ſein Pferd, und ging, ſich tief in ſeinen Mantel verhüllend, auf den Hof zu. Ein Diener, den er nach dem Herrn des Hauſes fragte, ſagte ihm, dieſer ſey ſchon ſeit zwei Monaten verreiſet und nur Fräulein von Bilau und Madame Koch — die Frau, von der die Wirthin geredet hatte — anweſend. Er bat den Diener, ihn bei dem Fräulein zu melden, und dieſer führte ihn nach Franziskas Zimmer, um ſie dort zu erwarten. Mit welcher tiefen Bewegung ſah ſich Theodor hier von lauter Gegenſtänden umgeben, die ihm aus der glücklichſten Zeit ſeines Lebens noch alle bekannt waren! Das war Franziskas Flügel, das ihre Guitarre, das ihr Schreibbüreau, das ihr Nähtiſch. Sie ſelbſt hätte keinen mächtigern Zauber über

ihn zu üben vermocht, als es der Anblick dieſer lebloſen Gegenſtände that. Allein welch eine Rührung durchſchauerte ihn mit wehmuthsvollem Entzücken, als er am Fenſter einen Käfig erblickte, und in ihm den Vogel, den er für Franziska abgerichtet und ihr wenige Tage vor ihrer Trennung geſchenkt hatte. Sie liebt mich noch, jauchzte er; ſonſt hätte ſie ihn nicht behalten! Bewegt näherte er ſich dem Käfig, öffnete ihn, nahm den Vogel heraus und drückte ihn liebkoſend an ſein Herz. In dieſem Augenblick, wo das Vögelchen an Theodors mächtig klopfendem Herzen ſträubend flatterte, ſprach es deutlich die Worte aus: ich liebe Theodor! Dieſe Laute hallten in Theodors innerſter Seele ſeelig beglückend wieder; — er fürchtete falſch gehört zu haben, allein das Vögelchen, das, ſeiner Hand entflogen, ſich auf ſeine Schulter geſetzt hatte, wiederholte noch einmal ganz deutlich: ich liebe Theodor! O Gott, rief Theodor, dieſe Himmelslaute kann nur ſie dem Vogel gelehrt haben und wie oft muß ſie ſie ausgeſprochen haben, bis daß er ſie behalten hat! Ja, meine Franziska, du biſt noch deinen

Schwüren treu, du liebſt mich noch! Thränen im Auge küßte er das Vögelchen mit dem innigſten Entzücken und da es nichts als dieſe drei Worte zu ſagen wußte, ſo erwiederte es Theodors zärtliche Liebkoſungen, indem es mit den Flügeln ſchlug und wiederholte: ich liebe Theodor! — Jetzt näherten ſich leichte Schritte der Thüre, Theodor erkannte Franziskas Gang — er hörte das Rauſchen ihres Gewandes, ſie erſchien, Theodor ſtürzte ihr zu Füßen, der Vogel entfloh ihm und ſetzte ſich auf die Schulter ſeiner Gebieterin, indem er Theodors Namen rief. Franziska ſchrie laut auf, ſie wollte fliehen, Theodor hielt ſie zurück. Blaß und zitternd ſank ſie, einer Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl nieder, unfähig ein Wort zu reden. Auch Theodor konnte nur weinen, nur ihre Knie umfaſſen, und ihre Hände an ſein Herz und an ſeine Lippen drücken. Der Vogel allein, froh ſeine Gebieterin zu ſehen, rief unaufhörlich: ich liebe Theodor! Beſtürzt und erzürnt nahm endlich Franziska das Wort. Glauben Sie nur mir, ſprach ſie mit bebender Stimme, Sie haben mich gezwungen, Sie zu

haſſen und zu verachten, und ich habe es gelernt, Sie zu vergeſſen. — Mich, Franziska, da ich nur für Dich gelebt, und nicht aufgehört habe, Dich mit jedem Gedanken meiner Seele, jeder Hofnung meines Herzens zu lieben, mich könntest Du haſſen und vergeſſen? — Dieſe Sprache iſt für mich in dem Munde des Verlobten einer andern eine Beleidigung. — Höre mich, man hat uns hintergangen, uns auf das Argliſtigſte betrogen, ein Wort reicht zu meiner Rechtfertigung hin. —

Es bedurfte nicht mehr dieſes Wortes, um ihn bei Franziska zu rechtfertigen. Der Anblick des Geliebten hatte ſchon in ihrem Herzen jeden Zweifel, jeden Verdacht beſiegt. Ach, Theodor, ſagte ſie, indem ſie den thränenvollen Blick gen Himmel hob, wenn Du mich noch liebſt, ſo kann ich alles vergeſſen, alles verſchmerzen, was ich mit ſo herber Bitterkeit erlitten habe. Dieſe Worte vollendeten Theodors Glück. Er erzählte ihr jetzt alles, was ihm begegnet war; ſie erfuhr, daß man ihre Briefe an ihn, wie die ſeinigen an ſie untergeſchlagen hatte, und ſchilderte ihm, als er endete, wie ſie nach dem Tode

ihrer Tante von Allen verlassen, ohne Rathgeber, ohne Führer, trostlos über das Außenbleiben seiner und seines Vaters Briefe, um dessen Entscheidung über das, was ihr zu wählen gezieme, sie mit so reinem kindlichen Vertrauen gebeten hatte, keine Ahnung davon gehabt habe, daß es ihrem Ruf nachtheilig werden könne, wenn sie die Einladung ihrer Jugendgespielin annehme, da sie diese im Besitze eines durchaus makellosen Rufes glaubte. Auch war es Franziska unbekannt, daß der Bruder dieser Frau bei ihr lebe, und sie konnte noch weniger vermuthen, daß dieser sie zufällig irgendwo gesehen und von Leidenschaft für sie ergriffen, seine Schwester zu dieser Einladung bewogen hatte. — Er verbarg unter dem Schleier achtungsvoller Theilnahme und uneigennütziger Freundschaft den Plan, den er zum Verderben der Liebenden entworfen hatte; es gelang ihm, Franziska's Vertrauen zu erhalten, sie gestand ihm den Kummer, den ihr das Außenbleiben von Theodors Briefen verursachte; er war es, von dem sie erfuhr, Theodor liebe sie nicht mehr, und bewerbe sich seit den ersten Tagen seiner

Ankunft in Berlin um die Gunst eines eben so reichen, als schönen Mädchens, mit der er schon so gut als verlobt sey, da dieser Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege stünde, als die Beseitigung der Ansprüche, die Franziska auf Theodor's Hand zu machen berechtigt war. Er zeigte mir, fuhr sie fort, mehrere Briefe Deines Vaters, welche mich überzeugten, daß die Achtung für Dein gegebenes Wort es allein sey, was Dich noch an mich binde, und als nun Georg, statt eines Briefes von Dir, mir einen Brief Deines Vaters brachte, indem jedes Wort darauf berechnet schien, meinem Herzen wehe zu thun und meinen Stolz aufzureizen, fühlte ich mich verpflichtet, Dich auf die entscheidendste Weise von der Verbindung mit mir freizusprechen, und zu stolz, um den Schmerz zu verrathen, mit dem ich kämpfte, schrieb ich den Brief, den Du erhalten hast. Ich litt unbeschreiblich. Meinem Herzen war kein Trost, keine Hoffnung geblieben, und nichts schien mich vor dem düstern Schicksal retten zu können, in Haß und starrer Unempfindlichkeit einen Schild gegen mein Elend suchen, und nach Verhärtung ringen zu

müſſen, um mich vor Verzweiflung zu ſchützen. Dieſer kleine Vogel, in ſchöneren Tagen mein Liebling, wurde mir verhaßt, und ich konnte ihn jetzt nicht, ohne empört zu werden, Worte wiederholen hören, die ich nicht müde geworden war, ihm vorzuſagen. Eines Abends öffnete ich das Fenſter und ließ ihn fliegen. Kaum aber war das Opfer gebracht, als es mich reuete, ich erröthete davor, aber ich ſuchte mich zu überreden, daß ich den Vogel nur um ſeiner ſelbſt willen liebte; mitten in der Nacht ſtand ich auf, ich öffnete das Fenſter, ich rief ihn tauſendmal, er kam nicht wieder. Ich weinte bitterlich bis zum Anbruch des Tages, und ging ſchon beim Licht des Frühroths nach dem Garten; unausſprechlich ſchmerzvoll betrübt warf ich mich auf einen Raſenſitz nieder — da hörte ich plötzlich eine ganz feine Stimme leiſe und klagend Deinen Namen rufen, wie bewegte mich dieſer Laut! Theodor, das iſt die einzige frohe Empfindung, die ſeit unſerer Trennung mein Herz durchbebt hat. — Ich fand meinen armen kleinen Vogel auf einem Roſenſtock, er zitterte, von Thau durchnäßt, vor Froſt, ſah ganz ſcheu

und furchtsam aus, und der Rosenstock war mit Federn bestreut, die er verloren hatte. Ich wärmte ihn wieder auf, ich bedeckte ihn mit Thränen und Küssen und versprach mir ihn zu behalten, bis ich die Nachricht von Deiner Verheirathung erhalten würde. So fest ich auch überzeugt war, Dich verloren zu haben, so fühlte ich doch entschieden die Unmöglichkeit in mir, je einem andern Manne angehören zu können. Ein halbes Jahr verstrich mir sehr freudenlos und traurig, da warb der Bruder meiner Freundin um meine Hand, und glaubte bei mir durch das Geständniß, er liebe mich seit dem ersten Augenblick, wo er mich einst zufällig, noch während meines Aufenthalts bei meiner unvergeßlichen Tante, gesehen habe, zu gewinnen, und doch war es gerade dies Geständniß, was ihn mir zuerst verdächtig machte. . Ich schlug seine Hand bestimmt und kalt aus. — Jetzt ließ sowohl er als seine Schwester die Maske fallen, und ich sah mit Entsetzen, in welchen Händen ich war. Mein Entschluß, das Haus dieser Frau, die ich für einen Engel gehalten hatte, zu verlassen, war schnell gefaßt, aber wohin sollte ich

fliehen? Verwaiſet, vereinzelt von allen, die ich liebte, verrathen, betrogen, getäuſcht, ohne ein Weſen auf der Welt zu kennen, das wahrhaft Theil an meinem Schickſal nahm! Das Gericht hatte Herrn v. Dollmer zu meinem Vormund ernannt, er war der Einzige, an den ich mich wenden konnte: ich ſchrieb an ihn, und bat ihn, mir in einem anſtändigen Hauſe eine Stelle als Geſellſchafterin oder Erzieherin zu verſchaffen; ſtatt einer Antwort kam er ſelbſt, mich in ſein Haus einzuladen, von dem er ſich auf einige Monate, wegen einer Geſchäftsreiſe nach Wien, entfernen mußte, und indem ich eine ſeiner Verwandtinnen, eine ſo liebenswürdige, als vortreffliche Frau finden würde, unter deren Schutz ich mit eben ſo viel Anſtand als Annehmlichkeit die Zeit ſeiner Abweſenheit auf ſeinem Gute verleben könnte. Dies großmüthige Anerbieten war eine Gunſt des Himmels, die ich mit innigem Dank annahm. Ich fuhr mit meinem Vormund hierher, wo ich auch in der That in Mad. Koch eine Freundin fand, die, in der Schule des Unglücks gebildet, ſich meine Liebe und Achtung in kurzer Zeit ſo gewann, daß ich

mit Bangen dem Zeitpunkt entgegen ſehe, wo die Zurückkunft des Herrn vom Hauſe mich zwingen wird, dieſen Zufluchtsort zu verlaſſen.

Theodor drückte Franziska, als ſie geendet hatte, tief bewegt und ſchweigend an ſein Herz. Warum mußte, rief er endlich, dieſe himmliſche Unſchuld, dieſe reine Argloſigkeit eines Engelgemüthes der Quell unſerer Leiden werden! Deine Tugenden ſind es, meine Franziska, die der Bosheit den Vorwand geliefert haben, Dich bei meinem Vater anzuſchwärzen und zu verleumden, ſie ſind es, die auch jetzt Dein eignes reines Auge blenden. — Wie ſo? fragte Franziska ängſtlich. — Du nennſt dies Haus, antwortete Theodor, einen ſichern Zufluchtsort, Du liebſt und achteſt dieſe Frau, die mit Dollmer in dem zweideutigſten Verhältniß lebt, und vor ihrer Bekanntſchaft mit ihm ſchon jeden Anſpruch auf die Achtung Deiner reinen Seele verſcherzt hatte. —

O meine Tante, rief hier Franziska laut weinend aus, als ich Dich verlor, empfand ich nur den Schmerz, mit dem Liebe und Dankbarkeit um den Verluſt ihres edelſten Glückes

trauern, aber ich ahnete nicht, wie ſehr ich Deiner Leitung bedurfte, wie unglücklich mich mein Mangel an Erfahrung machen würde! — Um meines Friedens willen, flehete Theodor, beruhige Dich, wir ſind uns wieder gegeben, und das heilige und unauflösliche Band der Treue und der Liebe, das uns verbindet, gibt mir das Recht, Dich zu beſchützen. Vergiß, was Du gelitten haſt! Komm an mein Herz und fühle, wie ich, alle unſere Leiden geendet. — Und Dein Vater? fragte Franziska: hat er nicht dies Band zerriſſen, und wird er es jetzt wieder anknüpfen wollen, wo die Verleumdung mich erreicht, und meine Unerfahrenheit die Achtung der Welt verſcherzt hat? — Theodor war wirklich überzeugt, daß ſein Vater nur des Beweiſes von Franziska's Unſchuld und Liebe bedürfe, den er ſelbſt in ihrer Erzählung gefunden hatte, um ſich zur Vergütung der gegen ſie begangenen Ungerechtigkeit verpflichtet zu fühlen; und wie hätte es ihm, bei dieſer eignen lebendigen Ueberzeugung ſchwer werden können, dieſe auch Franziska mitzutheilen! Wie geneigt iſt man nicht im ſiebenzehnten Jahre — und

auch wohl noch ſpäterhin — das zu glauben, was uns der Geliebte ſagt, und was zugleich der Wunſch unſeres eignen Herzens iſt! In all der glücklichen Sorgloſigkeit ihres Alters fühlten ſich beide über ihre Zukunft beruhigt, und fingen nun an, ſich mit der Gegenwart zu beſchäftigen. Theodor konnte ſich nicht mit dem Gedanken verſöhnen, ſeine Geliebte auch nur einen Tag länger in der Geſellſchaft einer verrufenen Frau zu wiſſen; aber welchen andern Aufenthalt konnte ſie wählen, bis er ſich mit ſeinem Vater verſtändigt hatte? — Beide Liebende konnten zu keinem Entſchluß kommen, und da es ſchon ſpät war, mußte Theodor Franziska verlaſſen. Sie verſprachen ſich, am andern Morgen in gemeinſchaftlicher Berathung ſich über die zu nehmenden Maaßregeln zu vereinigen. Bei ſeiner Rückkehr nach Freienſtein fand Theodor den Sekretär ſeines Vaters vor, der ihm folgenden Brief deſſelben überbrachte:

„Ich erfahre, daß Du mich belogen, und unter dem Vorwand eines Beſuchs bei einem Deiner Freunde den Weg nach Schleſien genommen haſt. Nur wenn die

Urſache dieſes Schrittes mir ein Geheimniß bleibt, kann ich ihn verzeihen. Müller überbringt Dir meinen Befehl, ſogleich von ihm begleitet zurückzukehren. Die kleinſte Weigerung von Deiner Seite, und ich habe keinen Sohn, Du keinen Vater mehr."

Theodors Entſchluß war nach Leſung dieſes Briefes ſchnell gefaßt; er erklärte Müllern ſeine Bereitwilligkeit, dem erhaltenen Befehl ſeines Vaters Folge leiſten zu wollen, doch erſt am folgenden Morgen. Vergebens wandte ihm dieſer ein, daß er beordert ſey, auf ſeine augenblickliche Abreiſe zu dringen. Keine Widerrede, antwortete ihm Theodor; eine heilige Pflicht verbindet mich zu dieſem Verzug; ich muß die Perſon noch ſprechen, um derentwillen ich hierher gekommen bin. Jetzt iſt es eilf Uhr, und es würde eben ſo unziemlich als unausführbar ſeyn, wenn ich zu ſo ungewöhnlicher Stunde in ihrem Hauſe erſchiene. Ich werde alſo die Nacht hier zubringen; ſobald es Tag wird, reite ich aus, und bin zwei Stunden abweſend; nachher werde ich Sie ohne Widerſtreben begleiten. Es iſt durchaus nicht mein

Wille, hier länger weilen zu wollen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nach zwei Stunden wieder hier seyn werde.

Theodors Entschlossenheit erlaubte dem Sekretär keine weitere Einwendung; beide begaben sich nach ihrem Schlafzimmer, wo Theodor den Rest der Nacht dazu anwandte, einen Plan zu entwerfen, und sich auf seine Unterredung mit Franziska vorzubereiten. Sobald es Tag geworden war, ritt er nach Dollmers Gute; er hörte, daß Franziska schon aufgestanden und, da sie ihn erst gegen zehn Uhr erwartete, spazieren gegangen sey. Man bezeichnete ihm die Kapelle des Gutes als den Ort, wo er sie wahrscheinlich finden werde. Da das von Franziska's Tante bewohnte Gut an Dollmers Gut gränzte, war es diesem eingepfarrt und das Erbbegräbniß der Bilauischen Familie in der Kapelle desselben. Als Theodor die Thüre der Kapelle öffnete, fand sein erster Blick Franziska, die hier einsam und allein, vor dem Altare niedergesunken, inbrünstig betete. Dieser Anblick, die Heiligkeit des Ortes und die Stille um sie her machten auf Theodor einen tiefen Eindruck. Er

näherte ſich ihr — Franziska hob das ſchöne Haupt zu ihm auf, er ſah ihre Thränen fließen — unwillkürlich ſank er neben ihr auf die Knie und ſie in ſeine Arme ſchließend, ſagte er ihr: Laß es uns, als einen Wink des Himmels ehren, mein theures, ewig geliebtes Mädchen, daß wir uns an dieſer geheiligten Stätte finden; laß uns hier vor dem Altare den Schwur unſrer Liebe und unſrer Treue erneuern! — Ja, ewiger Gott, fuhr er erſchüttert fort, hier vor dieſem Dir geheiligten Altare lege ich den feierlichſten Schwur ab, nie einer Andern meine Hand zu reichen, als Dir, meine einzige, geliebte Franziska, der mein Herz und mein Leben auf ewig geweiht ſind, und der Zorn des Ewigen ſtrafe mich, wenn ich je meineidig werde, mit dem furchtbarſten Elend! — Halt ein, rief Franziska, denke an Deinen Vater, und fürchte die Verwegenheit eines unbeſonnenen Eides. — Eben weil er mich unwiderruflich bindet, ſpricht ihn Seele und Wort mit der feſteſten Zuverſicht und mit Entzücken aus. Wie könnte aber auch mein Vater Bande löſen wollen, die er ſelbſt geknüpft hat? Und wenn Du mich liebſt, Fran-

ziska, so wirst Du es mir nicht versagen, Dich durch einen gleichen Eid zu binden. Hier vor diesem Altare war es uns bestimmt, diesen Schwur auszusprechen, und an dem Grabe der edlen Frau, die Dir Mutter war, und die mich zu Deinem Gatten wählte, mahne ich Dich an Dein schon früher ausgesprochenes Gelübde, Dein Schicksal unwiderruflich und unauflöslich an das meinige zu binden. — Sobald Dein Vater, seufzte Franziska, unsre Liebe billigt, bin ich Dein und nie werde ich eines Andern seyn; aber er ist der Gebieter unseres Schicksals. — Sie wollte ihm bei diesen Worten ihre zitternde Hand entziehen, die er fest in der seinen hielt, aber er drückte sie nur noch inniger an sein Herz und fragte mit so unwiderstehlich trauernd flehendem Tone: Könntest Du zögern, wenn Du mich liebtest? — ich fordre ja von Dir keinen neuen Schwur, nur die Erneuerung eines früheren Gelübdes. — Der Ton, in dem er diese Worte sprach, erschütterte Franziska; sie erblaßte, und indem sie trauernd das schöne Auge mit dem Ausdruck unaussprechlicher Liebe zu ihm erhob, sagte sie leise: ich

ſchwöre Dein zu ſeyn, wie Du mein biſt, und binde meine Seele und mein Leben durch ein gleiches Gelübde.

Beide ſanken ſich hier ſtill weinend ſchweigend an das Herz; dann fing Theodor an, Franziska auf Müllers Ankunft und die Nachricht von ſeiner dadurch herbeigeführten Abreiſe vorzubereiten, doch vergeblich war ſein Streben ſie gegen den ſchreckenden Eindruck derſelben zu ſchützen. O Theodor, rief ſie ſchmerzlich erbebend aus, in welchem Augenblick haſt Du geſchworen, mein zu ſeyn! welches Glück haben wir zu hoffen, wenn der Zorn Deines Vaters auf unſrer Liebe laſtet, und wie darfſt Du ſeinem Befehl widerſtreben, mich zu verlaſſen und zu vergeſſen! — Dich verlaſſen? Dich vergeſſen? unterbrach ſie Theodor, biſt Du nicht mein? Vermag uns irgend eine irdiſche Macht zu trennen? Verbanne aber, mein geliebtes Weſen, jede Beſorgniß, die eine Beleidigung meines Vaters iſt. Sey überzeugt, ſobald er Dich wieder ſieht, werden auch Liebe, Wahrheit und Ehre jedes Vorurtheil gegen unſere Verbindung beſiegen; er iſt ja kein Barbar, kein ſeelenloſer

Egoiſt. — Aber er iſt ſtolz und ehrgeizig, wandte Franziska ein. — Sollte aber, fragte Theodor, der Ehrgeiz mächtiger ſeyn, als die Natur, als Wahrheit und Gerechtigkeit? Ich bin ſeiner Einwilligung gewiß, ſobald Du meinen heißeſten, flehentlichſten Wunſch erfüllſt und einwilligſt, mir nach Berlin zu folgen. — Welcher Gedanke! rief Franziska faſt unmuthig aus. — Dieſer Vorſchlag verletzt ſo wenig den Anſtand als das Zartgefühl, da ich Dich nicht bitten will, mich zu begleiten. — Und wo würde ich dort, wo ich keine Seele kenne, einen ſchicklichen Aufenthalt finden? — Ich kann Dir eine Wohnung in dem Hauſe eines meiner Freunde anbieten. — Der alſo, unterbrach ihn Franziska, wahrſcheinlich mit Dir in gleichem Alter iſt. — Hier erlaubte ſich Theodor, dem alles daran lag, Franziska zu dieſer Reiſe zu bereden, eine Unwahrheit; er ſchilderte ihr ſeinen Freund Staffeld als einen Mann von geſetztem Alter, den ſein Charakter und ſeine Verhältniſſe gleich achtungswerth machten. Uebrigens fügte er hinzu, wirſt Du ihn nicht ſehen; ich werde dafür ſorgen, daß Du in ſeiner Wohnung alles

zu Deiner Aufnahme bereit findet, und ihn bereden, dieſe für den einen Tag, den Du höchſtens darin verweilen wirſt, zu verlaſſen. Ich kann mich nicht entſchließen, mich unter irgend einer andern Bedingung von Dir zu trennen. Mein Vater kann gegen das, was ich ihm zu ſagen habe, keine Einwendung machen; die Ehre befiehlt ihm, ſein früher gegebenes Wort zu löſen; doch laß uns unſer Glück vor jeder Argliſt des Zufalls ſichern. Ich beſchwöre Dich bei dem Gott, vor deſſen Altare Du mir eben ewige Treue gelobt haſt, Deinem Gatten zu folgen, den ein unauflöslicher Eid an Dich bindet, damit Du in demſelben Augenblick, wo ich die Einwilligung meines Vaters erhalte, erſcheinen kannſt, und es ihm unmöglich wird, uns noch einmal zu täuſchen, oder unſere Vermählung länger zu verzögern. — Gewiß, ſagte Franziska, meine Seele hat nur Kraft, Dich zu lieben, nicht Dir zu widerſtehen. Als Du mich geſtern Abend verlaſſen hatteſt, erwachte in mir das Gefühl der Verpflichtung, meine Liebe Deinem Glücke opfern zu müſſen, ſobald das Schickſal mir dies Opfer durch den Willen

Deines Vaters abfordere. Ich konnte nicht ſchlafen, ich war ſo ſelig, Dich wieder geſehen zu haben, und doch ſo ſchmerzlich, ſo unruhig bewegt. Um mich zu ſammeln, um mir das ſchwere Herz leichter zu weinen, ging ich hierher, und ach! gerade an dieſer heiligen Stätte, wo ich zu Gott um Kraft bat, Dir entſagen zu können, habe ich einen Schwur ausgeſprochen, der Treue und Gehorſam gegen Dich zu meiner erſten Pflicht macht, und nun zum erſten Beweis dieſes Gehorſams forderſt Du, daß ich Dir folgen, daß ich mich dem Zorn Deines Vaters, vielleicht gar ſeiner Geringſchätzung preisgeben ſoll! — Du vergißt, Geliebte, daß er über Dich im Irrthum war, als er Dich verkannte und kränkte; wie grauſam müßte er ſeyn, wenn er, eines Beſſern überzeugt, nicht das Bedürfniß empfinden ſollte, Deine Verzeihung zu erhalten, und durch die zärtlichſte Treue und Vaterliebe Dir den Schmerz zu vergüten, den Du empfunden haſt. Und dann, Franziska, biſt Du jetzt nicht mein? Welche Menſchenmacht vermag uns noch zu trennen? Die Augenblicke ſind koſtbar, ich muß Dich verlaſſen; laß mich

nicht der Verzweiflung zum Raube! Gelobe mir, mir folgen zu wollen. —

Franziska war zu jung und unerfahren, um die Wichtigkeit dieſes gewagten Schrittes nach dem vollen Umfang derſelben würdigen zu können. Sie liebte Theodor, und ſeine innigen, zärtlichen Bitten erhielten von ihr das ſo ſehnlich von ihm gewünſchte Verſprechen. Er gab ihr die Adreſſe der Wohnung, in der ſie unter einem fremden Namen abſteigen ſollte, ſie gab ihm ihr Wort, am folgenden Morgen abzureiſen. Voll Hoffnung und Freude verließ er ſie, und kehrte nach Freienſtein zurück, wo er den Wagen, der ihn und Müller nach Berlin bringen ſollte, ſchon angeſpannt fand. In Theodors reiner edler Seele hatte der Glaube an den Edelmuth ſeines Vaters und an ſeine Liebe über jeden Zweifel geſiegt; er war feſt überzeugt, daß es für ſeinen Vater nur der Ueberzeugung von Franziska's Unſchuld bedürfen werde, um das Betragen ſeines Sohnes zu billigen, und Franziska als die Gemahlin deſſelben in ſein Haus einzuführen. Doch ſo wie er ſich der Hauptſtadt näherte, verdüſterten trübe

Ahnungen seinen freudigen Hoffnungshimmel; Unruhe und Furcht traten an die Stelle seiner heitern Zuversicht und vergeblich suchte er sich selbst durch den Gedanken zu täuschen, daß seine Bangigkeit nur Scheu vor dem ersten Augenblick des Wiedersehens seines Vaters sey.

Es war neun Uhr Abends, als er ankam; er fragte, ob sein Vater zu Hause sey, um gleich zu ihm eilen zu können, allein statt der Antwort überreichte ihm der Diener ein Billet. Er erbrach es. „Ein Undankbarer, ein Ungehorsamer, schrieb ihm sein Vater, ist nicht mehr mein Sohn; Du wirst Dein Zimmer nicht verlassen und mich nicht wieder sehen, bis ich von Dir die schriftliche Versicherung eines unbedingten Gehorsams erhalten habe."

Wie von einem Blitzstrahl getroffen stand Theodor einige Augenblicke unbeweglich, nachdem er diesen grausamen despotischen Ausspruch gelesen hatte. Unwillkührlich eilte er dann nach der Thüre seines Zimmers. Sie war hinter ihm verschlossen. Diese Haft hätte ihn nicht so erschreckt, wenn sie ihm nicht plötzlich das ganze arglistige Betragen seines Vaters, das

ganze Gewebe von Täuſchungen und Unwahrheiten, mit dem er von ihm umſponnen worden war, ins Gedächtniß zurückgerufen hätte. Und dann — Franziska kam übermorgen — was ſollte ſie von ihm denken, wenn er ſie nicht in Staffelds Wohnung empfing. — Er rechnete freilich darauf, morgen durch ſeinen Bedienten, auf deſſen Treue er rechnen durfte, einen Brief an Staffeld beſtellen laſſen zu können, und ſetzte ſich gleich nieder, dieſen zu ſchreiben und Staffeld von dem Dienſt zu benachrichtigen, den er von ihm erwartete, indem er ihn erſuchte, Franziska, die unter dem Namen einer Frau v. Roſen erſcheinen würde, auf einige Tage ſeine Wohnung zu überlaſſen, wobei er ihm zugleich ihre Verhältniſſe und ſeine Hoffnung, ſie in kurzer Zeit die Seinige zu nennen, anvertrauete, weil er ſicher war, ihr dadurch ſeine Hochachtung und die feinſte Sittigkeit ſeines Betragens zu ſichern. Allein wie groß war ſein Entſetzen, als er am Morgen ſtatt ſeines eignen Bedienten einen ihm unbekannten Menſchen zu ſeiner Aufwartung erſcheinen ſah, und von dieſem erfuhr, ſein Vater

habe jenen verabschiedet und gleich nach seiner Zurückkunft aus dem Hause entfernt. In wahrer Todesangst verstrichen Theodor die Stunden dieses entsetzlich langen Tages. So oft sich eine Thüre öffnete, so oft er einen Fußtritt hörte, hoffte er eine Botschaft von seinem Vater und den Befehl, vor ihm zu erscheinen, zu erhalten. Am andern Tage stieg seine Gemüthsbewegung fast zur Verzweiflung; der Gedanke an Franziska's Ankunft zwang ihm Entscheidung und raschen Entschluß ab; es gab für ihn nur einen Weg zur Freiheit, und nach einem sehr schmerzlichen Kampf mit seinem bessern Selbst, in dem die Leidenschaft siegte, schrieb er seinem Vater: „Ich verspreche Ihnen unbedingten Gehorsam, allein ich fordre, daß Sie mich hören, ehe Sie über mein Schicksal entscheiden." — Kaum hatte er dieß Billet hinuntergesandt, als ihn sein Vater rufen ließ. Beim Eintritt in das Zimmer kam ihm der Kammerherr entgegen und drückte ihn bewegt und liebevoll an sein Herz. Beide schwiegen verlegen einige Augenblicke. Der Kammerherr, der sichtlich nach dem Anschein unbefangner Zu-

friedenheit und argwohnloſen Vertrauens rang, zog endlich den Sohn neben ſich auf den Sopha nieder: laß uns das Vergangne vergeſſen, lieber Theodor, nahm er das Wort, Du haſt mir unbedingten Gehorſam verſprochen, ich vertraue Deinem Wort und ſchenke Dir mit meiner Liebe auch mein Vertrauen wieder. Ich kann mir leicht denken, daß die Perſon, die Du in Schleſien geſprochen haſt, nichts unverſucht gelaſſen haben wird, Dich gegen mich zu erbittern, und ſich Dir in einem täuſchenden, vortheilhaften Licht zu zeigen; ſie wird Dir entdeckt haben, daß ich ihre und Deine Briefe untergeſchlagen habe; dies iſt wahr, allein ich mußte es thun, um Dich als Vater vor der Verbindung mit einem Deiner durchaus unwürdigen Geſchöpf zu retten. Mag es ihr gelungen ſeyn, alle ihre Verirrungen und Fehltritte Deiner Unerfahrenheit gegenüber zu beſchönigen, ſo kann ſie doch nicht läugnen, daß ſie ihren guten Ruf unwiderbringlich verloren hat; mögen nun ihre Verhältniſſe eine Folge ihrer Vergehungen oder ihrer Unbeſonnenheiten ſeyn, gleichviel, ſie iſt in der öffentlichen Mei-

nung entehrt und eine Verbindung mit ihr würde unsre Familie beschimpfen. Das Wort, was ich früher gegeben hatte, bindet mich nicht; ich gab es nur unter der Bedingung, daß ihre Tante sie zur Erbin einsetzen solle, und die Nichterfüllung dieser Bedingung spricht mich von jeder Verbindlichkeit gegen sie frei.

Theodor hätte ihm entgegnen können, daß er Franziska's Lage durchaus falsch darstelle, da ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit und Rathlosigkeit alle beßre Menschen zur Nachsicht gegen sie stimmen müßten und die Fleckenlosigkeit ihres innern Bewußtseyns dafür bürgte, daß es ihr gelingen werde, die Meinung mit sich zu versöhnen; allein es konnte ihm nicht entgehen, daß jedes Wort des Kammerherrn von Habsucht, Arglist und Falschheit eingegeben war. Er fühlte, wie ungerecht sein Vater handelte, sie nicht hören zu wollen, und vorzüglich empörte es Theodor, daß der Kammerherr ihre Armuth als einen Rechtfertigungsgrund seines Betragens geltend zu machen suchte, da Tugend und Ehre, zartfühlender als das geschriebene Gesetz, einen solchen Einwand durchaus für ungültig und unwürdig er-

klärten. Auch war das Vermögen, das Franziska von ihrer Tante geerbt haben würde, immer nur unbedeutend gegen den Reichthum, den der Kammerherr jetzt beſaß. Theodor fühlte dies alles, aber auch das, daß ſein Vater unwiderruflich entſchloſſen war, der Wahrheit und der Gerechtigkeit ſein Ohr verſchließen zu wollen, und ſo glaubte er ſich den Verſuch erſparen zu müſſen, ihn für ſeine Liebe zu gewinnen. Brennend vor Ungeduld ſeine Freiheit zu erhalten, um zu Franziska fliegen zu können, ſuchte er ſeinen Unmuth und die Empörung ſeiner Seele unter der Hülle demuthsvoller Unterwerfung zu verbergen und verſicherte ſeinem Vater mit leiſer, ungewiſſer Stimme, daß er bereit ſey, ihm zu gehorchen. Mit unverkennbarer Freude und Zärtlichkeit umarmte ihn der Kammerherr, und Theodor fühlte, wie gräßlich es iſt, einen Vater zu betrügen, ſelbſt dann, wenn er uns durch Ungerechtigkeit, Gewalt und Liſt dazu zu zwingen ſcheint. Sey überzeugt, ſagte der Kammerherr, daß ich nur Dein Glück will, und daß meine Erfahrung und meine Lebensklugheit Dich richtiger leiten werden, als

es die Verblendung einer jugendlichen, leicht vergänglichen Leidenschaft es zu thun vermöchte. Die Begebenheiten dieser letzten Tage haben unserm Verhältniß zu der Riesenbergischen Familie eine Gestalt gegeben, die eine schnelle Verlobung nothwendig macht. Theodor erblaßte; sein Vater wollte es nicht bemerken, und fuhr fort: die Generalin ist mit ihrer Tochter nach Potsdam gefahren, übermorgen kömmt sie zurück, dann wirst Du das Jawort erhalten und am folgenden Tage wird Deine Verlobung gefeiert und bekannt gemacht werden. Ich werde ihrem Befehl gehorchen, mein Vater, sagte der unglückliche Theodor. Diese Versicherung glaubte der Kammerherr mit den zärtlichsten Liebkosungen und Lobsprüchen vergelten zu müssen. Theodor's Seele war ein Raub der widersprechendsten Empfindungen. Kann ich heut Abend ausgehen? fragte er, oder haben Sie für uns sonst ein Engagement? ich fühle, daß mir Zerstreuung Noth thut. Gehe, wohin du willst, antwortete ihn der Kammerherr, Dein Betragen hat Dir mit meiner Liebe volle Freiheit zurückgegeben. Theodor säumte nicht, eine Freiheit zu benutzen,

die er mit einem für ſeine Gefühle und ſeine Grundſätze gleich ſchwerem Opfer erkauft hatte. Er flog zu Staffeld. Dieſer war ein junger, eben ſo reicher, als lebensluſtiger Offizier, deſſen Charakter die Farbe eines gutmüthigen Wüſtlings trug. Er hatte gerade an dieſem Tage ſechs bis acht junge Männer zum Mittagseſſen bei ſich. Die Geſellſchaft war ſehr lärmend und durch Wein, Geſchwätz und Luſtigkeit zu jedem Muthwillen geſtimmt, als gegen das Ende der Mahlzeit ſein Bedienter hereintrat und ihm meldete, vor der Thüre halte ein Reiſewagen und die Dame darin verlange hier abzuſteigen. Wie heißt ſie? fragte Staffeld: wie ſieht ſie aus? ſchrieen alle übrigen. Sie nennt ſich Frau von Roſen und iſt jung und hübſch. Laß ſie kommen! Laß ſie kommen! riefen die Gäſte im Chor. Nun meinetwegen, ſagte Staffeld, das iſt ja überdem ein wahrer Romanenname. Ich will ſie holen, antwortete der Diener, und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo habe ich die Schöne ſchon vor einigen Jahren in Stettin auf dem Theater geſehen, wo ſie damals die Prima Donna war. –

Franziska, die Staffeld von ihrer Ankunft benachrichtigt und von ihm mit der Achtung und Güte aufgenommen zu werden glaubte, die sie sich von einem bejahrten, höchst achtungswürdigen Mann — so hatte ihn ihr Theodor ja geschildert — versprechen durfte, hielt von ihrem Mädchen begleitet noch vor der Thüre, als der Bediente wieder erschien, den Schlag des Wagens öffnete und dann den Weg zeigend vor ihr die Treppe hinaufging. Ermattet von der Reise und vor Blödigkeit und Angst bebend stützte sie sich auf Katharina, ein großes stämmiges Bauermädchen, die sie seit einigen Wochen zu sich genommen hatte und die mit der Kleidung ihres Standes auch noch die Sitten und Sprache desselben beibehalten hatte. Diese hielt unter dem einen Arm den Korb mit dem Nachtzeug ihrer Gebieterin, mit dem andern führte sie Franziska, die kaum mehr im Stande war, sich aufrecht zu erhalten. Am Ende eines langen Ganges öffnete der Diener eine Thüre, Franziska trat ein; aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie sich plötzlich unter einem Haufen junger halb berauschter Männer versetzt sah, die

bei ihrem Anblick alle vom Tiſche aufſprangen, um ihr entgegen zu eilen! Sie ſchrie laut auf und wollte fliehen, aber ſie drängten ſich um ſie her und hielten ſie auf. Großer Gott, rief ſie, wo bin ich? der Poſtillion hat ſich geirrt, meine Herren, ich glaubte hier in der Wohnung eines ſehr ehrwürdigen Mannes, eines Herrn v. Staffeld zu treten. Dieſer Beiname erweckte ein lautes, allgemeines Gelächter. Staffeld näherte ſich ihr mit komiſcher Ernſthaftigkeit, und ſagte ihr, daß man ſie nicht getäuſcht habe, er ſey Herr v. Staffeld. Bei dieſen Worten erſtarrte Franziska; ſich fühlte ſich einer Ohnmacht nahe und mußte ſich an die Lehne eines Stuhls halten um nicht niederzuſinken. Sie iſt wahrhaftig ganz allerliebſt, flüſterte Staffeld ſeinen Freunden zu — und wie vortrefflich ſpielt ſie ihre Rolle, rief der Hauptmann Kappe, der allein am Tiſch ſitzen geblieben war, um die friſch entkorkte Champagnerflaſche ungeſtört zu leeren. Gewiß, rief ein Dritter, ihre Ziererei ſteht ihr recht niedlich; ſie macht ſich dadurch intereſſant. — O Katharina, rief Franziska mit erſtickter Stimme,

rette mich, führe mich fort. Verflucht, rief Kappe wieder, daß die Vertraute Katharina heißt! der proſaiſche Name ſtört alle Illuſion. — Kommen Sie, Fräulein, ſagte das Mädchen, geben Sie mir ihren Arm, und kehren Sie ſich nicht an das Geſchnack all dieſer jungen Gelbſchnäbel. Neues Gelächter, neue Spötte-reien. Es blieb nicht unbemerkt, daß Katha-rina die angebliche Frau von Roſen Fräulein nannte. Franziska fühlte ſich wie vernichtet; ſie richtete ſich mit der höchſten Anſtrengung auf, nach der Thüre zu gehen; allein Staffeld hielt ſie zurück. Genug der Ziererei, ſagte er ihr lächelnd, ſie iſt hier überflüſſig, mein ſchö-nes Kind; es wird Ihnen bei uns ſehr gut gefallen. Kommen Sie, laſſen Sie uns wie-der am Tiſch Platz nehmen. Von Schaam und Entſetzen in jeder Regung des Lebens tödtlich verletzt, und außer Stande, irgend eine ſie recht-fertigende Erklärung ihrer Erſcheinung zu geben, ſank Franziska auf einen Stuhl nieder. In dieſem Augenblick kam der Diener lachend her-ein und ſagte, der Poſtillion wolle wiſſen, in welchem Zimmer die gnädige Frau logiren

ſolle, um ihre Sachen dorthin bringen zu können. Wahrhaftig, ſagte Staffeld, in dieſer Art, ſich bei mir einzuführen, iſt ſo viel Genialität und gute Laute, daß ich mich dadurch bezaubert fühle. Laß Du nur getroſt alle Sachen in das blaue Zimmer bringen. Eine Fluth von Neckereien und Spöttereien ergoß ſich hier von Neuem über die Unglückliche, die blaß, athem- und thränenlos, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, Gott in ſtummer Verzweiflung bat, dieſen Augenblick den letzten ihres qualvollen Daſeyns ſeyn zu laſſen. Der Tod wäre ihr eine Wohlthat geweſen; als ſich ihr aber jetzt Staffeld nahete und ſie umarmen wollte, ſiegten Unmuth und Zorn über die Qual empörter Schaam, ſie riß ſich auf, und ihn von ſich ſtoßend flog ſie auf eine Thüre zu, die ſie am andern Ende des Zimmers erblickte und die in einen Gang führte. Staffeld eilte ihr nach — ſie ſah eine andere halb geöffnete Thüre, ſtürzte hinein, riß ſie hinter ſich zu, ſchob den Riegel vor, und ſank dann athemlos zu Boden. Staffeld klopfte vergeblich an und bat ſie, die Thüre zu öffnen; als er keine Antwort erhielt und

vergeblich verſucht hatte, ſie durch einen Fußtritt zu ſprengen, verließ er ſie endlich mit der Drohung, Hülfe zu holen. Nur in ihrer ungeheuren Angſt konnte Franziskas Seele die Kraft finden, ſich ihr Bewußtſeyn zu erhalten. Sie warf ſich in Thränen zerfließend auf ihre Knie nieder, und flehte zu Gott um Rettung. Ein Wort zu Gott, wird ſtets zu einem Wort von Gott; vorzüglich dann, wenn wir uns völlig hülflos fühlen. Die Lage, in der ſie ſich befand, ſchien ihr nur noch die Wahl zwiſchen Tod und Schande zu laſſen. Ihre Erſcheinung bei Staffeld konnte kein Geheimniß bleiben, und hatte, wie ſie ſelbſt fühlte, ihren Ruf nun vollends und unverſöhnlich befleckt. Allein der Augenblick der Gegenwart war für ſie zu ängſtigend, um die Schrecken der Zukunft empfinden zu können. Sie mußte in jedem Augenblick Staffelds Zurückkunft fürchten. Das Zimmer, in dem ſie war, lag im zweiten Stock, die Fenſter deſſelben gingen nach dem Garten und ſie war entſchloſſen ſich hinaus zu ſtürzen, ſobald Staffeld ſeine Drohung wahr machen, und die Thüre gewaltſam zu öffnen Anſtalt traffen würde.

Und all dieſe Schande, alle dieſe Qual war ihr von Theodor, war ihr durch Lüge und Betrug von ſeiner Seite bereitet! Gewiß war es nicht ſeine Abſicht geweſen, ſie dieſer demüthigenden, dieſer gräßlichen, unerträglichen Beſchimpfung Preis zu geben; allein, er hatte ſie doch unter dem Vorwand, ihr einen ſichern und anſtändigen Zufluchtsort anzuweiſen, in dies Haus gelockt, er ihr doch dieſen unwürdigen Staffeld als einen bejahrten ehrwürdigen Mann geſchildert!

Ach, die Qual einer ſolchen Anklage des Geliebten, wie zerreißt ſie die Seele, wie giebt ſie einem Schmerz Preis, deſſen unſägliche Bitterkeit nie wieder ganz zu vertilgen iſt. — Wie Schwefeldampf die junge Roſe entfärbt, ſo ſchwindet auch der Glanz der jugendlichen Zuverſicht und des Vertrauens zu Menſchenherz und Lebensglück von dem Anhauch ſolcher Qual dahin, und nie kehrt er wieder.

Nach einigen Stunden hörte Franziska Tritte, die ſich der Thüre näherten; man nannte ihren Namen und ſie erkannte mit unausſprechlicher Freude die Stimme ihrer treuen Katha-

rina, welche ſie bat, ihr die Thüre zu öffnen, was ſie unbedenklich thun könne, da Staffeld mit allen ſeinen Geſellſchaftern das Haus verlaſſen habe. Franziska öffnete auf dieſe Verſicherung hin die Thüre; — blaß und mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes in allen Zügen ſtürzte Theodor zu ihren Füßen. Zürnend wandte ſie den Blick von ihm ab, und ſtieß ihn von ſich; allein er bat, ihn nur zu hören, da er überzeugt ſey, ſie zu verſöhnen, ſobald ſie ihm nur dies gewähre. In ſeiner Erzählung verhehlte und beſchönigte er keinen Umſtand, ſelbſt nicht ſein Verſprechen, Fräulein Rieſenberg heirathen zu wollen. Franziska vermochte nicht des ſchmerzlichen Eindrucks Herr zu werden, den dies Verſprechen auf ſie machte, ihre Thränen verriethen ſie. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, ſchloß Theodor, daß, wenn es nur mein Leben gegolten hätte, keine Macht der Welt vermögend geweſen ſeyn würde, mir ein ſolches Verſprechen zu entreißen; aber mir blieb nur die Wahl, einen Vater, der ſeine Gewalt über mich mißbraucht, dadurch zu täuſchen, oder die Möglichkeit zu verlieren, zu Deinem Bei-

ſtand herbeieilen zu können — und doch, o Gott! war in meiner Seele keine Ahnung von den Beleidigungen, denen Du ausgeſetzt geweſen biſt, und deren Andenken mich zur Verzweiflung bringt. Ich ſah Dich nur in einer Dir unbekannten Stadt ankommen und einen Aufenthalt in einem Hauſe fordern, wo man es Dir verſagen würde, Dich aufzunehmen; dieſe Vorſtellung reichte ſchon hin, mich auf das Aeußerſte zu bringen, und bewog mich, der ungerechteſten Gewaltthätigkeit Verſtellung und Liſt entgegen zu ſetzen. — Nein, ſagte Franziska, Du mußt das Verſprechen halten, das Du Deinem Vater gegeben haſt. — Ich werde, unterbrach ſie Theodor, den Eid halten, den ich früher und freiwillig geleiſtet habe, Dich zu lieben und Dein zu ſeyn. — Unglücklicher, ſeufzte Franziska, vergißeſt Du, daß Du ſchon in drei Tagen das Eigenthum einer Andern ſeyn wirſt! — Dieſer Zeitraum, antwortete Theodor, reicht hin, uns für immer von dem Joch einer unerträglichen Tyrannei zu befreien. Laß uns fliehen, und fern von unſerm Vaterlande ein ſtilles, einſames Plätzchen ſuchen, wo wir ungeſtört uns und unſrer Liebe leben kön-

nen. — Großer Gott! rief Franziska ſchmerzlich, wozu willſt Du mich bereden! ich ſollte Deinem Vater den einzigen Sohn rauben, und ein Band knüpfen, das vor dem Geſetz nicht gültig, durch ſeinen Ausſpruch wieder gelöſet werden könnte? Nimmermehr! — Höre mich Franziska, ſagte Theodor ernſt, wir dürfen uns über unſre Lage nicht täuſchen — jede Hoffnung auf die Einwilligung meines Vaters iſt verſchwunden; dieſer letzte unglückliche Vorfall trennt uns auf immer von der Welt. Ich, ich allein bin die Urſache dieſer unglücklichen Begebenheit, und nur, wenn Du mein wirſt, kann ich ſie mir verzeihen. Es gibt für Dich gegen die Bosheit der Menſchen nur eine Zuflucht, die Arme Deines Gatten. Der Friede meiner Seele, das Glück meines Herzens, meine Ehre hängt von Deinem Entſchluß ab — weigerſt Du Dich, mir zu folgen, ſo wird dieſe durch das Bewußtſeyn befleckt, das Mädchen meines Herzens unglücklich gemacht zu haben, und einen ſolchen Ehrenmakel verträgt kein edles Gemüth. — Fühle, wohin mich das führen muß. — Ich rede nicht von unſerm Glück, Franziska,

ein höheres Geſetz entſcheidet jetzt über unſer Schickſal, und läßt Dir keine Freiheit der Wahl. —

Jedes dieſer Worte war ein Dolch für Franziska's Herz, und betäubt durch das furchtbare Entſetzen, das ihr aus Theodors verzweiflungsvoller Entſchloſſenheit entgegenblitzte, gab ſie ihre Einwilligung. Theodors Plan war gemacht; er verließ Franziska um zu ſeinem Vater zurückzukehren, und hatte Herrſchaft genug über ſich, um vor dieſem ruhig erſcheinen zu können. Der Kammerherr war einer von jenen Menſchen, die eben ſo wenig die niedere Stufe ahnen, auf der ſie ſtehen, als die Würde, zu welcher der Menſch durch Liebe und ſittliche Kraft gelangen kann. Es ſchien ihm ganz natürlich, daß Theodor ſeine Jugendliebe, dem Ehrgeize und der Eitelkeit opferte, da er ihn nach ſich ſelbſt beurtheilte. Gemeine Seelen werden oft durch Berechnungen dieſer Art getäuſcht; aber er liebte den Sohn in all dem Maaß, in dem ſein welkes Herz der Liebe fähig war; alle Pläne ſeines Ehrgeizes, ſeiner Glanzſucht, ſeiner Geldliebe waren auf die Verbindung des Erben ſeines

Namens mit dem reichen Fräulein Rieſenberg gegründet; Theodors Einwilligung machte ihn glücklich; die Kälte, die unwillkürlich in ſeinem Benehmen gegen den Vater lag, that dieſem weh; er war nie ſo zärtlich gegen ſeinen Sohn geweſen, er hatte ihm nie ſo viel Liebe bewieſen, als gerade jetzt, wo jeder Beweis ſeiner Vaterliebe eine Schlange war, die die Nemeſis an Theodors weiches Herz legte, und die, jetzt noch ſchlafend, doch ſicher einſt wach werden mußte, um ſich mit dem Blut dieſes Herzens zu nähren. —

Theodor hatte bei Staffeld, als er endlich zu ihm gekommen war, um ihn auf Franziska's Ankunft vorzubereiten, alle die Theilnahme gefunden, die ein junges Herz ſelten der Liebe und dem Schmerz verſagt. Tief beſchämt geſtand ihm Staffeld, daß Franziska ſchon in ſeinem Hauſe ſey, und das Mißverſtändniß, welches ihre Ankunft herbeigeführt hatte. Theodor war gegen das Urtheil der Welt krankhaft empfindlich; ihm fehlte die Kraft, ſich durch Selbſtbewußtſeyn, Entſagung und ſtille Größe über die Ungerechtigkeit eines fremden Urtheils erheben

zu können, und wenn man gleich dieſe von dem Mann für ſein eignes Leben fordern darf, ſo iſt dagegen der Ruf und die Ehre eines weiblichen Weſens von ſo zarter Art, daß es ſchon ein Makel für ſie iſt, beargwohnt zu werden. Theodor liebte Franziska mehr als ſein Leben; aber es hätte ihn mit ſich ſelbſt entzweit, ſie jetzt als ſeine Gemahlin in die Welt einführen zu ſollen, und giftig bitter war für ihn das Gefühl, ſie der beſchimpfenden Beſchämung eines Mißverſtändniſſes, wie das, das ihre Erſcheinung bei Staffeld veranlaßt hatte, in einem Kreiſe der verrufenſten jungen Wüſtlinge der Reſidenz Preis gegeben zu haben. Erbittert durch die Ungerechtigkeit ſeines Vaters, in tiefſter Seele zerreißend gemartert durch das Gefühl, ihn nicht mehr achten zu können, kam in ihm ein Haß, der, da ihm die Kraft fehlte, gegen das Böſe zu kämpfen, zur Scheu und Bitterkeit gegen die Menſchen wurde. Sein Entſchluß zur Flucht war eben ſo ein Werk der Feigheit als der Liebe.

Es gelang ihm, an dem folgenden Tage unentdeckt alle erforderlichen Anſtalten treffen zu

können. Am dritten Tage kam die Generalin mit ihrer Tochter von Potsdam zurück und der Kammerherr führte seinen Sohn zu ihr. Theodor war bei dieser peinlichen Zusammenkunft so sichtlich erschüttert, so schmerzlich bewegt, so blaß und verstört, daß sein Vater, dadurch gerührt, zum Erstenmal ahnete, das Opfer, daß sein Sohn ihm bringe, sey für ihn ein höchst schmerzvolles. Es war neun Uhr, als sie die Generalin verließen. — Theodor war namenlos bewegt, als er mit seinem Vater in den Wagen stieg; die Stimme der Natur, die frommen, heiligen Regungen der Kindespflicht und der Kindesliebe sprachen laut in seinem Herzen; er schloß die Augen und barg den Kopf in die Seitenkissen des Wagens. Beim Aussteigen gab ihm der Vater zärtlich die Hand und bat ihn, mit in sein Zimmer zu kommen. Er sah jetzt beim Schein der Lichter, daß Theodor geweint hatte, und glaubte ihn durch seine Zärtlichkeit trösten zu müssen. Glaube nicht, mein Sohn, sagte er ihm, daß ich den Werth Deines Gehorsams weniger erkenne, weil ich Dir nicht zu sagen vermag, wie er mich beglückt. Deine Folgsam-

keit ſichert den Frieden meines Alters und iſt mir Bürge für Dein eigenes Glück, da Gott mein Gebet für einen ſo guten Sohn nicht unerhört laſſen wird. Seine ſtrenge Gerechtigkeit ſtraft den Ungehorſam der Kinder, aber welche Anſprüche auf ſeine ſchönſten Segnungen gibt Dir nicht Dein Herz und Deine kindliche Liebe. — Dieſe Worte trafen Theodors Seele; außer ſich warf er ſich ſeinem Vater in die Arme und benetzte ſeine Hände mit ſeinen Thränen. Gerührt legte der Kammerherr die Hand auf ſein Haupt und ſegnete ihn. O mein Vater, rief Theodor tief erſchüttert aus, widerrufen Sie dieſen Segen nie, verſprechen Sie es mir — auch dann nicht, wenn künftig mein Betragen nicht Ihrer Erwartung entſprechen ſollte. Bedauren Sie dann Ihren Sohn, er wird Ihres Mitleids bedürfen, aber fluchen Sie mir nicht! Ich leſe in Deinem Herzen, antwortete ihm der Kammerherr, Du fürchteſt Deine künftige Gemahlin nicht glücklich zu machen, weil Du ſie nicht liebſt, aber Du täuſcheſt Dich ſelbſt. Glaube mir, ein ſo vergängliches Gefühl, als die Liebe, taugt nicht zur Grund-

lage einer so unauflöslichen Verbindung, als es die Ehe ist; ich kenne Deine Grundsätze und bin für die Zukunft unbesorgt. Er umarmte ihn hierauf zärtlich und fuhr dann fort: Du hast mir gestern gestanden, daß Du Schulden hast, und ich habe Dir zu ihrer Bezahlung tausend Louisd'or anweisen lassen; ich will diesen noch eine zu Deinem Vergnügen bestimmte Summe hinzufügen. Da in meinem Schreibtisch liegen zweihundert Louisd'or, nimm sie als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Deinem Betragen an. Nein, nein, sagte Theodor, als eine Belohnung kann ich dies Geld nicht annehmen, behalten Sie es, mein Vater, ich bin noch hinlänglich versehen. Der Kammerherr begriff ein Zartgefühl nicht, dessen Quelle er nicht zu errathen vermochte, und drang lange vergeblich in Theodor, es anzunehmen. Dieser riß sich endlich mit gebrochenem Herzen von ihm los. Er eilte die Treppe hinab, aber als nun die Thüre des Vaterhauses sich hinter ihm schloß, vielleicht auf ewig, zog eine furchtbar düstre Minute seines Lebens bei ihm vorüber, von der er nicht ahnete, daß ihr noch schreckendere fol-

gen könnten. Franziska's Anblick ſiegte indeſſen über ſeinen Schmerz. Blaß und verweint ſank ſie in ſeine Arme, er las in ihren Zügen, wie herbe auch ſie gelitten und gekämpft hatte. Staffeld hatte um Mitternacht, nach ſeiner mit Theodor getroffenen Verabredung, Poſtpferde beſtellt. Die Liebenden fuhren ab, ohne verfolgt zu werden, da Theodor alle ſeine Maaßregeln ſo genommen hatte, daß man ihn, ſtatt auf dem Wege nach Dänemark, den er eingeſchlagen hatte, auf dem Wege nach Frankreich glauben mußte, ſobald ſeine Flucht entdeckt wurde. Er kam ohne Unfall in Kopenhagen an, wo ſeine erſte Sorge dahin ging, einen Prediger zu finden um ihn mit Franziska zu trauen. Sie wurde ſein.

Am Morgen nach Theodors Flucht erfuhr ſein Vater, er ſey die Nacht nicht nach Hauſe gekommen, und ſandte nach Staffeld, ſich nach ihm erkundigen zu laſſen, da Theodor die Nachricht zurückgelaſſen hatte, daß er bei dieſem zu Abend eſſen werde. Man brachte dem Kammerherrn die Antwort, Staffeld ſey mit den Gäſten, die er geſtern Abend bewirthet habe,

nach Charlottenburg gefahren, um dort zu frühstücken. Nun erwartete er seinen Sohn erst zum Mittagsessen; als es aber drei Uhr schlug, und Theodor noch nicht wieder zu Hause war, wurde er ängstlich, da er eine so unregelmäßige Lebensweise durchaus nicht an ihm gewohnt war; er sandte von neuem zu Staffeld; dieser war noch abwesend, ohne daß seine Leute genaue Kunde zu geben vermochten, wo ihr Herr sey. Beängstigt ging er in das Zimmer seines Sohnes — er fand seinen Schreibtisch unverschlossen und so wenig Geld, als das zum Brautgeschenk für Fräulein Riesenberg bestimmte Schmuck-Kästchen darin. Plötzlich leuchtete nun wie ein Blitz die Erinnerung an den Zustand, in dem er Theodor in der Stunde ihrer Trennung gesehen hatte, durch seine Seele, und er zweifelte nicht länger an seinem Unglücke. Er sandte einen reitenden Eilboten nach Freienstein ab, und als er von dorther die Nachricht erhielt, auch Franziska sey aus jener Gegend verschwunden, überzeugte er sich völlig von ihrer gemeinschaftlichen Flucht, und beschloß ihnen selbst zu folgen. Falsche, von Theodor wohlberechnete Anzeigen, führten

ihn nach Frankreich, allein Gram, und eine für ſeine Jahre zu ſchnelle Reiſe zwangen ihn in Straßburg zu verweilen, wo er gefährlich krank wurde. Er genas langſam, die Aerzte verordneten ihm den Gebrauch des Seebades und er mußte ſich entſchließen umzukehren und nach Doberan zu gehen. Seine Krankheit wurde durch tiefen Herzenskummer und ſchmerzliche Reue genährt; er hatte ſeinen einzigen geliebten Sohn und zwar durch eigne Schuld verloren. Spät im Herbſt erſt kam er nach Berlin zurück, noch immer von der Hoffnung geſchmeichelt, ſeinen Sohn wieder zu finden, allein trotz aller ſeiner Nachforſchungen gelang es ihm nicht, den Aufenthalt deſſelben zu entdecken. Die Generalin Rieſenberg, ſeine einzige Vertraute, wußte ihn zu überreden, daß nur der Beſitz einer liebenswürdigen Gattin ihn über den Verluſt eines undankbaren Sohnes zu tröſten vermöge; der Kammerherr war erſt achtundvierzig Jahr alt; empfänglich für Frauenreiz, vereinzelt, unglücklich und eitel, ließ er ſich leicht verführen. Die Ausſicht auf eine glänzende Verbindung, der Wunſch Kinder zu

erhalten, der Gedanke, der Rieſenberg'ſchen Familie Genugthuung ſchuldig zu ſeyn, beſtimmten ihn, Fräulein Rieſenberg ſeine Hand anzubieten, die ſie, da ſie ſich nur einen reichen Mann wünſchte, der ihr die Freiheit laſſe, ein glänzendes Haus zu machen, ohne Bedenken annahm.

Bei ſeiner Ankunft in Kopenhagen nahm Theodor einen andern Namen an. Er hatte nie Schulden gehabt, die Summe, die ihm ſein Vater zur Bezahlung derſelben hatte anweiſen laſſen, bildete mit dem Gelde, das er aus dem Verkauf des für ſeine Braut beſtimmten Schmuckes löſete, ein Capital von zehntauſend Thalern, das er, wie er einſah, zu irgend einem Geſchäft vortheilhaft anlegen mußte, wenn es hinreichen ſollte, ihn und Franziska zu ernähren. Theodor kannte aber ſo wenig die Welt als die Menſchen, er wurde betrogen, und büßte in weniger denn einem Jahre über zweitauſend Thaler ein. Gekränkt und erbittert beſchloß er, fern von den Menſchen einſam zu leben, er kaufte in Schleswig eine reizend, aber ſehr abgelegene liegende Bauernſtelle. Hier ward

Franziska Mutter eines Sohnes, deſſen Geburt in Theodors Herzen das Andenken an ſeinen Vater neu belebte. Mit Thränen der Reue und Betrübniß empfing er das geliebte Kind. Er ſchrieb an ſeinen Vater: er flehete in den innigſten, herzerweichendſten Ausdrücken um ſeine Verzeihung, allein vergeblich hoffte er auf eine Antwort, er ſchrieb noch ein — zweimal; da erhielt er von der Gemahlin ſeines Vaters ſeinen Brief zurück geſandt, mit einigen Zeilen in denen ihre Bosheit alles Gift ihres Haſſes gegen ihn gegoſſen hatte, und in denen ſie ihm, im Namen ihres Mannes, unter Androhung ſeines Fluches verbot, je wieder den Vater daran zu erinnern, daß er einen ungehorſamen, entlaufenen Sohn habe. Theodor litt unbeſchreiblich, als er dieſen Brief erhielt, er mußte Franziska ſeine Reue, ſeine Gewiſſensbiſſe, ſeinen Schmerz, ſie, ſein Kind und ſich zur Dunkelheit und Dürftigkeit verurtheilt zu ſehen, verbergen, und dieſer peinliche Zwang zerſtörte den Zauber der Leidenſchaft, der ihm bis jetzt Unglück verſchleiert, und nur Glück vorgeſpiegelt hatte. Ohne innerliche Ruhe, ohne Frieden mit ſich ſelbſt, gibt es kein

Glück in der Ehe, weil nur dieſe uns die Duld-
ſamkeit und Gefälligkeit gegen fremde Schwäche zu
geben vermögen, deren auch der geliebteſte Menſch
bedarf, wenn er ſich durch ein zweites Herz be-
glückt fühlen ſoll. Theodor hätte in Franziskas
Armen den Genuß eitler Weltfreuden nicht ent-
behrt, er hätte den Verluſt ſeines Vermögens
verſchmerzen gelernt; aber er erröthete, ſich im
23ſten Jahre aus ſeinem Vaterlande verbannt und
zu der Dunkelheit eines ruhm- und thatenloſen
Lebens beſtimmt zu ſehen. Trotz aller ſeiner
Anſtrengungen ſetzte er jedes Jahr von ſeinem
kleinen Vermögen zu, und konnte den Zeitpunkt
vorher berechnen, wo er ſich mit Weib und
Kind ganz verarmt ſehen würde; er glaubte den
Fluch ſeines Vaters in dieſer Verarmung auf
ſich laſten zu fühlen, und dieſer Gedanke war
ihm entſetzlich; er verfolgte ihn ſelbſt in ſeinen
Träumen, und die Worte, mit denen er oft im
Schlaf um die Zurücknahme dieſes Fluches bat,
wiederhallten nur zu furchtbar in der Seele
ſeiner eben ſo unglücklichen, als zart empfinden-
den Gattin.

Nie entfloh Franziskas Lippen ein Wort der Klage, nie kränkte ſie ihren Gatten durch irgend einen Vorwurf; aber an ihrem Herzen und an ihrem Leben nagte das Bewußtſeyn, daß es ihrem Gatten reue, ihren Beſitz mit dem Verluſt von Vater, Vaterland, rühmlicher Thätigkeit und großem Vermögen erkauft zu haben. Sie las in Theodors Seele, ſie theilte ſeinen Gram, allein ihr Herz brach nur die Gewißheit, daß ſie nicht mehr geliebt wurde, und daß die innig ſeelenvolle Zuverſicht unerſchütterlicher Freundſchaft, die in der Ehe Erſatz für die verſchwundenen Täuſchungen der Leidenſchaft gewährt, ſie und Theodor nicht beglücken könne, weil ihrem Verhältniß der Reiz unbedingten Vertrauens fehle. Allein Franziskas Herz war reicher an wahrer Liebe, als das Herz Theodors, und daher hatte ihre Seele auch mehr Kraft, des Lebens Herr zu werden. Sie fühlte ihr Schickſal unwiderruflich entſchieden, und dieſe Gewißheit gab ihrem Geiſt den feſten Willen, durch Kraft und Entſagung ihr Bewußtſeyn mit der Pflicht verſöhnen zu wollen. Je hülfloſer ein Weib im Leben daſteht, je

näher ſteht es Gott, und ſobald ein weibliches Gemüth dies erkennt, wird es auch nicht mehr vom Schickſal beſiegt.

So verfloſſen ſieben Jahre. Der Kammerherr hatte ſich nach ſeiner Verheirathung nicht lange über den Charakter ſeiner Frau täuſchen können. Sie beſaß alle Fehler eines verzogenen Kindes, und alle Laſter einer geiſt- und gemüthloſen Coquette. Unfähig das Glück eines Mannes zu machen, unfähig den Rath einer herzloſen, aber weltklugen Mutter zu benutzen, ſtürzte ſie ſich in alle Verirrungen, zu denen Eitelkeit und Eroberungsſucht führen können. Je bitterer der Kammerherr den Unwerth ſeiner Frau empfand, je lebhafter wurde in ihm auch die Qual des Gedankens, daß Theodor nur geflohen war, um einer Verbindung mit ihr zu entgehen, und daß das Unglück, welches ihn jetzt ſelbſt traf, von ihm zum Loos ſeines Sohnes beſtimmt geweſen war. Er rief ſich jetzt Franziskas Reize, ihre Sanftmuth, ihre Tugenden zurück; er mußte es ſich geſtehen, daß ſie ſeinen Sohn und ihn in dieſem glücklich gemacht haben würde, wenn er ſie als Tochter anzuerken-

nen eingewilligt hätte. Doch dieſe Reue war eben ſo vergeblich als ſchmerzlich, da es allen Nachforſchungen, die er von neuem unternahm, nicht gelang, eine Spur von Theodor aufzufinden. Die Zeit verſchlimmerte ſeine Gattin, ſtatt ſie zu beſſern, und ſie trieb endlich mit ſeiner und ihrer Ehre ein ſo freches Spiel, daß er ſich von ihr ſcheiden und ein Band löſen laſſen mußte, daß ihm zu einer laſtenden und beſchimpfenden Feſſel geworden war. Seine Ehe war kinderlos geblieben und er ſtand jetzt vereinzelter denn je im Leben da. Niedergedrückt von Kummer und Verdruß, lebensmüde, verfolgt von dem Andenken an den geliebten Sohn beſchloß er zu reiſen, und in fremden Ländern Zerſtreuung und Milderung ſeines Grames zu ſuchen. Er durchſtrich den Norden von Europa, Rußland, Schweden, Dänemark und ſchiffte ſich in Kopenhagen ein, um nach Schleswig zu gehen und von dort durch Holſtein in ſein Vaterland zurück zu kehren. Während ſeines Aufenthalts in Schleswig ſah er in mehrern Häuſern, Bildniſſe in Tuſche, die ſich eben ſo ſehr durch auffallende karakteriſtiſche Aehnlichkeit als

durch Feinheit in der Ausführung und Eigenthümlichkeit in der Manier auszeichneten. Man erzählte ihm dabei, daß sie das Werk eines Bauern seyen, der alle Winter auf einige Wochen zur Stadt komme, und zur Zeichnung des Umrisses seiner Gemälde nur etwa 10 Minuten und eben so viel Zeit brauche, die Hauptzüge mit dem Pinsel anzulegen, worauf er das Uebrige dann zu Hause aus dem Gedächtniß vollende. Es interessirte dem Baron die Bekanntschaft dieses Bauern zu machen, und er scheute einen kleinen Umweg nicht, um ihn auf seinem Gehöft aufzusuchen. Vor der Thüre des Bauernhauses saß in dem Schatten einer Linde ein kleiner Knabe mit einem Buche in der Hand. In dieser Stellung verbarg sein schön gelocktes Haar einen Theil seines Gesichts; als er aber die Tritte des Kommenden hörte, sah er auf, und indem er die Locken durch die Bewegung des Hauptes aus dem Gesicht zurückwarf, sah der Kammerherr so schöne Züge und eine so anziehende Physiognomie, daß er unwillkürlich stehen blieb, ihn zu betrachten. Der Knabe stand auf und eilte auf ihn zu, ihn mit

all der unwiderſtehlichen Anmuth ſüßer, reiner Kindlichkeit die Hand begrüßend zu bieten. Wo iſt Dein Vater, mein Kind? fragte der Kammerherr. Er iſt nach der Wieſe gegangen, antwortete der Kleine, allein er kommt bald wieder, wenn Sie ihn ſprechen wollen. Nun, dann will ich ihn erwarten, ſagte der Kammerherr, indem er ſich auf den Sitz vor der Thüre niederließ, mit dem Kinde zu ſchwatzen. Wie heißt Du? fragte er. — Adolf. — Dies iſt auch mein Name; möge er Dir mehr Glück bringen als mir! — Der Kleine ſtand neben dem Kammerherrn und betrachtete ihn eben ſo ernſt als aufmerkſam; plötzlich beugte er ſich nieder und küßte ihn mit rührender Zärtlichkeit die Hand. Süßes Kind! rief der Kammerherr bewegt, indem er ihn an ſein Herz drückte, erräthſt Du den Eindruck, den Dein Anblick auf mich macht! — Ich habe Sie recht lieb, ſagte der Kleine, verſchämt. — Iſt das wahr? — Ja, und Sie rathen wohl nicht, warum? — Nun warum denn? — Weil Sie meinem Vater ähnlich ſehen. — Bei dieſen Worten empfand der Kammerherr ein ſo heftiges Herz-

klopfen, daß er eine Minute lang nicht zu reden vermochte. O Gott, rief er endlich, die Augen gen Himmel erhebend, dürfte ich noch hoffen? Der Name dieses Kindes, meine Bewegung bei seinem Anblick, seine Zuneigung zu mir! — Erschüttert drückte er das Kind an sein Herz, Thränen füllten seine Augen. — Da näherten sich Tritte. Mein Vater! rief der Kleine freudig. Der Kammerherr sah auf — erkannte seinen Sohn, Theodor lag zu seinen Füßen.

Außer sich, kaum athmend, fühlte sich Theodor mit Entzücken von den Armen seines Vaters umschlungen. Sieben kummervolle Jahre, seine Gewissensbisse, seine Leiden, alles ist von ihm in diesem Augenblick vergessen; er sieht die Thränen seines Vaters fließen, er hört sich von ihm seinen Sohn, seinen geliebten, seinen wiedergefundenen Sohn nennen — ein neues Daseyn schien für ihn zu erblühen, aber nur zu bald trüben die allerschmerzlichsten Erinnerungen die Feier dieses heiligen Augenblickes.

Als Vater und Sohn sich fähig fühlten, ihren Gefühlen Worte zu geben, sagten sie sich

gegenseitig fast dasselbe. Beide hatten die herzzerreissendsten Gewissensbisse empfunden, beide hatten jeder das Unrecht des andern vergessen und in ihrem Gedächtniß schien nur das Andenken der selbstempfundenen Reue zu leben. Der Kammerherr ließ Theodor nur aus seinen Armen, um seinen Enkel an sein Herz zu drücken und Adolfs Vater war so glücklich, als er es hienieden noch zu werden vermochte, als er seinen Sohn in den Armen des Kammerherrn und von ihm auf das zärtlichste geliebkoset sah; doch Franziska's Andenken stand unauslöschlich in seinem Herzen und ihr Name flog mit einem Schrei des Schmerzes über seine Lippen.

Wo ist sie? fragte der Kammerherr, wo ist Deine Gattin, wo ist meine Tochter? — laut weinend barg der unglückliche Theodor sein Gesicht in seine Hände. Sie ist todt! ächzte er leise. —

Der Kammerherr umfaßte hier schweigend seinen Sohn. Beide hatten keine Worte für die Empfindungen ihres Schmerzes; nur Thränen. Jetzt erst gewahrte auch der Kammerherr,

wie sehr Theodor sich verändert hatte. Das Herz des Vaters und nicht sein Auge hatte ihn wieder erkannt. Theodor war kaum 30 Jahre alt, aber die Blässe des Grams hatte seinen schönen Zügen allen Jugendglanz geraubt. Die Zeit allein verbleicht nur Schönheit ohne sie ganz zu rauben; doch der Kummer, der wahre tiefe Kummer bittrer Hoffnungslosigkeit entstellt die Züge, indem er der Physiognomie einen ganz andern Ausdruck giebt, dem Auge seine Klarheit raubt und die Farbe desselben ändert. Theodor hatte nicht mehr denselben Blick, sein Auge nicht mehr den Glanz, der es ehemahls so strahlend beseelte, seine schlanke stolze Gestalt erschien jetzt von Kummer und Ermattung gebeugt. Und selbst dies Haus, das er bewohnte — dies kleine niedrige Zimmer, diese kahlen ungeschmückten Wände; diese hölzernen Stühle, dies harte Lager, alles betrübte den Kammermerherrn. Er gedachte der Tausende, die seine unwürdige Gattin verschwendet hatte, während Theodor mit Weib und Kind in der Dürftigkeit schmachtete. Verlaß diesen Aufenthalt, bat er, indem er seines Sohnes Hand drückte, kehre

mit mir in Dein Vaterland zurück, und laß uns Deinen Sohn in unser Besitzthum einführen.

Wenn Sie mir verzeihen, mein Vater, sagte Theodor, so ist es meine Pflicht, Ihnen zu folgen, und mein Glück, wenn Sie mir vergönnen, Ihnen mein Leben zu weihen.

Die Anstalten zu ihrer Abreise waren bald getroffen. Zum Letztenmal führte Theodor seinen Sohn zu Franziska's Grab und kräftigte dort seine Seele durch das Gefühl, daß die Zeit ihm alles, nur nicht den Gram um sie, rauben könne.

Während ihrer Reise erzählte der Kammerherr seinem Sohn, was er während ihrer Trennung erlebt und gelitten hatte, und Theodor vermochte es über sich, auch ihm zu schildern, was er gelitten hatte. Seine Flucht, seine Ankunft in Kopenhagen, seine Ansiedelung in Schleswig, seine durch die Bosheit der Gemahlin des Kammerherrn diesem unbekannt gebliebenen Versuche, ihn zu versöhnen, sein durch die Pein innerer Unzufriedenheit getrübtes Verhältniß zu Franziska, schilderte er ihm in all der Einfachheit, die die

Wahrheit so mächtig macht. Jetzt kam er zu dem Zeitpunkt, wo er erfahren sollte, daß er den bittersten Kelch des Schmerzes noch nicht geleert habe. Franziska's Gesundheit schwand sichtlich dahin. Immer sich gleich in ihrer himmlischen Sanftmuth, in ihrer unermüdlichen Liebe, entschlüpfte ihren Lippen keine Klage, und sie suchte Theodor durch die Versicherung zu beruhigen, daß sie keinen Schmerz empfinde, wie sie ihn immer in dem Glauben zu erhalten gesucht hatte, daß sie heiter und mit ihrem Schicksal zufrieden sey. Theodor zog indessen einen Arzt zu Rathe, der anfänglich Hoffnung gab, allein nach drei Monaten sprach er das furchtbare Wort aus, das Theodor für immer mit dem Schmerz vermählte. Franziska hatte sich nie über ihren Zustand getäuscht, ihre Frömmigkeit und ihr Unglück hatten sie mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht. Sie warf jetzt den Schleier ab, in dem sie ihren Gram und ihre Liebe verhüllt hatte; am Grabe erhielt sie das Recht zurück, Theodor das Innerste ihres Herzens in der reinen Wahrheit ihres Sinnes, in der unermeßlichen Fülle ihrer

Liebe zu enthüllen. Um ihn mit ihrem Tode zu versöhnen, mußte sie ihm gestehen, wie sie gelitten hatte. — Dies liebestralende Auge schloß sich für immer, dies Herz, das auf Erden nichts geliebt hatte, als Gott, Mutter, Mann und Kind, hörte auf zu schlagen; aber an ihrem Sterbebett fiel ein Lichtstrahl aus einer höheren Welt auf Theodors verzweifelnde Seele; er fiel auf die Trümmer seines irdischen Glücks, doch das gebrochene Herz erkannte bei diesem einzigen Lichtstral, wo es Trost suchen müsse, und er hatte nicht vergebens geleuchtet. Glücklich konnte Theodor nie wieder werden, aber auch nie wieder vom äußern Schicksal überwältigt.

Der Kammerherr billigte den Plan seines Sohnes, der Welt zu entsagen und ferne von ihr, in ländlicher Einsamkeit, nur für seinen Sohn und für seinen Vater zu leben. Sie wählten das Gut, wo Theodor seine Jugend verlebt hatte und das durch die schönsten Erinnerungen seiner Liebe geweiht war, zu ihrem Aufenthalt. Adolfs aufblühende Jugend erhellte Theodors still bewölktes Leben mit manchem

lichten Freudenstral und das Schicksal seiner Eltern lehrte dem Jüngling, dem eignen Herzen zu mißtrauen, und von keiner Leidenschaft, auch nicht von der edelsten und schönsten, der Liebe, Glück zu erwarten, sobald ihr auf Kosten der Pflicht die Entscheidung über unser Leben anvertrauet wird.

# Chimene,

## Herzogin von Infantado.

So strenge auch der König von Frankreich, Franz der Erste, als er nach der Schlacht bei Pavia gefangen nach Madrid geführt ward, anfänglich daselbst bewacht wurde, so fand es Karl der Fünfte doch bald ihrer beiderseitigen Würde angemessener, diese Strenge zu mildern; der König wurde nur noch in dem Palast, nicht mehr in seinen Zimmern bewacht, und ihm verstattet, in der Stadt, begleitet von seiner Wache, umherzugehen. Karl der Fünfte war als Mensch in vielen Dingen gerade das Gegentheil von dem, was er als Monarch zu scheinen sich bemühete. Sein strenger Ernst, seine stolze Grandezza waren durchaus bei ihm nur angenommenes Wesen, und bei all der geistigen Tiefe seines wahrhaft hohen Herrscher-

geiſtes war er, ſeiner Natur nach, heitern und gemüthvollen Sinnes; allein ſeine Erziehung, ſeine frühe Gelangung zum Throne und die Verſchiedenheit des Nationalcharakters der ſeinem Scepter unterworfenen Völker hatten es ihm zur andern Natur gemacht, dem Menſchen in ſich durchaus dem Monarchen unterwürfig zu machen, und in der Regel das Gegentheil von dem zu ſcheinen, was er wirklich war. Er ſann ernſthaft darauf, ſich in dem König einen Freund zu gewinnen, und zugleich den größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts, den berühmten, von Franz dem Erſten geächteten und verbannten Connetable von Frankreich, Franz von Bourbon, noch feſter an das ſpaniſche Intereſſe zu knüpfen. Dieſer war mit der Schweſter des Kaiſers, der Königin Eleonore von Portugall, verlobt; allein der Kaiſer wußte, daß er Margaretha von Valois, Herzogin von Alencon, anbetete, und da der Herzog, ihr Gemahl, in der Schlacht bei Pavia das Leben verloren hatte, bot er dem Connetable an, daß er ihm die Einwilligung des Königs zu ſeiner Vermählung mit dieſer Prinzeſſin verſchaffen wolle, wenn er

dieſem dafür ſeine Rechte auf die Hand der Königin Eleonore abtreten wolle. Der Kronfeldherr nahm dieſen Vorſchlag mit Entzücken an, und auch der König, der nichts ſehnlicher wünſchte als ſeine Freilaſſung, faßte die Idee zu dieſer Doppelvermählung freudig auf. Eleonore von Portugall war nicht allein ſchön, ſondern auch die reichſte Fürſtin ihrer Zeit. Franz der Erſte kam nun oft zu ihr; er redete mit ihr von dem Plane des Kaiſers, und ſie fand den König ſo liebenswürdig, und den Glanz ſeines Thrones ſo anziehend, daß es ſie keine Ueberwindung koſtete, ihr Bündniß mit dem Herzog von Bourbon zu löſen, um ihm ihre Hand zu reichen.

Mit all der ihm eignen Ritterlichkeit und Galanterie machte ihr Franz jetzt förmlich den Hof, und fand in der einförmigen Einſamkeit ſeiner Gefangenſchaft eine Aufheiterung darin, oft zu ihr zu gehen, wo er ſie dann immer von allen ihren Ehrendamen und Hoffräulein umgeben fand. In dem Kreiſe dieſer jungen blühenden Schönheiten zeichnete ſein Herz bald die Herzogin Chimene von Infantado aus. Sie

war noch nicht siebenzehn Jahre alt, und ihr hoher Wuchs, ihr majestätischer Anstand, ihr schwarzes Auge voll Geist und Feuer gaben dem zärtlich sanften, jugendlich schüchternen Ausdruck ihrer Züge und dem süßen Liebreiz ihres Lächelns einen ganz eigenen, unbeschreiblichen Zauber. Sie war das Kleinod ihrer stolzen Familie, die Könige unter ihren Ahnen zählte, und in jeder Hinsicht die glänzendste Partie des reichen Spaniens.

Der Eindruck, den ihre Schönheit auf den König machte, war so tief, daß er, ohne es selbst inne zu werden, jede Gelegenheit eifrig aufzusuchen begann, wo er mit ihr reden und ihr irgend etwas Verbindliches sagen konnte. Von einer Schaar von Anbetern umgeben, und seit dem ersten Heraustreten aus ihren Kinderjahren an alle Huldigungen gewöhnt, die ihr die Vergötterung derselben darbrachte, hatte sie bisher mit ruhiger Gleichgültigkeit auf alle ihre Verehrer geblickt, und gestand es sich auch jetzt kaum ein, wie liebenswürdig und das ganze Männergeschlecht überstralend ihr der König erscheine. Auch hätte wohl ihr hoher

Sinn die Regungen der für ihn in ihrem Herzen erwachenden Zärtlichkeit siegreich bekämpft, wenn ihr nicht die Theilnahme, die sein Geschick zur Pflicht machte, die Bewunderung der Würde, die er trotz desselben zu behaupten wußte, und dadurch zeigte, daß sie nicht von dem Glanz der Krone erborgt, ihm eigenthümlich angehöre, in schmeichelnder Täuschung die Natur ihrer Empfindungen für ihn verborgen hätte. Arglos überließ sie sich dem so süß verführerischen Vergnügen, ihn zu sehen und zu hören, und nur dann erst, als in ihrem Herzen nur Ein Bild, in ihrer Seele nur Ein Gedanke war, begann sie mit Schmerz und Beschämung die Natur ihrer Gefühle für ihn zu ahnen. War mein Herz, fragte sie in stiller Mitternacht oft sich selbst, nur darum bis jetzt so unempfindlich gegen alle Liebesbewerbungen edler Männer, um mich nun der Schmach Preis gegeben zu fühlen, daß ich liebe, ohne mich geliebt zu wissen! Wohin, o wohin soll ich vor dem Gefühl dieser Demüthigung, wohin vor fremden Späherblicken, wohin vor meinem eigenen Erröthen mich retten?

Muthig faßte ſie den Entſchluß, ihr eignes Herz beſiegen zu wollen, doch ihre Kraft reichte für dieſen Kampf nicht aus; ſie drückte den Pfeil nur noch tiefer in das weiche Herz, und gab ſich, als ſie dies empfand, nun ermattet der flammenden Leidenſchaft widerſtandlos hin, alle Stärke ihrer Seele in dem Entſchluß ſammelnd, ſie vor jedem menſchlichen Auge in den Schleier des tiefſten Geheimniſſes einzuhüllen. Ich muß ihn lieben, ſeufzte ſie, doch unerrathen von ihm, ſoll ihm Herz und Leben geweiht ſeyn, und beide ſich im Flammenleid dieſes Schmerzes um ihn, läuternd und liebend verzehren.

Der König fühlte ſich durch ſein Verhältniß zur Königin Eleonore auf eine ihm ganz neue Weiſe eingezwängt, da er es in ihrer Gegenwart nicht wagen durfte, Chimenen auf irgend eine, auch andern bemerkbare Art den Hof zu machen, und ſich auch nicht getrauen durfte, ihrer Jugend und Unerfahrenheit das Geheimniß ſeiner Leidenſchaft für ſie anzuvertrauen, ehe er ſich mit Erwiederung derſelben ſchmeicheln durfte. So ſah er, der ſich bis

jetzt nie einer Regung der Zärtlichkeit, oder nur eines lebhaftern Wohlgefallens bewußt geworden war, ohne gleich den Gegenstand derselben damit bekannt gemacht zu haben, sich jetzt gezwungen, seine Empfindungen unter der Hülle allgemeiner Artigkeit zu verbergen. Nur seinen Blicken durfte er es in einzelnen Augenblicken vergönnen, ihr auszudrücken, was er für sie empfand, und Chimene lernte nicht nur in kurzer Zeit die Sprache derselben deuten, sondern ihre Augen begegneten den seinen oft mit einem solchen Ausdruck von Zärtlichkeit und Bangen, daß er wonnevoll erbebte und sich selbst gestand, wie der Zauber dieser Blicke und das ahnende Erröthen von Chimenens Liebe ihn schöner beglücke, als er es früher je durch den Besitz irgend eines andern Weibes gewesen sey. Er suchte jetzt nach einer Gelegenheit, ihr seine Liebe mündlich entdecken zu können; allein, wenn es ihm auch zuweilen gelang, ihr ein glühendes Wort zuzuflüstern, so konnte sie es doch nie über sich gewinnen, ihm eine Sylbe der Erwiederung zu sagen, und nur ihr Beben, ihr Erröthen, das Senken ihrer stralenden

Augen vor seinen Blicken verrieth ihm seine Gewalt über sie. Er schrieb ihr jetzt die feurigsten, leidenschaftlichsten Briefe, die er ihr selbst unbemerkt zuzuspielen wußte; doch sie wagte es nicht, sie zu beantworten, und nur erst dann, als sie in den Blicken des Königs las, wie schmerzlich ihn ihr Schweigen betrübte, faßte sie den Muth, seinem Flehen um eine Zeile Antwort zu willfahren. Geschrieben war der Brief in stiller Mitternacht, aber woher sollte sie nun den Muth nehmen, ihn dem König zu übergeben? Sie trug ihn das nächstemal, wo sie den König sah, im Handschuh verborgen bei sich, und ihre Befangenheit war so sichtlich, daß er die Ursache derselben gleich errieth und sich ihr näherte, als sie mit einer andern Dame in eine Fenstervertiefung trat, wo es ihm möglich wurde, sich des Billets in ihrer Hand zu bemächtigen. Er drückte dabei leise und wie im Fluge diese Hand, und entfernte sich schnell, denn Chimenens Angst war die einer ertappten Verbrecherin, und so groß, daß sie jedem sichtlich werden mußte, der sie in diesem Augenblick beobachtet hätte. Der König zog sich, sobald es irgend thunlich war,

in ſein Zimmer zurück, um das geliebte Blatt zu leſen. Chimene ſchrieb ihm:

„Ja, Sire, ich liebe Sie. Mag es mich gleich grauſam gedünkt haben, es mir ſelbſt geſtehen zu müſſen; mag ich gleich entſchloſſen geweſen ſeyn, lieber zu ſterben, als es Sie je errathen zu laſſen, ſo beglückt es mich, ſeitdem ich es ausgeſprochen habe, doch, zu empfinden und zu ſagen: Ja, Sire, ich liebe Sie.“

Chimene war des Königs erſte wahre Liebe, und ſo erklärt es ſich, daß dieſe Zeilen die Macht hatten, ihm den Druck ſeiner Feſſeln leichter zu machen und daß es ihm wochenlang genügte, ſich von ihr geliebt zu wiſſen. In dieſem Zeitpunkt erſchien am Hofe zu Madrid, ein überaus ſchönes Edelfräulein, mit Namen Vangeſta, die die Regentin der Niederlande zu der Königin Eleonore von Portugall ſandte, um, wie es hieß, einige Zeit an ihrem Hofe zu verweilen und den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaiſers mit der Infantin Iſabella von Portugall beizuwohnen. Man ahnete in ihr die ſchlaue Unterhändlerin irgend eines wichti-

gen Staatsgeheimnisses, und nur Wenige wußten, daß sie die Geliebte des Kaisers und ihre Sendung nach Madrid eine Gefälligkeit der Regentin gegen diesen war. Von dem ersten Augenblicke an, wo Vangesta Chimenen von Infantado sah, fühlte sie sich von inniger Neigung zu ihr hingezogen und bald wurden sie vertraute Freundinnen. Vangesta's Scharfblick entging es nicht, daß Chimene liebte, und bald errieth sie auch den Gegenstand dieser Liebe. Die Gleichheit ihres Schicksals band sie noch fester an einander und so sehr Chimene anfangs erschrack, ihr Geheimniß errathen zu sehen, so besiegte der Reiz des Vertrauens doch bald ihre anfängliche Scheu, und Vangesta erfuhr alles, was zwischen ihr und dem Könige vorgefallen war. Sie erstaunte, als Chimene ihr erzählte, wie sie und der König sich lange geliebt und, nur auf Blicke beschränkt, spät erst sich diese Liebe gestanden, und wie sie, seit der achtmonatlichen Dauer ihres Verhältnisses nur verstohlen, einzelne Liebesworte und ab und zu Briefe mit einander gewechselt hätten; Vangesta fragte lächelnd, ob denn der König nie den

Wunsch geäußert hätte, sie allein zu sprechen? Ach, sagte Chimene unschuldig, er wünscht dies unbeschreiblich und bittet mich in jedem Briefe flehentlich, dies möglich zu machen, allein dies liegt ja ganz außer meiner Macht. Vangesta schwieg einige Augenblicke sinnend und lächelnd. Chimene, hub sie endlich an, ich will Ihnen, wenn ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen kann, einen Beweis meiner Freundschaft geben und Ihnen die Gelegenheit verschaffen, den König zu sprechen. Chimene warf sich freudig erröthend in ihre Arme. O Vangesta, rief sie, wenn mir dies Glück zu Theil werden kann, so achte ich mein Leben für keinen zu hohen Preis, es mir zu erkaufen! — Hören Sie mich, antwortete Vangesta, auch ich liebe und bin geliebt, doch glücklicher als Sie und der König es bis jetzt gewesen sind, können ich und mein Geliebter uns so oft und so unbemerkt sprechen, als wir es wünschen. Sein Name ist mein Geheimniß und nie dürfen Sie darnach forschen, aber ich will Ihre Zusammenkünfte mit dem König eben so gefahrlos machen, als es die meinigen mit meinem Geliebten sind. Sie

überreichte ihr bei dieſen Worten einen Hauptſchlüſſel, der alle Zimmerthüren des Pallaſtes öffnete und trug ihr auf, dieſen dem König durch Pomperan, den Chimene als den Vertrauten des Monarchen und ſeiner Liebe zu ihr kannte, zu überſenden; doch dürfe ſie kein Zimmer des von den Damen bewohnten Flügels des Schloſſes zu dem Ort ihrer Zuſammenkunft wählen; ſie ſchlug ihr zugleich das ſogenannte Kabinett der Aurora dazu vor, weil dieſes von dem Wege, den der Kaiſer zu nehmen pflegte, wenn er zu ihr kam, ganz abgelegen war.

Die nächtliche Stunde, die Chimene dem Könige zu ihrer Zuſammenkunft beſtimmen mußte, beunruhigte ſie anfänglich, da aber das Sonnenlicht nicht reiner iſt, wie ihre Seele es durch und durch in allen ihren Gedanken und Empfindungen war, ſo ſcheute ſie auch nichts, um den ſo innig, ſo unausſprechlich geliebten Mann zu ſehen. Sie gab daher, ſobald es nur thunlich war, an Pomperan den Schlüſſel, deſſen Beſitz dem König das ſichere Unterpfand eines heiß erſehnten Glückes zu ſeyn dünkte. Er

empfing ihn mit unbeschreiblichem Entzücken und erschien am Abend dieses Tages bei der Königin Eleonore so stralend heiter, daß man allgemein erklärte, ihn noch nie so liebenswürdig gesehen zu haben.

Chimene hatte eine ziemlich späte Nachtstunde zu ihrer Zusammenkunft bestimmt, um sicher zu seyn, daß dann schon alle in dem von ihr bewohnten Flügel schlafe. Der König trat noch vor der festgesetzten Stunde, eine Blendlaterne in der Hand, den Weg an, den die Liebe ihm gebahnt hatte; unbemerkt gelangte er in das ihm bezeichnete Kabinett und da er es noch leer fand, verdeckte er seine Laterne und setzte sich nieder, um Chimenen zu erwarten. Nicht lange und er hörte in der Dunkelheit die Thüre des Kabinettes sich leise öffnen; rasch eilte er der eintretenden Gestalt entgegen und drückte sie zum Willkommen mit heißer Leidenschaft an sein Herz — doch in demselben Augenblick schob diese die Blendlaterne auf, die sie trug, und der König erkannte den Kaiser, der völlig so erstaunt schien, sich in seinen Armen zu finden, wie der König es nur immer bei

seinem Anblick seyn konnte. Glaubte Franz sich verrathen, so wußte Karl eben so wenig, wie er sich dies Zusammentreffen erklären solle, da es ihm unbegreiflich dünkte seinen erlauchten Gefangenen in dieser Stunde an einem Ort zu treffen, den er, der Allgebieter, allein um diese Zeit unentdeckt betreten zu können glaubte. Wie, Sire, redete er endlich den König an, Sie hier, in dieser Stunde, in diesem Kabinett! Was suchen Sie hier? — Den Tod, antwortete der König, da mich das Unglück trifft, Ihnen hier zu begegnen.

Der Kaiser schwieg einige Augenblicke, doch blitzschnell alle Umstände zusammenrechnend, errieth er, daß wahrscheinlich nur ein Liebesabenteuer den König hierher führe; sein Blick erheiterte sich und lächelnd ersuchte er diesen, ihn zu seinem Vertrauten zu wählen, wogegen er sich anheischig machen wolle, ihm künftig Mittel an die Hand zu geben, seine Geliebte ohne alle Schwierigkeiten sehen zu können. Um Gotteswillen, antwortete ihm der König bewegt, scherzen Sie nicht; lassen Sie mich in mein Gefängniß zurückkehren und eilen Sie dem Glücke

zu, das Sie, wie ich ſehe, auch in der Liebe mehr begünſtigt als mich.

Der König war wirklich in Verzweiflung, da er Chimenen wahrhaft liebte, und in jedem Augenblick ihre Ankunft erwarten mußte. Seine tiefe Bewegung, ſeine ſichtliche Bekümmerniß erweckten in dem Kaiſer den Verdacht, daß er, von Vangeſta begünſtigt, in ihm ſeinen Nebenbuhler errathe. Die Gegenwart des Königs in einem Theil des Schloſſes, den zur Nachtzeit bei Todesſtrafe kein männlicher Fuß betreten durfte, ſchien dieſen Verdacht zu rechtfertigen, da nur Vangeſta ihm dieſen Weg zu bahnen vermocht haben konnte. Er ſah den König ernſt an. Ich bitte Sie dringend, ſagte er ihm, vertrauen Sie mir den Namen Ihrer Geliebten und laſſen Sie keinen finſtern Argwohn zwiſchen uns treten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, eine Einzige ausgenommen, Ihre Liebe zu jeder andern Dame begünſtigen will. Der Ernſt des Kaiſers weckte in der Bruſt des Königes einen dem ſeinigen gleichen Verdacht, und da in ſeinen Augen keine andre Chimenen den Preis der Schönheit

ſtreitig machen konnte, ſo glaubte er auch die Einzige, die der Kaiſer ausnehme, könne nur ſie ſeyn. O, rief er heftig aus, müſſen wir uns denn immer feindlich begegnen! — Doch ehe der Kaiſer zu antworten vermochte, hörte man vor dem Eingang des Kabinetts das leiſe Rauſchen eines ſeidenen Gewandes; der Kaiſer ſchob ſchnell ſeine Laterne zu und wandte ſich nach der Thüre, der auch der König, feſt entſchloſſen, zur Vertheidigung der Geliebten das äußerſte zu wagen, zueilte; Chimene trat ein und flüſternd fragte ihre ſüße Stimme: Sind Sie ſchon hier, mein König? — Der Kaiſer glaubte Vangeſtens Stimme zu hören; er drehte die Laterne um, ein heller Lichtſtral fiel auf Chimene, die, als ſie das ihr in dieſem Augenblick furchtbare Geſicht ihres Kaiſers erkannte, faſt beſinnungslos mit einem Ausruf des Schreckens, zu ſeinen Füßen niederſank.

Der Kaiſer, froh ſeine Eiferſucht grundlos zu finden, konnte ſich des Lächelns über ihre Angſt nicht enthalten und ſich zu dem König wendend, winkte er ihm näher zu treten. Donna Chimene bedarf Ihres Beiſtandes, ſagte er ihm;

ich werde nachher wieder kommen und ſehen, ob ſie ſich erholt hat.

Er entfernte ſich bei dieſen Worten, um zu Vangeſta zu gehen. Sein Zuſammentreffen mit dem Könige war durch Chimenen ſelbſt veranlaßt, denn da er in dem Gange, der zu den Zimmern der Damen führte, aus der Ferne ihre Tritte gehört hatte, ſchloß er daraus, daß ſich noch nicht alle Bewohnerinnen derſelben zur Ruhe begeben hätten, und ging daher nach dem Kabinett der Aurora, um dort zu verweilen, bis alles ſtill und ruhig geworden ſey. Kaum ſah ſich der König mit ſeiner Geliebten allein, als er ſie in ſeine Arme ſchloß und ſie mit den ſüßeſten Liebesworten zu beruhigen ſuchte. Sie hob endlich die Augen zu ihm auf, doch in demſelben Augenblick verdunkelten Thränen ihren Blick. Er eilte dieſe aufzuküſſen, ſie entwand ſich ſchnell ſeinen Armen. Wie, Sire, fragte ſie ihn zärtlich, könnten Sie vergeſſen, daß es Chimene iſt, von der Sie geliebt werden und die nur in der Ueberzeugung, daß die Ehre von der wahren Liebe nichts zu fürchten haben könne, hieher gekommen iſt? — Was

ſoll mir aber den Muth geben, an Ihre Liebe zu glauben, fragte der König leidenſchaftlich, wenn Sie mir jeden Beweis derſelben verſagen? — Er drückte ſie bei dieſen Worten von Neuem an ſeine Bruſt, doch ſie entwand ſich ihm mit edlem Ernſt. Ich bin nicht hieher gekommen, ſagte ſie, um mich gegen Sie zu vertheidigen; ich habe von dem Mann meiner Liebe zu groß und zu würdig gedacht, als daß der Gedanke, mich je gegen ihn der Vertheidigung bedürftig fühlen zu müſſen, in meine Seele hätte Eingang finden können. Ich habe geglaubt, daß es Sie beglücke, mich zu lieben, wie ich Seligkeit darin finde, Sie in reiner Herzenslauterkeit zu lieben. Der König unterbrach ſie hier mit der glühendſten Verſicherung ſeiner Liebe. Er warf ſich zu ihren Füßen nieder, er drückte ihre Hände an ſeine Herz und an ſeine Lippen und jedes ſeiner Worte, jeder ſeiner Blicke verrieth ihr die Wahrheit und die Glut ſeiner Leidenſchaft. Chimenens Thränen floſſen ſtärker. O wie grauſam habe ich mich getäuſcht, rief ſie mit eben ſo viel Zärtlichkeit als Betrübniß aus, wenn ich ge-

liebt zu ſeyn wähnte, wie ich liebe! Zu ſpät ſehe ich es jetzt ein, daß meine Unerfahrenheit mir den Schein des ſträflichſten Leichtſinns gegeben hat! Doch ihr wißt es, ihr Heiligen, fuhr ſie fort, das ſchöne Auge ſchwärmeriſch zum Himmel erhebend, daß keine Ahnung ſolcher Gefahr in meinem Herzen war. Schützt mich auch jetzt und gebt mir die Kraft, Liebe und Ehre unentweiht zu bewahren.

Alle Schmeichelkünſte verführeriſcher Leidenſchaft wurden von dem König vergeblich aufgeboten; bei aller Liebe, die ſie für ihn empfand, bei aller Zärtlichkeit, die ſie ihm zeigte, blieb ſie ſich ſelbſt treu. Er wandte ſich endlich unmuthig und erbittert von ihr. Nun wohl, Donna Chimene, ſagte er ihr, meine Gegenwart und meine Liebe ſollen Sie nicht länger beläſtigen. Kehren Sie nach Ihrem Gemach zurück. Sie ſollen nie wieder von einem Unglücklichen reden hören, der es zu ſchmerzlich bereut, Ihnen ein Herz zugetraut zu haben. Grauſamer, rief ſie, in Thränen zerfließend, wollen Sie mein Leben zum Opfer? Sie haben darüber zu gebieten, nur verkennen Sie

nicht ein Herz, von dem Sie angebetet werden. Martern Sie mich nicht durch Ihren Zorn, den ich nicht ertragen kann, ohne vor Schmerz zu ſterben!

Ihre Thränen raubten ihr hier die Sprache, aber ihr Schmerz war ſo wahr, ihr Flehen ſo unwiderſtehlich, daß der König, unausſprechlich bewegt, ſich dadurch beſiegt fühlte. Verzeih, o verzeih dem Frevler, meine Chimene, rief er aus, Du haſt ihm jede Hofnung auf Glück geraubt, doch glaube nicht, daß er je aufhören wird, Dich zu lieben! Er war hier von Neuem vor ihr niedergeſunken, ſie umſchlang ihn mit ihren Armen und das ſchöne Haupt zu ihm niederneigend, weinte ſie ſanft und ſtill, als der Kaiſer eintrat und von dem König eine Erklärung ihrer beiderſeitigen Betrübniß forderte. Sie iſt eben ſo grauſam als ſchön, antwortete der König, und trotz meiner Liebe bringt ſie mich zur Verzweiflung.

Wahre Liebe, Donna Chimene, ſagte ihr der Kaiſer, kennt kein höheres Geſetz, als das Glück des Geliebten. Erlaſſen mir Ew. Majeſtät die Antwort, erwiederte ſie, ihren Schleier

niederſchlagend und ſich tief vor ihm neigend, reichte ſie dem König die Hand, indem ſie ihm ſeufzend ein leiſes Lebewohl zuhauchte.

Der Kaiſer begleitete den König nach ſeinem Zimmer zurück, wo ſich beide noch über eine Stunde von Chimenen unterhielten, der ſie ihre Bewunderung um ſo weniger verſagen konnten, da die Zärtlichkeit ihrer Liebe für den König unverkennbar war.

Am folgenden Tage war die ſonſt ſo ſeelenvolle Heiterkeit ihrer ſchönen Züge ſo ſchwermüthig verdüſtert und ihre Beſchämung, als ſie den König ſah, ſo groß, als habe ſie ſich wirklich etwas vorzuwerfen. Der Kaiſer ſelbſt redete dem König bei ihr das Wort und ſuchte ſie zu bereden, ihn im Geheim wieder zu ſehen, allein ſie verweigerte dies mit hochherziger Feſtigkeit und blieb bei der Erklärung, daß ſie den König zu ſehr liebe, um ſich der Gefahr auszuſetzen, ihn weniger lieben zu müſſen. Der König ſelbſt konnte von ihr keine andere Antwort erhalten und ob er ihr gleich mit tauſend Eiden ſchwur, daß er ſie nur zu ſprechen begehre, und nie die Ehrfurcht gegen ſie verletzen wolle, ſo

vermochten doch alle seine Bitten und Betheurungen ihren Entschluß nicht zu erschüttern und sie beharrte standhaft darauf, ihn nie wieder ohne Zeugen sehen zu wollen.

Vergeblich auch bot Vangesta alle Feinheit und Gewandtheit ihres Geistes auf, sie andern Sinnes zu machen, Chimenens reine, edle Seele blieb unerschütterlich. Der König ermüdete nicht in seinen Bitten und Liebeswerbungen; sie schrieb ihm die zärtlichsten Briefe, sie ließ keine Gelegenheit unbeachtet, ihm Beweise ihrer Liebe zu geben, aber sie versagte ihm jede Unterredung. Gram über seine verlorne Freiheit und Liebeskummer warfen den König auf das Krankenlager und diese Krankheit wurde die Veranlassung, daß seine Schwester, die Herzogin von Alencon, nach Madrid kam, ihn zu sehen. Der Kaiser, der nach Toledo gegangen war, kam eilig zurück, um sie zu empfangen; ihr erster Blick legte den Sieger des Bruders in die Fesseln der Schwester und bewirkte, daß Karl seine Gefälligkeit gegen den König verdoppelte. Er scheute es jetzt nicht mehr den König in das Geheimniß seines, ihm nun gleichgültig gewor-

denen Verhältniſſes zu Vangeſta einzuweihen, und da ihm der Antheil, den der Herzensgram des Königs an ſeiner Krankheit hatte, nicht entgangen war, führte er Vangeſta und Chimene, unter der Hülle der Nacht, einſt unerwartet an das Lager des Königs, der, noch wach, zu träumen glaubte, als der Kaiſer, den goldſtoffenen Umhang ſeines Bettes zurückſchlagend, ihm Chimenen zuführte.

Hier bringe ich Ihnen eine Dame, ſagte er, die mit der Herzogin, Ihrer Schweſter, das Verdienſt theilen will, Ihre Geneſung zu befördern. Er trat mit dieſen Worten zurück und ſetzte ſich mit Vangeſta in eine entfernte Ecke des Gemachs, Chimene kniete mit ſchüchterner Zärtlichkeit an dem Lager des Königs nieder und ohne die Thränen verbergen zu wollen, die ihren Augen entfloſſen, drückte ſie ſchweigend ſeine Hand an ihr Her[illegible]. Sie ſind dem Tode nahe geweſen, fra[illegible]endlich, haben Sie aber einen Augenbli[illegible]an zweifeln können, daß es mir unmöglich geweſen ſeyn würde, Sie überleben zu können? — Wenn Sie mich lieben und mich gerettet zu ſehen wünſchen, ant-

wortete ihr der König bewegt, so vergönnen Sie mir für Sie leben zu dürfen, indem Sie einwilligen für mich leben zu wollen. — Und lebe ich nicht allein für Sie? fragte sie, hat mein Daseyn noch irgend eine andere Bedeutung, mein Leben noch irgend einen andern Inhalt, als meine Liebe? Kennt meine Seele einen Wunsch, eine Hoffnung, eine Furcht, die nicht der Liebe angehört? Ich darf Ihnen auch ausschließend mein Leben weihen; es ist vollendet und geendet in dieser Liebe; aber Sie sind Monarch, Sie gehören Ihrem Volke an und sind verpflichtet, jedes Opfer zu bringen, das der Staat von Ihnen fordert Ihrer Monarchenpflicht sind Sie es schuldig, Ihre Genesung zu befördern und die Freilassung durch Ihre Vermählung mit der Königin Eleonore zu beschleunigen, ohne auf Ihr Herz und meine Liebe Rücksicht zu nehmen. — Was fordern Sie von mir, sprach hier der König aus. Ich darf Ihnen nicht sagen, daß ich Ihnen, wenn ich frei wäre, meine Hand anbieten würde; wir Könige herrschen nur über unsre Völker, indem wir selbst Fesseln tragen, aber

Gott iſt mein Zeuge, daß ich den Gedanken verabſcheue, einer andern anzugehören, und daß ich, wenn ich Herr meiner Handlungen wäre, nie eine Verbindung eingehen würde, welche einer andern Rechte auf mich gibt, die mein Herz nur Ihnen allein zugeſteht. Muß ich aber als ein Opfer für mein Volk der Gemahl Eleonorens werden, ſo liegt mein Schickſal in Ihrer Hand, da ich nur dann glücklich ſeyn kann, wenn Sie einwilligen, die Königin nach Frankreich zu begleiten, um dort, in gleichem Anſehn wie dieſe, mit mir die Herrſchaft über mein Reich zu theilen. Chimene erblaßte. Ich kenne die Kluft, antwortete ſie ihm, die uns trennt, und eben daher geziemt es mir durch die höchſte Uneigennützigkeit meiner Liebe zu beweiſen, daß ich, wenn gleich nicht Ihres Thrones, doch des Beſitzes Ihres Herzens würdig bin.

Der König, der dieſen Worten eine, ſeinem Wunſche günſtige Deutung gab, fühlte ſich neu belebt, und ſprach Chimenen den Dank für ihre Gewährung ſeines Wunſches ſo lebhaft aus, daß der Kaiſer, der von ſeiner ſichtlichen Ge-

müthsbewegung nachtheilige Folgen für seine Gesundheit fürchtete, zu ihm trat, um beide Damen wieder fortzuführen. Am andern Morgen fanden aber die Aerzte den König um vieles besser, was man fälschlich allein auf Rechnung der Freude des Wiedersehens seiner geliebten Schwester schrieb. Dieser blieb die Liebe des Königs zu Chimenen kein Geheimniß; ihre schöne Seele wußte Chimenens Tugend zu würdigen und sie gewann sie so innig lieb, daß sie ihr den Wunsch aussprach, sich nie wieder von ihr trennen zu dürfen; doch Chimene gestand ihr, daß sie den König zu innig liebe, um es sich vergönnen zu dürfen, in seinem Lande zu leben, wenn sie gleich dies Glück mit ihrem Leben nicht zu theuer erkauft halten würde.

Die Unterhandlungen wegen der Freilassung des Königs näherten sich jetzt mit raschen Schritten ihrer Beendigung, da er, dem Wunsche seines Volkes und den vereinten Bitten der Regentin, seiner Mutter, seiner Schwester und der hochsinnigen Chimene nachgebend, den Tag zu seiner feierlichen Verlobung mit der Königin von Portugal festsetzte. Es wurde beschlossen,

daß er am Morgen darauf Madrid verlaſſen ſolle, und der Kaiſer befahl, dieſe Verlobung aufs Glänzendſte zu feiern. In dem Augenblicke, wo Franz der Erſte vor dem ganzen verſammelten Hofe Eleonoren zum unauflöslichen Bunde die Hand reichte, ſuchte ſein Auge Chimenen, um ihr zu wiederholen, daß ſein Herz dies Geſchenk nicht begleite und nur ihr gehöre, allein er fand ſie nicht. Sein Blick fiel auf den Kaiſer, deſſen ſonſt ſo ernſte Züge wie theilnehmend trübe bewegt erſchienen, und auf Vangeſta, die, bleich und erſchüttert, ihre Thränen kaum zurückzudrängen vermochte. Eine ſchmerzliche Ahnung durchſchnitt des Königs Herz; er gewann es indeſſen über ſich dem Feſte bis zum Schluſſe mit Faſſung und ruhiger Haltung beizuwohnen, doch kaum trat er am Abend in ſein Zimmer, als er ſeinem Vertrauten, Pomperan, auftrug, Erkundigung von Chimenen einzuziehen. Er brachte ihm die Nachricht, ſie ſey krank geworden, doch in demſelben Augenblicke überreichte ein Edelknabe dieſem ein Käſtchen mit dem Auftrag, es dem König einzuhändigen, der darin eine von Chi-

menens langen wunderschönen Locken und folgenden Brief fand:

„Wenn Sie diesen Brief erbrechen, ist mit Ihrem Schicksal auch das meinige entschieden: Sie gehen nach Frankreich zurück, und mit Ihnen Glück und Friede, Liebe und Freude; der letzte Tag Ihres Hierseyns weihete Sie zum Verlobten, zum Gemahl einer Andern! Tief habe ich es empfunden, daß Sie mir die Kraft zutrauen konnten, Zeugin dieser Feierlichkeit zu seyn. Nein, Sire, Sie wissen nicht, wie ich Sie geliebt habe, Sie wissen nicht um den Schmerz, der mein Herz zerreißt! Erinnern Sie mich nicht daran, daß ich selbst alles aufgeboten habe, diese Verbindung zu beschleunigen; ich war es Ihnen, ich war es mir selbst schuldig, ohne irgend eine Rücksicht des Erbarmens mit mir selbst, so zu handeln, wie die Ehre es mir befahl. Sie war in jeder Lage des Lebens mein höchstes Gesetz, und soll es ewig, unabhängig von der Schwäche meines Herzens, bleiben. Die Tugend läßt sich,

wie der Himmel, durch Reue und Buße verſühnen, und der Gefallne darf hoffen, ſich wieder erheben zu können; allein die Ehre duldet keinen Makel; einmal verletzt, reicht die Allmacht der Gottheit ſelbſt nicht hin, ſie wieder herzuſtellen. Die Kraft, ihrem grauſamen Befehl zu gehorchen, durfte mir daher nicht fehlen, wenn ſie gleich mein Herz gebrochen hat. Glauben Sie nicht, daß mich je ein eitler Wahn bethört hat; nur den Traum habe ich mir zuweilen vergönnt, daß ich, wenn Sie, ohne allen Glanz der Hoheit und der Macht, nur ein Mann geweſen wären, mehr für Sie gethan haben würde, als es für den König von Frankreich in irgend einem Verhältniß möglich war, für eine Tochter aus dem edlen Hauſe der Alcantados thun zu können. — O wie oft hat dieſer Traum ſüß und ſchmeichelnd mein tiefes Weh bethört und welchem hoffnungsloſen Gram weicht nicht die Wirklichkeit für immer! Ich habe Sie verloren und mein dadurch verödetes Leben hat keinen Reiz, keine Lebens-

kraft mehr, als eben dieſen hoffnungsloſen Schmerz, mit dem ich mich in die Einſamkeit eines Kloſters geflüchtet habe. Ein eiſernes, unzerſprengbares Gitter ſcheidet mich ſeit heute auf ewig von Ihnen und von der Welt. Sie werden mich vergeſſen und verſchmerzen; ich weiß es, nur glauben Sie nie, daß mich der Wunſch, meine Liebe beſiegen zu lernen, in die Einſamkeit geleitet, die ich nur wähle, um bis zu meinem letzten Athemzuge in ungeſtörter Sicherheit Ihren Verluſt beweinen zu können. — Thränen verdunkeln hier meinen Blick — ich kann nicht weiter ſchreiben. — Machen Sie Sich nie einen Vorwurf über mein Geſchick; dies iſt meine letzte, flehentliche Bitte. Der Schmerz, um Sie zu weinen, wird mich ewig ſchöner dünken, als jedes Glück, was mir die Welt zu bieten vermöchte, und ich begehre für meine irdiſche Zukunft nichts mehr, als die in meinem Herzen unvergänglich glühenden Erinnerungen unſerer Liebe. — Wozu aber, o Schickſal, in

meiner Bruſt der volle Schlag des Lebens in dieſem furchtbaren Scheidungsaugenblick? — warum ſprengſt du, meine Seele, nicht dieſe Bande, deren Feſſeln ſo ſchwer laſten! — Jugend, Glück und Hoffnung ſcheiden von mir in dieſem Augenblick und nur das furchtbar arme Leben bleibt! — O wie ſüß und leicht müßte der Tod gegen das Gefühl ſeyn, mit dem ich das letzte Lebewohl ausſpreche! — Lebe wohl denn — zum letzten Mal Lebewohl! —

Chimene."

Nichts von dem Schmerz, mit dem der König dieſen Brief las. Er beſchwur am andern Morgen den Kaiſer, ihm die Gelegenheit zu verſchaffen, Chimenen noch einmal zu ſehen, und dieſer führte ihn auch noch vor ſeiner Abreiſe heimlich in das Kloſter, in das ſie ſich geflüchtet hatte; doch die Aebtiſſin deſſelben verweigerte ihm ſtandhaft die Erlaubniß, Abſchied von ihr zu nehmen, und an dem Gitter, das Chimenen von der Welt ſchied, brach die Macht der Krone und der Liebe, und Franz mußte

Spanien verlaſſen, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben. Er eilte nach den Ufern der Bidaſſoa, wo ſeine Auswechſelung Statt fand, allein ſein Herz vermochte den Reiz der wiedererhaltenen Freiheit nicht zu empfinden. Man hielt in Frankreich ſeine Schwermuth für eine Wirkung der langen Gefangenſchaft, aber ſie war Trauer über Chimenens Verluſt und über Chimenens Schickſal, die lange in ſeinem Herzen blieb.

# Der Bettler.

Aus den Papieren des Grafen von L—m.

Als ich vor zehn Jahren in Paris war, wurde Frau v. C. als eine der schönsten Frauen dieser Stadt gefeiert; jetzt, bei meiner diesmaligen Anwesenheit, fand ich sie als eine der geachtetsten und erkannt liebenswürd en Frauen wieder. Für jede verlorne Blüthe ihrer Jugendschönheit hatte sie einen geistigen Reiz erworben, und ihr Herz hatte immer rein und eines Engels würdig in ihrer Brust geschlagen.

Vor einigen Tagen fand ich sie, als ich in ihr Zimmer trat, sanft weinend; auf einem Tischchen, das vor ihr stand, lagen mehrere beschriebene Blätter, mit deren Lesung sie sich eben beschäftigt zu haben schien. Wahrscheinlich, meine Freundin, sagte ich ihr, kom-

me ich Ihnen heute ungelegen, und Sie wissen es mir Dank, wenn ich gleich wieder gehe?

Im Gegentheil, antwortete sie, indem sie mir die Hand reichte, denn ich bedarf in dieser Stunde eines Freundes, dem ich mein Herz öffnen kann, und doch scheue ich mich auch wieder, Ihnen zu gestehen, was mich so schmerzlich bewegt. Es würde mir sehr wehe thun, wenn Sie das, was ich Ihnen zu vertrauen wünsche, falsch deuteten, oder es wohl gar von der lächerlichen Seite auffaßten. —

Und können Sie das von mir fürchten? — Was Sie auch bewegt, so kann ich es nur zu erfahren wünschen, um Ihren Kummer zu theilen, und, wo möglich, tröstend zu mildern.

Sie sind gut, Graf, das weiß ich, und werden daher auch eine Illusion des Herzens oder der Einbildungskraft nicht zu strenge richten. Doch nicht für mich nehme ich Ihre Nachsicht in Anspruch — meinen Thränen fließen nur einem fremden Unglücke, allein ich will es nicht scheuen, Ihnen zu gestehen, daß ich mich durch dasselbe eben so tief bewegt, als schmerzlich gerührt fühle.

Erzählen Sie, meine Freundin.

Vor ungefähr einem Jahre fing meine kleine süße Adele an zu kränkeln; die Aerzte verordneten mir mit ihr auf das Land zu gehen, und sie dort den größten Theil des Tages in freier Luft zubringen zu lassen. Da ich aber doch auch in der Nähe des Arztes zu bleiben wünschte, entschloß ich mich für den Sommer ein kleines Haus auf dem Boulevard des Mont-Parnasse zu miethen. Die Lage desselben war reizend, die Luft rein; die nächsten Umgebungen desselben gewährten uns in den Mittagsstunden Schatten, ohne daß wir diesen erst durch eine Wanderung in Staub und Sonnenhitze zu erkaufen brauchten. Nur mit der Wartung und Pflege meines Kindes beschäftigt, sah ich fast gar keine Gesellschaft bei mir, und vorzüglich war es mein tägliches Geschäft, Adele jeden Morgen und jeden Abend auf dem Boulevard spazieren zu führen.

Unter den Bettlern die wir auf unserm Wege trafen, und an die Adele mit großer Freude ihr Taschengeld zu vertheilen pflegte, zog vorzüglich einer die Aufmerksamkeit des Kindes

auf sich. Von ihr dazu aufgefordert, betrachtete ich ihn gleichfalls genauer und gewahrte einen jungen, blassen Mann, der, halb hinter dem Gebüsch versteckt, nur schüchtern und stumm seinen Hut hinzureichen wagte, um das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen. Er war keinesweges wie ein Bettler gekleidet. Der Schnitt seines Kleides war modisch, das Tuch abgetragen, aber sehr fein. — Adele tauschte, als sie ihn sah, den Sol, den sie in seinen Hut werfen wollte, unwillkürlich mit einem blanken Frankenstücke um, das ihr besonders lieb war, und eben so unwillkürlich machte ihm das liebreizende Wesen eine Art von Verbeugung, indem sie ihm ihre Gabe reichte.

Der Unglückliche schlug seine dunklen Augen zu uns auf; sie standen voll Thränen, und die innigste Dankbarkeit malte sich in seinem Blick. Als er sich entfernte, sahen wir, daß er nur einen Fuß hatte, und daß ihn der andere weit über dem Knie abgenommen war. Adele hörte den ganzen Tag nicht auf, von ihm zu reden; sie fand, daß er, trotz seiner Blässe, doch sehr

ſchön und vornehm ausſehe, und ſchmeichelte mir das Verſprechen ab, mich nach ſeinem Schickſal erkundigen und ihm Unterſtützung ſenden zu wollen. Am folgenden Tage kam mein Onkel zu mir, der, wie Sie wiſſen, in St. Cloud wohnt; er hatte ſeine Tochter bei ſich, die mit meiner Adele in einem Alter iſt; die beiden Kinder gewannen ſich ſo innig lieb, daß ich meiner Tochter erlaubte, ihre kleine Couſine auf der Rückreiſe zu begleiten und vierzehn Tage bei ihr bleiben zu dürfen. Bei der Abreiſe erinnerte ſie mich aber noch wieder an den jungen, blaſſen Bettler, und ſchon am folgenden Tage wählte ich zu meinem Spaziergange den Theil des Boulevard, wo wir ihn das erſtemal getroffen hatten.

Er erſchien mir noch trauriger und leidvoller, wie er es an jenem Tage geweſen war. Ich wartete nicht, bis er mich um eine Gabe anſprach, ich kam ihm zuvor, und die Art, wie er mir dankte, ließ mir keinen Zweifel, daß er beſſere Tage gekannt haben mußte, und daß ſein Geiſt nicht ohne Anſpruch auf Bildung war. In der Lage, worin ich ihn fand, konnte dies

nur den Druck ſeines Unglücks ſchwerer machen, ich fragte mit Güte und Theilnahme nach ſeinem Schickſal.

Er erröthete und ſchien verlegen, und da wir Frauen das Romantiſche lieben, kann ich es auch nicht leugnen, daß ich in der Erwartung war, eine recht intereſſante und rührende Geſchichte zu hören, aber ich wurde ſehr in dieſer Erwartung getäuſcht. Alexis — ſo hieß der Bettler — ſagte mir, er ſey ein Maurergeſelle, der das Unglück gehabt habe, bei der Arbeit vom Gerüſt zu ſtürzen und das Bein zu brechen, das ihn im Hoſpital, wohin man ihn gebracht habe, abgenommen worden ſey. Unfähig, ſich ferner auf irgend eine Art ſein Brodt verdienen zu können, ſehe er ſich nun gezwungen, es von der Barmherzigkeit der Vorübergehenden erbitten zu müſſen.

Zu meiner Beſchämung geſtehe ich Ihnen, daß dieſe Auskunft über ſein Schickſal mein Intereſſe für ihn merklich verminderte; anſtatt die Wahrhaftigkeit des Armen zu ehren, der es verſchmähete, mich durch irgend eine, ihm vortheilhafte, Erdichtung täuſchen zu wollen, ſagte

ich mir, ein Handwerksgeſelle, der bei der Arbeit das Bein gebrochen hat, iſt lange nicht ſo unglücklich, wie es mancher andere in ähnlicher Lage ſeyn würde; früher arbeitete er um's Brod, nun erbettelt er es, und wer weiß, ob er dies letztere nicht bequemer findet, als das erſte. Wenn er auch das Unglück ſeiner Lage empfindet, ſo empfindet er doch das Demüthigende derſelben, und ſo iſt es nur Mangel und nicht Seelenſchmerz, was ihn unglücklich macht.

Mit welcher bittern Reue werfe ich mir jetzt dieſe herzloſe, grauſame Klügelei über ſein Schickſal vor! Was berechtigte mich zu glauben, daß ein ehrlicher und fleißiger Handwerksmann nicht eben ſo gut in ſeiner Seele jenes Zartgefühl tragen könne, welches in den höheren Ständen diejenigen ſo unglücklich macht, die ihre Dürftigkeit zum Gegenſtand des Mitleids macht? — Wie empfindlich mag dem armen Alexis die Veränderung in meinem Betragen geweſen ſeyn, die ihm, von dem Augenblicke an, wo ich ſeine Geſchichte erfuhr, gewiß nicht entgangen iſt! Freilich ging ich am andern Tage wieder bei ihm vorüber und reichte

ihm unaufgefordert meine Gabe, doch statt des einzelnen, blanken Geldstückes, das ich ihm sonst gegeben hatte, warf ich diesmal verschiedene kleine Münzen in seinen Hut. Der Betrag war vielleicht derselbe, aber er erröthete, als er sie empfing und ich verließ ihn, unzufrieden mit mir selbst.

Ich verstand ihn, wie er mich verstanden hatte; ich fühlte, ich hatte ihn gekränkt, und um meinen Fehler wieder gut zu machen, beschloß ich, das nächstemal mit ihm zu reden. Ich erfuhr, daß er seit seinem zehnten Jahre eine Waise, und jetzt dreiundzwanzig Jahre alt sey. Auf der ganzen großen Erde, sagte er mir, habe ich auch nicht ein mir verwandtes oder befreundetes Wesen; das einzige Band zwischen der Menschheit und mir ist das Erbarmen edler Menschen mit meiner Hülflosigkeit.

Sagen Sie lieber, antwortete ich ihm gerührt, die Theilnahme guter Menschen, denen es mehr Vergnügen macht, Ihnen geben zu können, als Sie je empfinden können, von ihnen zu empfangen. Ich kann Ihnen die Antwort nicht wiederholen, die ich von ihm erhielt; ihr

Ausdruck und ihre Bedeutung lag in seinem Verstummen, seinem Blick, seiner Haltung — er war nicht mehr gedemüthigt, sondern nur noch demüthig; ich hatte seine gebeugte Seele wieder aufgerichtet und in die schmerzlichste Wunde seines Herzens Balsam geträufelt. Von diesem Tage an verstanden wir uns vollkommen; mochte ich ihm nun ein Geldstück oder kleine Münze geben, ich fühlte, daß ich ihn nicht mehr verletzte und hatte die Freude, ihn bald wieder zu einer Gesundheit und Jugendfrische erblühen zu sehen, die ihn in kurzer Zeit zu einem ganz andern Menschen zu machen schien.

Er war immer sehr reinlich gekleidet und trug nie jene schmutzige Livree des Elends, die uns oft bei dem Armen zurückstößt. Ich erzählte vielen meiner Bekannten von meinem Bettler, wie ich ihn nannte, und da seine Jugend, sein Anstand und sein Stelzfuß für ihn einnahmen, erhielt er erst reichliche Almosen. Mir war es zur Gewohnheit geworden, ihn wöchentlich zweimal meine Gabe selbst zu bringen und sie mit irgend einem freundlichen Wort zu begleiten, und warum sollte ich es Ihnen

verläugnen, daß mir dieſe Gewohnheit allmählig lieb geworden war? —

In dieſer Zeit kam meine Schweſter zum Beſuch zu mir; ich ging mit ihr auf dem Boulevard und zeigte ihr Alexis. Sie geſtand mir zu, daß ſeine Züge edel, der ſchwermuthsvolle Ausdruck ſeines Blickes rührend war, allein ſie behauptete, trotz dem ſey er doch nur ein Taugenichts. Wie kannſt Du ſo voreilig und hartherzig urtheilen! ſagte ich ihr im Tone des Vorwurfs. —

Ich beſitze nun freilich nicht, antwortete ſie mir lächelnd, eine Einbildungskraft, die wie die Deinige, den Schleier romantiſcher Täuſchung um die gemeine Wirklichkeit der Dinge zu weben vermag; allein eben deshalb darfſt Du meinem Blicke trauen. Es iſt z. B. unwiderleglich gewiß, daß Dir dieſer Menſch in ſeiner Geſchichte ein Mährchen aufgebunden hat und daß er nie ein Maurer oder Zimmergeſelle geweſen iſt. —

Und warum ſollte er dies nicht geweſen ſeyn?

Weil er dazu viel zu zarte und weiße

Hände hat; mit solchen Händen hat man keine Art geführt, kein Beil geschwungen.

Und was folgerst Du daraus? fragte ich unmuthig.

Daß er wahrscheinlich ein junger Mensch von guter Familie ist, den Fehltritte, vielleicht auch Verbrechen ins Elend gestürzt haben. Es ist auffallend, daß er niemand kennt, daß niemand sich seiner annimmt und es ist leicht möglich, daß dieser Mensch, der Dein Mitleiden so rege macht, Dir Abscheu einflößen würde, wenn Du ihn genauer kenntest.

Nein, Hortensia, antwortete ich ihr ernst, ein Verbrecher ist er gewiß nicht, und nie werde ich, auf bloße Vermuthungen hin, ein Verdammungsurtheil über ihn sprechen und ihm meine Wohlthaten entziehen.

Wer fordert denn das? ich nehme mir freilich zuweilen die Erlaubniß, mich über den romantischen Schwung Deiner Einbildungskraft ein wenig lustig zu machen, doch nie werde ich die Güte Deines Herzens und ihren Werth verkennen, und Dir auch in diesem Fall nur zu beweisen suchen, daß ich mich für das Schick-

sal Deines Schützlings eben so wahr interessire als Du, und nur zu vermeiden strebe, mich, statt eines Unglücklichen, eines Taugenichtses anzunehmen. Ich kenne einen Strohhutfabrikanten, der vier Meilen von Paris wohnt; er ist mir einige Verbindlichkeit schuldig und wird erfreut seyn, sich mir dankbar beweisen zu können, indem er einen von mir empfohlenen Menschen unter seine Arbeiter aufnimmt; Dein Bettler kann dort, wenn gleich ein Krüppel, durch leichte, angenehme Arbeit sein Brod verdienen lernen, und wir wollen dafür sorgen, daß er gleich vom Anfang an einen Wochenlohn erhält, der ihn, wenn er ordentlich und mäßig ist, vor Mangel und Dürftigkeit zu schützen vermag.

Gegen diesen Vorschlag meiner Schwester fand ich nichts einzuwenden; ich konnte Alexis nichts Besseres wünschen, als ihn einer nützlichen Thätigkeit, einem durch Fleiß und Arbeit selbstgewonnenen Lebenserwerb zurückgegeben zu sehen, und doch ahnete mir, daß Hortensiens Plan ihn betrüben werde. Sie übernahm es, ihn mit der Nachricht von der Verbesserung

seiner Lage zu überraschen, sobald sie die Zusicherung erhalten habe, daß er unter die Arbeiter jener Fabrik aufgenommen werden solle. Mit ihrer gewohnten raschen Thätigkeit trieb sie dieses und nach drei Tagen schon ging sie wieder mit mir auf dem Boulevard, um Alexis den Erfolg ihrer Bemühungen zu verkündigen. Ich fühlte mich beklemmt, während sie mit ihm sprach; aber sie, überzeugt, daß ihr Antrag ihn beglücken und er ihn dankbar annehmen müsse, wenn er anders nicht ein ganz verworfener Taugenichts sey, sagte ihm rasch und ohne Vorbereitung, was sie ihm zu sagen hatte.

Mit sichtlich immer höher steigender Angst hörte er ihr zu, er wechselte mehrere Male die Farbe und in seinen ausdrucksvollen Zügen las man eher alles, als Freude über ihren Antrag. Gewaltsam nahm er sich endlich zusammen, um ihr ehrerbietig und gerührt zu danken, allein er setzte hinzu, daß es ihm unmöglich sey, Paris verlassen zu können. Da siehst Du nun, sagte sie zornig zu mir gewandt, was es mit diesem Menschen für eine Bewandtniß hat; er mag lieber betteln, als arbeiten. Wir wissen

nun aber auch von ihm alles, was wir zu wissen brauchen, um überzeugt zu seyn, daß er unser Mitleiden nicht verdient.

Sie zog mich bei diesen Worten fort. Unwillkürlich sah ich mich nach ihm um. Ach, rief er, indem er mit unaussprechlichem Ausdruck die Augen zum Himmel empor schlug, ich war zu glücklich! ich ahnete wohl, daß ich es nicht bleiben würde!

Hortensie hörte diese Worte nicht, die auf mich einen tiefen Eindruck machten. Je mehr Mitleiden ich aber mit ihm empfand, je fester wurde mein Entschluß auf seine Entfernung zu bestehen. Früh am andern Morgen ging ich allein nach dem Platze, wo er meiner zu harren pflegte. Wahrscheinlich las er in meinen Zügen nicht die Theilnahme mehr, die er früher gewohnt war in ihnen ausgedrückt zu finden, und im strengen Tone fragte ich, ob er sich den Vorschlag meiner Schwester besser überlegt habe? — Er sah so betrübt, so unglücklich aus, daß ich sanfter hinzusetzte, ich würde seine Gründe ihn auszuschlagen billigen, wenn er sie mir anvertrauen wolle und ich sie vernünftig fände.

Lieber will ich sterben, antwortete er, als diesen Vorschlag annehmen. Kein Sterblicher hat ein Recht auf meine Freiheit; sie allein ist mir von allen Erdengütern geblieben, und ich will sie auch bis zum letzten Hauch meiner Brust bewahren.

Und ist das Freiheit zu nennen, fragte ich, wenn man ohne Schutz, ohne Obdach, jeder Witterung Preis gegeben, von den Almosen der Vorübergehenden leben muß? Eine solche Lage verdient nur dann Theilnahme, wenn sie ein Werk der dringendsten und durchaus unvermeidlichen Nothwendigkeit ist; aber freiwillig erwählt und beibehalten, ist sie beschimpfend und entehrend, und ich muß es jetzt bereuen, mich in Ihnen geirrt zu haben.

Finstere Verzweiflung malte sich hier in seinen Blicken; er versuchte aber nicht sich zu rechtfertigen. Mein Urtheil ist gesprochen, sagte er mit dem dumpfen Ton trostloser Hoffnungslosigkeit, ich muß schweigen, und mich ihm unterwerfen. — Ich wandte mich noch einmal um, wenn Sie Ihren Entschluß ändern, sagte

ich ihm, so laſſen Sie es mich erfahren; ich gebe Ihnen noch acht Tage Bedenkzeit.

Ich ging nicht wieder auf dem Boulevard ſpazieren, allein ich erfuhr, daß Alexis von dort verſchwunden war. Heute Morgen nun erhielt ich dieſe Blätter aus dem Hotel Dieu zugeſandt. Armer Alexis!

Thränen füllten hier das Auge meiner Freundin, ich nahm die Blätter aus ihren Händen und las:

„Es gibt Weſen, auf deren Daſeyn, von der Stunde ihrer Geburt an, der Fluch des Unglücks zu laſten ſcheint, und die, wenn ſie in dem letzten einſchlingenden Strudel alles Lebens in das Grab verſinken, zu der Frage berechtigt ſind: warum, o Gott, mußte ich das ausgeſtoßene, gemißhandelte Kind in der Reihe Deiner Geſchöpfe werden? Was habe ich verſchuldet, daß mich Dein Wille in ſo tiefes, unverdientes Elend hinabſtieß? Ach, wird die Ewigkeit für dieſe Frage eine Antwort, für dieſe Klage einen Troſt haben? — oder iſt ſie ſtumm, wie es das Grab und die Todten ſind?"

„Nur Ein Sonnenſtral fiel auf die Nacht meines Daſeyns und ließ mich den Werth deſſelben fühlen. Im Gefühl des innigſten Dankes dafür naht ſich Ihnen, gnädige Frau, der arme Alexis, der den Pfeil des Todes aus Ihrer Hand empfing, und ihn ohne Klage, ſtumm, tief, tief in ſein Herz drückte. Ja, ich habe Sie hintergangen. Alles, was ich Ihnen von meinem früheren Leben und von meinen Verhältniſſen geſagt habe, war Erdichtung. Doch außer Stande, Ihnen Beweiſe von der Wahrheit der Begebenheiten meines Lebens vorlegen zu können, fürchtete ich, wenn ich ſie kund gab, von Ihnen für einen Abenteurer gehalten zu werden, der durch erdichtete Unglücksfälle von Ihrem Edelmuthe eine reichere Gabe zu erhalten ſtrebte, als ein gewöhnlicher Bettler ſie vom Mitleid zu erhalten pflegt.“

„Jetzt darf ich reden. Im Tode iſt Wahrheit, und in den letzten Augenblicken ſeines irdiſchen Daſeyns darf der arme Alexis ohne ſtrafbare Verwegenheit auf einen Seufzer für ſein Schickſal und eine Thräne für ſein Grab hoffen. Er darf Sie anflehen, einen Blick auf

dieſe Blätter zu werfen — wenn ſie in Ihre Hände kommen, hat er aufgehört zu leiden.“

„Ich bin in Oeſtreich geboren, und wurde bis zu meinem zehnten Jahre in einem Dorfe, acht Meilen von Wien, erzogen. Dann brachte man mich unter dem Namen Alexis in eine der beſten Penſionsanſtalten dieſer Stadt, und ſo unſichtbar mir auch das Auge blieb, das über mich wachte, ſo war es doch unverkennbar, daß mit zärtlicher Liebe für mich geſorgt wurde. Sehr oft forſchte ich nach meinen Familienverhältniſſen, und drang in meine Lehrer, mich mit ihnen bekannt zu machen; ſie ſagten mir dann, ich ſey wahrſcheinlich eine Waiſe, allein bei meinem Eintritt in die Anſtalt ſey ein beträchtliches Koſtgeld für mich auf mehrere Jahre im Voraus bezahlt worden, und ich dürfe hoffen, daß meine unbekannten Beſchützer ſich auch fernerhin meiner annehmen würden, wenn ich mich ihrer Güte durch Fleiß und gute Aufführung würdig zeigen würde.“

„Man konnte mir keine befriedigendere Auskunft auf meine Fragen geben, weil die, die ich befragte, ſelber nicht genauer von meinem

Schickſal unterrichtet waren, und die der Jugend eigne Sorgloſigkeit, das Vertrauen zu ſich und zu der Zukunft, was uns ihre reichen Hoffnungen einflößen, verhinderten mich auch, meine Vereinzelung im Leben als ein Unglück zu empfinden, und mein ganzes Streben war darauf gerichtet, der Sorgfalt zu entſprechen, die man für meine Bildung und Erziehung trug."

„Von meinem ſiebenzehnten Jahre an erhielt ich die Erlaubniß, allein ſpazieren gehen zu dürfen. Da ich die Botanik vorzüglich liebte, benutzte ich dieſe Vergünſtigung hauptſächlich zu kleinen Ausflügen in die Umgegend Wiens, und auf einer dieſer Streifereien ward mir unerwartet Aufklärung über das heiligſte und theuerſte Intereſſe meines Daſeyns."

„An einem ſchönen Frühlingstage ſtreifte ich ſeit fünf Uhr des Morgen umher, und es war ſchon gegen Mittag, als ich, halb verhungert und verdurſtet, Erquickung und Schatten in einem Bauernhauſe ſuchte, das ungefähr hundert Schritte von einem Dorfe entfernt, vereinzelt am Wege lag. Die Bewohner deſſel-

ben beachteten meine Ankunft nicht; ein elegan-ter Wagen war eben, unfern von ihrem Hauſe, umgeworfen worden, und man hatte die Dame, die darin ſaß, ohnmächtig in den kleinen, das Haus begränzenden Garten getragen, um ſich da zu erholen, während der nur leicht beſchä-digte Wagen in das nahe Dorf gebracht wurde, um dort ausgebeſſert zu werden."

„Ich bat, für Geld und gute Worte, um etwas Milch und Brodt zur Labung, aber nie-mand hörte auf mich, bis ich endlich einem geſchäftig ab- und zulaufenden Bauermädchen in die Augen fiel. Ach, ſagte ſie mir, Sie ſuchen gewiß Ihre Frau Mutter, und gelt, Sie können es auch nicht verleugnen, daß Sie ihr Sohn ſind, ſehen Sie ihr doch ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Die liebe Dame hat ſich ſehr erſchrocken, doch hat ſie, Gott ſey Dank, weiter keinen Schaden genom-men, und iſt auch ſchon wieder bei Beſinnung."

„Die Worte dieſes Mädchens machten einen ſeltſamen Eindruck auf mich; ich fühlte das lebhafteſte Verlangen, die fremde Dame zu ſehen, und ging bewegt auf die Laube zu, in

der ich ſie von fern erblickte. Sie ſaß von mir abgewendet, doch bei dem Geräuſch meiner Tritte ſtand ſie auf und ſah ſich nach mir um. Der Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, war geheimnißvoll und mächtig, wie die heilige Natur ſelbſt. Ihre Züge, ihre Augen, die Farbe ihres Haares, der Schnitt ihres Geſichtes, alles war ſo gleichförmig mit den meinigen, daß ſie, wie ich, von dem erſten Blick, den wir auf einander warfen, ahnungsvoll ergriffen wurde."

„Wer iſt dieſer junge Menſch? fragte ſie mit bewegter Stimme das Mädchen, welches mir gefolgt war. — Iſt es nicht Ihr Sohn? erwiederte dieſe. — Die Dame warf einen unausſprechlichen Blick auf mich — laß uns allein, Kleine, ſagte ſie endlich. Sobald dieſe uns verlaſſen hatte, wollte jedes von uns reden, allein das Wort erſtarb auf unſern Lippen. Unwiderſtehlich zu ihr hingezogen ſank ich ſchweigend zu ihren Füßen nieder, und drückte unter heißen Thränen ihre ſchönen Hände an mein Herz und meine Lippen. Ja, rief ich endlich, Sie ſind meine Mutter! ich täuſche mich nicht,

so kann mein Herz nur für eine Mutter schlagen! — Auch aus ihren Augen brachen Thränen hervor, sie drückte mich an ihre Brust: mächtig, wie zu Deinem Herzen, sagte sie, spricht auch zu dem meinem die Natur? Wer bist Du? wie heißest Du?"

„Alexis, und ich lebe bei dem Professor H., dem ich in meinem zehnten Jahr von unbekannter Hand übergeben wurde."

„Mein Sohn! rief sie hier aus, mein geliebter, mein einziger Sohn! unsre Thränen vermischten sich hier — es waren Thränen der reinsten, der unaussprechlichsten Wonne."

„In wenig Worten gab meine Mutter mir einen flüchtigen Abriß ihrer Geschichte. Sie war in ihrem fünfzehnten Jahre an den Fürsten P., einem sechzigjährigen Greis, vermählt worden, an den aber nur Name und äußere Form sie band. Ich war ein Kind der Liebe; mein Vater, einer der gefeiertesten Helden seiner Zeit, war nach meiner Geburt in der Schlacht gefallen, die seinen Namen unsterblich macht und in dem er, mit seinem Leben den Sieg erkaufte. Es gelang meiner Mutter meine

Geburt zu verheimlichen; allein mehr denn je hatte sie alles von der Familie ihres Gemahls zu fürchten, wenn diese von meinem Daseyn Kunde erhielt. Das Leben meiner Mutter hing mit ihrer Ehre an der Bewahrung ihres Rufs, und ich fühlte es mit ihr, wie wichtig die Geheimhaltung meiner Geburt für sie sey."

„Diese unverkennbare, sprechende Aehnlichkeit unsrer Züge, sagte sie mir, zwingt mich auf Deine Entfernung von Wien zu dringen, da Du nur von einem der Späher meiner Verfolger erblickt zu werden brauchst, um Nachforschungen zu veranlassen, die ich vorzüglich auch um Deinetwillen, mein Alexis, fürchte, da man die Schuld der Mutter gewiß auch in dem Sohn zu strafen suchen würde. Hoffentlich wird der Tag bald kommen, wo ich es wagen darf, Dich in meine Arme zurück zu rufen; bis dahin verlaß Deutschland und geh' nach Frankreich. Ich will Dir einen Empfehlungsbrief mitgeben, der Dir in dem Grafen Adrian von W. einen mächtigen Freund und Beschützer erwerben wird. Der Graf ist mir große Verbindlichkeit schuldig; zur Zeit der Emigration

habe ich ſeiner Mutter das Leben gerettet, und ſeinem Edelmuth wird die Gelegenheit willkommen ſeyn, mir in Dir vergelten zu können, was ich für ſie that. Aus ſeiner Hand wirſt Du auch künftig das Jahrgeld erhalten, das ich Dir zu Deinem Unterhalt beſtimme. Du kannſt ohne Sorge für Deine Zukunft ſeyn, nur gelobe mir, nie an mich ſchreiben zu wollen, nie an irgend Jemand meinen Namen nennen und nie ohne meine Einwilligung nach Deutſchland zurückkommen zu wollen.“

„Sie ſagte mir noch vieles, was hier zu wiederholen überflüſſig ſeyn würde, und ſprach dann mit bebenden Lippen das Gebot aus, von ihr zu ſcheiden. Mir fehlte die Kraft, ihr gehorchen zu können; ich vermochte meine Blicke nicht von ihr loszureißen — mir war, als müſſe ich mir ihr Bild unvergänglich in die Seele drücken; — ich fühlte, der Ton ihrer Stimme werde nie wieder in meinem Ohr verhallen; — ich riß mich aus ihren Armen, aber mit unwiderſtehlicher Gewalt zog es mich zurück zu ihr, zu meiner Mutter.“ —

„Sie war eben ſo bewegt als ich, aber

ſie fürchtete die Rückkehr ihrer Leute, die mich nicht ſehen und uns nicht zuſammen finden durften, und nahm deshalb alle ihre Kraft zuſammen. Zum letzten Male drückte ſie mich an ihr Herz — ihr Blick erflehete den Segen des Himmels für mich — dann riß ſie ſich los!" —

„Ach, wer mir damals geſagt hätte, welch' eine Felſenlaſt des hoffnungsloſeſten Jammers ſich an die ſeligen Augenblicke dieſes Tages hängen werde!"

„Einige Tage nach dieſer Zuſammenkunft erhielt ich durch einen Unbekannten, von meiner Mutter einen Paß nach Paris, einen Brief für den Grafen von W., und eine reich gefüllte Goldbörſe. Es wurde mir leicht, meine heimliche Entfernung aus dem Hauſe des Profeſſors zu bewerkſtelligen. Ich ließ einen Brief für ihn zurück, in dem ich ihn bat, mir meine Flucht zu verzeihen und ſie für keinen Beweis des Leichtſinns, ſondern für den Beweis meines Gehorſams gegen das Gebot einer heiligen Pflicht zu halten, die mein Schickſal entſchieden und beſtimmt habe."

„Ohne Unfall kam ich in Paris an; meine erste Sorge war, mich anständig zu kleiden und die zweite, mir in einem Privathause ein Quartier zu miethen und dann erst suchte ich den Grafen v. W. auf, um mich ihm vorzustellen. Ich fand seine Le[illegible] in sichtlicher Unruhe und Bestürzung. Sein Kammerdiener fertigte mich sehr kurz mit dem Bescheid ab, der Herr Graf sey auf dem Lande und werde erst in acht bis zehn Tagen zurückkommen."

„Da es mir durchaus nothwendig erschien, ihn selbst zu sehen und zu sprechen, trug ich Bedenken, den Brief meiner Mutter da zu lassen, und fand es gerathener nach acht Tagen persönlich wieder anzufragen; allein als ich hinkam, fand ich das ganze Haus leer und ein Anschlagezettel verkündete, daß es zu vermiethen sey. Meine Unruhe stieg, da ich keinen Menschen kannte, bei dem ich mich nach dem Grafen erkundigen konnte. Die Tochter des Thürstehers sah meine Bestürzung; sie flüsterte mir beim Weggehen zu: der Graf hat sich mit dem Neffen des Ministers duellirt; dieser ist geblieben und der Graf entflohen.

„Was sollte nun aus mir werden? Meine Mutter hatte mir verboten, ihr zu schreiben; ich hatte weiter keinen Empfehlungsbrief, kannte in der ganzen ungeheuren Stadt keinen Menschen. Was sollte ich, wenn mein vorräthiges Geld ausgegeben war, anfangen, womit sollte ich mir mein Brod verdienen? Zum Glück war ich in einem Alter, wo man sich freilich leicht betrübt, wo man aber doch noch durch nichts zur Verzweiflung gebracht wird; ich entwarf tausend Plane, um mir selbst fortzuhelfen und vielleicht wäre mir dies auch gelungen, wenn nicht ein neues Unglück grausig auf mich eingestürmt wäre.“

„Der nächste Tag war der Tag eines öffentlichen Festes. Ein prächtiges Feuerwerk sollte auf dem Pont-Royal abgebrannt werden; ich war ein junger achtzehnjähriger Mensch, der noch sehr wenig in seinem Leben gesehen hatte und brannte daher vor Begierde, diesem Schauspiel beizuwohnen. Es war schon zu spät, um noch in einem Hause einen Fensterplatz zur Miethe bekommen zu können, allein es gelang mir einen auf einem zu diesem Zweck

erbauetem Gerüſt zu erhalten, von deſſen Höhe herab, man alles vortrefflich überſehen konnte.“

„Eine ungeheure Menſchenmenge drängte ſich auf dies Gerüſt; es begann in ſeinen Fugen zu wanken; mehrere verließen es wieder aus Beſorgniß, ich spottete ihrer und ſtieg in unbeſonnenem Jugendübermuth noch höher — da brach es zuſammen. Beſinnungslos zog man mich unter den Trümmern hervor; mein rechtes Bein war zerſchmettert und eine ſtarke Contuſion am Kopfe hatte mir das Bewußtſeyn geraubt, das ich erſt nach einigen Tagen wieder erhielt.“

„Da man in meiner Taſche keinen Brief und durchaus nichts fand, was Auskunft über meinen Namen, meine Wohnung und meine Verhältniſſe geben konnte, ſo brachte man mich in ein Hospital. Nie würde ich es wagen Ihrem menſchenfreundlichen Herzen ein Gemälde der Qualen zu entwerfen, die ich hier erdulden mußte. Ganz vereinzelt in der Welt, ohne Troſt, ohne Hoffnung mußte ich mich hier den grauſamſten Operationen unterwerfen, ohne daß irgend jemand es der Mühe werth fand,

mir Muth einzusprechen, oder es auch nur zu bemerken, daß ich diesen bewies."

„Menschlichkeit erhielt mein Leben und sorgte für meine Heilung; allein kein Auge weinte eine Thräne über mein Leiden und über das traurige Schicksal, im blühendsten Jugendalter für immer zum hülflosen Krüppel geworden zu seyn."

„Gleich in den ersten Tagen schickte ich zu den Leuten, in deren Hause ich gewohnt hatte, und ließ sie bitten mich zu besuchen und mir den Geldbeutel mitzubringen, den ich in dem Schreibtisch meines Zimmers zurückgelassen hatte und in dem noch einige dreißig Louisd'or befindlich seyn mußten. Der Hausherr kam auch wirklich mich zu besuchen, aber nur um einen gewaltigen Lärm darüber zu erheben, daß ich in seiner Wohnung Geld zurückgelassen zu haben behauptete. Nicht mehr als sechs Franken hatte er in dem Schreibtisch gefunden und außerdem nur etwas Wäsche und andere Kleinigkeiten, die er bereit sey mir zu senden, sobald ich ihm den schuldi-

gen Miethzins gezahlt, oder ihm für die Zahlung deſſelben einen Bürgen geſtellt habe.“

„Beides war mir zu thun unmöglich und dieſe Erklärung meiner Hülfloſigkeit raubte mir vollends in dem Hoſpital jeden Anſpruch auf eine beſſere Behandlung. Man rechnete es mir ſchon als eine beſondere Gunſt an, daß man mir bis zu meiner Heilung zu bleiben vergönnte, und mich nicht wie einen verdächtigen Landſtreicher behandelte.“

„In dieſer ſchrecklichen Lage glaubte ich mich berechtigt, mich auf behutſame Weiſe an meine Mutter wenden zu dürfen, da ich ihrer Verzeihung wegen Nichthaltung meines Verſprechens gewiß war, ſobald ſie mein Unglück und die Abweſenheit des Grafen W. erfahren würde.“

„Dieſe Zuverſicht zum Mutterherzen, dieſe Hoffnung ermuthigte mich ſo, daß ſie mir Muth zur Beſiegung meiner Schmerzen gab; Sehnſuchtsvoll zählte ich die Stunden und Minuten bis zu dem Augenblicke, wo ich ihre Antwort erhalten konnte. — Die Poſt kam — ſie brachte mir keinen Brief — doch in der Zeitung fand

ich die Nachricht, daß meine Mutter, die Fürſtin P., vor drei Wochen plötzlich an einer Gehirnentzündung geſtorben ſey.“

„Wie ich dieſe Nachricht leſen konnte, ohne augenblicklich zu ſterben, iſt mir noch ein Räthſel. Wie groß muß aber nicht die Kraft der Jugend und des Lebens ſeyn, um ſolchen Erſchütterungen widerſtehen zu können! — Ich kürze meine Erzählung ab, gnädige Frau, da mir von dieſem Zeitpunkte an mehr denn je die Worte fehlen, das zu ſchildern, was ich gelitten und empfunden habe.“

„Ohne Geld, ohne Zufluchtsort, ohne Schutz und Schirm, verließ ich das Hospital. Zwei Tage und zwei Nächte brachte ich ohne Speiſe und Trank unter freiem Himmel zu, weil ich mich nicht entſchließen konnte, die Hand zum Betteln auszuſtrecken — Hunger und die grauſamſte Nothwendigkeit zwangen mich endlich, es zu thun. — Der Himmel erbarmte ſich meiner — er ſandte mir einen ſeiner ſchönſten Engel zu — ich ſah Sie — himmliſche Güte malte ſich in Ihren Zügen — himmliſcher Troſt

lag in Ihrem Blick — ich hörte den Laut Ihrer Stimme, er durchdrang meine ganze Seele mit einem neuen, mir durchaus unbekannten Gefühl, ich glaubte mich dieſer Erde entrückt, wähnte, der Himmel gewähre mir, gerührt von meinen Leiden, das Glück der Seeligen.“

„Lange ſchon waren Sie meinem Blick entſchwunden, als ich noch unbeweglich auf derſelben Stelle ſtand, tief in mich ſelbſt verſunken, und von dieſem Augenblick an habe ich kein andres Unglück mehr empfunden, kein andres mehr gefürchtet, als die Beſorgniß des Anblicks dieſer Himmelserſcheinung nicht mehr gewürdigt zu werden.“

„Erſt ſpät nach Sonnenuntergang ſchlich ich zu dem dunklen Winkel, wo ich die Nächte zuzubringen pflegte; jetzt war er für mich kein Aufenthalt verzweiflungsvoller Hoffnungsloſigkeit mehr — meine Seele war über allen Jammer des irdiſchen Daſeyns emporgeflügelt — dieſer Tag heilig, wie der, an dem ich meine Mutter fand — doch beglückender wie jener, ſollte ihm ein Tag des Wiederſehens folgen.“ —

„Nie habe ich einen Namen für das Gefühl gehabt, das sich, bei Ihrem Anblick, meines ganzen Daseyns ungetheilt bemächtigte — es war in meiner Seele allein herrschend, unvergänglich, glühend, mächtig und doch so sanft, so rein. — Meine Wünsche waren sehnsuchtsvoll und doch so beschränkt. Ein Augenblick, ein einziger Augenblick, in dem ich Sie sah, reichte für mehrere Tage hin, sie zu befriedigen."

„Mein Leben hatte jetzt einen Zweck — es gab für mich wieder Hoffnung und Glück — ich verließ den Baum nicht, an dem Ihre Wohlthätigkeit, Ihre himmlische Güte Sie fast täglich vorüber führte; ich empfand nicht mehr den Wechsel der Jahreszeiten, nicht mehr die Strenge der Witterung — ich fühlte nicht mehr die Härte des Lagers, das mir die kahle Erde bot. — Nie täuschte ich mich über die Stunde, in der Sie erschienen, nie über die Seite, von der Sie kamen — meine Seele flog Ihnen entgegen; ich empfand Ihre Annäherung lange vorher, ehe ich so weit zu sehen, zu hören ver-

mochte. Mehrere Male geruheten Sie mich anzureden, und Sich nach meinen Leiden, meinen Bedürfnissen zu erkundigen, — an solchen Tagen war ich unaussprechlich glücklich; aber auch, wenn Sie nicht allein waren, wenn Sie auch ohne zu verweilen, bei mir vorüberschwebten und Ihr Blick mich nur streifte, war ich doch schon glücklich, Sie gesehen zu haben!"

„Welcher feindselige Geist hauchte es Ihrer Frau Schwester ein, sich mit meinem Schicksal beschäftigen und für mich sorgen zu wollen? Ich begehrte ja nichts, als was mir von der Gnade des Himmels schon gewährt war — der arme Alexis hatte sich ihre Theilnahme gewonnen — ich hörte einmal, daß Sie mich Ihren armen Alexis nannten." —

„Ja, gnädige Frau, ich war es, ich war Ihr Geschöpf, Ihr Eigenthum! Diese elende, verstümmelte Gestalt barg eine Seele, und was in diesem Funken aus dem ewigen reinen Licht Ausfluß der Gottheit war, machte mich würdig Ihr Eigenthum zu seyn und zu heißen."

„Was galt mir die Aussicht auf bessere Kleidung, bessere Nahrung und Wohnung! was war für mich ein Aufenthalt, wo ich Sie nicht mehr sehen sollte? — Sie allein waren die Seele meines Daseyns — fern von Ihrem Blick konnte das Leben nur Qual, nur Verzweiflung für mich seyn.“ —

„Ich schlug Ihre Anerbietungen aus — Sie zürnten mir — Sie wandten sich verachtend von mir und ich entfernte mich, um zu sterben.“

„Nach drei Tagen voll brennender, verzehrender Fieberglut hat man mich in ein Hospital gebracht. Meine schlecht geheilte Wunde, ein Nachbleibsel der Amputation, ist wieder aufgebrochen, der Brand ist dazu gekommen und ich habe nur noch Augenblicke zu leben.“ —

„Beklagen Sie Ihren armen Alexis nicht — er hat gelebt, denn er hat geliebt, aber vergeben Sie ihm und gedenken Sie seiner nicht mit Verachtung.“

Ich ehrte die Thränen meiner Freundin und errieth ihren Wunsch. Mein Wagen hielt noch vor der Thüre — ich warf mich hinein und eilte nach dem Hotel Dieu. — Alexis hatte schon aufgehört zu leiden, Alexis lebte nicht mehr! —

# Zwei Jahre aus Melaniens Leben.

Es war im Dezember des Jahres 1718, als in Paris die Verschwörung des Prinzen von Cellemare entdeckt wurde, und eine Menge, theils wirklicher, theils angeblicher Theilnehmer derselben, verhaftet, und größtentheils in die Bastille gebracht wurden. Unter diesen waren auch zwei junge Damen, die Fräulein von Montauban und von Launoy. Herr von Maisonrouge, der erst seit wenig Wochen als Lieutenant des Königs in der Bastille eine Anstellung erhalten hatte, die ihm wichtigen Einfluß auf das Schicksal der Gefangenen gab, glaubte sich durch seine Pflicht verbunden, beiden Damen den Tag nach ihrer Ankunft einen Besuch machen zu müssen, ob er sich gleich scheute, sie zu sehen, da er im Voraus zu wissen glaubte, wie er von ihnen mit Klagen, Thränen und uner-

füllten Bitten bestürmt werden würde. Auch fand er Fräulein v. Montauban ganz so ungestüm und verzweiflungsvoll betrübt, wie er sie sich gedacht hatte. Man glaubte sie im Herzensverständniß mit einem der Haupturheber der Verschwörung, und hatte sie daher, als der Mitwissenschaft um dieselbe verdächtig, gefangen genommen. Jung, schön, an die Huldigungen ihrer Anbeter, an alle Zerstreuungen des Weltlebens gewöhnt, hatte die Einsamkeit des Gefängnisses für sie die Schrecken des Grabes. Herr v. Maisonrouge versicherte sie tröstend seiner Bereitwilligkeit, ihr ihre Haft durch jede Milderung derselben zu erleichtern, die seine Pflicht ihm zu gestatten vergönne; allein sie hatte nicht Fassung genug, seinen guten Willen benutzen zu können, und er verließ sie mit jenem Mitleiden, das die Schwäche unmündiger Hülflosigkeit starken Seelen einflößt. Auf eine Wiederholung dieses Auftrittes gefaßt, ließ er sich die Thüre öffnen, die zu dem Zimmer des Fräulein von Launoy führte. Früher hatte er nie ihren Namen nennen hören, und wußte nichts von ihr, als daß sie, die Kammerfrau und zugleich die

Vertraute der Herzogin du Maine, verhaftet worden war, weil man sie mit allen Fäden der Intrigue, angesponnen um zu Gunsten der legitimirten Prinzen die spanische Regierung zur thätigen Theilnahme an dem Sturz des Regenten, den die Verschwörer beabsichtigten, zu vereinigen, genau bekannt glaubte. Melanie — so hieß das Fräulein — war keinesweges schön, vielleicht nicht einmal hübsch zu nennen. Tausende ihres Geschlechts wären mit ihrer Gestalt und ihren Zügen ganz unbemerkt geblieben, allein der Ausdruck von Witz und Geist, der ihr Gesicht beseelte, fesselte den Blick, der zufällig auf sie traf; unwillkürlich kehrte er zu ihr zurück, und je öfter und je länger man sie ansah, je mehr fand man Vergnügen daran, sie zu sehen. Im Augenblick ihrer Gefangennehmung hatte sie nur an die Rettung wichtiger Papiere gedacht, die in ihren Händen waren, und es darüber vernachlässigt, sich für ihren neuen Aufenthalt mit der nothwendigen Wäsche und Kleidung zu versehen. Hr. v. Maisonrouge fand sie daher, als er zu ihr eintrat, in einem, für die damalige Zeit, sehr ungewöhnlichen Anzug; ihr

schönes, schwarzes, natürlich gelocktes Haar, hing, unentstellt von Puder und Pomade, frei um ihre Schultern; nachlässig hatte sie ein kleines weißes Halstuch über den Kopf geworfen, und unter dem Halse zugebunden, während ihre Kammerjungfer beschäftigt war, das einzige Kopfzeug, was sie bei sich hatte, und was ihr zur Nachthaube hatte dienen müssen, in dem Waschbecken auszuwaschen. In einer Zeit, wo der Kopfputz der Frauen über eine Elle hoch, und schwerer als der Kürassierhelm eines Helden unserer Zeit, die geschmackloseste Zusammensetzung von Draht, Flor, Band, Federn, Blumen, Klunkern war, und wenigstens einige Loth Pomade und ein halbes Pfund Puder dazu gehörten, das Haar über den Wulst von Pferdeharren und Werg emporzukräuseln, der zur Unterlage der Frisur diente, konnte wohl die einfache Natürlichkeit, in der Melanie vor Herrn v. Maisonrouge erschien, ihr in seinen Augen einen eigenthümlichen, anziehenden Reiz leihen. Da seine Uniform ihr seinen Rang und seinen Posten verkündete, so erhob sie sich bei seinem Eintritt von ihrem Sitz, um ihn

achtungsvoll zu begrüßen, und die Scheu, in diesem Aufzuge vielleicht einen ungünstigen Eindruck zu machen, flog mit dem Ausdruck einer leichten Verlegenheit über ihr Gesicht, doch in demselben Augenblicke mußte sie auch schon über sich und ihre Verlegenheit lächeln. Sie finden mich, sagte sie ihm, wie eine entführte Romanheldin, ohne Wäsche, ohne Kleidung, leider aber auch noch dazu ohne das Schmuckkästchen und die reich gefüllte Börse, die diese Prinzessinnen bei sich zu führen pflegen, und daher gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, und dem Mangel durch meine und meines Mädchens Erfindungsgabe abzuhelfen.

Herr v. Maisonrouge war zu überrascht, um ihr mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart antworten zu können; er glaubte auch ihr vor allem etwas Beruhigendes über ihre Lage sagen zu müssen, und versicherte sie daher, daß man bei der Untersuchung gewiß, wenn auch die Herzogin strafbar befunden würde, Rücksicht auf den Gr[illegible]sam nehmen würde, zu dem das Fräulein durch ihre Verhältnisse [illegible]pflichtet gewesen sey. Stolz und scharf blickte sie ihn hier mit

ihren hellen, klugen Augen an. Meine Ruhe, antwortete sie ihm besonnen, gründet sich keineswegs auf meine persönlichen Verhältnisse, sondern einzig auf meine Ueberzeugung von der Unschuld der Herzogin. Hätte sie gefehlt, und ich irgend einen Theil an ihrem Vergehen, so würde ich lieber die Strafe dafür dulden, als mich mit dem Gehorsam gegen Befehle entschuldigen zu wollen, die es, wenn ihre Befolgung mich strafbar machen könnte, unwürdig gewesen seyn würde, zu vollziehen.

Der edle Stolz, den diese Antwort verrieth, gewann ihr Anspruch auf seine Achtung, und die Ruhe, die sie zeigte, bildete zu der thörichten Verzweiflung und dem kindischen Jammer des Fräuleins v. Montaubyn einen so vortheilhaften Gegensatz, daß Herr v. Maisonrouge überzeugt wurde, Melanie müsse sich durch Geist und Charakter unter ihrem Geschlecht auszeichnen. Er holte sich einen Stuhl, um die Unterhaltung mit ihr zu verlängern, und sie sprach nun auf eine anmuthige, fast scherzende Weise von dem Eindruck, den der Eintritt in die Bastille auf sie gemacht habe. Es war schon

nach sieben Uhr Abends und ganz stockfinster, erzählte sie, als ich von dem Offizier, der mich hieherbrachte, dem Gouverneur übergeben wurde, und das Gerassel der Ketten an den Zugbrücken, über die mich dieser führte, war mir sehr unangenehm. Man brachte mich nach vielen Kreuz- und Querzügen endlich in ein großes, schmutziges Gemach, in dem ich nichts als zwei Steine sah, auf denen man einiges Reisig anzündete, ein Stückchen Licht an die Wand klebte, und dann, nachdem man mich so häuslich bequem darin eingerichtet hatte, und mir die Freiheit ließ, mich neben dem Feuer auf dem Boden niederzuhocken, fünf bis sechs Schlösser, und ich weiß nicht, wie viel Riegel, hinter mir zuschloß. Die Stunde, die ich in dieser Einsamkeit zubrachte, war etwas lang, allein ich fand doch, welch eine Ausgleichung für Unglück die Vorsehung in die Uebung der Denkkraft gelegt hat, zu der uns eine neue Lage, und sey sie noch so traurig, den Stoff bietet. Ich belauschte gewissermaßen meinen Geist in dieser Stunde, und ertappte ihn auf manchem Gedanken, den ich dem heiligen Dinge nie zugetraut hatte, und

der mich zu der Hoffnung ermuthigte, daß ich in der Einsamkeit vielleicht ganz gut Freund mit ihm werden könne, wozu mir bis jetzt immer Zeit und Gelegenheit gefehlt hat. Endlich kam auch der Gouverneur wieder und brachte mir mein Kammermädchen, die aus treuer Anhänglichkeit darauf bestanden hatte, mit mir eingesperrt zu werden; wir mußten nun in ein anderes Zimmer gehen, und ich hätte für mein Leben gern gewußt, warum? aber es schien mir in der Bastille nicht Sitte zu seyn, den Leuten das Warum von diesem oder jenem zu erklären; und überdem, fuhr sie mit einem fast muthwilligen Seitenblick auf Hrn. v. Maisonrouge fort, hatte ich damals auch in diesen Mauern noch kein Gesicht gesehen, dem ich irgend eine Frage hätte vorlegen mögen. Wir wurden in diesem zweiten Gemach eben so sorgfältig eingeschlossen als in dem ersten, und kaum waren die Riegel vorgeschoben, als mich ein furchtbares Schnarren und Rollen und Rasseln unterirdischer Ketten und Räder erschreckte; ich hatte wohl eher von eisernen, küssenden Jungfrauen in alten Schlössern und Gefängnissen gelesen, die, plötzlich aus

dem Boden aufsteigend, den Nahenden mit langen, schneidenden Armen umfassen, und dann mit ihm in eine dunkle Tiefe versinken, die sein Grab wird. Das Gerassel, das ich unter meinen Füssen hörte, schien mir das Schicksal zu verkünden, welches mich erwartete, mich dünkte den Boden unter meinen Füßen zittern zu fühlen, und ich wagte keinen Schritt vorwärts, ungewiß, ob mir nicht der nächste den Tod bringen könne. Der Scharfsinn meiner Marie lösete endlich das mir so furchtbare Räthsel; diese rasselnde, schnarrende Maschine, die ich bestimmt wähnte, mich zu Staub zu zermalmen, war — der Bratenwender, und das Zimmer, in dem wir uns befanden, gerade über der Küche. Meine Furcht verschwand, und machte nun dem Gefühl Raum, daß mich erschrecklich hungerte, da ich seit beinahe vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatte; es war aber schon zehn Uhr Abends, und ich fürchtete daher, daß es in der Bastille nicht Sitte sey, den Leuten ein Abendbrod und ein Bett zum Schlafen zu geben, doch um eilf Uhr holte man uns ab, und brachte mich in dies Zimmer, wo ich, wie Sie

sehen, nicht blos ein Bett und einen Tisch, sondern auch drei Stühle und einen Spiegel fand, und obendrein etwas zu essen bekam. Ich war glücklich, oder auch, wenn sie es so nennen wollen, einfältig genug, mich darüber freuen zu können, weil ich mir sagte, daß ich mich auch darein hätte finden müssen, wenn man mir die Erde zum Lager angewiesen hätte, und weil ich überhaupt einige Charakterähnlichkeit mit den Deutschen habe, von denen man behauptet, daß sie, wenn sie Arm oder Bein brechen, doch noch stets ihr Glück rühmen, nur diese und nicht den Hals gebrochen zu haben.

Herr von Maisonrouge hatte ihrem Geplauder mit vielem Vergnügen zugehört, die geisteshelle Besonnenheit, mit der sie ihre Lage ins Auge faßte, und das Unangenehme derselben scherzhaft nahm, um es leichter tragen zu können, flößte ihm ein achtungsvolles Interesse ein, und er fragte sie, als er Abschied nahm, mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens, ob sie irgend einen Wunsch habe, den er ihr zu gewähren vermöge? Sie bat um Bücher und um Schreibzeug; das letztere war ihm ver-

boten worden, ihr zu geben, allein die erstern versprach er ihr am folgenden Tage zu bringen.

Am Abend erhielt er einen Koffer voller Kleidungsstücke und eine Börse mit Gold, um sie dem Fräulein zustellen zu lassen. Diese Gabe kam von einem ihrer ältesten Freunde, dem Hrn. v. Valincourt, dessen Jahre und dessen Charakter jeden Zweifel über die Bewegungsgründe seiner Theilnahme niederschlugen. Zugleich erhielt er Briefe von dem dreiundachtzigjährigen Abbe Cheaulieu, von dem Herrn v. Fontenelle und von der Marquise von Lambert, die das Fräulein, in für diese höchst ehrenvollen Ausdrücken, auf das Angelegentlichste seinem Schutz empfahlen. Es that ihm wohl, sie durch die Achtung so berühmter Männer und Frauen ausgezeichnet zu sehen, allein er empfand doch auch ein gewisses Mißbehagen, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war, da er schon beschlossen hatte, sie mit allem zu versehen, dessen sie bedurfte, und seine Dienstwilligkeit sich jetzt darauf beschränken mußte, ihr die gewünschten Bücher zu bringen.

Er fand Melanie bei diesem zweiten Be-

ſuch eben ſo geiſtvoll, und wie ihn dünkte, noch weit liebenswürdiger als das erſtemal. Die Bücher, die er ihr brachte, veranlaßten unter beiden ein Geſpräch, in dem ſie, ohne Anmaßung und Ziererei, ihren Geiſt und ihre Kenntniſſe in dem ſo ſeltenen Reiz der Natürlichkeit und einer edlen Einfalt entfalten konnte. Die Lage, in der ſie ſich befand, gab ihr die im Leben immer nur ſeltene Gelegenheit, die achtungswürdigſten Seiten ihres Charakters zu zeigen, und die beſten Eigenſchaften ihrer Seele geltend zu machen. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte ſie ſeit ihrer früheſten Kindheit in Verhältniſſen gelebt, wo ſie zu allen Künſten des Scheins ihre Zuflucht nehmen mußte, wenn ſie nicht in Armuth, Dunkelheit und Vergeſſenheit verſinken wollte. Ehrgeiz war die mächtige Triebfeder aller ihrer Handlungen, aber es war bei ihr mehr ein Beſtreben auf den Platz zu gelangen, für den ſie ſich geſchaffen fühlte, als eine kleinliche Begierde, ſich über andere zu erheben. Nicht reich, nicht ſchön, nicht vornehm, war der Pfad, den ſie bis jetzt gewandelt war, für ſie mit Dornen ſchmachvoller Selbſtverleug-

nung besäet gewesen; sie hatte zu, ihr selbst verächtlichen, Schmeichelkünsten ihre Zuflucht nehmen müssen, um sich ihrer Gebieterin nur erst bemerklich, dann nützlich, zuletzt nothwendig zu machen. Jetzt, im Gefängniß, athmete sie zum erstenmale frei! Das Schicksal gewährte ihr, was sie kaum mehr zu hoffen gewagt hatte, eine Gelegenheit, wo sie sich nur standhaft, klug und großherzig zu zeigen brauchte, um sich Achtung zu gewinnen, und in der öffentlichen Meinung eine Stütze zu erhalten, die ihr Rechte auf eine Versorgung von Seiten ihrer Gebieterin sicherte. Je mehr sie für diese litt, je glänzender konnte sich ihr Charakter bewähren, und es war für sie eine unschätzbare Gunst des Geschicks, daß sie jetzt auf dem Wege der Pflichttreue und der Großherzigkeit, das Ziel zu erreichen hoffen durfte, das sie unverrückt im Auge behalten hatte.

Von diesem Tage an wurde es Hrn. v. Maisonrouge zur beglückenden Gewohnheit, das Fräulein täglich zu sehen, und bald brachte er alle Freistunden, die sein Amt ihm ließ, bei ihr zu. In ihr glaubte er zu finden, was er

bisher vergeblich gesucht hatte: weibliche Zartheit und tiefe Empfindung mit Charakterfestigkeit und Geistesbildung verbunden. Melanie fand an dem Umgang mit ihm viel Vergnügen. Die Unterhaltung mit ihm bot ihr vielfache Veranlassung, ihren Geist mit neuen Kenntnissen zu bereichern, und ihn und sich durch die Leichtigkeit zu erfreuen, mit der sie tiefsinnige Ideen und erhabenen Gedankenflug zu fassen und zu verstehen vermochte. Erst vierunddreißig Jahre alt war Hr. v. Maisonrouge viel ernster, als es die Franzosen dieses Alters zu seyn pflegen; man achtete ihn allgemein, allein nur wenige fühlten sich versucht, ihn näher kennen lernen zu wollen, da seine anscheinende Verschlossenheit und sein Ernst dies schwer machten. Er liebte die Einsamkeit, las viel, und erschien selten in geselligen Kreisen. Sprach er aber, so sprach er schön, und die edle Einfalt seines Sinnes, die Größe seines Charakters, die lautere Wahrheit seiner Empfindung gab allem, was er sagte, das Gepräge seines Seelenadels. Die Frauen hatten ihn in jüngern Jahren viel beschäftigt, allein er hatte nie ge-

liebt. In ſeinem Herzen war von jeher Sehnſucht nach einer Liebe, wie ſie ihm hienieden nie ſichtbar geworden war, und die Ahnung eines Glückes, vor deſſen Zauberfülle alles verſchwinden müſſe, was die Sterblichen in ihrer Täuſchung ſonſt Glück nennen; doch dieſe Ahnungen galten ihm nun ſchon ſeit vielen Jahren für das vorzeitig erwachte Sehnen nach einer Seligkeit, die nur jenſeits erreicht werden könne, und auch das, was er für Melanie empfand, ſchien ihm nur ein Tribut zu ſeyn, den er ihrer Trefflichkeit in achtungsvoller Anerkennung derſelben zolle. Er zeigte ihr zu dem zärtlichſten Antheil an allem, was ſie betraf, die zarteſte und ſchmeichelhafteſte Hochachtung, durch die je ein edler Mann ein weibliches Weſen geehrt hat.

Was er für ſeine Freundin — ſo nannte er Melanie — am mehrſten fürchtete, war die Langeweile, da ſie, von allem Verkehr mit Menſchen abgeſchieden, nur ihre Kammerjungfer um ſich hatte, und außer dieſer nur ihn alle Nachmittage ſprach. Allein zu ſeiner Freude und zu ſeiner Ueberraſchung hörte er ſie nie

darüber klagen, da sie sich davor zu bewahren verstand. Sie las viel, und zwar größtentheils ernste, wissenschaftliche Bücher, und zur Erholung beschäftigte sie sich mit Handarbeit. Die Untersuchung über die Verschwörung schien sich sehr in die Länge ziehen zu wollen. Es mußte dem Regenten daran liegen, in den Augen von Frankreich und dem übrigen Europa, die Strenge zu rechtfertigen, mit der er die muthmaßlichen Theilnehmer derselben, vorzüglich die Herzogin du Maine, behandelt hatte, und doch ließen sich keine hinlänglichen Beweise zur Rechtfertigung derselben auffinden. Fräulein de Launoy bewies in ihrem Verhör eben so viel Klugheit als Geistesgegenwart, man konnte sie von nichts überführen; allein man war entschlossen, sie nicht freizulassen, weil man noch immer wichtigere Entdeckungen zu machen, und sie durch die Länge ihrer Einsperrung zum Geständniß zu bringen hoffte. Doch trotz dieser Aussicht, auf die längere Dauer dieser Haft, blieb sie heiter, und Hr. v. Maisonrouge konnte sich nicht enthalten, ihr sein freudiges Erstaunen darüber auszudrücken. Suchen Sie nur darin, sagte

sie ihm lächelnd, keinen Beweis von Seelenstärke; ich finde den Aufenthalt in der Bastille ganz angenehm, da er mir mehr Freiheit vergönnt, als er mir geraubt hat. Ich bin freilich nicht freiwillig hier, allein ich bin hier auch durch nichts verpflichtet einen fremden Willen zur Richtschnur meines Thuns zu machen, und dabei ist mehr Gewinn als Verlust. Auch empfinde ich jetzt, daß sich an der Unmöglichkeit, sie zu erreichen, die Gewalt der Sehnsucht nach vielen Dingen bricht. In der Welt reizt, und gefällt, und lockt, und versucht uns so vieles, daß das Herz nie frei von der Qual unerreichter, hoffnungsloser Wünsche wird, und der Besitz, dessen wir uns erfreuen sollten, bei uns im Preise fällt. Dazu nun noch, wenn man nicht reich und unabhängig ist, dieser erdrückende Wust von gesellschaftlichen Verhältnissen und Rücksichten, der uns fast nie vergönnt, uns so zu zeigen, wie wir wirklich sind, und zu thun, was wir gerne thun. Ich habe am Hofe gelebt, und den ganzen verführerischen Zauber der Gunst der Großen gekostet, wenn ich aber meine Lage am Hofe mit meiner jetzi-

gen vergleiche, so muß ich gestehen, daß ich hier in der Bastille zum erstenmal das Glück der Freiheit empfinde und genieße.

Solche Aeußerungen gewannen ihr mehr und mehr die Achtung des Hrn. v. Maisonrouge. Es gelang ihm endlich, die Erlaubniß zu erhalten, ihr auch Dinte und Papier geben zu dürfen, doch nur unter der Bedingung, daß die Blätter numerirt und von ihr alle in seine Hände zurückgegeben werden sollten. Dies nöthigte Melanie sich auf Abhandlungen und kleine Aufsätze zu beschränken, die sie zu ihrem Zeitvertreib niederschrieb, und die Hrn. v. Maisonrouge neue Gelegenheit gaben, ihren Geist und ihre Grundsätze kennen zu lernen. Seine Empfindung für sie wurde jetzt Liebe, und zwar die edelste und reinste Liebe, die vielleicht je das Herz eines Mannes durchflammt hat. Ihre Lage und seine Verhältnisse legten ihm die Pflicht auf, diese Liebe zu verbergen, allein Melanie wußte früher als er selbst um das Geheimniß derselben. Er war so ausschließend mit ihr beschäftigt, der Gedanke an sie füllte so seine ganze Seele aus, daß er unwillkürlich von ihr

redete, wenn er die andern Gefangenen besuchte, und doch zuversichtlich glaubte, daß nicht er mit ihnen, sondern sie mit ihm von ihr gesprochen hatten. Entzückt über die Theilnahme und die Hochachtung, die, wie er fand, Jene alle für sie empfanden, kam er zu ihr zurück. Nie, meine Freundin, sagte er ihr oft, haben Seelengröße und Herzensadel eine rührendere Huldigung empfangen, als die Ihnen in der Verehrung und Bewunderung dargebracht wird, mit der Jeder ohne Ausnahme den innigsten Antheil an Ihrem Schicksal nimmt. Man redet mit mir nur von Ihnen, und wohin ich nur komme, höre ich nur Ihr Lob. — Dieses war auch wirklich der Fall; denn da Keinem der Gefangenen das Interesse verborgen blieb, mit dem Herr v. Maisonrouge von dem Fräulein reden hörte, und selber von ihr sprach, so suchte jeder diese Entdeckung zu benutzen, um sich ihm angenehm zu machen. Abhängigkeit erzeugt fast immer Schmeichelei, der Gefangene sucht durch sie seinen Aufseher wie der Höfling seinen Fürsten zu gewinnen. Einige der Gefangenen baten Hrn. v. Maisonrouge um Erlaubniß, dem

Fräulein Erfrischungen, andere ihr Bücher senden zu dürfen; kurz jeder strebte, ihr eine Huldigung darzubringen, die nur ihm galt, der, wenn gleich jeder ihm persönlich geltenden Bestechung unzugänglich, doch diese den Darbringern hoch anrechnete.

Unter den Gefangenen war auch der Ritter du Menil. Er war ein Bekannter des Abbe Brigand, der als Vertrauter des Prinzen von Cellemare sich, als dieser von der Entdeckung der Verschwörung Nachricht erhielt, durch die Flucht zu retten suchte. Vor seiner Abreise ging er zu dem Ritter und bat ihn ein Kästchen zu sich zu nehmen, das sein Testament, und einige ihm wichtige Familienpapiere enthielt, die er auf einer Reise, zu der er sich genöthigt fände, nicht mitzunehmen wünsche. Der Ritter wußte, daß der Abbe ehemals mit dem Prätendenten innig verbunden, von diesem unglücklichen Prinzen wichtige Papiere in Händen hatte und glaubte daher nicht weiter nach dem Inhalt der ihm anzuvertrauenden Schriften fragen zu dürfen. Am folgenden Morgen sandte ihm der Abbe nicht nur das Kästchen, sondern

auch noch ein groſses Packet verſiegelter Papiere. Am Nachmittag des nämlichen Tages ließ der Regent das Hotel des ſpaniſchen Geſandten, des Prinzen Cellemare, von Truppen umzingeln und ihn ſelbſt, ſo wie alle die verhaften, die nur der leiſeſte Verdacht der Theilnahme und des Wiſſens um ſeine Plane traf.

Sobald der Ritter du Menil erfuhr, daß der Prinz v. Cellemare verhaftet ſey, errieth er auch, daß der Abbe Brigand in dieſe Verſchwörung verwickelt ſey und zugleich die Gefahr, Bewahrer der ihm anvertrauten Papiere zu ſeyn. Er kannte die Strenge des Geſetzes, dem er durch die Geheimhaltung derſelben verfiel, allein er wollte ſich dieſer lieber Preis geben, als das Vertrauen eines Mannes täuſchen, der, wenn er gleich nicht zu ſeinen Freunden gehörte, doch gewagt hatte, ſich ihm anzuvertrauen. Er entſiegelte das Käſtchen und die Papiere; in dem erſten fand er wirklich nur das Teſtament des Abbes und einige Familienbriefe, in dem letztern aber alle Entwürfe und Denkſchriften, die ſich auf den Plan der Verſchwörung bezogen, und von denen er bis zu dieſem Augen-

blick nicht die mindeste Kenntniß hatte. Allein er fand auch, daß sie nichts enthielten, was gegen den König und den Staat Verbrechen gewesen wäre, und so hielt er es für das Zweckmäßigste und Würdigste, diese Papiere den Flammen zu opfern.

Der Abbe Dubois, dieser lastergebrandmarkte Günstling des Regenten, ließ den Ritter, da er erspäht hatte, daß Brigand am Tage seiner Flucht noch bei ihm gewesen war, zu sich rufen, um ihn selbst über alles zu befragen, was er von ihm zu erfahren wünschte. Der Ritter gestand von dem Abbe ein Kästchen zur Aufbewahrung erhalten zu haben, und zeigte sich bereitwillig, dies auszuliefern. Da man nichts Verfängliches darin fand, so entging der Ritter einer strengern Untersuchung. Brigand selbst aber wurde auf seiner Flucht eingeholt und in die Bastille gebracht. Die Herren Argenson und le Blanc, denen die Untersuchung aufgetragen war, sagten ihm in seinem ersten Verhör, daß der Ritter du Menil die Papiere ausgeliefert habe, die er ihm anvertraut habe. Nun, antwortete er, dann bedarf es keines

weitern Geständnisses, und Sie wissen alles. Diese Worte wurden zu einer Anklage des Ritters, er wurde verhaftet, blieb aber, als man ihn verhörte, bei der Versicherung, daß er durchaus keine andre Papiere von dem Abbe in Händen habe, als die von ihm ausgelieferten. Als er sich aber nach geendigtem Verhör mit Hrn. le Blanc allein sah, sagte er ihm: Nicht dem Minister, nicht meinem Richter, aber dem Mann von Ehre will ich gestehen, was ich mich zu thun verpflichtet geglaubt habe. Er erzählte ihm darauf, was er gethan hatte. Hr. le Blanc durfte als Staatsdiener dies Geständniß nicht verschweigen, allein er fühlte den Werth dieses Betragens, da der Ritter gewiß seyn konnte, daß der Regent diese Papiere um jeden Preis, den es ihm beliebt haben würde dafür zu fordern, eingelöset haben würde, und versprach dem Ritter sich für ihn verwenden und sein Betragen bei dem Regenten rechtfertigen zu wollen. Dubois aber, der sich von dem Ritter getäuscht glaubte, wollte Rache dafür, und bewirkte, daß der Ritter nach der Bastille gebracht wurde. Ganz Frankreich achtete die

Großmuth, die dieser bewiesen hatte, der Regent selbst erkannte sie billigend an, und als ein Marquis du Menil, der gleichfalls am französischen Hofe lebte, sich beeiferte, ihm die Versicherung zu geben, daß er mit dem Ritter so wenig durch Bande des Blutes als der Freundschaft verbunden sey, antwortete ihm der Regent, er bedauere ihn desfalls, da der Ritter ein Mann von Ehre sey, der die Achtung jedes braven Mannes verdiene.

Der Ritter war schon einige Tage früher als Melanie verhaftet worden, und sie hatte daher seiner bei dieser Gefangennehmung oft auf eine Art erwähnen hören, die ihn ihr interessant machte, und den Wunsch in ihr erweckte, ihn kennen zu lernen. Er hatte sie dagegen schon früher als eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit rühmen hören, und da er von dem Hrn. v. Maisonrouge ihre Anwesenheit in der Bastille erfuhr, war nichts natürlicher als der Gedanke, wie sehr der Umgang mit ihr die traurige Einsamkeit seines Gefängnisses zu verschönern vermögen würde. Mit dieser Idee beschäftigt, erzählte er eines Tages

dem Hrn. v. Maiſonrouge: ihm habe geträumt, daß ſein Urtheil geſprochen und er durch daſſelbe zu lebenslänglicher Gefangenſchaft in der Baſtille verurtheilt worden ſey; doch ſey ihm verſtattet worden, in der Geſellſchaft des Fräulein von Launoy zu leben, und dieſe Vergünſtigung habe ihn völlig mit der Strenge ſeines Urtheils ausgeſöhnt. Hr. v. Maiſonrouge wußte, daß der Ritter das Fräulein nie geſehen hatte; die feine Schmeichelei, die für ſie in dieſem Traume lag, erſchien ihm alſo ganz unverfänglich und er erzählte ihr denſelben, ſobald er zu ihr kam. Melanie fühlte ſich dem Ritter, den ſie als einen höchſt liebenswürdigen, geiſtreichen Mann hatte rühmen hören, für das Vertrauen verbunden, mit dem er ihr Geiſt und Seele genug zutraute, ihm durch ihren Umgang ſelbſt einen Kerker auf Lebenszeit verſchönern zu können. Sie ſcherzte mit Hrn. v. Maiſonrouge darüber; dieſer theilte ihre Aeußerung dem Ritter mit, der es lebhaft bedauerte, ſie nicht ſchriftlich beantworten zu dürfen. Dieſe Freude ſollen Sie haben, ſagte ihm Maiſonrouge, indem er ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel riß,

und es ihm nebst einem Bleistift überreichte. Der Ritter schrieb schnell einige Verse nieder, und bat ihn, sie dem Fräulein zu überbringen.

In der Einsamkeit eines Gefängnisses wird jede Kleinigkeit, die die Einförmigkeit der Lebensweise unterbricht, zu einer interessanten Begebenheit. Melanie war von mehreren der ausgezeichnetsten Dichter ihrer Zeit oft besungen worden, doch nie hatte sie ein Beweis der Achtung und der Zuneigung dieser Männer so gerührt, so erfreut, wie diese artigen, übrigens aber unbedeutenden Verse, die Maisonrouge ihr von dem Ritter überbrachte. Sie erröthete und wußte es ihrem Freunde heimlich, aber innig Dank, daß er ihre Bedenklichkeiten widerlegte, und darauf bestand, sie müsse dem Ritter antworten. Sie that dies gleichfalls in Versen, der Ritter antwortete am folgenden Tage, und da Hr. v. Maisonrouge diesen Briefwechsel, der offen durch seine Hände ging, für den König und für den Staat gleich gefahrlos fand, so glaubte er es mit der Pflicht seines Amtes durchaus vereinbar, seiner reizenden Gefangenen diesen Zeitvertreib verschaffen zu dürfen.

Aus den kleinen Billetchen, die im Anfange hin und her flogen, wurden bald lange und immer längere Briefe, die in dem Ritter den Wunsch, seine geistvolle, witzige, aber unsichtbare Correspondentin persönlich kennen zu lernen, allmählich bis zur Leidenschaft steigerten.

Das gesellschaftliche Leben löscht von uns selbst unbemerkt manchen Eindruck aus, der in der Einsamkeit über den Gehalt unseres Lebens entschieden haben würde, und es verflacht die Empfindung, der es die Kraft raubt, unsere Seele zu füllen, und sie durch und durch zu erfassen. Man fühlt das eigene Herz im Strudel des Weltlebens oft vorzeitig veraltet und glaubt es dann den tieferen Regungen des Schmerzes und der Freude abgestorben; aber es bleibt unter dem Druck der Jahre, unter dem Eis der Weltklugheit doch das ewig junge Herz, das sich aus sich selber zu verjüngen vermag, sobald sich seine Kraft wieder in Liebe sammelt. Melanie kannte die Liebe, aber sie war, ob es ihr gleich nicht an Anbetern gefehlt hatte, nie geliebt worden. In ihrem vierzehnten Jahre hatten die Romane, die sie gelesen, den Wunsch

in ihr erweckt, Liebe einzuflößen und zu empfinden, weil sie dadurch in ihren eigenen, wie in fremden Augen bedeutender zu werden glaubte; allein ihr Geist war auch damals schon zu hell und zu klar, um sich lange über die Gehaltlosigkeit des Mannes täuschen zu können, den ihre Phantasie zum Gegenstande ihrer Träume und ihrer Spielereien erkohren hatte, und das rettete sie von der Gefahr, ihren Frieden und ihren Werth an diesem Irrthum zu verlieren. Späterhin lernte sie einen liebenswürdigen und edlen Mann kennen, sie gewann seine Freundschaft, und sein Vertrauen, doch sein Herz gehörte schon einer andern, und sie liebte ihn ungeliebt viele Jahr lang, ohne dadurch unglücklich zu seyn. Ein weibliches Herz findet oft in seiner eigenen Liebe ein Glück, dessen Frieden und dessen Reinheit so leicht von keinem Manne begriffen wird; ohne ein leises Zagen kann sich eine Frau nie geliebt fühlen; sie gehört sich selbst dann gewissermaßen nicht mehr an, sie ist nicht mehr Herr ihres Geschickes und ihres Glückes, ja oft sogar nicht einmal mehr ihres Willens. So lange eine Frau aber

ihre Liebe ſtumm wie ihre Andacht in der Seele verſchloſſen trägt, bleibt ihr Friede ungeſtört, weil ſie ohne Kampf und Furcht, geſichert gegen eigene Schwäche und fremden Leichtſinn, frei in Liebe, wie die Blume im Sonnenlicht, ihr inneres, höheres Leben ſich entfalten fühlt. Unabhängig von allem Glück, das ſie zu ſpenden vermag, iſt wahre, reine Liebe ein ſo hohes, das Leben veredelndes, die Seele heiligendes Gefühl, daß man es auch im tiefſten Leid der Gottheit nicht genug danken kann, wenn uns ihre Flammenläuterung gewährt wird. Kein anderes Glück kann das Bewußtſeyn aufwiegen, hienieden Augenblicke gelebt zu haben, in denen die Seele das Vollgefühl ihres göttlichen Urſprungs in der reinſten Begeiſterung für Tugend und Wahrheit empfunden hat, und ſolche Augenblicke dankt man nur der Liebe. —

Mit dem Bilde des geliebten Mannes im Herzen, war Melanie in die Welt getreten, und hatte in Paris an einem ſittenloſen Hofe lebend, die Makelloſigkeit ihres Wandels und ihres Rufes bewahrt, allein die kleinlichen Hof-

intriguen, das Bewerben um Menschengunst, das ihre Lage nothwendig machte, hatte ihre Seele abgemattet. — Die Energie ihrer Empfindungen war indessen nur entschlummert, nicht erschöpft; in der Einsamkeit des Kerkers wurde ihre Seele wieder für manche tiefere Regung neu empfänglich, und an der Gränze des jugendlichen Lebens erwachte noch einmal ihr Herz zu dem Glauben an Glück. Sie ehrte Maisonrouge, wie sie noch nie einen Mann geehrt hatte, und zufrieden mit der Gegenwart, glaubte sie auf seine Liebe auch für ihre Zukunft heitere Hoffnungen gründen zu dürfen.

Du Menil gehörte zu den Männern die voll Ehre und Muth, für ihre Freunde der edelsten Aufopferung fähig sind, und nur gegen Frauen sich eine Gewissenlosigkeit erlauben, deren Folgen sie der menschlichen Gesellschaft durch alle ihre andern Tugenden nicht zu vergüten vermögen. Er glaubte in allen den Verbindungen, in die ihn bis zu dem Zeitpunkt seiner Verhaftung Eitelkeit und Sinnenreiz verflochten hatten, seiner Verpflichtung genug gethan zu haben, wenn er seine Gewalt über

den geliebten Gegenstand nicht ohne eine gewisse Großmuth geltend zu machen suchte, und sich stets diskret, klug und verschwiegen bewies. Ein solches Betragen befriedigt die Ansprüche einer Kokette, allein es bricht das Herz eines gefühlvollen Weibes. Die Briefe des Fräulein v. Launoy weckten in ihm den Wunsch, ihren Geist und ihr Herz für sich zu interessiren, und die Muße, die er hatte, sich mit ihr zu beschäftigen, die Lebhaftigkeit des Eindrucks, den der Gedanke an sie auf ihn machte, die Schwierigkeit, sie zu sehen, vereinigten sich, sein Interesse für sie so zu erhöhen, daß er selbst sie zu lieben wähnte. Er wünschte sehnlichst sie zu sehen, und bestürmte Hrn. v. Maisonrouge so wiederholt mit den inständigsten Bitten, daß dieser endlich darin willigte, sie ihm zu zeigen, doch nur unter der Bedingung, daß er nicht mit ihr sprechen dürfe. Das Zimmer des Ritters lag dem des Fräulein gerade gegenüber, und nur ein schmaler Gang trennte beide; Hr. v. Maisonrouge stellte den Ritter in die Thüre seines Zimmers, und öffnete nun Melaniens Thüre; der Ritter sah sie an einem kleinen Tischchen

ſitzen, ſie war nicht ſchön, aber er hatte ſeit Monaten keine weibliche Geſtalt erblickt, und ſo ſchien ſie ihm, als ſie aufſtand und lächelnd und erröthend mit niedergeſchlagenen Augen ſeinen Gruß erwiederte, eine Göttin zu ſeyn. — Die Thüre ſchloß ſich wieder, doch auf den Fittigen dieſes flüchtigen Augenblicks ruhete der Gehalt langer Jahre.

Melanie hatte es unbeſcheiden von dem Ritter gefunden, daß er, trotz des ernſten Widerſtrebens, das ſie in ihren Briefen ausgeſprochen hatte, darauf beſtand, ſie ſehen zu wollen, und war entſchloſſen, ihm dies empfinden zu laſſen, allein der erſte Blick auf ihn änderte ihren Entſchluß, und entſchied über ihr Schickſal. Nur der, der je einen ähnlichen Zauber empfunden hat, kann die Macht deſſelben beurtheilen. Nie hatte Melanie den wundervollen Reiz gekannt, mit dem ſich jetzt für ſie in den öden Wänden eines Kerkers das Leben ſchmückte. Ein Bild füllte von dieſer Stunde an ihr Herz ganz aus. Ein Gedanke reichte hin, ſie für ihr ganze Lebenszeit zu beſchäftigen, und alle Kräfte ihres Geiſtes zu beleben. Sie war zu

ſehr daran gewöhnt, ſich ſelbſt zu beobachten, und ihr Herz in ſeinen Empfindungen und Wünſchen zu ergründen, als daß ſie jetzt in ſorgloſer Sicherheit die Gefahr, die ihrer Ruhe drohete, hätte unbeachtet laſſen können. Sie fühlte, daß dem Ritter vom Schickſal unbedingte Macht über ihr Glück gegeben ſey; allein ſie wußte auch, daß ſie nicht ſchön, nicht reich, nicht vornehm war, und ſie würde ſich lächerlich gefunden haben, wenn ſie an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß ein Mann, der wie der Ritter gewohnt war, mit den liebenswürdigſten, geiſtreichſten Frauen umzugehen und von ihnen geliebt zu werden, ſie, die Arme und Reizloſe, lieben könne. Sie beſchloß daher, ihn zu meiden, ſo ſchwer ihr auch dies Opfer wurde. Der Ritter ſchrieb an ſie, und ſein Brief verrieth den Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte. — Melanie nahm dies als eine Galanterie auf, die ſie bei jedem andern Mann unbedeutend gefunden und mit leichtem Scherz beantwortet haben würde, allein ihm gegenüber mußte ſie gegen ſich ſelbſt ſtrenge ſeyn. Ihre Briefe an ihn wurden kurz und gezwungen, und der Rit-

ter war zu sehr Herzenskenner, um nicht zu fühlen, was in dieser Veränderung des heitern, zwanglosen Tons, in dem sie früher an ihn geschrieben hatte, für ihn Vortheilhaftes lag; sein Verhältniß zu ihr war der einzige Zeitvertreib, die einzige angenehme Zerstreuung, die er in seinem Gefängniß hatte, und die Leidenschaftlichkeit des Wunsches, sie zu sehen und sich ihres Umgangs erfreuen zu dürfen, nahm er selbst für Leidenschaft der Empfindung, und überredete sich, daß er sie lebhafter, wie je ein anderes Weib, liebe. Die Liebe des Hrn. v. Maisonrouge für Melanie, war ihm seit lange kein Geheimniß mehr, verrieth er daher diesem die Ursache seines Wunsches, sie zu sehen und zu sprechen, so mußte er darauf gefaßt seyn, diesen Wunsch nie erfüllt zu sehen, da er nur von ihm die Gewährung desselben erbitten konnte. Maisonrouge, zu edel, um in irgend einer persönlichen Rücksicht eitel zu seyn, war es doch auf den Geist des Frauenzimmers, das er liebte. Du Menil gewann ihm das Versprechen einer Unterhaltung mit Melanie dadurch ab, daß er Zweifel äußerte, ob Fräulein von Launoy so

geiſtreich zu reden als zu ſchreiben verſtehe. Er meinte, ihr Anblick verheiße dies nicht, ihre Geſtalt ſey zu alltäglich, der Ausdruck ihrer Züge nicht beſeelt genug; und Maiſonrouge, der in ihr das Ideal weiblicher Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit ſah, konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ihren Geiſt und den Zauber ihrer Unterhaltung von einem ſo feinen Kenner, als es der Ritter war, anerkannt zu ſehen. Ohne Melanie im Voraus davon zu benachrichtigen, führte er ihn eines Abends in der Dämmerung zu ihr. Sie war nicht wohl, und hatte ſich auf ihr Bett geworfen, vielleicht nur um deſto ungeſtörter an den zu denken, deſſen Andenken ſie vergebens zu verbannen ſtrebte, als ſie ihn unvermuthet vor ſich ſah. So ſehr ſie auch daran gewöhnt war, ſich zu beherrſchen, ſo verrieth doch jetzt ihr Erröthen ihre Verlegenheit, der unſichere Ton ihrer Stimme ihre Bewegung. Auch der Ritter vermochte nicht unbefangen zu erſcheinen. Hr. v. Maiſonrouge durfte durchaus nicht errathen, was er für Melanie empfand, und doch durfte dieſe ihn nicht gleichgültig wähnen, doch ſollte ſie ſich über ſeine Empfindung

für ſie nicht täuſchen. Die Unterhaltung war anfänglich ſtockend und einſylbig, und es bedurfte aller der Liebenswürdigkeit, die Hrn. v. Maiſonrouge eigen war, um ſie zu beleben, und ſeiner Freundin Gelegenheit zu geben, ihren Geiſt in der ihm eigenthümlichen heitern Anmuth zu entfalten.

Der Ritter verließ ſie entzückt, und ſeine Blicke ſagten ihr, was er nicht auszuſprechen wagen durfte. Wer hat den himmliſchen, unnennbaren Zauber des Blickes eines geliebten Weſens nicht irgend einmal empfunden, und in ihm geleſen, was nur das Herz verſtehen, aber nie das Wort zu deuten vermag? Melanie empfand tiefer denn je die Nothwendigkeit, den gefährlichen Mann meiden zu müſſen, und nach einer ſchlafloſen Nacht und nach langem, ſchmerzlich wonnevollem Kampf ſchrieb ſie ihm, daß ſie, um ſich zu der Feier des Oſterfeſtes würdig vorzubereiten, der Sammlung bedürfe, und der Briefwechſel mit ihm für eine Gefangene eine zu große Zerſtreuung ſey; ſie fühle ſich daher verpflichtet, dieſem Vergnügen zu entſagen, und bitte ihn, ihr nicht mehr zu ſchreiben.

Das Opfer war gebracht, allein wie öde und traurig, wie leer und gehaltlos ſchlichen nun Stunden vorüber, die ſonſt von Wunſch und Erwartung, von allen Ahnungen und Räthſeln der erwachenden jungen Liebe beflügelt, ſo raſch entſchwunden waren, daß das Herz wünſchte, ſie immer weilen heißen zu können. — Jetzt erſt empfand Melanie, was der Ritter ihr galt, und wie der Gedanke an ihn der Inhalt ihres Lebens geworden war. Ihrem Gefühl nach hätte er ihren Vorſatz, den Briefwechſel mit ihm aufzugeben, ernſt bekämpfen, ſchmerzlich empfinden ſollen, ſtatt ſich ihrem Befehl, wie er es gethan hatte, ſchweigend zu unterwerfen; ſie ſah in ſeinem Gehorſam einen Beweis ſeiner Gleichgültigkeit, und fand darin einen neuen, mächtigen Antrieb, ihre Liebe zu ihm zu bekämpfen. Wer aber hat noch je im Kampf mit einer wahren, tief empfundenen Leidenſchaft geſiegt? — Das Herz kann brechen in dieſem Kampfe, aber nie wird es vergeſſen lernen, was es einmal mit Liebe umfaßt hat.

Melaniens Liebe trug ihre Rechtfertigung in ſich, da ſie die Heiligkeit eines unvermeidli-

chen Schickſals hatte. Es iſt ein dunkles Räthſel unſers Erdenlebens, daß uns da, wo es Glück und Werth gilt, das Geheimniß einer unerklärlichen Nothwendigkeit faßt, und man nur liebt, wo man lieben muß, und nicht, wo man will. Melanie fühlte ſich von Maiſonrouge ſo innig, ſo rein und zärtlich geliebt, daß jeder Anſpruch ihrer Seele ſich dadurch befriedigt finden mußte. Ohne alle Rückſicht auf ſich ſelbſt, wünſchte er nur ſie glücklich zu ſehen, und war ihr ſo unbedingt ergeben, daß er mehr ihr, als ſich ſelbſt anzugehören ſchien. Die Natur hatte ſeine Seele mit allen Tugenden, ſein Herz mit allen Empfindungen begabt, die den Mann zu adeln vermögen; ſie fühlte ſeinen Werth und nie hatte ſie einen Mann geachtet, wie ſie ihn achtete, nie früher geglaubt, daß man einem menſchlichen Weſen in ſo unbedingter Zuverſicht zu ſeinem Werth und ſeiner Treue vertrauen könne, wie ſie ihm vertraute; — und doch bedurfte es nur eines Blickes von dem Ritter, um in ihrem Herzen ein Gefühl zu wecken, das ſie nie für den edelſten, beſten, liebenswürdigſten Mann, den ſie kannte, empfunden hatte! — Armes, armes

Menſchenherz, wer erklärt, wer begreift den Zauber, deſſen unwiderſtehlicher Gewalt dein Friede unterworfen iſt! —

Die Feiertage gingen vorüber, und Hr. v. Maiſonrouge brachte, um ſeine Freundin für die Einſamkeit und Abgezogenheit ſchadlos zu halten, in der ſie freiwillig dieſe Zeit verlebt hatte, den Ritter mit zu ihr, um bei ihr Thee zu trinken. Die Langeweile, die dieſer, während der Unterbrechung ihres Briefwechſels, doppelt drückend empfunden hatte, machte ihm dieſe Zuſammenkunft um ſo wichtiger und intereſſanter. Er zeigte ſich ſehr liebenswürdig, und alle Vorſätze des Fräulein wichen dem Zauber, der ſie in ſeiner Nähe ſüß bethörend umfing. Als beide Männer ſich entfernten, ließ der Ritter einen Brief fallen: Melanie ſah es, allein ſie konnte ihn denſelben nicht zurückgeben, ohne Hrn. v. Maiſonrouge aufmerkſam darauf zu machen, und es ſchien ihr unedelmüthig, einen Mitgefangenen an ihren gemeinſchaftlichen Aufſeher zu verrathen. Sie fand in dem Briefe die zärtlichſten Klagen über die Unterbrechung ihres Briefwechſels; dieſer war ſein einziger Troſt, mächtig genug, ihm

ſein Gefängniß lieb zu machen. — Was hatte er denn verbrochen, was geſündigt, daß ſie, die Großmuth, die Milde, die Anmuth ſelbſt, ihm dieſen Troſt entzog? — Durfte er nicht die Zurücknahme dieſes ſtrengen Gebots erbitten und hoffen?

Die geheimnißvolle Art, mit der er ihr das Blatt zugeſpielt hatte, machte es ihr wichtiger als alle Briefe, die ſie bis jetzt von ihm erhalten hatte. Dieſe waren alle offen durch Maiſonrouge's Hände gegangen, und von ihm geleſen worden. — Die ſchriftliche Unterhaltung in ihnen glich daher einer Unterhaltung, wie man ſie in Geſellſchaften führt; dies Blatt aber war, mit ihnen verglichen, ein erſtes tête-á-tête. Sie glaubte ſich verpflichtet, ihm zu antworten, und da der Inhalt ihrer Antwort Hrn. v. Maiſonrouge verrathen mußte, daß ſie, ohne ſein Wiſſen, von dem Ritter einen Brief erhalten hatte, ſo ſetzte ſie dies in die Nothwendigkeit, ihm ihr Blättchen gleichfalls heimlich in die Hände zu ſpielen. Der Ritter, dadurch ermuntert, ſann jetzt nur auf Mittel, ſie ohne Wiſſen des Hrn. v. Maiſonrouge zu ſprechen, und fand

ſie. Die Zimmer, die dieſer bewohnte, waren gerade über dem Zimmer des Fräuleins, und da ſeine Stelle ihm das Recht gab, zu allen Stunden des Tages zu ihr zu gehen, ſo ließ er ihre Thüre gewöhnlich bis ſpät Abends unverſchloſſen. Der Ritter wußte ſich durch Beſtechung Mittel zu verſchaffen, das Schloß ſeiner Thüre öffnen zu können, und wählte zu ſeinem Beſuch bei Melanie die Stunde, in der, wie er wußte, Hr. v. Maiſonrouge bei dem Gouverneur der Baſtille, der in einem durch zwei Höfe von den Gefängniſſen abgeſonderten Theil derſelben wohnte, zu Abend aß. Aus dem Fenſter in Melaniens Zimmer konnte man den einen dieſer Flügel überſehen, was ſie vor der unerwarteten Erſcheinung des Hrn. v. Maiſonrouge ſchützte, und ihn ausgenommen, hatte keiner das Recht, ihr Zimmer zu betreten.

Melanie glaubte zu träumen, als ſie die Thüre ihres Zimmers leiſe öffnen und den Ritter eintreten ſah; das wonnevolle Beben des Gedankens, wie viel er wage, um ſie zu ſehen, kämpfte in ihr mit Furcht und Angſt, allein das Gefühl des unausſprechlichen Glückes, das der

Anblick und die Nähe des geliebten Mannes ihr gab, beſiegten bald in ihr jede andere Regung. Welche Sprache hat aber Worte für den Sturm der Empfindung, der ſie faßte, als er ihr jetzt geſtand, daß es Liebe, heiße, unwiderſtehliche Liebe zu ihr ſey, die ihn zu dieſem Wagniß verleitet habe. Sie, die rezloſe, ſie, der Spielball aller Launen des Zufalls und der Fürſtengunſt, ohne Vermögen, ohne Einfluß, ſie, geliebt von einem der ſchönſten und lebenswürdigſten Männer des franzöſiſchen Hofes, den ſein Werth zu jeder Wahl berechtigte, die, mit äußern Vorzügen verbunden, ihm zugleich den Weg zu Reichthum und Ehrenſtellen bahnte; — unmöglich, unmöglich! — Der Ritter wollte ſie täuſchen, oder täuſchte ſich ſelbſt, und die Abgeſchiedenheit des Kerkers lieh ihm in ſeinen Augen Reize, die ſie nicht beſaß, und deren Eindruck auf ihn, wie ein leichter Traum verſchwinden mußte, ſobald ſeine Befreiung ihn in die Welt zurückführte. Der Ritter fühlte ſich durch dieſe Zweifel an die Wahrheit ſeiner Liebe, beleidigt, er fragte, ob ſie ihn denn ſo geiſt- und ſeelenlos glaubte, daß er Tugend, Verſtand,

Güte, Grazie, nicht den eitlen Schimmer des Ranges und des Reichthums vorzuziehen vermöge, und ob ſie, die geiſtreiche, allgemein gefeierte Melanie, ihm die Fähigkeit abſprechen wolle, ſo ſeltenen Werth würdigen und anerkennen zu können? — Melanie durfte ſich der Liebe eines edlen, gebildeten Mannes würdig glauben, und ſo brauchte ſie nicht ſehr eitel zu ſeyn, um die Schlußfolge des Rittrrs von ihrem Werth auf den Ernſt ſeiner Geſinnungen wahrſcheinlich zu finden. Nur mit dem beſchäftigt, was er ihr ſagte, beachtete ſie aber ihre eigene Antworten nicht, und dachte weniger darauf, ihm ihre Liebe zu verhehlen, als ſich von der Wahrheit der ſeinigen zu überzeugen. Wer weiß es aber auch nicht, wie ſchnell ſich in einem liebenden Herzen die Knoſpe des Vertrauens zu dem Wort des Geliebten, zur Blüthe erſchließt!

Marie, die am Fenſter Wache hielt, benachrichtigte die Liebenden jetzt von der Zurückkunft des Hrn. v. Maiſonrouge, die den Ritter zwang, das Fräulein ſchnell zu verlaſſen. Dieſer kam noch, um, wie er es gewohnt war, dem Fräulein gute Nacht zu ſagen, ehe er ihr Zim-

mer verſchloß, und man mußte ſo arglos ſeyn wie er, um die Spannung nicht zu bemerken, in der ſie war, und die jedem andern die ungewöhnliche Bewegung ihrer Seele verrathen haben würde.

Kaum aber ſah ſie ſich allein, als ſie ſich mit jedem Gefühl ihrer Seele, mit jedem Gedanken in die Erinnerung an den Ritter verſenkte, und ſich jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke zurückrief. Das arme Erdenleben hat doch Augenblicke, in denen eine ſolche Fülle der Seligkeit ruht, daß ihre Darſtellung ſich der unvollkommenen Fähigkeit des Menſchen ſeine Empfindungen auszudrücken, entzieht. Das Glück, ſich von ihm geliebt zu fühlen, war zu groß, als daß ſie den Muth gehabt hätte, es ſich kühn anzueignen. Sie bebte unwillkührlich vor der Gewalt ihrer eigenen Leidenſchaft zurück. Der Gedanke einer Verbindung mit dem Ritter lag zu fern, um ſich mit der Wahrſcheinlichkeit ſeiner Verwirklichung ſchmeicheln zu dürfen, und ſie war zu welterfahren, um nicht zu wiſſen, daß der Werth und das Glück eines weiblichen Weſens faſt immer unvermeidlich

das Opfer einer, vom Geſetz und der Meinung nicht anerkannten Herzverbindung werden. Glück und Unglück hängen vom Schickſal ab, dem wir unterthan ſind, aber vor Entwürdigung kann ſich jede Seele ſchützen, die ihre Neigungen zu beherrſchen weiß. Feſt entſchloſſen, das ſüße, verführeriſche Glück dieſer Liebe dem zu opfern, was ſie als Pflicht ehrte, ſchrieb ſie am Morgen dem Ritter, und geſtand ihm, daß ſie es ihrer Ehre und ihrem Herzensfrieden ſchuldig zu ſeyn fühle, ein Verhältniß zu löſen, das beiden gleich gefährlich zu werden drohe. Sie beſchwor ihn, ſie nicht wieder aufzuſuchen, und nicht das Unglück zu vergrößern, deſſen Beute ſie ſeit früheſter Jugend geweſen ſey, und daß ſie nur zu ertragen und zu beſiegen vermöge, ſo lange ſie ſich von jeder Verſchuldung und von jeder Unbeſonnenheit frei fühle. Am Nachmittag erhielt ſie eine Antwort voll Glut und ſüßer Schmeichelrede, und am Abend erſchien der Ritter wieder ſelbſt. Allein je verführeriſcher und je hinreißender er ihr erſchien, je mehr fühlte ſie, wie gefährlich er ihr zu werden drohe, und mit einem Ernſt, der ſeine Achtung für

sie vermehrte, und durch Widerstand seine Neigung vollends zur Leidenschaft steigerte, wiederholte sie ihre Bitte, und beharrte auf den Entschluß, ihr Herz ihrer Vernunft unterwürfig erhalten zu wollen.

Der nächste Tag verging, ohne daß sie ihn sah, oder etwas von ihm hörte. Es war der kummervollste ihres Lebens, und doch ist eine Betrübniß, wie sie sie empfand, höheres Glück, als der Friede der Gleichgültigkeit je einer glühenden Seele zu gewähren vermag. Als sie nach einer bang verträumten und durchweinten Nacht die Augen aufschlug, überreichte ihr Marie einen Brief, den der Ritter ihr schon für das Fräulein hatte zustecken lassen. Er schrieb ihr, daß er sterben, aber nicht ihr entsagen könne, und nichts von ihr erbitte, als die Gunst, ihm noch eine Zusammenkunft zu gestatten; er schmeichle sich mit der Hoffnung, daß sie die Entwürfe billigen werde, die er für seine Zukunft gemacht habe, und verspreche sich ihrer Entscheidung über sein Glück und seine Hoffnungen unbedingt zu unterwerfen, nur sehen müsse er sie noch einmal.

Wie hätte Melanie dem Mann, den ſie ſo innig, ſo unausſprechlich liebte, dieſe Bitte verſagen können! — Er kam und geſtand ihr, daß er ſchon ſeit Monaten den Wunſch in ſeinem Herzen trage, in ihr ſeine künftige Gattin zu ſehen. Ehe er ſie noch perſönlich gekannt habe, habe ſie ihn ſchon lebhaft intereſſirt, und der Traum, den er Hrn. v. Maiſonrouge erzählt, ſey wachend von ihm geträumt worden, da er ſich oft das Glück ausgemahlt habe, mit einem Frauenzimmer von ihrem Geiſt und ihrem Charakter ſein Leben, abgeſchieden von aller übrigen menſchlichen Geſellſchaft, zuzubringen. Aus ihren Briefen an ihn habe er ihre Grundſätze, ihre Anſichten von Welt und Leben kennen lernen, und dieſe tiefere Erkenntniß ihres Werthes habe in ihm, troß der Unſichtbarkeit, die ihm damals noch ihre Liebenswürdigkeit verſchleiert habe, den Begriff des Glückes erhöht, das eine Verbindung mit ihr jedem Manne gewähren müſſe, dem es nicht an Sinn für Frauenwerth und ächten Frauenreiz fehle. Es gebe vielleicht ſchönere Frauen, allein er fühle, daß ſie die erſte und einzige ſey, für die er wahre Liebe

empfinde, und daß nie wieder eine andere Eindruck auf sein Herz zu machen vermögen werde, da ihr allein der rührende, der unaussprechliche Reiz eigen sey, der sie für ihn zum anbetungswürdigsten Wesen auf der ganzen Welt mache. Nie würde er es auch gewagt haben, ihr seine Liebe zu gestehen, wenn er sich nicht der reinsten Absichten bewußt gewesen wäre, aber er habe nicht gewagt, diese gleich auszusprechen, sondern gewünscht, sich erst ihrer Liebe zu versichern, ehe er sein Glück und seine Zukunft ihrem Ausspruch unterwerfe. Die Strenge aber, mit der sie ihn behandelt, habe seinen Vorsatz geändert, da er es durchaus ohne Verzweifelung nicht zu ertragen vermöge, ihres Anblickes und ihrer Briefe beraubt zu seyn.

Tief gerührt, verbarg ihm Melanie nicht, wie ganz sie den Werth des Anerbietens seiner Hand erkenne, und wie glücklich sie sich in andern Verhältnissen fühlen würde, eine so uneigennützige Liebe lohnen zu können; allein sie glaubte, auch ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, welche Kluft in der Meinung der Welt zwischen ihm und ihr befestigt sey, und

wie sie, eben weil sein Glück ihr theurer als das eigene sey, nicht wagen dürfe, diese durch Liebe ausfüllen zu wollen. Der Ritter zog hier ihre Hand an seine Lippen, und versicherte ihr mit Thränen im Auge, daß ihn nichts kümmere, als daß er ihr kein glänzenderes, ihrer würdigeres Loos anzubieten habe, da er recht gut wisse, welche Vortheile ihr eine Vermählung mit Hrn. v. Maisonrouge gewähren würde, und daß er es nie dankbar genug würde erkennen können, wenn ihr Herz ihm vor einem so ausgezeichneten Manne den Vorzug zugestände. Das Urtheil der Menge kümmere ihn durchaus nicht, er sey des Beifalls aller achtungswerthen Menschen gewiß, wenn es ihm gelinge, ihren Besitz zu erringen, und sie könne seiner Beständigkeit und Treue um so unbedingter vertrauen, weil er, ehe er sie noch geliebt habe, in ihr schon alle die Eigenschaften gefunden habe, die er von seiner künftigen Gattin fordere, um mit ihr glücklich seyn zu können. Unaussprechlich unglücklich würde es ihn aber machen, wenn sie ihm nicht bis zu dem Zeitpunkte, wo er, aus dem Gefängnisse entlassen, ihr seine

Hand reichen könne, verstatten wolle, sie so oft als möglich zu sehen, da seine Ehrfurcht ihr stets ein Zeugniß für die Reinheit seiner Liebe bleiben werde.

Melanie forderte von ihm, daß er sich noch längere Zeit nehmen solle, seine Liebe und seinen Entschluß zu prüfen, allein sie willigte ein, seine Besuche fernerhin anzunehmen, und die Freude des Ritters über die Hoffnung, zu der er sich dadurch berechtigt fühlte, füllte ihre Seele mit einer der süßesten Wonne des Erdenlebens, mit dem Gefühl, den Geliebten durch uns beglückt zu wissen. Als er sich entfernt hatte, vermochte sie lange nicht, sich eines Gedankens, einer Empfindung klar bewußt zu werden. Herz und Seele waren so überfüllt, daß alle Regungen des Lebens stockend gehemmt zu seyn schienen — aber welch ein Sonnenstral der höchsten Seligkeit brach nun mächtig durch das Nebelgewök ihrer Empfindung, als nach und nach das Gefühl, geliebt zu seyn, siegend jedes andere verdrängte, und Herz, Seele, Geist erfüllend sich in Thränen der reinsten Wonne und des süßesten Entzückens löfete!

Sie glaubte nun das vollkommene Glück erreicht zu haben, nach dem die Sehnsucht des Menschen unaufhörlich strebt, ohne sich je ganz befriedigt fühlen zu können; doch wohl uns, daß wir uns im himmlischen Wahn unvergänglicher Treue und Begeisterung auf Augenblicke über die Flüchtigkeit des irdischen Glückes, und die Unzuverläßigkeit des menschlichen Herzens zu täuschen vermögen! Nie vielleicht auch hat ein weibliches Herz mehr Kraft besessen, unbedingt den Geliebten vertrauen zu können, als Melanie. Der Charakter des Ritters, sein Ruf, das Zartgefühl, mit dem er sie behandelte, sein Alter, in dem man nicht mehr jugendlich genug ist, um ohne Vor- und Rückblick, ohne die Billigung der zu Rathe gezogenen Vernunft, eine lebenslängliche Verbindung zu knüpfen, hätten ihr ehrenwerthe Bürgen für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und die Treue seines Herzens werden können, doch sie bedurfte ihrer nicht. Durch alle Trugbilder, allen Zauber der wahrsten, von ihr eben so rein als glühend empfundenen Liebe bethört, würde sie es für Frevel gehalten haben, die Gesinnung des Ge-

liebten noch prüfen, oder ihrer eigenen Empfindung ferner Schranken ziehen zu wollen. Die Stärke und die Leidenschaft derselben schien ihr der Maaßstab ihres Glückes werden zu müssen, und sie übergab sich unbedingt dem eigenen Herzen.

Den Tag nach dieser Unterredung erhielt sie einen Brief von dem Ritter, dessen Glut und Innigkeit seine Gewalt über sie noch vermehrten. Hr. v. Maisonrouge war unpäßlich, und der Ritter bat sie, ihn am Nachmittag zu besuchen, wo er sie denn, wie von ungefähr, zu treffen hoffe. Maisonrouge, der keine Ahnung von dem Verständnisse der Liebenden hatte, freuete sich dieser Begegnung, und noch mehr des ganz eigenen, neuen Reizes, in dem Melanie aufgeblüht zu seyn schien, und der ihrem Geist und ihrer Anmuth einen Zauber lieh, dessen Macht er tiefer denn je empfand.

Die Liebenden fanden nun Mittel und Wege sich oft zu sehen. Die Innigkeit und Zartheit der Empfindung, die Melanie dem Ritter zeigte, waren ihm eine neue Erscheinung, er gestand sich, die Liebe noch nicht gekannt zu

haben, glaubte zum erstenmal selbst zu lieben, und es nun erst zu begreifen, wie man, fern von der großen Welt lebend, in dem Glück durch Geist und Liebe veredelter Häuslichkeit, Ersatz für ihren falschen Schimmer finden könne. Doch nur reine Seelen können durch ein reines Glück dauernd sich befriedigt fühlen, und der Ritter hatte seine Ansprüche darauf früher zu leichtsinnig verscherzt, um ohne ernsten. Kampf, ohne schwere Prüfung, sie wieder erwerben zu können. Er brachte dem Fräulein bei einer ihrer ersten Zusammenkünfte ein schriftliches Eheversprechen, das sie aber anzunehmen sich weigerte. So lange Sie mich lieben, sagte sie ihm, bedarf ich keiner Bürgschaft für Ihre Treue, und wenn Sie aufhörten mich zu lieben, würde die Erfüllung dieses Versprechens aufhören für mich ein Glück zu seyn.

Die Gelegenheiten, die beide ausgemittelt hatten, sich zu sehen, wurden ihnen auf eine unerwartete Weise dadurch verkümmert, daß man den Herzog von Richelieu, der auch um diese Zeit in die Bastille gesetzt wurde, in ihrer Nähe einquartirte. Hr. v. Maisonrouge fand

es jetzt unpassend, das Zimmer des Fräuleins unverschlossen zu lassen, da der Herzog, wenn er spazieren geführt wurde, stets vor ihrer Thüre vorbeiging. Keine Gewohnheit wurzelt schneller und mächtiger in das Leben hinein, als die, den Geliebten täglich zu sehen, und keine Entbehrung wird so schmerzlich gefühlt, als die seines Umgangs. Melanie lernte jetzt mehr denn eine Qual der Liebe kennen, da sie zu gleicher Zeit bei dem Ritter einen Hang zur Eifersucht entdeckte, der ihr jede Annehmlichkeit, jede Erleichterung ihres Gefängnisses, die sie Hrn. v. Maisonrouge zu danken hatte, mißgönnte, und sie ihr verbitterte. Sie war diesem edlen Manne in herzlicher Achtung und Freundschaft ergeben, sie konnte ihm die Dankbarkeit nicht versagen, auf die ihm seine großmüthige Sorge und Liebe für sie ein Recht gaben, und mußte die edelsten Regungen ihres eigenen Gemüthes gewaltsam unterdrücken, um sich kalt von ihm zurückziehen zu können. Eine solche Verleugnung ist ein Opfer, das der Liebende von der Geliebten nie ohne grausame Selbstsucht fordern kann, und das Melanie zur

Andeutung über den Grund ſeines Charakters hätte werden können; allein ſie liebte ihn zu innig, um ihn nicht in ſeiner Schwäche, und ſelbſt in ſeinen Fehlern zu ſchonen. Herr v. Maiſonrouge war gewohnt nach dem Abendeſſen zu ihr zu kommen, und noch ein Stündchen mit ihr zu verplaudern; unter dem Vorwand, daß ſie um ihrer Geſundheit willen zeitiger ſchlafen gehen wolle, entzog ſie ihm dieſe Vergünſtigung. Du Menil, hiermit noch nicht zufrieden, beſtand darauf, daß ſie ſich mit ihm entzweien, und allen Umgang mit ihm aufheben ſolle, und nur die Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Bruch mit ihrer Haft auch die ſeinige erſchweren werde, bewog ihn, von dieſer Forderung abzuſtehen, und ſich darauf zu beſchränken, Melanie in jedem ſeiner Briefe durch ſeine Klagen und Vorwürfe zu quälen.

Nach einigen Wochen wurde dem Herzog von Richelieu in der Baſtille eine andere Wohnung angewieſen, die Thüre zu Melanie's Zimmer blieb nun wieder unverſchloſſen, und beide Liebende ſahen ſich nach dieſer Trennung mit verdoppeltem Entzücken wieder. Allein je länger

und öfter dieſe Zuſammenkünfte ſtatt fanden, je unbeſonnener wurden ſie auch, und der Ritter ſetzte ſich, bei der zunehmenden Länge ſeiner Beſuche, immer ſorgloſer der Gefahr aus, überraſcht zu werden. Seitdem Maiſonrouge ſeine Freundin des Abends nicht mehr ſprechen durfte, verſchloß auch nicht mehr er, ſondern der Schließer ihr Zimmer, deſſen Schlüſſel er dann an ihn ablieferte, und der Ritter verſpätete ſich eines Abends ſo ſehr, daß er mit in Melaniens Zimmer verſchloſſen wurde.

Sie erſchrack ſo heftig, daß ſie in Thränen ausbrach. Vergeblich bot der Ritter alle Macht ſeiner Liebe und ſeiner Beredſamkeit auf, um ſie zu beruhigen, um von ihr die Vergünſtigung zu erhalten, die Nacht in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, da die Gegenwart ihres Kammermädchens dieſes ja ganz unverfänglich mache, und er am Morgen ohne Zweifel Gelegenheit finden würde, unentdeckt in ſein Zimmer zu kommen. Ich will lieber, wenn es ſeyn muß, vor der ganzen Welt erröthen, antwortete ſie ihm, als vor mir ſelber. Daß Sie um dieſe Zeit in meinem Zimmer ſind, iſt bloß eine Uebertretung

der in der Baſtille geltenden Geſetze; Ihr Bleiben hier würde aber allen, die es erführen, ein Aergerniß ſeyn, und nie werde ich mich entſchließen, es zu geben. — Das einzige Auskunftmittel, das hier zu erſinnen war, beſtand darin, ſich der Großmuth des Hrn. v. Maiſonrouge anzuvertrauen. Melanie bedurfte Muth, um ſich in einer Lage an ihn zu wenden, von der ſie wußte, wie ſchmerzlich ihn die Entdekkung derſelben verletzen würde, doch die Ehre Gebot hier als das höchſte Geſetz, und ſie wartete mit ängſtlichem Herzklopfen an ihrem Fenſter auf ſeine Zurückkunft vom Gouverneur, bei dem er, wie immer zu Abend aß. Sobald ſie ihn erblickte, rief ſie ihm aus dem Feſter einen guten Abend zu, und bat ihn, noch auf ein Viertelſtündchen zu ihr zu kommen. Er hatte es ſo ſchmerzlich empfunden, daß ſie ihm dieſe Abendbeſuche ſeit einiger Zeit unterſagt hatte, daß er voll Freude über dieſe unerwartete Gunſt den Schlüſſel holte und voll dankbarer Rührung zu ihr eintrat. Der Ritter ſtand hinter der Thüre, ſo, daß er ihn nicht gleich beim Eintritt erblicken konnte. Schmerzlich erröthend ging

ihm Melanie entgegen: Sie haben, sagte sie ihm mit Thränen in den Augen, dem Ritter den Weg zu meinem Zimmer gezeigt, und er hat ihn heute ohne Sie zu finden gewußt, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist, führen Sie ihn unentdeckt nach seinem Zimmer zurück.

Maisonrouge wurde todtenbleich und warf einen Blick auf das Fräulein, in dem sie alles las, was er empfand; ohne eine Sylbe zu erwiedern, verließ er dann das Zimmer; bald aber kam er mit dem Schlüssel zu dem Gefängnisse des Ritters zurück, winkte diesem, ihm zu folgen, und sich stumm vor Melanie neigend, führte er ihn hinweg.

Der Ritter fand in dem Triumph über seinen Nebenbuhler Trost, allein Melanie durchweinte schlaflos die Nacht, und ihre Thränen flossen nicht allein der Furcht, von dem Geliebten durch diese Entdeckung ihrer Zusammenkünfte getrennt zu werden, sondern auch der Schmach, den Unwillen des edlen Mannes verdient zu haben, dem sie, wie sie selbst fühlte,

seine Liebe und sein Vertrauen so schlecht gelohnt hatte.

Maisonrouge konnte alles für sie thun, und ein Herz, wie das seinige, scheut für das Glück der Geliebten kein Opfer, auch nicht das der schwersten Selbstverleugnung; doch seine Pflicht verletzen, das konnte er nicht. Diese zwang ihn, für die sorgfältigere Einschließung des Ritters zu sorgen, und die Liebenden wurden durch diese wieder auf ihren Briefwechsel beschränkt. Was Maisonrouge in der Tiefe seines Herzens litt, verrieth kein Wort, keine Miene. Nur ernster, nicht kälter erschien er Melanien, mit der er nie von diesem Vorfall redete. Sie fühlte, wie großmüthig das Schweigen war, allein sie konnte es nicht über sich gewinnen, es ihm durch Vertrauen zu lohnen, und ihm die Schwermuth zu verbergen, die seit ihrer Trennung von dem Ritter ihre Heiterkeit umdüsterte, und ihr jede andere Gesellschaft lästig machte. Es kamen sogar Augenblicke, in denen sie in ihm nur den Kerkermeister des Geliebten sah, und dies in ihrem Betragen gegen ihn verrieth. Doch nie erlaubte er sich eine Klage, nie einen

Vorwurf; unermüdlicher und erfindungsreicher denn je, bot er alles auf, ihr Schicksal zu erleichtern, und ihr jede Erheiterung desselben zu verschaffen, die nur irgend mit seiner Pflicht vereinbar war.

Der Ritter fand die Trennung von Melanien unerträglich, und die Einsamkeit seines Gefängnisses trieb ihn fast zur Verzweiflung. Er fand Mittel, den Schließer, der ihm sein Essen brachte, und zugleich den Auftrag hatte, ihn zu bedienen, zu bestechen, und diesen zu bewegen, die Thüren, die zu seinem und Melanien's Zimmer führten, offen zu lassen, da Hr. v. Maisonrouge diese nicht selbst mehr verschloß. Unaussprechlich beglückend waren für Beide diese Minuten des Wiedersehens; doch waren die Liebenden behutsamer geworden, und trafen alle erforderlichen Maaßregeln, um unentdeckt zu bleiben. Aber an einem Tage, wo sie sich vor jeder Entdeckung gesichert glaubten, weil Hr. v. Maisonrouge nach Vincennes zu einem seiner Freunde eingeladen war, kam Herr du Blanc in die Bastille, und trug dem Gouverneur auf, den Ritter vorfordern zu lassen, den er sprechen

wolle. Dieser ging selbst ihn zu holen; du Manil, der eben bei Melanie war, sah ihn über den Hof kommen, und verließ sie, um in sein Zimmer zu gehen, allein der Gouverneur war so schnell gegangen, daß sie beide auf dem Gang vor den Zimmern zusammen trafen, und er den Ritter noch die Thüre von Melanien's Gemach hinter sich zuziehen sah. Sein Zorn und seine Ueberraschung waren groß, und wenn er gleich um seiner selbst willen Hrn. le Blanc diesen Vorfall verschwieg, so ließ er doch, sobald dieser sich entfernt hatte, den Ritter zur Strafe nach einem andern Thurm bringen, und ihn dort in einem dumpfen und dunklen Kerker einsperren.

Die Festigkeit, mit der Melanie bisher alle sie persönlich treffende Leiden und Unannehmlichkeiten ihrer Lage ertragen hatte, verließ sie jetzt, und sie lernte nun erst, wie sie empfand, die wahre Bitterkeit des Schmerzes kennen. Nur ein Wesen gab es auf der Welt, von dem sie Trost und Hülfe erwarten durfte, Hrn. v. Maisonrouge, und trotz alles dessen, was vorgefallen war, täuschte sie sich doch nur darin, daß er

mehr für sie that, als sie von ihm erbitten zu wagen, von ihm hoffen zu dürfen glaubte. Sobald er bei seiner Zurückkunft von Vincennes erfuhr, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, eilte er zu ihr, und der Antheil, den er an ihrem Schmerze nahm, war so innig, so wahr, daß sie tief bewegt das Unrecht ihrer bisherigen Zurückhaltung und ihres Mangels an Zuversicht zu ihm empfand, und ihm ihre Liebe und das Verhältniß zu dem Ritter bekannte, weil sie fühlte, wie dies Geständniß als ein Beweis ihrer Hochachtung und ihres Vertrauens der einzige lindernde Balsam sey, den es für die Wunde gebe, die sie seinem Herzen geschlagen. Wenn aber gleich Maisonrouge ihre Liebe zu dem Ritter geahnet und errathen hatte, so konnte er sie doch nicht ohne die schmerzlichste Erschütterung das Geheimniß derselben aussprechen hören. Die edlen Züge seines ausdrucksvollen Gesichts verriethen die Rührung und den Kampf in seiner Seele, und er mußte einige Minuten lang schweigen, um seiner Stimme Herr zu werden; dann zog er Melanien's Hand an seine Lippen, und mit einem unaussprechli-

chen Blick der Liebe und der Wehmuth ſagte er ihr: Sie müſſen wiſſen, wie Sie in meiner Seele und in meinem Herzen herrſchen, und wie glücklich es mich macht, Ihnen die uneigennützigſten Beweiſe meiner Liebe geben zu können, da Ihr Glück mir unendlich theurer iſt, als mein eigenes; der Ritter kann Ihnen ein viel glänzenderes Loos anbieten, als meine Lage es mir zu thun verſtattet; Sie lieben ihn, und ſo gibt es für mich kein Opfer mehr, das ich nicht bereit ſeyn würde, ſeinem Glücke darzubringen, doch fragen möchte ich, warum Sie mir, Ihrem treueſten Freunde, ein Geheimniß aus Ihrem Bündniß mit ihm gemacht haben? Haben Sie nie geahnet, was mich dieſe Ungewißheit, die ja immer Hoffnungsſchimmer blieb, koſten könne? — Doch jetzt iſt alles ausgeſprochen, alles entſchieden, und es darf nur noch von dem die Rede ſeyn, was ich für ihn, für Sie zu thun vermag.

Melanie fürchtete bei der Oeffentlichkeit, die der Gouverneur dieſem Vorfall gegeben hatte, ſich dem zweideutigen Urtheil Preis gegeben zu ſehen, und Maiſonrouge verſprach ihr, den Gouver-

neur von seinem Unrecht zu überzeugen, und ihn dahin zu bringen, ihr einen Besuch abzustatten, um sich bei ihr zu entschuldigen. Auch erbot er sich, von ihr unaufgefordert, den Ritter besuchen und ihr von allem, was ihn betreffe, Nachricht bringen zu wollen.

Er hielt Wort, allein der Ritter, aufgebracht über die ihm widerfahrne Behandlung, hatte sich mit dem Gouverneur erzürnt, und diesen durch den Ausbruch seines Unmuths persönlich sehr gegen sich gereizt. Herr le Blanc hatte den Ritter nur sprechen wollen, um ihm die Vergünstigung anzukündigen, der Gesellschafter des Herzogs von Richelieu während seines Aufenthalts in der Bastille zu werden, und mit diesem, so wie mit zwei andern Gefangenen, dem Marquis von Pompadour und dem Herrn v. Boisdavis, alle Mittage bei dem Gouverneur speisen zu dürfen; doch dieser war jetzt weit entfernt, dem Ritter diese Gunst zu erzeigen, und Hr. v. Maisonrouge mußte sich für den Augenblick darauf beschränken, dem Fräulein und ihm zum Dollmetscher ihrer Empfindungen und ihrer Betrübniß zu dienen. Glücklicher war er in

seiner Bemühung, den Gouverneur mit Melanie auszusöhnen, und ihn sogar dahin zu bringen, daß er sie besuchte und sich gewissermaßen bei ihr entschuldigte, seine Pflicht gethan zu haben.

Wie sinnreich erfindsam zeigte sich aber Maisonrouge, um ihr die Trennung von dem Geliebten zu erleichtern, und ihr ihre Einsamkeit erträglicher zu machen. Er liebte sie unbeschreiblich, liebte sie glühend, und doch vermochte er es, alles zu Gunsten eines glücklichen Nebenbuhlers zu thun, was er nur für sich selbst zu thun hätte wünschen können. Wohl erkennend, daß ein Wort des Ritters mehr Gewalt über sie übe, als alles, was er ihr zu sagen vermöge, wurde er der Dollmetscher seiner Liebesschwüre und Empfindungen bei ihr; nie waren die Aeußerungen des Ritters seelenvoller und zarter gewesen, nie hatten sie Melaniens eigenen Empfindungen so sehr entsprochen, als jetzt, wo Maisonrouge des Ritters Worte mit der Flamme seiner Liebe beseelte, und alles, was er ihr nie selbst zu sagen sich gelobt hatte, nun im Namen des Ritters aussprach. Welche Prüfung aber, wenn sie nun vor ihm stand, die

Hand auf seinen Arm gelegt, ihn in den Herzenslauten der innigsten Empfindung ihre Grüße an du Menil auftrug, mit ihm redete, als rede sie mit dem Geliebten, und ihr Auge liebestrahlend auf ihm ruhete, als könne er den Abglanz ihrer Blicke zu dem Entfernten hintragen! — Maisonrouge bestand in diesem Kampf, wo dem Sieger nur der Dornenkranz hoffnungsloser Verleugnung zum Lohn werden konnte. Unermüdet arbeitete er dabei an der Aussöhnung des Gouverneurs mit dem Ritter, und die Hoffnung, die er Melanien geben konnte, das Schicksal ihres Geliebten binnen Kurzem vortheilhaft verändert zu sehen, minderte den Trübsinn, mit dem die Trennung von ihm sie umdüsterte. Auch den Briefwechsel zwischen beiden machte Maisonrouge möglich, indem er den Ritter mit den Erfordernissen dazu versah, und der Ueberbringer der Briefe wurde. Du Menil sowohl, als Melanie füllten den größten Theil ihrer Zeit mit der ihnen theuren Beschäftigung aus, in der der Ritter aber doch mehr eine geistige Zerstreuung, und einen ihm nothwendigen Zeitvertreib suchte und fand, als Melanie, die einzig

aus jener reinen, tiefen Herzensfülle schrieb, die Einen Gedanken, Eine Liebe zum Inhalt des ganzen Lebens macht.

Endlich gelang es den unermüdlichen Bemühungen des Hrn. v. Maisonrouge dem Ritter die Verzeihung des Gouverneurs und mit dieser den Genuß der ihm vom Hofe zugestandenen Vergünstigungen zu verschaffen. Es wurde ihm gestattet, den größten Theil des Tages in dem Zimmer des Herzogs von Richelieu zubringen und mit diesem bei dem Gouverneur essen zu dürfen. Es würde zuviel gesagt seyn, wenn man dieser Veränderung seiner Lebensweise einen augenblicklich entscheidenden Einfluß auf seine Liebe für Melanie zuschreiben wollte, allein, daß sie seine Empfindung für sie anders nüanzirte, ist gewiß. Seit Monaten war sie sein einziger Umgang, und ihre Gesellschaft, ihre Unterhaltung, ihm daher unschätzbar gewesen; doch die Bande, die ihn an die Welt und den Hof knüpften, waren nicht zerrissen, nicht gelöset, sie waren nur schlasser geworden in der einsamen Abgeschiedenheit des Kerkers; der Zauber, den die Liebe eines reinen, gefühlvollen

Weibes von der seltensten Geistesbildung in der Einsamkeit über ihn zu üben vermochte, mußte machtlos werden, sobald die Eitelkeit der Welt ihre Ansprüche an ihn wieder geltend machte. Der Herzog von Richelieu war eine der glänzendsten Erscheinungen des französischen Hofes, und allgemein als der liebenswürdigste, verführerischste und verderbteste Wüstling desselben anerkannt. Seine Unterhaltung und seine Gesellschaft berauschten gewissermassen du Menil, und in so vertraulichen Gesprächen, wie ihre beiderseitige Lage zwischen ihnen herbeiführte, blieben auch die Grundsätze des Herzogs nicht ohne Einfluß auf ihn. Es wurde ihm nun bald langweilig, einförmig, seine Briefe an Melanie durch Hrn. v. Maisonrouge auf einen eben so sichern, als einfachen Weg befördern zu lassen; es bedurfte für ihn jetzt schon der piquanten Würze des Geheimnisses; und da er, wenn er zu dem Herzog ging, jedesmal bei der Thüre ihres Zimmers vorbeikam, fand er bald die Gelegenheit, ihr heimlich ein Billet, ohne Wissen des Hrn. v. Maisonrouge, zuzuspielen. Melanie konnte sich nicht verhehlen, wie unwürdig

es sey, das Vertrauen eines Freundes, wie Maisonrouge zu täuschen; allein du Menil hatte zu viel Gewalt über sie, als daß sie ihm hier ernsten Widerstand entgegen zu setzen vermocht hätte, und wenn sie gleich anfänglich nur selten von diesem neuentdeckten Wege Gebrauch machte, so gewöhnte sie sich doch bald daran. Hr. v. Maisonrouge mittelte jetzt auch für sie eine Gelegenheit aus, den Geliebten zu sehen, da er ihr um die Stunde, in der du Menil zum Herzog ging, in dem Gang vor ihrem Zimmer auf und ab zu wandeln verstattete, wo sie ihn dann sehen, und auch, von ihren Wächtern umgeben, einige Worte mit ihm wechseln konnte.

Man fing überhaupt an, den Gefangenen grössere Freiheit zuzugestehen, und erlaubte ihnen, unter sich kleine Gesellschaften zu bilden, die gemeinschaftlich essen und einen Theil des Tages bei einander zubringen durften. Auch dem Fräulein wurde angeboten, wöchentlich einigemal bei dem Gouverneur in Gesellschaft einiger Gefangenen zu essen, und an den Tagen, wo dies nicht der Fall war, diese dann in ihrem Zimmer bei sich speisen zu lassen. Der

Herzog von Richelieu wurde in diesem Zeitpunkt aus der Bastille entlassen, allein Hr. v. Maisonrouge konnte es von dem Gouverneur nicht erlangen, daß er dem Ritter den Eintritt in die Gesellschaft vergönnt hätte, die Melanie bei sich empfangen durfte, sondern nur die Erlaubniß, daß er mit dem Marquis von St. Genies und dem Ex-Minister Davisard zusammen leben durfte. Du Menil fand in der Abwechselung, die diese Einrichtung in die Einförmigkeit seines Lebens brachte, Entschädigung für die Trennung seiner Geliebten. Ihr hingegen, die als das einzige Frauenzimmer, das allen diesen Männern seit Monaten sichtbar geworden war, ihnen allen als eine Göttin erschien, der jeder bemüht war seine Huldigung darzubringen, war jede Zerstreuung, jede Beschäftigung peinlich; sie fand mehr Wonne darin, einsam an den Ritter zu denken, als ihr die Unterhaltung irgend eines andern Mannes zu gewähren vermochte. Du Menil sprach, wie alle eitlen Selbstsüchtler, in seinen Briefen an sie fast nur von sich, und es war ihm zur Gewohnheit geworden, ihr alles mitzutheilen, was sich auf sein geliebtes Ich be-

zog. In dieſem Zeitpunkte erbte er von einem alten Onkel ein ziemlich beträchtliches Capital. Er ſchrieb ihr dieſe Neuigkeit, und ſprach zugleich von ſeinem Plan, es auf Leibrenten zu geben. Dieſer Gedanke paßte ſo wenig zu dem Vorſatz, ihr ſeine Hand zu reichen, daß es, bei aller Argloſigkeit ihres Herzens, doch von ihrem klaren Lebensverſtand nicht unbeachtet bleiben konnte. Dieſe Qual des erſten Zweifels, des erſten Aufſchreckens aus der ſeligen Ruhe unbedingter Hingebung in Vertrauen und Zuverſicht, iſt eine jener Qualen, die die Quellen des geiſtigen Daſeyns ſelbſt vergiften, und von denen man, hat man ſie einmal empfunden, nie wieder geneſen kann. Das Leben beſchränkt uns unentflichbar in unſern Anſprüchen an Menſchenherz und Menſchenwerth, aber was man allen entziehen zu müſſen ſich gezwungen fühlt, vertraut man dafür in deſto tieferer Sehnſucht Einem an. Das Herz des Geliebten wird uns dann das Heiligthum, in das wir unſern Glauben an Tugend, Treue, Wahrheit und an ſittliche Willenskraft niederlegen. Die zarteſten Blüthen unſerer Empfindung, die erhabenſten

Ideen unſerer Seele, ſein ſind ſie, und wer nicht noch am Spätabend ſeines Lebens, in jedem Augenblick von Himmelsweihe der Begeiſterung für das Schöne und Gute, des Geliebten ſeiner Jugend gedenkt, hat nie geliebt. Das iſt ja das unausſprechliche, das hohe Geheimniß der wahren Liebe, daß ſie uns zu einer ſo herrlichen Offenbarung des Göttlichen wird. Wer könnte Gott ganz ſo innig lieben, wie er uns die Kraft gegeben hat, ihn lieben zu können, wenn man nicht irgendmal ein menſchliches Weſen, mit allen Empfindungen, allen Gedanken ſeiner Seele geliebt hätte! —

Melanie verbarg dem Ritter ihren Schmerz nicht, allein noch ſchreckte ihn der Gedanke ihres Verluſtes, noch war er ſich des Vorſatzes, oder des Wunſches, das Band löſen zu wollen, das ihn an ſie band, nicht klar bewußt, und ſo gelang es ihm, ſie durch wiederholte Verſicherungen ſeiner Treue und der Lauterkeit ſeiner Abſichten zu beruhigen. Er gab den ihr mitgetheilten Plan, zum Ankauf von Leibrenten, für einen flüchtig und ganz unüberlegt hingeworfenen Gedanken aus, und wandte das ererbte

Capital auch wirklich zum Ankauf eines kleinen Landgutes an.

Sie bedurfte zu sehr des Vertrauens zu ihm, um, feindlich gegen sich selbst handelnd, es ihm zu versagen, wo er es forderte; doch von Woche zu Woche empfand sie jetzt tiefer den Schmerz der Trennung, und klagte oft gegen Maisonrouge bitter darüber, daß sie gezwungen werde, den Besuch anderer Männer anzunehmen, da man ihr doch das Glück versage, den Ritter zu sehen. Dieser wandte sich nun, da er den Gouverneur unbeweglich fand, an die Frau von Pompadour, deren Mann zu der Tischgesellschaft des Fräuleins gehörte, damit sie für diesen von dem Minister die Vergünstigung erbitte, beide Gesellschaften vereinen zu dürfen, und es wurde bewilligt, daß der Ritter mit dem Hrn. v. St. Genies und Davisard gleichfalls des Mittags bei dem Gouverneur essen, und den Abend mit den andern Verhafteten, nach ihrem eigenen Wunsch, zubringen dürfe.

Melanie ahnete hiervon nichts, und ganz unerwartet ward ihr das Glück, den Ritter ei-

nes Tages bei sich eintreten zu sehen. — Ihm folgte Hr. von St. Genies, um sich von ihr die Erlaubniß zu erbitten, künftig des Abends gleich den Herren v. Pompadour und Boisdavis bei ihr Thee trinken zu dürfen.

Das Glück verschönerte Melanie. Nie hatte ihr schönes Auge heller gestralt, nie war der Ausdruck ihrer geistreichen Züge beseelter, nie ihr Witz glänzender, nie der Ton ihrer Stimme einschmeichelnder gewesen, als an diesem Abend, wo das Wiedersehn des Geliebten sie in ein reineres, höheres Lebenselement empor zu tragen schien. Hr. v. Maisonrouge war diesen Tag abwesend, und trat erst spät am Abend in das Zimmer des Fräuleins, ohne zu wissen, daß den Gefangenen die Gunst schon gewährt war, die er für sie zu erwirken sich bemüht hatte. Der Anblick des Ritters traf ihn wie ein sengender Blitzstrahl; so schmerzenreich auch die Rolle des Vertrauten für ihn gewesen seyn mochte, so verdankte er ihr doch den Trost, Melanien täglich neue Beweise seiner Treue und seiner Liebe geben zu können; aus seiner Hand empfing sie gewis-

ſermaßen jede Freude, jede Wonne dieſer Liebe, und das ſtille Selbſtbewußtſeyn der uneigennützigſten Aufopferung für die Geliebte kräftigte ſeine Seele. Nun aber bedurfte ſie ſeiner nicht mehr, und er hatte nichts mehr von ihr zu hoffen, als den Dank für ehemals geleiſtete, jetzt unnütz gewordene Dienſte. Freilich war es ſein Werk, daß Frau v. Pompadour den Gefangenen dieſe Gunſt erbeten hatte, allein eine ſo ſchnelle Gewährung ihrer Bitte hatte er nicht erwartet, und ſie traf ihn unvorbereitet. Unbeweglich blieb er am Eingange des Zimmers ſtehen, als er Melanie ſtralend von Liebe und Glück erblickte, mit der der Ritter eben leiſe und zärtlich ſprach. — Ihm war, als löſe ſich ſein Daſeyn von dem ihrigen ab, um in eine öde, hoffnungsloſe Tiefe zu verſinken. Sie ſtand auf und eilte ihm froh und dankbar entgegen, allein trotz der eiſernen Kraft, mit der er die Schläge ſeines Herzens zu zügeln wußte, vermochte er ſich doch für dieſe Prüfungsſtunde keine ruhige Haltung zu erzwingen, und nur durch peinvolle Anſtrengung gelang es ihm, einige Worte zu finden, mit denen er ihr und

den Herren Glück wünſchte. Der heitere Frohſinn, der die Anweſenden beſeelte, verletzte ihn wie der bitterſte Hohn, mit dem man ſein todtwundes Herz vollends zu vergiften ſuche.

Eine Viertelſtunde lang ſuchte er die Verzweiflung niederzukämpfen, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, doch er fühlte immer tiefer, daß er an der Gränze ſeiner Kraft ſtehe, und verließ unter einem Vorwand die Geſellſchaft. Jetzt erſt, in der Einſamkeit ſeines Zimmers, im Kampfe mit der furchtbar aufgereizten Macht der Leidenſchaft, erkannte er, wie ſein Herz, ſein Glück und ſein Leben hoffnungslos an die Allmacht ſeiner Liebe verfallen waren, — doch war er edel und groß genug, um ſeine Seele in der Herrſchaft über That und Willen bewährt zu finden.

Am Morgen ging er zu Melanie. Sie erſchrack, als ſie ihn ſah, vor ſeiner Bläße und vor der ſchmerzlichen Ergebung, die ſich in ſeinem Blick und in ſeinen Zügen ausſprach, und von der man es ahnete, ſie könne nur da erkämpft werden, wo der Menſch jeder Hoffnung auf irdiſches Glück entſagt habe. Sie ſind jetzt

glücklich, meine Freundin, ſagte er ihr; der Mann Ihrer Liebe und Ihrer Wahl iſt Ihnen wieder gegeben; bald werden ſich dieſe Pforten für Sie öffnen, und Sie beide in die Welt zurückkehrend jedes Hinderniß Ihrer Verbindung beſeitigt ſehen. Gott iſt mein Zeuge, daß ich willig geweſen bin, Ihnen dies Glück um jeden Preis zu erkaufen, und noch kein Opfer zu groß und zu ſchwer finden würde, um es Ihnen nicht freudig zu bringen; allein ein Zeuge deſſelben vermag ich nicht zu ſeyn. Bis jetzt ſah ich in dem Ritter nur Ihr zweites Ich, und alles, was ich für ihn that — that ich auch für Sie. — Jetzt aber iſt es Pflicht, ſtill in mich zurückzukehren, und mich Ihnen nur dann zu nahen, wenn ich Ihnen nützlich zu werden vermag.

Melaniens Thränen floſſen, allein ſie fühlte, wie grauſam es ſeyn würde, ihre Macht über ihn zur Bekämpfung ſeines Entſchluſſes anzuwenden, und ſuchte nur ihn zu überzeugen, mit welcher Verehrung und welcher Zuneigung ſie dem ſcheidenden Freund nachſehn und ſeiner ewig, ewig eingedenk bleiben werde. Von dieſem Tage

an sahen sie sich nur, wenn er ihr irgend eine sie betreffende Nachricht mitzutheilen hatte, allein wie ein unsichtbarer Schutzgeist fuhr er fort, für sie und für die Verschönerung ihres Lebens zu sorgen.

Das gesellschaftliche Leben der Gefangenen gestaltete sich jetzt so angenehm, wie dies nur irgend in einem Gefängnisse der Fall seyn kann. Des Morgens beschäftigte sich jeder von ihnen in seinem Zimmer, wo ihnen Bücher und Schreibzeug zu Gebote standen; zum Mittag versammelte man sich bei dem Gouverneur, um bei ihm zu essen, und nach Tische Lombre oder Schach zu spielen. Um sechs Uhr verließ Melanie die Gesellschaft, der Ritter führte sie nach ihrem Zimmer zurück und blieb bei ihr, wo sich dann nach und nach die übrigen einfanden, und wo bis zur Abendtafel bei dem Gouverneur die Zeit verplaudert wurde. Dazu durften sie sämmtlich hoffen, binnen Kurzem frei zu werden, und diese Hoffnung gab ihnen heitern Sinn. Melanie allein empfand keinen Wunsch, keine Sehnsucht nach Freiheit. Der Kerker war ihre Welt geworden, und nichts von allem, was jenseits

ſeiner Begränzung lag, hatte noch Macht ſie zu reizen. Früher war ſie nie glücklich geweſen; in der Baſtille erſt hatte ſie Glück empfinden, Glück begreifen gelernt. Sie liebte, ſie war geliebt! Ungezwungen durfte ſie ſich der Unterhaltung und des Anblicks des Geliebten erfreuen, und nie verließ ſie die Furcht, daß die Welt ſtörend zwiſchen ihn und ſie treten und ihr Glück mindern werde, eben weil es dieſes nicht zu erhöhen vermochte.

Der Regent wünſchte ſich in den Augen der Nation von dem Verdacht zu reinigen, daß er ſo viele, und unter dieſen ſo anſehnliche Perſonen, als den Herzog und die Herzogin du Maine, ohne hinreichenden Grund mit ſo vieler Strenge behandelt habe. Alle bisher gemachten Entdeckungen mußten ihn überzeugen, daß die ſogenannten Verſchwörer nichts Strafwürdiges gegen den König und den Staat, ja eigentlich nicht einmal gegen ihn, den Regenten bezweckt hatten, da alle Unterſuchungen ergaben, daß es nur darauf abgeſehen geweſen war, den legitimirten Prinzen die Rechte wieder zu gewinnen, die ihnen Ludwig XIV. in ſeinem Teſtament

zugesprochen und der Regent entzogen hatte. Es wurden unter der Hand Unterhandlungen mit der Herzogin du Maine angeknüpft, und ihr für sich und alle ihre Anhänger Freiheit zugesichert, wenn sie nur bekennen wolle, was etwa zu bekennen war, nämlich die Verbindungen, die sie mit der Krone Spanien, zur Erreichung jenes Endzwecks, anzuknüpfen versucht hatte. Man wollte sich, wo man kein Recht zu strafen auszumitteln vermocht, doch gerne den Schein der Begnadigung geben. Allein die Herzogin benahm sich mit eben so viel Würde als Edelmuth; trotz alles dessen, was sie gelitten hatte, trotz der glänzendsten Versprechungen entschloß sie sich erst dann zu dem von ihr geforderten Geständniß, als man sie zu überzeugen gewußt hatte, daß sie allen ihren Anhängern dadurch nützen, und keinem von ihnen schaden werde.

So aufrichtig aber auch das Geständniß der Herzogin war, so zweifelte man doch an der Vollständigkeit desselben, eben weil es so wenig Schuld offenbarte; und da Melanie ihre Vertraute gewesen war, aus deren Hand sie

alle aus Spanien gekommene Briefe erhalten hatte, glaubte man von dieſer noch genauere Auskunft erpreſſen zu können, und ließ ihr die Wahl, alles zu geſtehen, was man zu erfahren wünſchte, oder zeitlebens in der Baſtille zu bleiben. Es war ihr unbekannt, was die Herzogin geſtanden, was ſie verſchwiegen haben könne, und um ihre Gebieterin keiner etwanigen Gefahr auszuſetzen, beharrte ſie in der Treue, mit der ſie bis jetzt jedes Wiſſen um die Plane derſelben abgeleugnet hatte, und beantwortete jene Drohung ſcherzend mit der Aeußerung, daß eine lebenslängliche Gefangenſchaft in der Baſtille noch eben keine ganz üble Verſorgung für ein armes Mädchen, wie ſie, ſey.

Die Zuverſicht zu der Feſtigkeit ihres Charakters war aber bei ihren Richtern ſo groß, daß dieſe es für unnöthig hielten, ſie öfter zu verhören, weil man überzeugt war, daß ſie doch nichts geſtehen werde.

Einige Tage ſpäter wurde die Herzogin ihrer Haft entlaſſen, und faſt alle wegen dieſer Sache Verhafteten erhielten ihre Freiheit wieder. Unter ihnen war auch der Ritter. Melanie

konnte es mit Recht hart finden, daß ſie allein verurtheilt wurde in der Baſtille zurückzubleiben, allein jede Rückſicht auf ihr perſönliches Schickſal ging ihr in dem Gefühl der Trennung von dem Ritter unter. Dieſer empfand nur Freude bei dem Gedanken, die Baſtille verlaſſen zu ſollen, und vermochte es kaum, ſo viel Betrübniß, als der Anſtand forderte, bei dieſer Trennung von ihr zu zeigen. Der Schleier der ſeligen Täuſchung, den bis zu dieſem Prüfungsaugenblicke Liebe und Vertrauen um Melanie gewebt hatte, zerriß! Sie fühlte, es war nicht Trennung, was ihr bevorſtand, es war Verluſt, Verluſt des Mannes, deſſen Liebe ihr zu ihrem Glücke ſo unentbehrlich wie die Luft zum Athmen geworden war, und der nun zeigte, daß ſie ihm nichts, durchaus nichts galt, ſobald es darauf ankam, für ſie eitle Freude einzutauſchen.

Er war ſo mit ſich beſchäftigt, ſo ungetrübt glücklich, daß er, ohne ihre Stimmung zu beachten, nur von ſich mit ihr redete, und ſie allein zurückließ, ohne ein Wort des Troſtes und der Theilnahme für ſie zu haben. Wie vernichtet blieb ſie zurück, es war ihr unmöglich, Thränen

zu vergießen, eine dumpfe Bewußtloſigkeit, durch die nur zuweilen zuckende Blitze herzzerreißenden Schmerzgefühls fuhren, drückte ſie beklommen nieder. Ihr war, als vermöge ihr Auge, gewohnt ihn zu ſehen, nun nichts mehr zu ſehen, als könne ſie nicht mehr reden, da er ſie nicht mehr anhöre, als habe ſie ſelbſt die Fähigkeit zu denken verloren. —

Mechaniſch folgte ſie, als man kam, ſie zum Mittagseſſen abzuholen; der Gouverneur ſpeiſete an dieſem Tage auswärts, ſie war allein mit Maiſonrouge, und mit St. Genie, den man auch noch gefangen zurückbehalten hatte. Mit der allerinnigſten Theilnahme ruhten Maiſonrouge's Blicke auf ſeiner Freundin. — Er litt mit ihr, ohne doch den eigentlichen Grund ihrer Verzweifelung zu ahnen, und rang mit ſich, um den Muth zu finden, ihr zu ſagen, was er genöthigt war ihr anzukündigen zu müſſen. Nach Tiſche begleitete er ſie nach ihrem Zimmer, um ſie auf die Nachricht vorzubereiten, daß der Befehl gegeben worden ſey, ſie ſtrenger denn je einzuſchließen, und ihr durchaus keinen Umgang zu verſtatten. Ihr galt aber

dieſe Verfügung für eine Wohlthat, da ſie ſich der qualvollen Nothwendigkeit entbunden fand, Menſchen zu ſehen, die nicht Er waren, und ihnen ihren Gram zu verhehlen, damit man nicht, im Wahn über ſeinen Grund, ihn irrig einem Mangel an Seelenſtärke zur Ertragung ihres äußern Schickſals zuſchreibe. Sie fürchtete, wie faſt alle Menſchen, weit mehr in Verdacht von Schwächen und Fehlern zu kommen, die ſie nicht beſaß, als die zu verrathen, die ihr wirklich eigen waren. Auch der Gouverneur bewies ihr ſeine Theilnahme an der Erſchwerung ihrer Haft, und die kalte Gleichgültigkeit, die ſie bei dieſem Wechſel ihrer Lage bewies, gewann ihr ſeine Bewunderung, da er ſie für einen Beweis ſeltener Charakterfeſtigkeit hielt. Ach, weſſen Herz gebrochen iſt, wie Melaniens Herz, über den haben die Ereigniſſe des äußern Schickſals jede Gewalt verloren. Die Liebe kennt nur Ein Unglück, wie Ein Glück.

Maiſonrouge brachte jetzt, da er ſeine Freundin jedes andern Umgangs beraubt ſah, wieder alle Stunden, die er ſeinen Geſchäften abmüſſigen konnten, bei ihr zu. Nur zu bald entdeckte

er, daß ihre anscheinende Ruhe Kälte der Verzweiflung war, und wie sanft und liebend suchte er nun diesem zerrissenen Herzen Trost zu bereiten! wie wußte er alles zu errathen, was ihrer Seele wohlzuthun, ihre Trauer zu mildern vermochte! Jedes seiner Worte, jeder Blick, jeder Gedanke war Liebe, sorgende, tröstende Liebe, und dabei nie eine Frage, nie eine Aeußerung, die verletzen konnte, nie eine Hindeutung auf sein Schicksal, nie ein Anspruch auf Anerkennung und Vergeltung! — Der Ritter dagegen ließ mehrere Tage vergehen, ehe er ihr schrieb, und der Ton, in dem dies dann geschah, ätzte ihrem Herzen alle seine Schmerzen noch tiefer und giftiger ein. Dies Herz war noch leichtgläubig, aber ihr Geist konnte es nicht mehr seyn; sie fühlte sich gezwungen, über das Betragen des Ritters nachzudenken, und ach! nicht bloß die Hoffnungen der Zukunft, auch das Glück der Vergangenheit löfete sich für sie in nichtige Täuschung auf. Konnte der Mann sie je wahrhaft geliebt haben, dessen Liebe bei dem ersten Athemzuge in freier Luft verflatterte? Fester aber noch, als an das irdische Daseyn

iſt das Herz durch eine heilige, dunkele Naturkraft an den Glauben, an Treue gebunden, und wie wir uns unwillkührlich ſträuben vom Leben zu ſcheiden, ſo bietet das Herz auch alle ſeine Kraft auf, ſich den Glauben an den Geliebten zu erhalten. Auch Melanie konnte, trotz der Kälte, trotz der Herzloſigkeit des Ritters, ſich nicht von ihm losreißen, ſie litt unſäglich, aber ſie empfand noch immer, daß ſie ganz ſein, und ihr Daſeyn ſo verwebt in dieſe Liebe war, daß Seele, Geiſt, Herz, alles, alles in ihr eins geworden war mit ihr. Der Ritter wurde auf unbeſtimmte Zeit aus Paris verbannt, und dies war ein neues Unglück für Melanie, da es den Briefwechſel zwiſchen ihnen unmöglich machte, der der Poſt nicht anvertraut werden konnte. Maiſonrouge fühlte, wie ſchmerzlich ſie das Aufſenbleiben aller Nachrichten von dem Geliebten treffen müſſe, und erbot ſich daher, wöchentlich an den Ritter ſchreiben, und ihr ſowohl ſeine Briefe, als die Antworten, die er erhalten würde, mittheilen zu wollen. Dies Erbieten verdiente um ſo mehr Dank, weil der Schein einiger Verbindung mit dem Ritter, den es ihm

geben mußte, hinreichte, ihn dem Hofe verdächtig zu machen. — Doch, was galt ihm Glück und Hofgunst, wenn es darauf ankam, Melanien tröstend zu erfreuen!

Diese Verbannung des Ritters dauerte vier Monate, in welchem Zeitraume die Herzogin du Maine sich immer noch vergeblich bemühte, Melaniens Befreiung zu bewirken. Die Scheu vor einem Mann wie Maisonrouge wortbrüchig und unwürdig zu erscheinen, hatte den Ritter vermocht, in den Ausdrücken seiner Briefe an ihn die Form des zwischen Melanie und ihm bestehenden Verhältnisses zu ehren, und es ihm auch wiederum erleichtert mit Worten und hohlen Redensarten ausreichen zu können, da Melanie die Abgemessenheit seiner Ausdrücke theils für Klugheit, theils für Folge eines Zartgefühls nehmen konnte, das sich scheuete, Maisonrouge zum Vertrauten seiner Empfindungen zu wählen.

Jetzt aber nach seiner Rückkehr kam er zu Hrn. v. Maisonrouge, und brachte ihm einen Brief für Melanie, der sie von neuem qualvollem Schmerz preis gab. Maisonrouge liebte selbst zu wahr, als daß ihm in dieser Unterre-

dung der Kaltsinn des Ritters hätte entgehen können; er litt für Melanie und mit ihr, doch noch immer kannte sie das Herz des edlen Mannes so wenig, daß sie sogar in seiner Trauer, in dem verhaltenen Unmuth, mit dem er von dem Ritter sprach, nur eine Bürgschaft für dieses sah. Der Brief des Ritters war nicht kalt, nicht unfreundlich; kein Wort desselben berechtigte sie, ihn eines Treubruchs, einer Zurücknahme seines Versprechens anzuklagen, keins konnte ihr den Muth geben, den Todespfeil selbst in ihr Herz zu drücken, indem sie das Wort der Trennung aussprach — allein sie fand in diesem Briefe, dem ersten, den sie nach vier Monaten von ihm erhielt, auch nicht eines jener Worte, die vom Herzen zum Herzen gehen, und die Liebe des geliebten Wesens so himmlisch beglückend verbürgen. Sie mußte es fühlen, sie war nicht mehr geliebt, allein sie sträubte sich mit aller Kraft ihres Herzens und ihres Lebens gegen diese furchtbare Ueberzeugung, und fand, wie schon gesagt, in der ernsten Trauer ihres edlen Freundes die Bürgschaft für den Geliebten. Wie könnte er so ernst, so

trübe seyn, fragte sie sich selbst, wenn er seinen Nebenbuhler untreu glaubte? Würde ihn dies nicht zu neuen Hoffnungen beseelen? Muß ihm der Ritter nicht mehr Liebe für mich gezeigt haben, als dieser Brief verräth?

Zu stolz und zu zärtlich, um dem Ritter ihre Trauer und ihre Besorgniß zu verrathen, beantwortete sie seinen Brief, und ihr Briefwechsel ging wieder regelmäßig fort, allein er wurde mehr und mehr für sie eine Quelle der schmerzlichsten Herzensqual. Endlich schlug auch für Melanie die Befreiungsstunde. Sie hatte ihrer Fürstin die großsinnigsten Beweise von Treue und Anhänglichkeit gegeben, und in ihrer Gefangenschaft und in ihren Verhören eine seltene Würde des Charakters bewährt; sie konnte gewiß seyn, daß die öffentliche Meinung sie in den Ansprüchen unterstützen werde, die sie sich an die Dankbarkeit der Herzogin erworben hatte. — Von ihren Freunden war sie, wie sie wußte, nicht vergessen, da sie von ihnen während ihrer Gefangenschaft unausgesetzt jeden nur möglichen Beweis ihrer Theilnahme erhalten hatte; die Welt, in die sie wieder eintreten

ſollte, war die Heimath ihres Geliebten; und doch als Hr. v. Maiſonrouge zu ihr eintrat, und ihr, mit einer rührenden Miſchung von Freude und Trauer in Blick und Zügen, den Siegelbrief überreichte, der ihre Freilaſſung enthielt, war keineswegs Freude die vorherrſchende Empfindung ihrer Seele. Sie ſind frei, ſagte er ihr, ich habe dieſen Augenblick für Sie ſehnlichſt herbeigewünſcht, und alles, was ich vermochte, gethan, um ihn zu beſchleunigen, allein ich verliere mit Ihnen alles, was meinem Daſeyn Reiz zu geben vermochte, und vermag jetzt nicht zu begreifen, wie ich werde leben können, ohne Sie zu ſehen.

Weinend ſank ſie an ſeine Bruſt; zum Erſtenmal drückte er ſie an ſein Herz und ſeine Lippen auf die ihrigen. Jetzt erſt, im Augenblick der Trennung, erkannte ſie, ganz, was ſie ihm galt, und was er für ſie gethan hatte. Er allein, mußte ſie ſich geſtehen, verſtand zu lieben, wie ihr Herz ſich geliebt zu fühlen wünſchte — er allein — und mit Verzweifelung fühlte ſie, wie wenig der Ritter ihm gleiche.

Zugleich mit ihrer Freiheit erhielt ſie den Befehl, nach Sceaux zu gehen, wohin die Herzogin verwieſen war. Sie wurde von dieſer gnädig aufgenommen, allein ſchwerer denn je laſteten jetzt die Feſſeln der Fürſtengunſt bei ihr auf Geiſt und Herz, und mit ſchmerzlicher Wehmuth ſehnte ſie ſich oft nach der Freiheit der Baſtille zurück. Gleich am zweiten Tage, nachdem ſie dieſe verlaſſen hatte, erhielt ſie einen Brief von Maiſonrouge. Er hatte ihre Freiheit gewünſcht und hätte ohne Schwanken ſeine eigne hingeopfert, um ſie ihr zu erkaufen; er hatte die Kraft beſeſſen, alle Qualen hoffnungsloſer Liebe ſchweigend zu ertragen, er konnte für ſie alles dulden, alles thun, doch den Schmerz der Trennung von ihr vermochte er nicht zu beſiegen. Es war, als ob ſein ganzes Leben ſich in der Erinnerung an Melanie gewaltſam zuſammendränge, als ob dieſe alle ſeine Gedanken in ſich verſchlinge und jede andere Empfindung des Daſeyns in ihm hemme. Sein Amt rief ihn zur Thätigkeit auf, allein trotz aller Herrſchaft über ſich, die er in einem reinen Leben voll makelloſer Pflichttreue erworben

hatte, fühlte er sich, sobald er durch gewaltsame Sammlung sich andern Gedanken zuzuwenden strebte, durch ihr Bild zerstreut, und ein Hauch, ein Nichts reichte dann hin, ihn gegen die lebenzerstörende Gewalt seiner Leidenschaft widerstandlos zu machen.

Eine Liebe, wie die seinige, trägt ihre Rechtfertigung in sich, wenn ihre Macht dem irdischen Leben Gefahr bringt; sie ist die Flamme, in die Psyche sich liebend stürzt, und die, irdisch verzehrend, himmlisch verklärt.

Die stille, klaglose, aber unüberwindliche Schwermuth, die sich in seinen Briefen aussprach, diese bis zum Grabe stumme Treue, konnte Melaniens Herz nicht ungerührt lassen; doch vor Einem Gefühl in ihrer Seele verbleichte jedes andere, und das war ihre Liebe zu dem Ritter. Sie erbat sich von ihrer Gebieterin die Erlaubniß, auf einige Tage nach Paris gehen zu dürfen, und kaum war sie dort angekommen, als sie durch ein Billet den Ritter zu sich beschied. In der Bastille, wo er viele Monate lang kein anderes Frauenzimmer gesehen hatte, als sie, hatte er sie reizend,

hübſch, ja zuletzt ſogar ſchön gefunden; jetzt aber, wo ſie ernſt, düſter, mit vor Gram erbleichten Wangen, des erſten, friſchen Jugendglanzes beraubt, vor ihm ſtand, fand er es unbegreiflich, wie er ſie je habe hübſch finden können, und da die kalte Verlegenheit, mit der er ſie grüßte, ihren Geiſt lähmte — es iſt unmöglich ſich liebenswürdig zu zeigen, wenn man ſich nicht mehr geliebt, nicht mehr mit günſtigen Augen betrachtet glaubt — und ſie zu betrübt war, um in dieſer Stunde geiſtreich ſeyn zu können, ſo glaubte er, ſich auch über ihren Witz, ihre glänzende Unterhaltungsgabe, ihre Kenntniſſe, und über alle edle Eigenſchaften ihrer Seele eben ſo getäuſcht zu haben, wie über ihre Reize. Er redete mit ihr von der Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände, die ihm nöthige, ſeine Güter zu verkaufen, und die ihm nach Befriedigung ſeiner Gläubiger übrig bleibende Summe auf Leibrenten zu geben, um nur einigermaßen mit Anſtand in der Welt leben zu können. Der Schleier der Täuſchung, den ſein bisheriges Betragen allmählig immer dünner gelichtet

hatte, ſank jetzt völlig; den Tod im Herzen fragte ſie ihn: ob, und wie er denn noch ihr Schickſal in die Berechnung ſeiner Zukunft mit aufnehme? Gewiß, antwortete er ihr, ſey es noch ſein Wunſch, ſie für immer die ſeine zu nennen, allein ehe er an eine Verbindung denken könne, müſſe er erſt mit ſeinen Gläubigern aufs Reine ſeyn, und überdem ſehe er ſich auch gezwungen, eine Reiſe in die Schweiz zu machen, um eine ſeiner älteſten und vertrauteſten Freundinnen, die Gemahlin des dortigen franzöſiſchen Geſandten, die Marquiſin D'Avaray, zu beſuchen. Genug, unterbrach ihn Melanie aufſtehend; — wir ſind geſchieden — wollte ſie noch hinzuſetzen, allein das Wort verſagte ſich dem brechenden Herzen, ſie warf einen unausſprechlichen Blick auf ihn, es ſchien ihr mehr als Tod, ihn nie wieder ſehen zu ſollen. Ich erwarte Sie morgen Abend, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, um klar auszuſprechen, was zwiſchen uns ausgeſprochen werden muß. Er gab ſein Wort darauf, daß er kommen werde, und ſie entfernte ſich eilig, weil ſie ihm nicht verrathen wollte, wie elend er ſie gemacht hatte.

Alle ihre Pariſer Freunde nahmen ſie mit Entzücken auf, allein der Schmerz hatte ſich ihrer Seele ſo bemächtigt, daß ſie nur mechaniſch zu reden und ſich zu bewegen vermochte, und durchaus unfähig war, noch irgend einen Eindruck, der nicht Schmerz war, in ſich aufzunehmen. Am Abend dieſes Tages fuhr ſie in die Baſtille, um Hrn. v. Maiſonrouge zu beſuchen. Sie fand ihn krank, allein ſtatt das edelſte, treueſte Herz tröſtend zu ermuthigen, ſprach ſie ihm ohne alle Rückſicht auf ihn aus, wie gränzenlos unglücklich ſie war, und verrieth ihm den ganzen ungeheuren Schmerz, von dem ſie ſich regungslos wie eiſern eingeklemmt fühlte. Sein eigenes Unglück hatte den edlen Mann gebeugt — das ihrige war der Sturm, der ihn umwarf. —

Sie brachte die Nacht, die dieſem Tag folgte, in furchtbarem Kampfe hin; es dünkte ſie, als werde ſie nicht bis zu der Erſcheinung des Ritters leben können. — Bald war ſie entſchloſſen, ſich mit ruhiger Würde von ihm zu trennen, aber dann ſiegte wieder das dem Herzen ſo unauslöſchlich tief eingedrückte Be-

dürfniß des Glückes — sie wollte ihm ihre Liebe, ihren Schmerz noch einmal unverholen zeigen. — Ihr war, als müsse ihr die Stärke dieser Empfindungen eine Gewalt der Ueberredung geben, die ihr jedes menschliche Herz zu gewinnen vermögen müsse. — Die Freundin, bei der sie in Paris wohnte, Frau von Real, fuhr am Abend in die Oper, sie blieb allein zurück, um den Ritter zu erwarten. Man muß solche Stunden der Erwartung verlebt haben, wie Melanie an diesem Tage erlebte, um die Seelenfolter beurtheilen zu können, zu der sie uns verdammen. Jede Minute eine Ewigkeit, und doch so furchtbar schnell verschwindend, und mit jeder entflohenen Minderung der Gewißheit den Erwarteten in der nächsten eintreten zu sehen. — Bis tief in die Nacht hinein harrte sie des Ritters vergeblich. Seine Untreue war jetzt entschieden; ja selbst die Schonung, die Menschlichkeit ihn zur Pflicht machte, hatte er nicht einmal beobachtet, und was ihre Verzweiflung vollends steigerte, war, daß diese Ueberzeugung nicht hinreichte, in ihrem Herzen die Liebe für ihn zu entwurzeln.

Der Eindruck dieſer grauſamen Stunden verlöſchte in ihrem Gedächtniſſe alles, was ſie vor ihrer Bekanntſchaft mit dem Ritter erlebt hatte — und nicht bloß die Vergangenheit, ſelbſt die Zukunft wurde durch ſie vernichtet, da ſie ihr auf immer die Empfänglichkeit für Freude, das Vertrauen auf Menſchenherz, die Hoffnung ſchöner Tage raubten.

Sie ſchrieb noch einmal an ihn, um ihm ein offenes Geſtändniß ſeiner veränderten Geſinnungen abzufordern, er wich in ſeiner Antwort dieſem aus, allein er ſandte ihr eine Entſagung aller ſeiner Anſprüche an ſie, die noch mehr ſagte, als ſie geſagt haben wollte.

Nur einen Menſchen gab es für ſie auf der Welt, dem ſie ihren Kummer vertrauen, und es ihm ausſprechen konnte, wie unausſprechlich ſie geliebt hatte, und wie unglücklich ſie ſich fühlte; und dieſer Vertraute war Maiſonrouge. Sie ahnete nicht die Grauſamkeit der Selbſtſucht, mit der ſie Erleichterung darin ſuchte, ihm jede Regung des leidenſchaftlich empörten und kämpfenden Herzens zu vertrauen, und ihn in jedem Geſpräch, ſo wie in allen

ihren Briefen, nur von dem Ritter zu unterhalten, und ihm in Flammenworten die verzehrende Gewalt ihrer Liebe und ihres Grams, über Herz, Seele und Leben auszusprechen. Keiner verstand sie, wie er sie verstand, er, der sie mit aller Kraft seiner edlen Seele so innig liebte, daß ihr Schicksal das seinige geworden war. Vielleicht hätte ihn die Gewißheit ihres Glückes mit ihrem Verlust versöhnt, vielleicht hätte er die unbesiegbare Qual des eigenen Herzens muthig zu dulden vermocht, allein ihr Gram, ihre Verzweifelung wurden ihm zu mächtig, und sein Leben wurde der Kaufpreis der Verleugnung, die er übte, um ihr Tröster seyn zu können.

Erst als sie erfuhr, daß er krank und dem Tode nahe sey, erkannte sie, daß er als das Opfer seiner Liebe für sie falle. Sie eilte zu ihm, sie bot ihm ihre Hand an, sie beschwur ihn, für sie zu leben; allein nur auf seine Sterbestunde fiel dieser Stral der Anerkennung und Würdigung seiner Liebe. Und wohl ihm, daß es ihm vergönnt ward, im Vollgefühl der eigenen Liebe hinweg zu scheiden, aus dem Lande

der Vergänglichkeit. Der Traum der Liebe, den wir auf der Erde träumen, iſt doch nur die hienieden unerfüllbare Ahnung einer Seligkeit, die uns erſt jenſeits zu Theil werden kann. Welches Glück darf denn das Herz von ſeiner tiefſten, heiligſten Empfindung hoffen, da dieſe durch nichts vor dem Schickſal geſchützt werden kann, durch Zufall und Beſitz entwürdigt, durch die Zeit abgemattet zu werden? Was bedeutet im Lande der Sterblichkeit und der Täuſchung das Gelübde ewiger Liebe? Nur die Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, und nie die des nächſten läßt ſich verbürgen, und welche Liebenden würden in den Augenblicken ihres ſchönſten Glückes nicht vor ſich ſelbſt erröthen, und ſich ſelbſt fürchten, könnten ſie errathen, wie ſie nach Stunden, Tagen, Jahren gegen einander geſinnt ſeyn werden?

Die Liebe hat auf Erden keine Heimath, da es für ſie hienieden in der Wonne zu lieben und geliebt zu werden, keine Sicherheit des Beſitzes für die Ewigkeit giebt. Ein Bund, den die Abweſenheit lockern, der Tod löſen, die Untreue entweihen kann, darf nicht Liebe ge-

nannt werden; ahnen können wir hienieden, was Liebe iſt, was Liebe bedeutet; — doch die Erfüllung ihrer Ahnungen wird uns nur jenſeits zu Theil. — Wohl ihm, daß er hinweg ſchied.

Melanie trauerte um ihren Freund wahrer und tiefer, als ſie während ſeines Lebens ſeinen Werth und ſeine Liebe zu erkennen vermocht hatte. Aller Gegenſtände ihrer Zuneigung beraubt, ſank ſie in eine Art von Vernichtung, ärger als der Tod ſelbſt; das Leben blieb ihr eine Bürde, die Welt ein Kerker. Glück, Freiheit, Liebe, in den düſtern Mauern der Baſtille, hatte ſie ſie nur kennen und empfinden lernen, um ganz zu empfinden, wie arm das Leben ohne ſie iſt, und welch ein trauriges Räthſel es für die Aufgabe unſeres Erdenlebens iſt, daß wir an Geiſt und Gemüth erſtorben, doch nach dem Mechanismus des äußern Lebengetriebes Jahre, lange Jahre hindurch verfallen, und ihm unterthan bleiben müſſen.

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Frauenliebe und Frauenfreundſchaft . . | 1 |
| Franziska und Theodor . . . . | 60 |
| Chimene, Herzogin von Infantado . . | 147 |
| Der Bettler . . . . . | 179 |
| Zwei Jahre aus Melaniens Leben . . . | 215 |

Gedruckt bei G. H. Maret in Leipzig.

# Heloise

von

## Fanny Tarnow.

Erſter Theil.

Leipzig,
Rein'ſche Buchhandlung.
1826.

Gedruckt bei Georg Marot.

Es war am Vorabend des Festes des heiligen Theodoreus, als die hochgelahrte Gräfin Magdalena von Montmorell, der Novize eines benachbarten Nonnen-Klosters, die bei ihr die Dienste eines Sekretairs versah, die merkwürdigsten Begebenheiten der Belagerung von Beziers diktirte, wo 6000 hartnäckige Ketzer durch das Schwerdt der Sieger hingerichtet wurden. Das Lob, welches die Gräfin diesem Beispiel eines blutdürstigen Glaubenseifers beilegte, entriß Heloisen — so hieß die junge Novize — ein Zeichen des Mißfallens; ihre Gebieterin, dadurch zum Zorne gereizt, ergoß diesen in einer Fluth von Vorwürfen, welche Heloise seufzend, mit tief gesenktem Haupte anhörte, ohne daß sie der gestrengen Frau ein Wort zu erwidern wagte; zwei Thränen glänzten aber auf ihren

blühenden Wangen, wie der Thautropfe in dem Kelch einer Rose; sie trocknete sie verstohlen mit der Feder ab und wartete geduldig darauf, daß die Gräfin ihre Schreibfertigkeit von Neuem in Anspruch nehmen werde; doch diese bemühete sich lange vergeblich, den verlornen Faden ihrer Gedanken wieder anzuknüpfen.

Während sie sich quälte, den Uebergang von der eben vollendeten Periode zu einer neuen zu finden, drang zu Heloisens Ohr ein ferner melodischer Klang; mit klopfendem Herzen stand sie von ihrem Sitze auf und schlich an das Fenster, um durch das Gitter desselben neugierig in den Hof hinab zu blicken. Ein furchtbarer Sturm tobte durch die Nacht hin, doch unterschied sie nun deutlicher die Töne einer Harfe, wenn es ihr gleich die Dunkelheit unmöglich machte, den Spielmann zu erblicken.

Lange lauschte sie den süßen Tönen und selbst, nachdem sie schon verhallt waren, blieb sie noch, wie bezaubert am Fenster stehen. Jetzt aber fuhr die Gräfin aus ihrem Nachsinnen auf: über diesen Punkt, sagte sie, muß ich den Bischof von Beauvais zu Rathe ziehen,

Heloiſe. Doch, wo ſeyd Ihr? was machet Ihr am Fenſter?

Habt Ihr denn nicht die Muſik gehört, gnädige Frau? fragte Heloiſe.

Welche Muſik? wiederholte die Gräfin mit zerſtreueter Miene.

Ach, erwiderte Heloiſe, es waren keine irdiſche Laute! mit ſolchen Harmonien werden gewiß die Seelen der Frommen von dem Chor der Engel im Himmel empfangen! Mein ganzes Herz iſt bewegt und mich dünkt, ſie umtönen mich noch!

Wovon ſprecht Ihr denn eigentlich?

O hört doch nur! da iſt der ſüße Laut ſchon wieder und jetzt iſt er hier im Schloſſe! er tönt von unten zu uns herauf.

Auch die Gräfin hörte jetzt die Klänge, die Heloiſe ſo entzückten, doch auf ihr brachten ſie eine ganz andre Wirkung hervor. Sie ging nach dem Hintergrund des Zimmers und öffnete eine dort verſteckt angebrachte Thüre, welche auf eine Gallerie führte, von der man unbemerkt das unten befindliche Zimmer, in dem das Hausgeſinde verſammelt war, überblicken

konnte. In dem Augenblick, wo sie die Gallerie betrat, ertönte der Gesang einer schönen reinen Männerstimme, der von einer Harfe begleitet wurde. Heloise, deren Herz im Einklang mit der muntern Melodie des Gesanges, rascher schlug, lehnte sich über das Geländer der Gallerie und erblickte nun den Harfner, von einem Kreis aufmerksamer Zuhörer umgeben, die seinem Talent lauten Beifall zollten und deren fröhliches Gelächter oft den Gesang übertönte. Zürnend trat die Gräfin in ihr Gemach zurück, winkte Heloisen, die Thüre wieder zu verschließen und schellte hastig mit der kleinen, auf ihrem Tisch stehenden, silbernen Glocke, doch Niemand erschien auf diesen Ruf.

Vielleicht ist Theodor eingeschlafen, sagte Heloise furchtsam, soll ich gehen und ihn aufwecken?

Ohne ihr zu antworten, ergriff die Gräfin mit steigendem Unmuth eine Kerze und ging selbst in das Vorgemach, wo sie ihren Edelknaben bei dem Roman von der Rose, eingeschlafen fand. Erschrocken fuhr er auf, als ihn die Gräfin mit donnernder Stimme bei seinem

Namen rief, und begann eine Entſchuldigung zu ſtammeln. Willſt du denn, ein zweiter Epimenides, dein ganzes Leben verſchlafen? rief ſie ihm zürnend zu. — Gnädige Frau, ich dachte — Du dachteſt! Was ſich jetzt doch nicht alles die göttliche Fähigkeit anmaaßt, denken zu können! Nun, wenn du dich zu denken erkühnſt, ſo denke darauf, in meinem Namen dem gottloſen Geſindel drunten zu befehlen, daß es mich nicht durch ſeine unerlaubte, weltliche Luſtigkeit in meinen ernſten Geſchäften ſtört und ſende mir den Hausmeiſter, damit ich ihm ſein ungeziemendes Betragen gehörig verweiſen kann.

Der Page verneigte ſich ſchweigend und ging um die Befehle der zürnenden Gebieterin auszurichten. Seit 20 Jahren, fuhr die Gräfin zu Heloiſen gewendet, fort, iſt in dieſen Mauern kein ſolch unanſtändiges Gelächter und Geſinge gehört worden.

Ich glaube es wohl, ſeufzte dieſe.

Erforſchen muß ich aber doch, wer dieſer neue Orpheus iſt; vielleicht ein Spion dieſes abſcheulichen Ketzerkönigs, dieſes gottlo-

ſen Heinrichs von Navarra. Die ganze Provinz iſt voll von ſeinen Anhängern und Soldaten. Die Liguiſten bedenken nicht, daß ſowol im Trojaniſchen Kriege, als auch in dem Krieg der Griechen gegen den Xerxes —

Hier unterbrach der Eintritt des Hausmeiſters, die gelehrten Erörterungen der Gräfin. Doch erſchien er nicht, wie ſie es befohlen hatte, allein, ſondern von einem großen Theil des übrigen Geſindes begleitet. Der junge Edelknecht, den die Gräfin auf eine ihm höchſt mißfällige Art, aus einem köſtlichen Traume erweckt hatte, in welchem ihn die Königin Margaretha zu ihrem erſten Pagen ernannte, hatte den Zorn der Gebieterin ſo grell geſchildert, daß der alte Ambroſius ſich ihm nicht allein auszuſetzen wagte, ſondern die Frauen der Gräfin aufforderte, ihn zu begleiten und zu geſtehen, daß ſie es geweſen waren, die ihn durch ihre Bitten bewogen hatten, dem Troubadour im Schloß Zutritt zu geſtatten.

Wie dürft Ihr Euch unterſtehen, zürnte die Gräfin, die Mauern dieſes Schloſſes zur ſpä-

ten Abendſtunde, durch ſolch weltliches Toben zu entweihen? Was bedeutet dies Bachanal? wer iſt dieſer neue Amphion?

Verlegen ſahen ſich die Dienſtboten an, da Keiner die gelehrten Anſpielungen der Gräfin verſtand.

Mit Ew. Gnaden Erlaubniß, nahm endlich Ambroſius das Wort, er heißt nicht Amphion; es iſt ein armer Troubadour aus der Provence; der für dieſe Nacht, im Namen der heiligen Jungfrau, um ein Obdach bat, welches ich ihm, bei dem grauſigen Wetter, das draußen wüthet, nicht verſagen zu dürfen glaubte.

Wißt Ihr denn aber nicht, ſagte die Gräfin, daß die Ketzerei unter tauſenderlei Geſtalten umherſchleicht und unſern allerheiligſten Glauben mit ihren Teufelskünſten bedroht? Vielleicht habt Ihr nur einem Spion der Hugenotten, der ſich in der Verkleidung eines Jüngers Apollo's Eingang in dies Schloß zu verſchaffen ſuchte, die Pforten deſſelben geöffnet. — Ja, wer kann wiſſen, ob es nicht Satan ſelbſt iſt, der nach neuem Raub umher ſpähend, ſich hier eingeſchlichen hat!

Alle anwesende Dienstboten schlugen hier ein Kreuz, nur Beatrix, die Stickerin der Grä-fin, nicht. Nein, gnädige Frau, rief sie eifrig, dieser Troubadour sieht eher einem Engel, als einem Teufel gleich.

Schweig, gebot ihr die Gräfin strenge, und Ihr, Ambrosius, jagt mir diesen sogenannten Troubadour gleich aus dem Schlosse.

Mögen die Heiligen dann den armen jun-gen Mann beschützen! Der Sturm tobt ge-waltig und die Nacht ist rabenschwarz.

Der arme junge Mensch? wiederholte He-loise fragend; ich habe mir einen Troubadour immer als einen alten, blinden Mann, mit schneeweißem Haar und Bart gedacht.

Dieser, fiel Beatrix rasch ein, hat nur ei-nen kleinen schwarzen Stutzbart und was seine Augen betrifft, so wollte ich wohl meinen Ro-senkranz darauf verwetten, daß es in ganz Frankreich nicht zwei schönere, sonnenhellere Augen giebt, als die seinigen.

Wirst du es denn nie lernen, dein unver-schämtes Plappermaul zu halten! rief die Gräfin.

Es ist wahr, sagte Ambrosius, sie fürchtet

ſich vor nichts von der Welt, nicht einmal vor Ew. Gnaden und dem Teufel; ſie iſt auch eigentlich an dem Geſinge Schuld und forderte den Troubadour dazu auf.

Iſt mir das zu verdenken, fragte Beatrix? Wir haben ja ſeit ſo lange keinen jungen, ſchönen Mann im Schloß geſehen, daß mir dieſer wohl wie ein Wunderbild vorkommen mußte!

Von allen dieſem iſt hier nicht die Rede, ſagte die Gräfin mit milderem Tone, ſondern nur davon, ob der Troubadour fortgeſchickt, oder hier bis zur Zuhauſekunft des Pater Anſelmus feſtgehalten werden ſoll, welches ich für das Rathſamſte halte, da er mir auf jedem Fall eine verdächtige Erſcheinung zu ſeyn bedünkt. Vielleicht ſollte ich ſelbſt mit ihm reden, fuhr ſie zu Heloiſen gewandt, fort, denn wenn er ein Spion iſt, ſo wird dies meinem Scharfſinne nicht entgehen.

Heloiſe gab dieſer Aeußerung der Gräfin vollen Beifall, und dieſe befahl, den Troubadour zu ihr zu führen.

Ambroſius entfernte ſich, um dieſen Befehl zu vollziehen, die Zofen ſahen ſich mit

Blicken voll Erſtaunen und voll Vergnügen an und in Heloiſens Augen glänzte die Ungeduld hoch geſpannter Erwartung. Die Gräfin ließ ſich mit der ihr eigenen ſteifen Feierlichkeit auf ihren Lehnſeſſel nieder und erwartete ſchweigend den Troubadour, der nach wenig Augenblicken, von Ambroſius begleitet, in das Gemach trat.

Er grüßte mit ehrfurchtsvollem, doch keineswegs unterwürfigem Anſtand und die Harfe auf den rechten Fuß ſtützend, ſchien er in edler Haltung ſchweigend die Befehle der Gräfin zu erwarten. An Hoheit und Würde ein Mann, ſchwebte doch noch um ſeine ganze Erſcheinung die Anmuth des Jünglingsalters und der Ausdruck ſeiner ſchönen, vollkommen regelmäßigen Züge, verkündigte eine Seele, deren Adel noch durch keine Regung niedrer Begierde entweiht worden war. Aus dem unvergleichlich ſchönen, dunkeln Auge funkelte Heldenmuth und doch ſtrahlte auch aus ihm die Tiefe eines leidenſchaftlich glühenden, ſchwärmeriſchen Gefühls. Seine Kleidung war die eines Troubadours jener Zeit; der dunkelgrüne Rock war am Halſe, unter der weißen, fein gefalteten Halskrauſe,

zugehäkelt und mit einem breiten carmoisinrothen Gürtel gegürtet, an dem eine Kette mit einem kleinen glänzenden Waffenschildlein hing; die bis zum Ellbogen aufgeschlitzten Aermel des Rockes fielen bis zur Erde nieder und ließen das schwarzsammetne Wams sichtbar werden, das unten an der Hand mit silbernen Spangen geheftet war. In reicher Fülle flogen die schönsten schwarzen Locken um das jugendlich blühende Haupt. Ueber seine Schulter hieng ein scharlachrothes Band, in dem er die Harfe trug, die nur etwas größer als eine Leier, doch in mächtigen Klängen ertönte, wenn seine Hand in ihre Saiten griff.

Der Anblick des Troubadours machte einen lebhaften Eindruck auf die Gräfin; ihr Auge ruhte eine Minute lang mit staunender Bewunderung auf ihm und es kostete sie Mühe ihn mit strenger Miene anzureden. Eurer Kleidung nach, sagte sie, gehört Ihr einem beinah schon verschollenen Orden an; doch muß ich von Euch genauere Auskunft über Eure Person und die Gründe fordern, die Euch veranlaßt haben, zu so später, ungewöhnlicher

Stunde Einlaß in mein Schloß zu begehren.

Ich glaubte von der Menschenliebe in dieser rauhen Nacht vertrauungsvoll ein Obdach erbitten zu dürfen, antwortete der Troubadour.

Wer seyd Ihr aber und wo kommt Ihr her?

Von Geburt bin ich ein Provencale und meinem Berufe nach ein Troubadour, gnädige Frau. Der Genius meines Landes ist zugleich der Genius der Dichtkunst und von ihm begeistert, erfand ich schon, wie ich noch als Kind an den schönen Ufern der Dürance mit Rosen spielte, Melodien zu den einfachen Gesängen der Hirtinnen; ich gehorchte, größer geworden, dem Ruf, der an mich ergangen war; dreimal schon habe ich mir das goldene Veilchen ersungen; dreimal schon jenseits der Rhone, in andern Gegenden, in mancherlei Weisen, die Schönheit meines Vaterlandes, das Immergrün seiner Wiesen, die klare Silberfluth seiner Bäche, den Purpurschimmer seiner Rebenhügel gepriesen und es auch wohl gewagt, Heldenmuth und Liebeszauber zu besiegen. Gestern Abend verirrte ich mich in dem Wald

von Montmorell; der Zufall führte mich an die Pforten dieſes Schloſſes; vergönnt mir ihn für ein Werk meines Schutzengels zu halten, da ich ihm das Glück verdanke, vor Euch, hohe Frau, erſcheinen zu dürfen.

Ich zweifle nicht an der Wahrheit Eures Berichtes, antwortete die Gräfin, indem ſie ſich bemühete, ihre Züge durch ein gütiges Lächeln zu erheitern, und es iſt mir auch keinesweges unbekannt, wie hoch die Alten den Sänger ehrten, der ſich ihren Hallen nahete. Homer berichtet uns, daß Alcinous ſeinem, von Apollo geliebten Gaſt, alle erſinnliche Gunſt bezeigte; Ulyſſes behandelte den begeiſterten Demodocus mit vieler Ehrfurcht: die Athenienſer ſandten ſogar den Spartanern einen Sänger, um ihr Heer zu befehligen; Polycrates, der Tyrann von Samos, nahm den Anacreon huldreich auf; die alten Araber feierten die Ankunft eines Sängers in ihren Städten mit öffentlichen Freudenbezeugungen und der beſte Dichter erhielt von ihnen zur Belohnung ein koſtbares Gewand, ein edles Roß und ein ſchönes Mädchen.

Ach, wie sehr war er da zu beneiden! rief der Troubadour aus und sein Blick fiel unwillkürlich auf Heloise, die in höchst anmuthiger Stellung auf die Rücklehne des Sessels ihrer Gebieterin gelehnt, da stand; doch in demselben Augenblick, wo ihr Blick sich begegnete, senkten beide erröthend die Augen nieder.

Die Gräfin, die den ausdrucksvollen Blick des Troubadours auf halbem Wege aufgefangen hatte, gab seinen Worten eine für ihre Eitelkeit schmeichelhafte Deutung. Wenn ich auch nicht wüßte, sagte sie, welche Rechte Ihr als Troubadour auf den Schutz jedes wahren Musenfreundes habt, so würden Euch doch schon die im Schloß Montmorell stets heilig geachteten Gesetze der Gastfreiheit, für diese Nacht in seinen Mauern ein Obdach sichern. Mein Haushofmeister wird für Eure Bewirthung sorgen und morgen sollt Ihr dann Eure Abschiedsaudienz erhalten.

Sich tief verneigend legte der Troubadour die Hand auf sein Herz und wollte sich entfernen, als die Gräfin mit unsichrer Miene wieder das Wort nahm. Bleibt noch, junger

Mann, sagte sie, ich — ich wünsche Euren Namen zu erfahren.

Der Troubadour zögerte einige Augenblicke mit seiner Antwort. Ich heiße Orlando, sagte er endlich.

Habt Ihr keinen andern Namen?

Nein, gnädige Frau. In meinen ersten Kinderjahren wurde ich als ein armer Fündling von den Hirten in Beauvoisin auferzogen und später hütete ich die Heerden des, in der dortigen Gegend gelegenen Augustiner-Klosters.

Das Schildlein an Eurem Gürtel scheint aber zu verkünden, daß Ihr Euch in späterer Zeit einen edleren Beruf erwählt habt?

Ja, gnädige Frau, ich war einige Zeit der erste Troubadour des Freiherrn von Montargis, dessen Schloß, an den Ufern der Dürance liegt.

Wie, Ihr habt diesem berüchtigten Rebellen, diesem gottlosen Ketzer gedient!

Es ist leider wahr, daß er es den Liguisten abschlug, sich für sie zu erklären. Auch habe ich ihn deshalb verlassen und suche jetzt einen bessern Dienst.

Möge das Glück Euch bei diesem Vorhaben günstig seyn! Ihr könnt Euch jetzt entfernen.

Der Troubadour gieng. Ach liebste, gnädige Frau, bat Beatrix, wollen Sie ihn denn nicht singen und spielen hören? Er weiß die Ballade vom lustigen Ritter ganz auswendig und auch die von Prinz Rollo und noch viel andre schöne Lieder.

Du bedenkst nicht, sagte die Gräfin unentschlossen, daß es sich nicht für mich geziemt, mich, zu so später Stunde, noch länger mit ihm zu unterhalten. Ein Andres wär es, wenn wir noch in den Zeiten lebten, wo die schöne Königin Margaretha von Schottland, den gelehrten Alain Chartier küßte, als sie ihn schlafend erblickte. Ich küsse nicht den Mann, sagte sie, sondern die Lippen, die so viel hohe und herrliche Dinge verkündet haben.

Es ist aber auch noch ein großer Unterschied, einen Menschen zu küssen, oder ihn nur singen zu hören.

Die Weltweisheit erkennt diesen Unterschied nicht an, denn, wenn ich diesen jungen Sän-

ger, um ihn zu ehren, mit einem Kuß begrüßte, oder wenn ich seinen Tönen ein aufmerksames Ohr liehe, so würde das eine, wie das andere, nur eine Huldigung seyn, die der Genius dem Genius zugestände.

Ich darf ihn also zurückrufen?

Nein, Beatrix, heute nicht; die Liebe zur Dichtkunst muß der Würde unterworfen bleiben, deren Behauptung der Dame von Montmorell geziemt.

Nun dann erlauben mir Ew. Gnaden wohl, daß ich hinuntergehe und mir die Courante vorsingen lasse, die er eben anfangen wollte, als Theodor uns unterbrach. Man muß durchaus aus der Provence seyn, um eine Courante gehörig tanzen und singen zu können, und ich wäre dem Troubadour aus Freuden beinah um den Hals gefallen, als ich erfuhr, daß er ein Provencale sey.

Unverschämte Dirne! rief die Gräfin, wie darfst Du Dir in meiner Gegenwart solche Reden erlauben!

Ew. Gnaden sagten ja eben selbst, es gelte

gleich viel, ihm einen Kuß zu geben, oder ihn ſingen zu hören.

Den Augenblick fort in Deine Kammer, gebot die Gräfin und weh Dir, wenn Du Dich noch unten vor dem Troubadour ſehen läßt!

Beatrix gehorchte murrend und entfernte ſich mit Agnes, die, wenn ſie gleich nicht wie ſie kühn genug war, ihre Wünſche laut werden zu laſſen, doch deshalb nicht weniger Gefallen an dem Geſang des Troubadours fand und den Wunſch ihrer Gefährtin, eine Courante zu tanzen, theilte.

In ſtille Träumerei verſenkt ſtand Heloiſe noch immer unbeweglich hinter dem Seſſel der Gräfin, das ſchöne Haupt auf einem Arm geſtützt. Noch hallte die Stimme des Troubadours in ihrem Herzen wieder, noch ſchwebte ihr der wunderſame Blick ſeiner dunkeln, glänzenden Augen vor und leiſe Seufzer entſtahlen ſich ihrer Bruſt.

Die Anrede der Gräfin erweckte ſie aus ihrer Träumerei; ſie erhielt gleichfalls den Befehl, ſich zu entfernen und nie war ihr dieſer willkommner geweſen.

Es war schon gegen Mitternacht und alles im Schlosse schon lange zur Ruhe, als Ambrosius, der alten Wein und alte Geschichten liebte, wie nur je irgend ein Haushofmeister in der ganzen Champagne, noch mit seinem jungen Gast bei einer Flasche edlen Weins saß und ihn von den Familienbegebenheiten des Geschlechts der Grafen von Montmorell unterhielt. Wer aber, unterbrach ihn endlich der Troubadour, ist das reizende Wesen, das ich hinter dem Stuhl der Gräfin erblickte?

Ihr meint den buntgefiederten Papagey und gewiß die Geschichte desselben ist höchst merkwürdig. Als unser König, Heinrich der Dritte, zum König von Pohlen erwählt wurde —

Ach, ich meine ja nicht den Papagey, sondern das wunderliebliche Mädchen, mit dem seelenvollen Blick und der schlanken Nymphengestalt.

Nun versteh' ich Euch erst; Ihr meint unsre junge Nonne Heloise.

Sie ist eine Nonne?

Noch nicht, aber sie ist bestimmt, es zu werden.

Aus eigener Wahl?

Daran möchte ich faſt zweifeln, denn ſie ſtreitet ſich oft mit dem Pater Anſelmus und wenn ſie einmal ein Stündchen ins Freie ſchlüpfen kann, ſo iſt ſie ſo vergnügt, wie der Frühling ſelbſt. Uebrigens iſt ſie nicht bloß hübſcher als alle andere Nonnen ihres Kloſters zuſammengenommen, ſondern auch ſo mildthätig und liebevoll geſinnt, wie ein Engel. Alles, was ſie hat, giebt ſie den Armen.

Iſt ſie denn reich genug, um ihren Hang zum Wohlthun befriedigen zu können?

Ach Gott nein! ſie iſt arm, ganz arm und das iſt Schade. Alles, was ſie beſitzt, verdient ſie ſich mit Stickereien, die ſie heimlich verfertigt und die ich eben ſo heimlich in der nächſten Stadt verkaufe, ſo oft ich mich dahin begebe, um die nöthigen Einkäufe für unſre Haushaltung zu machen. Sie bleibt, und wenn ſie auch den ganzen Tag für unſere Gebieterin geſchrieben hat, doch noch ſpät in die Nacht hinein, auf, um für die Armen zu arbeiten und wie ſüß weiß ſie mir die Kerzen, deren ſie dazu bedarf, abzuſchmeicheln. Es

geht mir allemal durch's Herz. Gott segne das liebe, fromme Mädchen!

Sie ist wahrscheinlich eine Anverwandtin der Gräfin?

Nein, sie hat ihre Eltern nie gekannt, sie ist ein Findelkind, von dem man glaubt, daß es der heilige Dominikus den Nonnen, deren Schutzpatron er ist, ausdrücklich um Geschenk bestimmt hat, denn als man sie an der Pforte des Klosters fand, hieng um ihren Hals ein Kreuz von Agath, dem die Anfangsbuchstaben von dem Namen des Heiligen eingegraben waren, welches die Nonnen zugleich für einen Befehl nahmen, daß sie erwachsen den Schleier nehmen solle. Auch hatte sie schon ihr Probejahr angetreten, als unsere Gräfin die Aebtissin bat, sie ihr zu überlassen, weil sie sich ihrer zum Niederschreiben der schönen, hochgelehrten Geschichten bedient, die ihren Namen bei Mit- und Nachwelt verherrlichen werden. Doch der Hahn kräht schon zum Zweitenmal und da ist es Zeit unsre Flasche vollends zu leeren und uns zur Ruhe zu begeben.

Hier ſchenkte er ein, trank das Wohlergehen des Troubadours und führte dieſen dann zu dem für ihn bereiteten Lager.

* * *

Seit 30 Jahren beherrſchte Katharina von Medicis Frankreich unter dem Namen ihrer drei Söhne, Franz des Zweiten, Karl des Neunten und Heinrich des Dritten, die in ſchneller Reihefolge den Thron beſtiegen. Mehrere Sterndeuter und Wahrſager hatten ihr verkündigt, daß alle ihre Söhne ſterben würden, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen und der Thron dann das Erbtheil eines Prinzen aus dem Hauſe Bourbon werden würde. Katharina beſaß nicht Geiſtesſtärke genug, um dieſen prophetiſchen Vorſpiegelungen, den Glauben zu verſagen, den ihnen die Leichtgläubigkeit des Jahrhunderts allgemein zugeſtand und man begreift es leicht, wie der junge Heinrich von Bourbon, König von Navarra, dadurch für ſie ein Gegenſtand der Furcht und des Abſcheues wurde. Dies hielt ſie aber nicht ab, ihm die Hand ihrer ſchönen Tochter Margaretha anbieten zu laſſen. Heinrich willigte in dieſe Ver-

bindung, allein die Liebe hatte keinen Theil an seinem Entschluß; er unterwarf sein Herz dem Gebot der Staatsklugheit und opferte die Liebe, mit der er einem edlen Mädchen ergeben war, den Wünschen seiner Getreuen auf, die sich mit der Hoffnung schmeichelten, diese Verbindung werde Frankreich den Frieden schenken und allen politischen und religiösen Spaltungen, die dasselbe verheerten, ein Ende machen. Die Hugenotten strömten, von den glänzenden Verheißungen Katharinens und ihres Sohns geblendet, der Hauptstadt zu, wo die prachtvollsten Zubereitungen zu der Hochzeit des Königs von Navarra gemacht wurden. Berauscht von den wollustathmenden Vergnügungen des glanzvollsten aller europäischen Höfe, gaben sich diese von Katharinens unmenschlicher Politik zu Schlachtopfern auserlesene Männer, den Täuschungen der Gegenwart hin, ohne die Schreckniſſe zu ahnen, mit denen die nächste Zukunft sie bedrohte. Den 18. August 1572 ertönte ganz Paris von dem Jubelruf der Lust und der Freude bei Heinrichs Hochzeitfeier und den 24. August 1572 erfüllte das Todesröcheln

der ermordeten Hugenotten ganz Frankreich mit Trauer und Entsetzen.

Mit blutigem Griffel hat die Geschichte die Gräuel der Bartholomäusnacht in den Jahrbüchern der geschändeten Menschheit verzeichnet und Herz und Auge wenden sich schaudernd von dieser gräßlichen Entweihung aller Gesetze der Menschlichkeit ab. Katharina machte selbst auf die furchtbarste Weise, frei von allem Irrwahn, wie von allem Glauben, den religiösen Fanatismus zum Werkzeug ihrer satanischen Arglist und reizte durch die Einflüsterungen des letztern ihre Anhänger zu diesem Blutbad auf, das alle Gräuel des Hasses, der Feindschaft und der persönlichen Erbitterung mit denen einer blinden Glaubenswuth in sich vereinigte und erschöpfte.

Heinrich von Navarra entgieng freilich dem auch ihm bestimmten Tode, allein er mußte eine lange Gefangenschaft erdulden, aus der ihn endlich nur die Flucht rettete. Katharina und Karl triumphirten, aber Frankreich seufzte 26 Jahre lang unter der Last des Elendes und der Verschuldung, die Ein Tag ihm aufgebürdet hatte.

Nur zwei Jahre überlebte Karl die Bartholomäusnacht; Heinrich der Dritte bestieg den Thron, dessen Scepter ihm seine Mutter als ein Spielwerk in die Hände gab, während sie mit ihrem eigenen die Zügel der Regierung führte.

In diesem Zeitpunkt bildete sich in Frankreich jener unter dem Namen der Ligue so bekannt gewordene Bund. Die Prinzen aus dem Hause Guise waren die Anführer desselben. Die Vertheidigung der Kirche diente ihnen zum Vorwand, allein ihr eigentlicher Zweck war, sich der höchsten Gewalt im Staat zu bemächtigen. Katharina fürchtete die Ligue und verabscheuete die Guisen, doch der Heuchelei treu, die ihr zur andern Natur geworden war, verband sie sich mit den ihr Verhaßten und Heinrich von Navarra mußte zu gleicher Zeit die Ligue und die Macht der Krone bekämpfen. Er war — seinem eigenen Ausdrucke nach — in jenen bedenklichen Tagen ein König ohne Königreich, ein Ehemann ohne Frau und ein Feldherr ohne Soldaten — aber eben in dieser Lage entwikkelte er seine Größe und erwarb sich als der

Heldenfürst eines Heldenheeres, das Recht befehlen zu dürfen. Mit jenem Muth, der vor den größten Schwierigkeiten nicht zurückbebt, verband er die Kraft, die sie besiegt; mit der Klugheit des Staatsmannes die Energie des Feldherrn und so im Kabinet, wie auf dem Schlachtfeld gleich groß, entfaltete er in der schwierigsten Lage eine Geisteshoheit, vor der das Schicksal selbst sich beugen zu müssen schien.

Er sammelte die wenigen Getreuen, die der Pariser Bluthochzeit entronnen waren, um sich, und die Seelengröße dieser Wenigen ersetzte die Geringfügigkeit ihrer Anzahl. Bald Sieger und bald besiegt vermochte kein Wechsel des Glückes Heinrich zu entmuthigen, doch die Macht der Ligue und der Einfluß der Guisen, wuchs bald so mächtig an, daß die Parthei des Königs von Frankreich zu fürchten begann, diesen durch den Herzog von Guise entthront zu sehen.

Katharina beschloß seinen Untergang; allein seine glänzenden Tugenden, seine Herablassung und seine Tapferkeit hatten dem Herzog eine Popularität und auch zugleich eine Macht er-

worden, die es eben so schwierig als gefährlich machte, sich seiner lebend zu bemächtigen. Sie nahm also auch hier ihre Zuflucht zum Meuchelmord. In den Zimmern des Königs, die er mit der Sicherheit edlen Vertrauens betreten hatte, fiel er unter den Dolchen seiner Mörder.

Sein Tod setzte alles in Aufruhr. Ganz Paris empörte sich mit einer Wuth, für die es keinen Zügel mehr gab. Der Herzog von Mayenne, der Bruder des Ermordeten, wurde als sein Nachfolger, zum Anführer der Ligue ernannt und heller denn je entbrannte die Fakkel der Zwietracht und des bürgerlichen Krieges.

Katharina überlebte dies neue Opfer ihrer barbarischen Staatskunst nur kurze Zeit. Heinrich der Dritte, eben so schwach und gehaltlos von Karakter, als ausschweifend in seinen Sitten, warf sich, nachdem er es vergeblich versucht hatte, den Herzog von Mayenne durch die glänzendsten Anerbietungen zu versöhnen und für sich zu gewinnen, in die Arme des Königs von Navarra. Sein Tod erfolgte bald darauf; er wurde von einem jungen Domini-

kaner Mönch ermordet, und Heinrich von Bourbon, der bisherige König von Navarra, der in seiner Person die drei Zweige des regierenden Hauses vereinigte, bestieg als rechtmäßiger Erbe den Thron von Frankreich.

Keinen würdigeren Herrscher konnten sich die Franzosen wünschen; keinen der geneigter und fähiger war, die Wunden zu heilen, die dem schönen Lande waren geschlagen worden. Doch widersetzte sich eine mächtige, vom Partheigeist verblendete Faction, hartnäckig seiner Gelangung zum Thron und suchte seine Religion als ein unüberwindliches Hinderniß darzustellen, ihn als König anzuerkennen. Das Heer der Ligue war noch immer viermal stärker, als das, welches sich unter Heinrichs Fahnen versammelte und die schönsten Provinzen des Reichs blieben fortdauernd der Schauplatz aller Gräuel eines bürgerlichen Krieges.

Rastlos kämpfend, oft vor der Uebermacht zurückweichend, doch nie von ihr besiegt, theilte Heinrich alle Gefahren, alle Entbehrungen seiner Krieger und zeigte sich als Feldherr eben so groß, wie als König weise und als Mensch

liebenswürdig. Die Schlachten von Arques, Ivri und Aumale zeichneten seinen Namen in die Jahrbücher der Unsterblichkeit ein: doch trotz dieser glorreichen Waffenthaten sah er sich späterhin wieder gezwungen, die Belagerung von Rouen aufzuheben und sich nach Neufchatel und von dort nach Epernai zu wenden. In der Zeit, die zwischen der Belagerung dieser beiden letztgenannten Städte lag, war es, daß der junge Troubadour im Schloß Montmorell erschien.

* * *

Die Besitzerin dieses Schlosses hatte früher an dem Hofe Katharina von Medicis gelebt, doch dort nie die Anerkennung, die schmeichelnde Auszeichnung gefunden, nach der sie schmachtete und die in jenen Tägen Schönheit und Anmuth allein den Frauen zu gewinnen vermochten. Nach unzähligen Fehlschlagungen und Täuschungen entwarf sie für sich, in ihrem 32sten Jahr einen neuen Lebensplan; sie warf sich zur Beschützerin der Dichtkunst und der Schriftsteller auf; doch Pedanterie ohne Geist, Gelehrsamkeit ohne Geschmack und das

Auskramen einer Belesenheit, die nur das Wort, nie die beseelende Idee erfaßt hatte, machte sie nun vollends lächerlich und zur Zielscheibe der Witzeleien aller jungen, eleganten Modeherren jener Zeit.

Sie sah es nach einigen Jahren ein, daß ihrer leidenschaftlichen Begierde, berühmt zu werden, auch auf diesem Wege keine Befriedigung zu Theil werden könne und warf nun die Stelzen aller weltlichen Gelehrsamkeit fort, um sich in das demüthige Gewand einer christlichen Heiligen zu kleiden. In dieser Rolle machte man aber damals so wenig am Hofe, als in der Gesellschaft Glück und es ward daher ihrem Beichtvater, dem Pater Anselmus, leicht, sie zur Aenderung ihres Aufenthalts zu bewegen; sie zog sich nach der Champagne in das kürzlich von ihrem einzigen Bruder ererbte Schloß Montmorell zurück und widmete einen Theil ihres großen Vermögens der Erbauung eines Klosters in der Nähe desselben und ihre Muße einer Geschichte der Kreuzzüge, die sie zu schreiben unternahm.

Doch während der Bau des Klosters, das

ihre Frömmigkeit verewigen ſollte, unter der Aufſicht des Paters Anſelmus ſchnell empor=ſtieg, wollte es der Gräfin nicht gelingen, das Denkmal ihrer Gelehrſamkeit und ihrer ſchrift=ſtelleriſchen Talente gleichfalls ſchnell zu för=dern. Ihre geiſtigen Fähigkeiten reichten kei=neswegs zur Abfaſſung eines ſolchen Werkes, ſie ſchob aber alle Schuld des Nichtgelingens auf den Mangel eines Sekretairs und forderte den Pater Anſelmus auf, ihr einen jungen Geiſtlichen zu empfehlen, den ſie in dieſer Ei=genſchaft in ihr Schloß aufnehmen könne. Ihre Forderung an ihn beſchränkte ſich auf eine ſchöne Handſchrift und auf eine hinlängliche Kenntniß der lateiniſchen Sprache, um die Kirchenväter überſetzen zu können.

Dieſe Forderung ſtimmte aber gar nicht zu Pater Anſelmus ſeinen Planen und drohete ſei=nem perſönlichen Intereſſe in mehr denn einer Hinſicht Gefahr. Er ſelbſt konnte ſich nicht erbieten, dieſe Stelle bei der Gräfin bekleiden zu wollen, da er die Anwartſchaft auf eine benachbarte Priorey hatte und auch Beichtva=ter des nahen Nonnenkloſters war, ſo wie er

auch die Verwaltung der zeitlichen Güter der Gräfin übernommen hatte.

Nach langem Nachsinnen beschloß er, der Gräfin, Heloisen, eine junge Novize des benachbarten Klosters, zum Sekretair vorzuschlagen und es gelang ihm, sie zur Annahme dieses Vorschlages zu bereden.

Als der heilige Dominikus vom Pabst Honorius dem Dritten die Erlaubniß erhielt, in der Champagne ein Nonnenkloster stiften zu dürfen, hatte er mit weiser liebevoller Menschlichkeit den Statuten desselben die Clausel zugefügt, daß die Schwestern die weiblichen Findelkinder, die man an der Pforte des Klosters niedergelegt finden würde, aufnehmen und erziehen sollten. Als ein solches Findelkind erwuchs Heloise in dem Kloster. Die Nonnen gaben ihr diesen Namen, weil er auf einem kleinen Kreuz, das sie um den Hals gebunden trug, als man sie fand, eingegraben war und hielten sie dem Schutzpatron ihres Klosters, dem heiligen Dominikus, vorzugsweise geweiht, weil die Anfangsbuchstaben seines Namens auf der Rückseite dieses Kreuzes standen. An

der linken Schläfe des Kindes entdeckte man ein kleines Maal und da die Aebtiſſin wußte, daß die heilige Thereſe mit einem ähnlichen bezeichnet geweſen war, ahneten alle Nonnen in dieſer Gleichheit ein Wunder.

Die kleine Heloiſe zeichnete ſich bald durch eine ſchwärmeriſche Frömmigkeit aus und man begann zu hoffen, daß ſie beſtimmt ſey, dereinſt durch ihre Heiligſprechung das Kloſter zu verherrlichen. Der Vorgänger des Pater Anſelmus, ein alter Mönch, lehrte ſie leſen, ſchreiben und ſoviel Latein, daß ſie die Kirchenväter nothdürftig zu verſtehen vermochte, deren Werke freilich nicht geeignet waren, ſie mit der Schönheit und der Eleganz dieſer Sprache bekannt zu machen. In ihrem 13ten Jahre war ſie mit den Streitfragen, die damals die Capuziner mit den Domikanern in lange ſpitzfindige theologiſche Fehden verwickelten, ſo bekannt, daß ſie ſtundenlang von ihnen zu erzählen vermochte. Die Nonnen hörten ihr mit bewunderndem Erſtaunen zu und prophezeieten große Dinge von ihrer Zukunft, die Heloiſe mit freudigem Erröthen vernahm,

da ihrem glühenden Ehrgeiz das Ziel vorschwebte, sich einst als Heilige anerkannt und angebetet zu sehen.

Die angebornen Fähigkeiten ihres Geistes und die Natur ihrer Studien und Beschäftigungen vereinten sich, sie für alle Trugbilder einer überspannten Einbildungskraft empfänglich zu machen und ihr Geist vermochte, trotz des ihr eigenen Scharfsinnes, doch diese Verirrungen ihrer Vernunft nicht als solche zu erkennen, da ihm das Licht der Erfahrung und alle Gelegenheit zum Beobachten und Vergleichen fehlte. Die kleine Heilige hatte schon Visionen und wer kann bestimmen, wohin dieser von ihr betretene Pfad sie geführt haben würde, wenn ihr der Himmel nicht in diesem entscheidenden Zeitpunkt eine Freundin zugeführt hätte, die sie vor diesem Irrpfad warnend zurückhielt.

Schwester Stephanie war im ganzen Kloster die Einzige, die die Visionen der kleinen Heiligen und ihre scholastische Gelehrsamkeit bespöttelte und doch fühlte sich Heloise besonders zu ihr hingezogen.

Du gedenkst also wirklich eine Heilige wer-

den zu wollen? fragte Stephanie ſie eines Morgens, als ſie zuſammen aus der Frühmetten kamen.

Ja, antwortete Heloiſe feurig, ich kann mir nichts Höheres, nichts Herrlicheres denken, als hier auf Erden ſchon, vor ſo vielen Tauſenden auserwählt, als eine Braut Chriſti zu leben.

Du biſt nur ehrgeizig, Heloiſe, nicht fromm; der Ehrgeiz führt zur Heuchelei, die wahre Heiligkeit zur Demuth. Haſt Du Dich wohl ſchon eher gefragt, was Du ſeyn möchteſt, wenn es Dir beſtimmt wäre, in der Welt zu leben?

Ich weiß ja nichts von der Welt, antwortete Heloiſe ſeufzend und habe keinen Begriff von ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit — aber da ich dies Kloſter nie verlaſſen werde, kann ich nur wünſchen dereinſt Aebtiſſin deſſelben, oder noch lieber eine Heilige zu werden, vor deren Ruhm ſich alle irdiſche Größe, alle Erdenhoheit beugen muß.

Arme Verblendete, ſeufzte Schweſter Stephanie hier, möge Gott Dich erleuchten und

Dich vor den Gefahren schützen, mit denen Du spielst!

Schwester Stephanie trug den Tod im Busen und welkte, wie eine gebrochene Blume langsam, ohne Klage hin. Sie fühlte sich an diesem Morgen ganz besonders ermattet und faßte hier Heloisens Arm, um sich auf sie zu stützen. Diese bog gerührt das schöne Haupt und küßte zärtlich und ehrfurchtsvoll die Hand, die auf ihrem Arm ruhete.

Du bist ein gefährliches Geschöpf, sagte Stephanie, ich möchte Dich nicht lieben, weil Dir dies die Macht geben wird, mich unbeschreiblich zu betrüben, aber ich kann Dir nicht widerstehen, ich muß Dich lieben.

Von diesem Augenblick an waren Schwester Stephanie und Heloise unzertrennlich und Stephaniens wahrhaft gottergebener Sinn und ihre kindliche, freudige Frömmigkeit erleuchtete wie die Sonne einer höheren Geisterwelt, Heloisens Seyn und ihr Gemüth.

Ein Jahr später fiel Pater Anselmus seine Wahl auf sie. Er hielt sie für viel unbedeutender, als sie es war und schrieb der Einfalt der Aebtissin und der Nonnen mit Recht die

hohe Meinung zu, die sie von Heloisens Kenntnissen hatten. Heloise hatte schon ihr Probejahr angetreten, doch die Vorstellungen des Paters, wie vortheilhaft der Aufenthalt der jungen Novize bei der reichen und frommen Gräfin für das Kloster werden könne und müsse, bewegten die Aebtissin ihre Einkleidung bis zu dem Zeitpunkt zu verschieben, wo die Gräfin die Geschichte der Kreuzzüge beendigt haben und Heloise dann in das Kloster zurückkehren werde.

Kniend empfing diese zum Abschied aus den Händen der Aebtissin eine in Silber gefaßte Reliquie, der diese die Macht zuschrieb, Heloise gegen die Versuchungen der gottlosen Welt zu schützen, die sie nun kennen lernen sollte. Die Novize küßte andächtig die Hand der ehrwürdigen Frau, versprach das Kloster alle Sonntage zu besuchen, und schied dann nicht ohne Wehmuth aus dem Kreise ihres bisherigen Lebens, um den Tragsessel zu besteigen, den die Gräfin zu ihrer Abholung gesandt hatte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie mit ihrem Schleier den Nonnen,

die ihr hinter den vergitterten Fenstern der Zellen liebend nachblickten, das letzte Lebewohl zuwinkte — doch nun lag, als die Träger aus dem Gehölz bogen, von dem das Kloster umgeben war, plötzlich die blühende Gegend, in nie geahnter Schönheit vor ihr! Lebhaft erwachte in ihrer jungen Seele die erste Ahnung von der Welt und ihren Freuden! Noch hatte ihr der Erde grüne Pracht nie gelacht — noch hatte ihr Auge die Unermeßlichkeit des blauen Himmelsäthers nie erblickt! Sie erbebte vor Freude, ihre Wangen färbten sich, ihr Herz schlug rascher, sie breitete der Natur die Arme entgegen und brach in Thränen einer nie gekannten, nie empfundenen, unaussprechlich süßen Rührung und Wonne aus!

Im Schlosse angekommen und zu ihrer neuen Beschäftigung angewiesen, fand sich aber, daß sie zu dieser keinesweges geschickt war. Sie verstand zu wenig Latein, um der Gräfin bei ihrer Arbeit nützlich werden zu können, sie erschwerte ihr diese vielmehr durch die Flüchtigkeit und Unrichtigkeit der Abschriften und der Uebersetzungen, die sie ihr zu machen auftrug.

Gräfin Magdalena schmählte mit Heloisen und zürnte mit dem Pater Anselmus, der sie ihr empfohlen hatte, und zwar so heftig, daß es dieser, um sie zu besänftigen, unternahm, Heloise durch seinen Unterricht zu den Pflichten ihres neuen Berufes geschickter zu machen.

Voll der lebhaftesten Wißbegierde benutzte sie seinen Unterricht so gut, daß sie der lateinischen Sprache vollkommen Meister wurde und nun in den Kirchenvätern Fehler gegen die Schönheit und Zierlichkeit der Sprache entdeckte, durch deren Auffindung Pater Anselmus eben nicht erbauet wurde. Die litterarischen Arbeiten der Gräfin waren buchstäblich die Früchte ihrer Nachtwachen; sie stand sehr spät auf und brachte den kurzen Vormittag in der Kapelle, oder mit ihren Frauen am Stickrahmen zu, wobei es Heloisen überlassen blieb, diesen Theil des Tages ganz nach ihrer Willkür anzuwenden; gewöhnlich brachte sie daher diese Stunden in der Bibliothek zu, die der letzte Besitzer von Montmorell mit Geschmack und Sorgfalt gesammelt und geordnet hatte. Hier erschloß sich Heloisens reichem Geiste

und ihrer von Liebe und Bewunderung für alles Große, Schöne und Hohe durchglüheten Seele, eine neue Welt. Bis zu ihrem Eintritt in Schloß Montmorell hatte sie nur Heiligenlegenden und Märtyrergeschichten gelesen; nun gingen die Heroengestalten der griechischen und römischen Welt vor ihr auf und Plinius, Sokrates, Virgil und Plutarch wurden die Bildner und die Vertrauten ihrer Seele. Aber in der, dem jugendlichen Gemüth so eigenen und doch zu gefährlichen Ueberspannung, überschätzte sie nun die Bildung für die Welt und das Leben, eben so, wie sie sie im Kloster verachtet hatte und schauderte vor der geistigen und geistlichen Beschränkung und Dumpfheit zurück, die sie ehemals als den Gipfel aller Vollkommenheit achtete.

Sie war zu jung und zu unerfahren, um diese Umwandelung ihrer Gesinnungen vor dem Pater Anselmus zu verbergen und dieser fand sich durch mehrere ihrer Aeußerungen bewogen, sie mit dem Zorn der Kirche zu bedrohen und ihr manche harte Buße aufzulegen. Doch ihr Herz lehrte sie, Gott nicht als zornigen Rich-

ter zu fürchten, sondern ihn mit kindlichem Vertrauen zu lieben und ihre Religion nicht mehr auf mystische Grübeleien zu gründen, sondern sie in der Tiefe der eigenen Seele, als eine unsterbliche, ihr von Gott selbst eingepflanzte Liebe zu ihm und ein Sehnen nach ihm, zu erkennen.

Ein zweijähriger Aufenthalt im Schlosse machte sie der Gräfin, durch die Macht der Gewohnheit, gewissermaßen nothwendig, ohne doch jene Anhänglichkeit zu erzeugen, die allein aus der Sympathie der Gemüther zu erblühen vermag. Beide lebten in tiefer Abgeschiedenheit von der Welt, beide beschäftigten sich auf gleiche Art und doch brachte diese Gleichheit der Verhältnisse, bei beiden ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor.

Die Freisinnigkeit, die Heloise mehr und mehr in ihren Unterredungen und Meinungen zu zeigen begann, zog ihr auch von der Gräfin lebhafte Vorwürfe zu und wurde durch diese bald im Kloster bekannt und für die Nonnen ein Anlaß zu Streitigkeiten. Einige der Schwestern bestanden darauf, daß man sie

gleich in das Kloſter zurückrufen ſolle; andere ſchlugen vor, für ſie Gebete anzuordnen, damit ſie von dem Gift der Irrlehre befreit und vor künftiger Anſteckung bewahrt bleiben möge, Schweſter Stephanie allein lächelte und ſchwieg; doch die Aebtiſſin, die ihre oftmaligen Prophezeiungen von Heloiſens Beruf zur Heiligen nicht als irrig angeſehen wiſſen wollte, beſtand darauf, daß die Befürchtungen der Gräfin nur ein Erzeugniß ihrer eigenen großen und daher zu ängſtlich ſorgenden Frömmigkeit wären und begnügte ſich, dieſe zu ermahnen, Heloiſen in ſtrenger, geiſtlicher Obacht zu halten.

Dieſer Rath blieb nicht unbefolgt, allein er ſchien das Uebel eher zu vermehren, als zu vermindern. Heloiſe hatte dem Ehrgeiz entſagt, ſich einen Ehrenplatz unter den Heiligen erwerben zu wollen, allein ein innres unüberwindliches Sehnen entfremdete ſie der Alltäglichkeit. Ihr angeborner Genius entfaltete mächtiger und mächtiger ſeine Schwingen; alle ihre Träume wurden zu glänzenden Trugbildern des Ruhms und der Ehre und die Wirklichkeit der Dinge verſchmähend erglühete ſie in

immer heißerer Liebe für die Ideale einer von ihr selbst entdeckten schöneren Welt. Sie lebte in der Ahnung eines Daseyns, das in der reichsten Entfaltung der Seele, des Geistes und des Gemüthes uns freilich hienieden schon Momente voll hoher Himmelsseligkeit zu gewähren vermag, dessen Glück sich aber nie zu einer in irdischen Verhältnissen gedeihenden Blüthe entfalten kann.

Heloise war geschaffen, jedem edlen Menschen eine Theilnahme einzuflößen, deren Zauber man sich hingab, ohne ihn erklären zu können. Sie war keineswegs eine vollkommene, regelmäßige Schönheit, aber man konnte keine zartere, anmuthigere Gestalt, kein seelenvolleres Auge, keine reinere Farbe sehen, als die ihrige. Jede ihrer Bewegungen, ihr Gang, ihre Haltung, war voll Grazie und Lieblichkeit und ein ihr vorzüglich eigener Reiz, war der süßeste, einschmeichelndste Sprachton, der je von Frauenlippen geflossen ist. Ihre Seele erklang in ihr in den mannigfaltigsten Abstufungen der Empfindung, in Liebe und Wehmuth, in Scherz und Muthwillen, in all' der

Heiterkeit jugendlicher Lebensluſt, in all' der Begeiſterung und der Innigkeit eines tiefen, innig liebenden Gemüths und das mit einem Zauber der Wahrheit, der es unmöglich machte, ihr Glauben zu verſagen und ihre einfachſten Worte oft zu einem reichen Seelengemälde machte.

Das Geheimniß, welches auf ihrer Geburt ruhete, hatte ſchon ſeit Jahren aufgehört, die Kloſterfrauen zu beſchäftigen, doch für ſie blieb es eine reiche Quelle der Wehmuth, der Ahnung und des Grübelns, und dies um ſo mehr, da es in der andern Einförmigkeit ihrer Verhältniſſe nichts gab, was ihren Geiſt zu beſchäftigen und ihre Seele auszufüllen vermochte. Mit heißen Thränen träumte ſie ſich oft an das Herz einer Mutter, oder in die Arme eines Vaters. Ihr war, als müſſe ſie, wenn ſie nur in die Welt hinaustreten dürfe, ihre Eltern unter tauſend fremden Menſchen, beim erſten Blick erkennen und ſie fühlte, wenn ſie ſich die Wonne dieſes Findens und Erkennens dachte, daß ſie vor Freuden ſterben könne. Jemehr ihre Vorgeſetzten es ſich angelegen ſeyn

ließen die angeborne Richtung ihres Sinnes und ihres Karakters, als fehlervoll gewaltsam unterdrücken zu wollen, je mächtiger behauptete die Natur ihre Rechte auf dies liebedürstende und unendlicher Liebe fähige Geschöpf.

Einst, in strenger Winterkälte, suchte ein Rothkehlchen an dem Fenster ihrer kleinen Zelle Schutz; sie öffnete ihm dasselbe und erwärmte es an ihrem Busen; bald gewöhnte sich das Vögelchen daran, aus ihrer Hand zu essen und von ihren Lippen zu nippen — nach einigen Wochen wurde es aber die Beute einer raubgierigen Katze. Heloisens Schmerz über seinen Verlust war leidenschaftlich und sie beweinte diesen so trostlos, daß sie von der Aebtissin sehr strenge Verweise über die weltliche Schwäche und die irdische Strafbarkeit ihres Kummers erhielt.

Ach, man muß doch irgend etwas auf der Welt lieb haben, rief Heloise weinend.

Und wo steht das geschrieben? fragte die Aebtissin streng.

Hier, antwortete Heloise, indem sie die Hand auf ihr Herz legte und das schöne Auge

mit schwärmerischer Innigkeit zum Himmel empor schlug.

* * *

Früh am andern Tage ward der Troubadour zu der Gräfin gerufen, die er in ernstem und sehr eifrigem Gespräch mit dem Pater Anselmus fand. Dieser wandte sich bei seinem Eintritt um und nach einem langen scharfen, forschenden Späherblick, überhäufte er ihn mit vielen, listig gestellten Fragen, die aber der Fremdling alle eben so einfach als unbefangen beantwortete, und auf Verlangen der Gräfin, seine kleine, schon am vorigen Abend erzählte Geschichte, ohne die kleinste Abweichung wiederholte.

Alles, was er sagt, ist zu einfach, um nicht wahr zu seyn — sagte die Gräfin sanft und gewissermaaßen vorbittend —

Seyd Ihr dessen so gewiß? fragte der Pater ironisch und führte sie an das im Hintergrund des Zimmers befindliche Fenster, wo ihr leise geführtes Gespräch, allmälig in einen, ziemlich lebhaften Wortwechsel über

zu gehen ſchien, als ſich die Thüre des Gemachs öffnete und Heloiſe hereintrat.

Pater Anſelmus ſchien in ihrer Erſcheinung einen willkommnen Anlaß zu finden, dem Groll, mit dem er kämpfte, ohne ihn der Gräfin zeigen zu dürfen, Luft machen zu dürfen. Wo kommt Ihr her? fragte er ſtreng und rauh.

Heloiſe ſchien bei dem Laut ſeiner Frage zu erſchrecken und aus einem ſüß begeiſternden Traum zu erwachen; ſie ſteckte eine Schreibtafel, die ſie in der Hand trug, geſchwind in den Gürtel, zog ihren Schleier zurecht und begrüßte die Gräfin und den Pater, ohne den Troubadour gewahr zu werden, den ein großer gothiſcher Pfeiler ihren Blicken verbarg.

Ich hoffte, fuhr Pater Anſelmus fort, nur eine Krankheit könne Euch abgehalten haben, heute den Frühmetten beizuwohnen, doch ich ſehe jetzt, daß Ihr Euch körperlich wohl befindet, und daß nur in der Verderbniß Eurer Seele der Grund dieſes ſündlichen Außenbleibens zu ſuchen iſt.

Gott weiß, ſagte Heloiſe, daß es meine Abſicht war, hineinzugehen und ich war auch

ſchon an der Thüre der Kapelle, da ſah ich — ſie ſtockte hier und ein leichter Anflug von Verlegenheit und Beſchämung färbte ihre Wangen röther —

Wen ſaht Ihr? fragte der Pater triumphirend —

Wen? wiederholte die Gräfin, indem ſie einen Blick nach dem Pfeiler warf —

Wer, rief der Pater zürnend, war ſo vermeſſen, Dich Deiner Pflichten ungetreu zu machen und ſich zwiſchen Dich und den Himmel zu drängen?

‚Ach, ehrwürdiger Herr, antwortete Heloiſe beſchämt, es war — ein Schmetterling!

Unvernünftige Kinderei! rief er zürnend.

Ich bitte Euch, ſagte Heloiſe, indem ſie, näher tretend, die Spitze ihrer roſigen Finger auf den weiten Aermel ſeines Gewandes legte, ſagt mir, ob nicht im Griechiſchen das Wort Schmetterling auch die Seele bedeutet? — ich habe irgendwo geleſen, daß die Griechen dieſe oft darſtellten, als wenn ſie in Geſtalt eines Schmetterlinges, den Lippen des Sterbenden entfliehe und dieſer Gedanke hat mich in ſei-

ner Schönheit oft recht tief ergriffen, wenn ich fühlte, wie mein Geist gefesselt ist und sich nach Flügel sehnt, ihn aufwärts zu tragen. Dieser Schmetterling nun flatterte vor der Thüre der Kapelle so leicht hin und her — seine buntfarbigen Flügel glänzten im Sonnenschein, wie Gold und Azur — ich hätte gewünscht, auch so ein Schmetterling zu seyn — unwillkürlich eilte ich ihm nach und darüber habe ich, zu meinem Leidwesen die Metten versäumt.

Bis jetzt, unterbrach sie der Pater ungeduldig, hat man diese Leichtfertigkeiten wie Kinderpossen bei Euch geduldet; jetzt aber werden sie bei einer Person, die der Stunde ihrer Einweihung in die Gemeinschaft der Bräute Christi so nahe ist, zu strafbaren Gottlosigkeiten und Ihr dürft für sie nicht länger auf die Euch schon viel zu lange bewiesene Nachsicht rechnen.

Glaubt Ihr denn aber, mein Vater, daß ich heut Morgen im Freien, wo die ganze Natur sich zum Lob des Schöpfers vereinigte, weniger andächtig gebetet habe, als ich es in

der düstern Kapelle gethan haben würde? Mit jedem Athemzug zog ich Lebensfülle und köstliches Wohlgefühl ein — alle Vögel zwitscherten Gott ihren Morgensang — jedes bewegte Blatt rauschte das Lob des Allerhöchsten — meint Ihr, mein Herz sey da allein stumm und unbewegt geblieben? Thränen frommer Rührung und innigen Dankes waren das Opfer, das ich ihm darbrachte und gewiß, er hat es nicht verschmäht.

Sie sah so wunderreizend bei diesen Worten aus, daß selbst der Murrsinn des Paters ihrer Holdseeligkeit nicht zu widerstehen vermochte. Ich hoffe, sagte er, daß Euer Betragen mehr dem Unverstand Eurer Jugend und der Unreife Eures Geistes, als der Verderbniß Eures Herzens zuzuschreiben ist und so mag es Euch diesmal so hingehen. Hütet Euch aber vor ähnlichen Vernachlässigungen. — Meine Pflicht zwingt mich jetzt, fuhr er, zur Gräfin sich wendend, fort, Euch auf einige Tage zu verlassen, da mich mein heiliger Beruf nach St. Menehould zu gehen nöthigt und ich empfehle Euch für diese Zeit der schützen-

den Obhut aller Heiligen. Und Du, junger Bänkelsänger, sagte er zu dem Troubadour, scheide in Frieden. Die edle Gebieterin dieses Schlosses ertheilt Dir durch mich Deine Entlassung.

Der Troubadour verneigte sich hier ehrerbietig und Heloise, die jetzt erst seiner Gegenwart inne ward, hob schüchtern das Auge zu ihm auf und begegnete einem Blick, dessen Ausdruck ihr Herz bewegte und es mit einer süßen, ihr ganz neuen Bebung erfüllte. Ihre gewöhnliche, jugendlich heitre Lebendigkeit verschwand; schüchtern und verlegen zog sie ihren Schleier tiefer in's Gesicht und spielte mit dem Rosenkranz, den sie am Gürtel trug.

Noch immer stand die Gräfin sinnend und unentschlossen am Fenster; doch als der Pater, ehe er in seine Sänfte stieg, noch einmal zu ihr hinauf sah und ihr seinen Segen zuwinkte, schien dies ihren schwankenden Entschluß zu kräftigen; sie wandte sich zu dem Troubadour, der, unwillkürlich zögernd, das Gemach noch nicht verlassen hatte.

Junger Fremdling, sagte sie mit unge-

wöhnlicher Milde, Ihr könnt nun wieder Eure Wanderung antreten. Mögen Apoll und die Musen Euch günstig bleiben und die Heiligen des Himmels Euch beschützen!

Mit diesem halb heidnischen, halb christlichen Segenswunsch, verließ sie das Zimmer, Heloise zögerte einen Augenblick ihr zu folgen, doch sich augenblicklich sammelnd, eilte sie bei dem Troubadour vorbei, den sie abschiednehmend mit einer höchst anmuthigen Neigung des Hauptes begrüßte und der ihr nachsah, als sey ein Engel ihm vorübergeschwebt.

Schon stand sie an der ersten Stufe der Treppe, die in die untern Gemächer hinabführte, als sie den Troubadour mit leisen eiligen Schritten ihr nacheilen hörte. Gönnt mir nur einen Augenblick Gehör, bat er mit innigem, ehrfurchtsvollen Ton.

Ueberrascht und verwirrt wandte sie sich um; auch er stand jetzt verstummend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihr und vermochte der Bitte nicht Worte zu geben, die auf seinen Lippen zu schweben schien. Was wünscht Ihr von mir? fragte sie endlich.

Der Troubadour seufzte, blickte sie an und legte die Hand auf sein Herz, aber er schwieg.

Habt Ihr etwa noch ein Anliegen bei der Gebieterin dieses Schlosses und wünscht, daß ich mich bei ihr für Euch verwenden soll?

Ihr seyd die Güte selbst, antwortete der Troubadour, indem er rasch die Deutung ergriff, die sie seinem Betragen gab und würdet mich sehr glücklich machen, wenn Ihr mir von der Gräfin die Vergünstigung erbitten wolltet, noch einige Tage hier im Schlosse verweilen zu dürfen.

Ach, so viel vermag meine Verwendung nicht. Die Gräfin beharrt gerne bei einmal ausgesprochenen Entschlüssen und würde es auch nicht wagen, Euch gegen den Willen ihres Beichtvaters, der Euch nicht gewogen zu seyn scheint, hier zu behalten. Habt Ihr aber vielleicht noch irgend ein anderes Gesuch auf dem Herzen, so würde es mich freuen, Euch gefällig seyn zu können. — Die Gräfin ist reich und eine Beschützerin der Kunst und —

Errörhend hielt sie hier ein und ihr Zartgefühl erlaubte ihr nicht, die angefangenen Worte zu vollenden

Dieſe Harfe iſt nicht das Eigenthum eines Bettlers, antwortete der Fremdling ſtolz, und ich habe von der Gräfin nichts zu erbitten, als das, was Ihr mir verſagt.

Glaubt mir, antwortete Heloiſe mit einem Lächeln, deſſen Süßigkeit die Wunde heilte, die ſie eben geſchlagen hatte, Ihr würdet Euren Wunſch bald bereuen, wenn er Euch gewährt würde. Wie wolltet Ihr Euch an die traurige Feierlichkeit und an die graue Einförmigkeit unſrer hieſigen Lebensweiſe gewöhnen? Ihr würdet glauben in Einem Gefängniß zu ſeyn.

Wenn die Nachtigall das Gebüſch, in dem ſie geboren wurde, zum Erſtenmal verläßt, flattert ſie unſicher umher und ſingt in unbewußter Sehnſucht ihr Klagelied — erblickt ſie aber die Roſe, ſo kann ſie nur noch in ihrer Nähe leben und durch ihren Geſang nur noch die göttliche Schönheit der gefeierten Blumen-Königin preiſen.

Ich verſtehe Euer Gleichniß nicht, ſagte Heloiſe erröthend —

Aber mein Herz empfindet ſeine Wahrheit, erwiederte er mit leidenſchaftlicher Innigkeit.

Eine süße Verwirrung überflog Heloisens Züge; sie stammelte einen furchtsamen Abschiedsgruß und wollte sich entfernen, doch er faßte ehrerbietig den Saum ihres Schleiers und flehete nur noch um einen Augenblick Gehör.

Was wollt Ihr denn noch von mir? fragte sie bebend.

Eure Verzeihung.

Ihr habt mich ja nicht beleidigt.

Nein gewiß nicht, oder Ihr müßtet denn strenger, wie die Gottheit selbst seyn, die die Huldigung eines aufrichtigen Herzens nicht verwirft, wenn der Mund gleich nur unvollkommen zu stammeln vermag, was die ganze Seele erfüllt.

Die Gräfin schellt; lebt wohl, ich werde Eurer in meinem Gebet gedenken.

Wollt Ihr das wirklich? darf ich Euch als meinen sichtbaren Schutzengel anbeten? fragte der Troubadour, indem er seine Kniee vor ihr bog.

Lebt wohl! lebt wohl! flüsterte Heloise mit immer steigender Verlegenheit, ich darf nicht länger weilen —

Aber, wenn Ihr dürftet? fragte er ſanft bittend —

Sie antwortete nicht, ſondern ſie zog ihren Schleier ſanft aus ſeiner Hand und ihm anmuthig noch einen Gruß zuwinkend, entſchwand ſie ſchnell, wie eine himmliſche Erſcheinung aus ſeinen Blicken.

Wie durch Zauber gefeſſelt, blieb er lange unbeweglich auf dem Platze ſtehen, wo ſie ihn verlaſſen hatte; aber der Anblick ihrer Schreibtafel, die ihr entfallen war, wirkte wie ein Talisman auf ihn; eilig hob er ſie auf und fand auf dem erſten Blatt derſelben ein Gedicht, das Heloiſe dieſen Morgen bei ihrem Spatziergange in dem Garten niedergeſchrieben hatte. Der Troubadour ſchöpfte ſeine dichteriſche Begeiſterung aus der heiligen Quelle der Natur und des eignen, wahren Gefühls, allein er war auch mit allen Regeln der Kunſt bekannt und daher ein befugter Richter; doch hier konnte von keiner derſelben die Rede ſeyn; Heloiſens Gedicht war ein Erzeugniß ihrer reichen, jugendlich blühenden Einbildungskraft und der Erguß des tiefen, leidenſchaftlichen

Gefühls einer Seele, deren innerstes Leben Begeisterung und Anbetung war. Thränen glänzten in seinen Augen, als er das Blatt an seine Lippen drückte, und der Gottheit dankte, ihm das Wesen entdeckt zu haben, das durch Gleichheit der Empfindung und der Seelenstimmung auf ewig durch unauflösliche Bande mit ihm verbunden seyn mußte. Wie seelig muß der Mann seyn, rief er, der diesem reichen Gemüth, diesem glühenden Herzen einst die Wunderwelt der Liebe erschließen und sie mit den Geheimnissen des eigenen Herzens bekannt machen wird, deren Wonne sie nur dunkel ahnet, ohne um ihr Daseyn zu wissen!

* * *

Mit klopfendem Herzen durchflog Heloise den großen Saal des Schlosses, um sich in das Studierzimmer der Gräfin zu begeben, die bei ihrem Eintritt, den Kopf auf den Arm gestützt, an ihrem Schreibtisch so in Nachdenken versunken saß, daß sie ihre Gegenwart durchaus nicht zu bemerken schien. Schweigend setzte sich Heloise ihr gegenüber und gab sich

den Erinnerungen hin, die ihr Herz und ihre Einbildungskraft schmeichelnd erfüllten.

Stumm saßen beide schon eine geraume Zeit sich gegenüber, als die Gräfin plötzlich ausrief: Matthias Corvinus, König von Ungarn, hatte 300 Schreiber in seinem Dienst!

Die armen Menschen! seufzte Heloise theilnehmend und tunkte die Feder ein, weil sie diesen Ausruf für den Anfang eines neuen Kapitels hielt.

Und doch, fuhr die Gräfin fort, glaubt Pater Anselmus, daß Einer für mich mehr als hinreichend ist!

Ein noch tieferer Seufzer war Heloisens ganze Antwort.

Longin, hub sie von Neuem an, war der Geheimschreiber der berühmten Königin Zenobia und ich habe gelesen, daß er, als sie ihn in ihre Dienste nahm, doch auch jung und sehr schön war.

Warum hätte das auch eine Einwendung gegen ihn seyn sollen? fragte Heloise unschuldig.

Pater Anselmus ist keineswegs so duldsam und so nachsichtig, wie der heilige Hiero-

nymus, der ausdrücklich sagt: Fürchtet Gott und dann thut übrigens alles, was Euch beliebt. Eginhard war der Geheimschreiber Karl des Großen, als die Prinzessin Emma sich in ihn verliebte. — Wahr ist es, diese Dichter und Sänger sind gefährliche Menschen; ihre abhängige Lage entfernt alles Mißtrauen; sie haben uns eingenommen, ehe man noch daran denkt, auf seiner Hut zu seyn. Wir haben ein merkwürdiges Beispiel davon in der Geschichte der Julia und ihrer Liebe zu dem römischen Dichter Ovid.

War er auch ihr Schreiber?

So auch, fuhr die Gräfin fort, ohne sich durch Heloisens Frage stören zu lassen, an der Neigung der Königin von Navarra zu dem Dichter Amyot und dann kürzlich noch das Beispiel der unglücklichen Leidenschaft der Königin Maria von Schottland, für Rizzio, der noch dazu nichts als ein armseeliger italienischer Sänger war —

Aber doch gewiß jung und schön? fragte Heloise lebhaft.

Nein, er war alt und ungestaltet.

Es ist unglaublich, wie unähnlich die Sänger einer dem andern sind, seufzte Heloise.

Ich habe mir eine herkulische Arbeit aufgebürdet! rief die Gräfin und warf einen unmuthigen Blick auf die Bücher, Handschriften und Papiere, die in großen Haufen um sie her lagen; mein Schicksal gleicht dem der Danaiden. Welch eine Erleichterung würde es für mich seyn, einen geschickten und bescheidenen jungen Menschen um mich zu haben, der alle diese Papiere zu ordnen und sie treu zu übersetzen verstände! Es ist doch ein seltsamer Eigensinn von dem Pater, daß er sich der Anstellung dieses jungen Troubadours in meinem Dienst als Schreiber so heftig widersetzt.

Ich wollte darauf wetten, daß er sich vortrefflich zu diesem Posten schicken würde.

Vielleicht schreibt er eine schöne Hand —

Gewiß, eine wunderschöne Hand! betheuerte Heloise lebhaft.

Doch wozu hilft das nun alles! erwiderte die Gräfin seufzend, er ist ja fort!

Ich habe ihn noch vor ungefähr 10 Minuten in der Gallerie gesehen, sagte Heloise er-

röthend, und Theodor, der im Vorzimmer iſt, kann ihn ja nur ſchnell rufen.

Wohlan, ſagte die Gräfin zögernd — befehlt dem Edelknaben, den Troubadour zu mir zu führen — nicht, als ob ich ſchon beſchloſſen hätte —

Ehe ſie aber noch dieſe Rede zu vollenden vermochte, hatte Heloiſe ſchon Theodor weggeſandt, der auch ſchon nach wenig Augenblikken den Fremdling hereinführte. Heloiſe bog, als er erſchien, den Kopf tief auf ihr Schreibpult nieder und ſchien nur mit ihrer Feder beſchäftigt zu ſeyn.

Ehe ich Euch, fieng die Gräfin nach einer Pauſe feierlich an, mit den Urſachen bekannt mache, die mich bewogen haben, Euch zurückrufen zu laſſen, iſt es erforderlich, Euch zu benachrichtigen, daß ich mein Leben ausſchließlich der Kirche und den Wiſſenſchaften geweiht habe. Ein ſolcher Entſchluß wird Eure Bewunderung erregen, denn leider ſind die ſchönen Tage, wo ſich die Frauen durch Frömmigkeit und Gelehrſamkeit auszeichneten, längſt vorüber und wir dürfen nicht mehr hoffen, daß

die Werke gelehrter Frauen in unſrer Zeit in den Bücherſälen wieder den Platz einnehmen werden, den ihnen Euklides in ſeiner Bibliothek eingeräumt hatte und die Jahrbücher der Philoſophie, der Geſchichte und der Dichtkunſt werden uns keine Theano, keine Anna Comnena, keine Sappho wieder vorführen. Die Heiligkeit der Frömmigkeit iſt aber, wie ich glaube, bei meinem Geſchlecht noch ſeltener geworden, als die Gelehrſamkeit und die Vereinigung dieſer beiden Eigenſchaften in Einer Perſon iſt zu jeder Zeit als eine eben ſo ſeltene, wie preiswürdige Erſcheinung betrachtet werden.

Die Gräfin hielt hier ein und erhob die Augen zu dem Troubadour, um des Eindruckes zu genießen, den dieſe eben ſo beſcheidene als gelehrte Vorrede ihrer Meinung nach, auf ihn gemacht haben mußte — doch dieſer war unglücklicher Weiſe in Heloiſens Anblick verſunken, deren Geſtalt in dieſem Augenblick von einem, durch die bunten Glasſcheiben einfallenden Sonnenſtrahl, ſo zauberiſch beleuchtet wurde, daß er ſie in wahrhaft überirdiſchem Reiz zu erblicken wähnte. Die Gräfin

biß ſich auf die Lippen und befahl ihr, ſich zu entfernen.

Heloiſe gehorchte dieſem Befehl nur ungern, da ihr Herz vor Ungeduld und Neugierde klopfte, den Ausgang dieſer Unterredung zu erfahren; ſie eilte in den Garten hinab, wo das Rauſchen der Bäume und der Geſang der Vögel in einer Sprache zu ihr redete, die, mit ihren Gefühlen im Einklang, von ihrem Herzen verſtanden wurde. Warum bin ich denn ſo glücklich? fragte ſie ſich ſelbſt, indem ſie mit ſo leichten Schritten dahin flog, daß ſich die Grashalme kaum unter ihrem Fuße bogen. — Ohne ſich aber dieſe Frage zu beantworten, fieng ſie an alle Männer, die ſie bis jetzt geſehen hatte, an den Fingern herzuzählen.

Da waren erſtlich zwei Franziskaner-, vier Dominikaner- und zwei Baarfüßermönche, die alle insgeſammt ſehr alt und ſehr häßlich geweſen waren — dann der alte mürriſche Biſchof bei ſeiner Viſitation des Kloſters — die drei Beichtväter deſſelben — der erſte, den ſie gekannt hatte, ſchielte gewaltig, der zweite war 70 Jahr alt und der dritte hatte die

Schwindſucht — nun der Kaufmann, der an der Thüre der Kloſterkirche Roſenkränze und Reliquien verkaufte und dann im Schloſſe bei der Gräfin den Pater Anſelmus, und vier alte Ritter des heiligen Johannes von Jeruſalem, die an hohen Feſttagen zuweilen hier einkehrten, die alle viere, wie Hunger und Elend ausſahen und von denen der eine ein hölzernes Bein und der andre nur ein Auge hatte — und dann noch der alte gute Hausmeiſter Ambroſius, der kleine Theodor und — und der Troubadour.

Sie erröthete bei dieſem Abſchluß ihrer Berechnung, aber gewiß, das waren alle Männer, die ſie je geſehen hatte. Nur durch Vergleichung, dachte ſie, kann man das Vollkommnere erkennen lernen und ſo iſt dieſer Troubadour vielleicht bei weitem nicht ſo ſchön und ſo liebenswürdig, wie er mir vorkommt. Es iſt aber auch natürlich, daß er mir, im Vergleich mit all' den Männern, die ich außer ihm geſehen habe, wie ein höheres, erhabeneres Weſen erſcheinen muß. — Wie würde mich aber Schweſter Stephanie auslachen,

wenn ſie wüßte, mit welchen Ideen ich mich beſchäftige! Was geht er mich denn auch weiter an, dieſer Troubadour? — Aber man muß doch an etwas denken, ſetzte ſie hinzu, und zerpflückte gedankenvoll eine Blume, die ſie eben gebrochen hatte, während ſie langſam in das Schloß zurück gieng.

Hier kam ihr Beatrix mit der wichtigen Nachricht entgegen, daß die Gräfin den Troubadour zu ihrem Schreiber angenommen und an Ambroſius den Befehl ertheilt habe, ein Zimmer für ihn zurecht machen zu laſſen.

Bewegt trat Heloiſe in das Eßzimmer, wo ſie die Gräfin ſchon am Tiſche fand; doch erhielt ſie, zu ihrer Verwunderung, keinen Verweis wegen ihrer verſpäteten Erſcheinung, die die Gräfin kaum zu bemerken ſchien, ſondern ſo tief in Träumereien verſunken da ſaß, daß ſie mit ihrem Löffel und ihrem Meſſer nur ſpielte, ohne ſich ihrer zum Eſſen zu bedienen. Mit noch größerem Erſtaunen bemerkte ſie aber die Veränderung, die in der Miene und dem Anzug ihrer Herrin vorgegangen war.

Die Gräfin hatte bis jetzt ſtets mit einer

großen Geringschätzung alles Putzes geprunkt und durch die Vernachlässigung ihres Anzugs einen Beweis ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Geistesgröße zu geben geglaubt; doch jetzt sah Heloise sie mit einer Halskrause und mit einem Hütchen geschmückt, die seit dem berühmten, zur Feier der Vermählung Franz des Zweiten gegebenen Tourniers, nicht wieder an das Tageslicht gekommen waren und ein Kleid von buntgewirktem Sammet, dessen Schnitt noch von der schöne Diana von Poitiers erfunden war, machte die Ungestalt ihres Wuchses und ihren Mangel an Grazie noch auffallender als gewöhnlich. Auch schien sie ganz besonders guter Laune zu seyn, denn trotz ihres Schweigens spielte von Zeit zu Zeit ein Zucken um ihren Mund, das man für ein Lächeln nehmen konnte.

Nach Tisch gieng Heloise zu den Frauen der Gräfin, um sich zu ihnen an den großen Stickrahmen zu setzen, indem sie an einer Abbildung des Opfers der Tochter Jephtha's stickten. Hier waren der Troubadour und seine Anstellung in dem Dienst der Gräfin der Gegen-

ſtand eines ſehr lebhaften Geſprächs, an welchem Heloiſe nur ſchweigend Theil nahm, als die Gräfin ſelbſt hereintrat und zu wiſſen begehrte, wovon ſo laut und eifrig die Rede geweſen ſey.

Wir ſprachen nur davon, antwortete Beatrix, daß es uns viel Vergnügen machen würde, wenn der Troubadour uns mit Ew. Gnaden Vergunſt, zuweilen bei unſrer Arbeit etwas vorſingen und vorſpielen dürfte.

Ich will Euch darin nicht entgegen ſeyn, ſagte die Gräfin mit ungewöhnlicher Milde; freilich habe ich ihn nur als Schreiber und nicht als Troubadour in meinen Dienſt genommen, da Ihr aber heut recht fleißig geweſen ſeyd und überdem der Tag des heiligen Florianus ein halber Feſttag iſt, ſo —

O Ew. Gnaden, fiel hier Beatrix ein und ſprang ſo raſch auf, daß ſie ihren Seſſel umſtieß, ſind ja heut ein wahrer Engel! ich will ihn gleich holen und ehe man es ſich verſah, erſchien Orlando auch ſchon, von ihr begleitet, mit ſeiner Harfe.

Er verneigte ſich ehrfurchtsvoll vor der Grä-

ſin und der Blick, mit dem er ihr ſchweigend für die Gunſt dankte, deren ſie ihn würdigte, machte ihrer Unentſchloſſenheit vollends ein Ende. Ob ich Euch gleich, fieng ſie in ihrem gewöhnlichen hochtrabenden Ton an, zu dem ernſten und viel würdigeren Beruf eines Schreibers angenommen habe und keinesweges geſonnen bin, in meinem Schloſſe weltliche, ungeziemende Beluſtigungen zu geſtatten, ſo werde ich doch zuweilen die magiſche Gewalt Eurer Sangeskunſt zu Hülfe rufen, um die Wolken zu zerſtreuen, mit denen die Weisheit und eine zu große Anſpannung der Denkkraft mitunter die Stirne ihrer Geweiheten umſchatten. Ich habe Euch daher rufen laſſen, um mir einen Beweis Eures Talentes zu geben. Bei meinen jetzigen ernſten Studien habe ich die Muſik vernachläſſiget, aber ehemals ſpielte ich die Laute und die Fortſchritte der Tonkunſt ſind mir nicht unbekannt. Wir verdanken dem Apollo die Erfindung der Lyra; von ihm berührt, ertönten ihre Saiten zum Erſtenmal, als er das Herz der grauſamen Daphne durch den Zauber ihrer Töne zu rühren verſuchte. Timo-

theus wollte dies Instrument noch mit einigen Saiten bereichern, aber die Musen untersagten ihm diese Neuerung. Der berühmte Weltweise Zeno nennt den Gesang die Blüthe der Schönheit und Plato vergleicht ein Gedicht, das ohne die Begleitung der Musik vorgetragen wird, einem schönen Gesicht, dem der Jugendreiz fehlt. Man warf dem Epaminondas oft seine Unwissenheit in der Musik vor und Sokrates verschmähete es nicht, die Theorie einer Kunst zu studieren, die Pythagoras auf mathematische Regeln zurückführte. Ich will hier nicht die Namen der berühmten Sänger des Alterthums aufzählen, ob sie mir gleich alle bekannt sind — die neuere Zeit vermag keinen aufzuweisen, der ihnen an die Seite gesetzt zu werden verdient, und eben so wenig kann irgend eines unsrer jetzigen Instrumente dem Tetrachordum, dem Monochordum und der Lyra verglichen werden. Doch ich verirre mich, ich vergesse, daß Ihr bei Eurer Jugend wahrscheinlich nur ein Schüler der Natur und mit allen Regeln der Kunst unbekannt seyd. Aber das soll mich nicht abhalten, Euch nachsichtig

zu beurtheilen. Zog doch auch die berühmte Sappho die kunstlosen Gesänge des schönen Phaon, den Huldigungen vor, die ihr der gelehrte Sänger und kunstvolle Dichter Alcäus darbrachte.

Wäre ich Phaon gewesen, antwortete der Troubadour, so würde ich ein zweiter Alcäus geworden seyn; Sappho, der Gegenstand meiner Huldigung und meiner Gesänge, würde meine ganze Seele mit den Flammen hoher Begeisterung durchglüht und die Liebe selbst mich gelehrt haben, sie würdig zu besingen.

Wirklich? fragte die Gräfin, angenehm überrascht; doch, setzte sie hinzu, wahrscheinlich habt Ihr schon irgend eine ländliche Schönheit gefunden, der Eure Gesänge geweiht sind?

Der Troubadour schüttelte verneinend das Haupt und griff seufzend in die Saiten. Nach einem sehr kunstvollem Vorspiel begann er seinen Gesang, den er im Anfang nur mit einzelnen Akkorden begleitete.

Seine reine, volle Stimme drang unwiderstehlich zum Herzen; aus jedem Ton klang die tiefste, innigste Wahrheit des Gefühls und

der Leidenschaft. Mit der rührenden Einfachheit der ersten erwachenden Jugendgefühle sang er das namenlose Ahnen und Sehnen des Jünglings nach Liebeswonne und Liebesglück — doch bald ertönte sein Gesang in lauteren, volleren Weisen — in strömender Begeisterungsfülle sang er die Himmelsweihe des irdischen Daseyns, wenn sich, durch Liebe beseelt, durch Liebe geadelt, dem Genius das Morgenthor der ewigen Schönheitswelt eröffnet. —

Immer höher erglühend sang er, was er empfand und empfand, was er sang und sein Auge ruhete mit unaussprechlichem Ausdruck auf Heloise, die in ihrer Entzückung einer auf Tönen zum Himmel aufschwebenden Cäcilia glich. Ihre eine Hand ruhete regungslos auf dem Stickrahmen, die andere lag auf ihrem Herzen — mit etwas zurückgebogenem Haupte, waren ihre von Thränen der Wonne schimmernden Augen zum Himmel erhoben und aus allen ihren Zügen strahlte ein wundervoller Verklärungsglanz der reinsten geistigen Schönheit. Bis zu dieser Stunde hatte sie die Macht des Gesanges, den göttlichen Zauber der Ton-

kunſt, der ſelbſt die Schrecken des Todes zu beſiegen und die entfliehende Seele mit Ahnungen himmliſcher Wonnen, himmliſcher Liebe zu beſeeligen vermag, nie gekannt, nie geahnet. Der Geſang des Troubadours erſchloß ihr eine neue Welt, wie mit neuen Sinnen begabt, fühlte ſie ſich zu einem ſchöneren reicheren Daſeyn eingeweiht.

Die Gräfin war unfähig, das Talent des Troubadours nach ſeinem wahren Werthe würdigen zu können, aber ſie war eitel genug, ſich dem Wahn hinzugeben, daß ihre Reize ihn zu dieſem Geſang begeiſtert hatten; ihr Stolz bewog ſie aber, die Freude und die Empfindungen ihres Herzens unter den Schein vornehmer Kälte zu verbergen und ſie begnügte ſich mit einem leichten Lobſpruch und dem Befehl, ihr nach ihrem Studierzimmer zu folgen, wo ſie ihn mit ſeinen künftigen Beſchäftigungen ausführlicher bekannt machen wolle.

Beide hatten ſich ſchon entfernt und Heloiſe glaubte noch immer dieſe Töne zu hören, die ihre Seele, wie ein Traum überirdiſchen Glückes umſpielten; doch endlich entſchwand

dieſer Nachhall und nun fühlte ſie ſich von einer Wehmuth ergriffen, die faſt eben ſo ſüß war, als das früher empfundene Entzücken.

Sie blieb lange einſam auf ihrem Zimmer und erſt die Strahlen der ſinkenden Sonne lockten ſie hinaus auf die Terraſſe, die von hohen Linden beſchattet und mit blühenden Gebüſchen eingefaßt, das Schloß umgab. Von dieſem Standpunkt aus überſah man das ſchöne Thal von Nogent; die Gipfel der hohen Berge, die es umſchließen, waren in Nebel eingehüllt, die von der Abendſonne erleuchtet, wie glänzende Rauchſäulen zum Himmel emporſtiegen. Ein zarter buntfarbiger Duft umſchleierte allmälig die fernen Gegenſtände, während ſchon die verlängerten Schatten des großen Waldes der Champagne das Schloß und die Thüren des nahen Kloſters mit nächtlichem Dunkel deckte. Heloiſens Blicke ruheten auf den blauen Fluthen der Aisne, die den Fuß der Terraſſe beſpülten und verfolgten ſinnend ihren Lauf durch das blühende Thal. Die laue Stille des Abends wiegte ſie in namenloſe Sehnſucht ein — ihre Augen füllten ſich mit Thränen,

ſie breitete die Arme aus, als wolle ſie die Natur an ihr Herz ziehen. — Ach, ſeufzte ſie, wie arm bin ich an Erinnerungen und wie viel ärmer noch an Hoffnungen! Wie hart iſt es, ſich im 16ten Jahr unwiederruflich verurtheilt zu fühlen, unter Weſen zu leben, die ich ſo wenig verſtehe, wie ſie mich! Wie unglücklich bin ich, ohne mich beklagen zu dürfen! ich bin allein, ganz allein, auf dieſer ſchönen Welt! —

Hier fieng in ihrer Nähe eine Nachtigall an zu ſchlagen und als ob die ganze Natur in ſympathetiſchem Mitgefühl dieſen Lauten liebender Sehnſucht und ſchwermuthsvoller Klage lauſchte, wurde alles ſtill und feierlich — kein Blättchen bewegte ſich, kein Baum rauſchte. O, rief Heloiſe, indem ſie das Geſicht in ihre Hände barg, könnte ich doch meinen Schmerz in Töne aushauchen, wie Du, ſüßes kleines Weſen!

Kennet Ihr, das ſchönſte Abbild heitrer Jugendſeeligkeit, denn auch den Schmerz? kennet dies ſtrahlende Auge die Wonne und den Schmerz der Thränen? fragte hier eine Stim-

me, die Heloiſe im leiſeſten Laut derſelben, nicht mehr zu verkennen vermochte. Erbebend wandte ſie ſich um und der erſten Eingebung ihrer Verlegenheit und ihres Bangens folgend, wollte ſie ſich entfernen, doch die bittende Stellung des Troubadours und ſein Blick hielten ſie zurück.

Wenn meine Gegenwart Eure Einſamkeit ſtört, ſagte er, ſo will ich mich augenblicklich entfernen; wenn Ihr aber ſo großmüthig und ſo milde als ſchön ſeyd, ſo werdet Ihr einem Unglücklichen nicht das Glück entziehen wollen, das dieſer Augenblick ſeinem Herzen gewährt.

Ihr ſeyd alſo auch unglücklich? fragte Heloiſe mit zarter Theilnahme.

Wie ſoll ich es Euch begreiflich machen, antwortete er, daß dieſer Augenblick der glücklichſte meines Lebens iſt. Bis jetzt fand ich durch Freuden, die mit dem Augenblick, der ſie gewährte, entflohen, meine Anſprüche an das Leben befriedigt; die Hoffnung erſetzte mir die Flüchtigkeit ihrer Dauer und füllte durch ihre lieblichen Träume und Bilder die Leere in meinen Herzen und in meinem Daſeyn aus,

die ich jetzt eben so tief als schmerzlich empfinden würde, wenn die Vergangenheit sich wieder zur Gegenwart gestaltete. —

Ich erinnere mich, von Euch gehört zu haben, unterbrach ihn Heloise gerührt, daß Ihr seit Eurer Geburt eine Waise waret und also nie das Glück der Eltern und der Kindesliebe empfunden habt. Wie sehr beklage ich dies trübe Geschick, von dem ich fühle, wie schmerzend es auf Eurem Herzen lasten muß.

Sie wandte sich ab um verstohlen mit ihrem Schleier die Thränen zu trocknen, die in ihren Augen schimmerten.

So bemitleiden Engel die Trübsale der Menschen, sagte der Troubadour, allein so heilig auch die Liebe ist, mit der die Vorsehung das Kind an das Herz der Mutter, in die Arme des Vaters legt; so schön auch das Band ist, das sich um Mitgeborne geheimnißvoll und unzerreißbar schlingt, so sehnt sich die Seele doch nach einem noch heiligeren, noch seligerem Glücke, das früher ahnet als begreift und unser Herz klopft voll zärtlicher Ungeduld, dem Wesen entgegen, dessen erster Blick uns

das schönste Räthsel des Lebens verständlich macht.

Doch verzeiht, wenn ich mit Euch in einer Sprache zu reden wage, die Euch bei Eurer frommen Unkenntniß menschlicher Leidenschaften wahrscheinlich ganz unverständlich ist. In dem Umkreis jener Neuern erzogen, wo die heiligsten Empfindungen und alle Rechte der Natur vor dem strengen Gebot der Religion verstummen und von ihr unterdrückt, nie laut werden dürfen, begreift Ihr ein Herz nicht, das dem Schmerz erliegt, sich nicht verstanden zu fühlen und dem das Mitgefühl versagt wird, durch das es sich allein beglückt fühlen könnte.

Ich sollte diesen Schmerz nicht begreifen! rief Heloise, indem sie die Hände zusammenschlug und die Augen gen Himmel erhob, o, wie tief habe ich ihn oft empfunden! aber doch möchte ich ihn nicht für jene kalte Gleichgültigkeit, jene Erstorbenheit des Gefühls hingegeben, die mir so wehe thut, wo ich sie finde.

Ja, ich fühl' es, Euer Herz schließt die reichste Fülle aller jener reinen, köstlichen Em-

pfindungen ein, die das ſchönſte Geſchenk der Natur und zugleich das gütigſte Document hohen Seelenadels ſind. O gewiß, Ihr könnt nicht beſtimmt ſeyn, Euer Leben in der traurigen Einſamkeit eines Kloſters hinwelken zu ſehen! Eure Seele, Euer Geiſt, Eure Schönheit, dieſer Zauber der ſchönſten Anmuth, der alle Eure Reize verklärt, ſie alle ſprechen Euren Beruf aus, eine Welt zu ſchmücken, der die Natur Euch zur Zierde beſtimmt hat.

Zum Kloſterleben beſtimmt, werde ich die Welt nie kennen lernen — aber, wenn auch mein Leben freudenlos bleibt, ſo wird es doch, wie ich hoffe, ſtill und friedlich verfließen und das Glück, das ich vermiſſe, mir nicht die Ruhe rauben, auf die ich allein Anſpruch machen darf.

Täuſcht Euch nicht, fiel hier der Troubadour mit leidenſchaftlicher Innigkeit ein — Euer Werth iſt die Klippe, an der im Kloſter Euer Frieden ſcheitern wird und gewiß, der Himmel hat Euch nicht mit ſo hohen Gaben geziert, er hat Euch nicht eine ſo gefühlvolle, reine und tief empfindende Seele gegeben, da-

mit ein kalter Egoismus, ein liebeleeres Daseyn Euer Loos hienieden werden soll. Er hat Euch nicht mit so holder Schönheit ausgestattet, er hat Euch nicht diesen unwiderstehlichen, herzgewinnenden Zauber der Grazie und der süßesten Holdseeligkeit gegeben, um ungeliebt in einer Klosterzelle zu verblühen.

Verlegen, doch angenehm bewegt durch diese Schmeichelrede, hüllte sie sich tiefer in ihren Schleier. Unser Gespräch, sagte sie bebend, hat eine sonderbare Wendung erhalten. Ihr nehmt im Beginn desselben meine Theilnahme für einen Schmerz in Anspruch, den ich um so theilnehmender bedauerte, da ich selbst ihn auch empfunden zu haben glaubte und nun habt Ihr statt von Eurem Schicksal, von dem meinen geredet, das ja unwiederruflich entschieden ist. — Aber seht, das Licht erhellt schon die Fenster des Schlosses und mahnt mich an die Rückkehr.

Nur noch einen Augenblick — wer weiß, wenn mir ein ähnlicher wiederkehrt und doch möchte ich ihn mit Jahren meines Lebens erkaufen. O wendet Euch nicht so zürnend von

mir ab — vergönnt mir den Saum Eures Schleiers an meine Lippen zu drücken und verschmäht nicht die Huldigung meines Dankes, denn Eurer großmüthigen Fürsprache allein habe ich wahrscheinlich die Gunst der Gräfin zu danken.

Nein, nein, rief hier Heloise ängstlich, indem sie ihm die Hand, die er an seine Lippen zu drücken wagte, entriß, und zitternd auf ihr kleines Zimmer eilte. Hier drückte sie beide Hände fest, fest auf ihr Herz, als wolle sie die heftigen Schläge desselben hemmen. Zum Erstenmal in ihrem Leben hatte sie mit einem Wesen geredet, dessen Geist und dessen Empfindung mit der ihrigen im Einklang war; zum Erstenmal hatte sie die Macht jener Sympathie erfahren, die den Umtausch der Ideen zu einer der gehaltvollsten Freuden unsers Lebens macht. Die Harmonie, die bis jetzt in ihrer Seele, wie in einem schönen, aber unberührten Saitenspiel geschlummert hatte, durchströmte voll und rein ihr ganzes Wesen und sie gab sich ungetheilt und unbedingt den süßen Träumen und Illusionen hin, die sie um-

wogten und der erste Sonnenstrahl flammte schon am Himmel auf, als sie auf ihrem Lager den Schlaf suchte, der zum Erstenmal ihr Auge geflohen hatte.

* * *

Pater Anselmus war schon seit drei Tagen abwesend und diese Zeit hatte hingereicht, den Troubadour mit den ihm obliegenden Beschäftigungen vertraut zu machen und ihm neue Ansprüche auf die Gunst seiner Gebieterin zu geben, da er durch seine vertraute Bekanntschaft mit den alten Sprachen und durch die Schönheit seiner Handschrift, alle ihre Hoffnungen und Erwartungen weit übertraf.

Sie widmete ihren gelehrten Arbeiten mehr Zeit, denn je vorher, um ihn dadurch um so länger in ihrem Studierzimmer um sich zu haben. Heloisens kleines Schreibpult wurde in einen fernen Winkel des Zimmers verwiesen, während Orlando der Ehre genoß, ihr gegenüber mit ihr an einem Tisch zu sitzen. Sie unterbrach ihn aber während des Schreibens oft und die Länge dieser Unterhaltungen,

der Inhalt derſelben und die Blicke, mit denen ſie ſie begleitete, ließen dem Troubadour keinen Zweifel über die Zärtlichkeit ihrer Geſinnungen gegen ihn. Eine ganz andre Art von ſtummer Unterhaltung fand dagegen zwiſchen ihm und Heloiſen ſtatt. An die Stelle ihrer früheren Unbefangenheit und ihres jugendlichen Frohſinns, war jetzt eine zehnmal gefährlichere Schweigſamkeit und Zurückhaltung getreten und begegnete ihr Auge irgend einmal dem ſeinen, ſo ſenkte ſie es erröthend zu Boden und wagte lange nicht, es wieder zu erheben und doch, trotz dieſes Schweigens, trotz dieſer Entfremdung überzeugten ſie ſich täglich mehr von der Gleichheit der Anſichten und der Empfindungsweiſe, welche zwiſchen ihnen ſtatt fand und die ein Blick anzudeuten, ein leiſes Erröthen zu verrathen vermag. Der Zwang, den ihnen ſeine Klugheit und ihr Zartgefühl auferlegte, hüllte ihre Empfindungen in jenen geheimnißvollen Schleier, in welchem ſich die Liebe bei ihrem Erblühen ſo gerne verbirgt und von dem ſie ſpäter ſtets bedauert, ihn abgelegt zu haben.

Alle Dienſtleute im Schloſſe machten ihre

Anmerkungen über die außerordentliche Gunst, in der der neue Schreiber bei ihrer Gebieterin zu stehen schien. Die Hofen waren unzufrieden damit, daß sie ihn nur Abends aus der Ferne, in seinem Zimmer spielen und singen hörten; die Diener beklagten sich über seinen Stolz; Theodor gestand seufzend, daß er ihn hasse, gewaltig hasse, aber doch auch mehr, wie sonst irgend jemand auf der Welt, liebe und bewundre. In dieser Stimmung waren die Bewohner des Schlosses, als Pater Anselmus nach einer Abwesenheit von vier Tagen zurückkehrte; er eilte gleich in das Studierzimmer der Gräfin und sein erster Blick fiel auf den Orlando, der mit gemüthlicher Bequemlichkeit in dem grünsammetnen Lehnsessel saß, in dessen ausschließenden Besitz der Pater seit 5 Jahren gewesen war und der Gräfin das neueste von ihm niedergeschriebene, von ihr diktirte Kapitel ihres Werkes vorlas. Kein Gespenst hätte den Pater so erschrecken können; er blieb einige Augenblicke unbeweglich vor Zorn, Schrecken und Ueberraschung; doch an Verstellung gewöhnt, vermochte er es auch

jetzt, dieſe Aufwallungen ſchnell zu unterdrücken und ſich der Gräfin mit einem Anſcheine von Ruhe zu nähern. Sichtlich verlegen winkte ſie dem Troubadour, ſich zu entfernen und begann nun ſich über ſeine Aufnahme in ihrem Dienſt zu rechtfertigen. Der Pater hörte ihre Entſchuldigung ſchweigend an und begann von ganz andern Dingen zu reden, indem er ihr von ſeiner Reiſe erzählte. Ueberraſcht und entzückt gab ſie ſeinem Betragen eine ihren Wünſchen günſtige Deutung und überreichte ihm, als er ſich entfernen wollte, eine ſchwere Geldbörſe, mit der Bitte, ſie unter die Armen zu vertheilen, doch eigentlich nur zur Belohnung ſeiner Gefügigkeit in ihre Wünſche. Auch ließ ſie, ſobald er ſie verlaſſen hatte, ihren neuen Günſtling wieder zu ſich beſcheiden und empfing ihn mit einem Vertrauen, das ſie bis jetzt noch nicht den Muth gehabt hatte, ihm zu zeigen.

In dieſer anſcheinenden Friedlichkeit vergiengen noch einige Tage. Der bürgerliche Krieg flammte von Neuem in den Provinzen auf und der Antheil, den die Gräfin und der Pater an den politiſchen Zwiſtigkeiten nahmen,

ſchien die Aufnahme des Troubadours in den Hintergrund zu drängen und verſchaffte dieſem zugleich öfter Gelegenheit, mit Heloiſen zu reden, wozu ihm der Pater unabſichtlich, wie es ſchien, behülflich war, indem er oft die Gräfin allein zu ſprechen verlangte und dieſe dadurch nöthigte, die beiden jungen Leute allein in ihrem Studierzimmer zu laſſen und ihn in ihr Cloſet zu führen.

Eines Morgens ließ die Gräfin nach einer langen Unterhaltung mit dem Beichtvater, Orlando früher als gewöhnlich zu ſich rufen, um ihr, da ſie ſich nicht zum Schreiben aufgelegt fühlte, etwas vorzuleſen.

Auf ihrem Ruhebette liegend, ſchien ſie indeſſen mehr mit ſeinem Anblick, als mit dem, was er las, beſchäftigt zu ſeyn; plötzlich ſtürmte der Pater herein, mit der einen Hand Heloiſe nach ſich ziehend und in der andern ein beſchriebenes Papier haltend. „Leſet hier, ſagte er zu der Gräfin, die andächtigen Gedanken einer jungen Kloſternovize und bewundert mit mir den Gegenſtand, den ſie ſich zu ihrer Erbauung erwählt hat.“

Ich beschwöre Euch, Pater Anselmus, flehete Heloise, gebt mir dieses Papier wieder. Es ist mein Eigenthum und war dazu bestimmt, nie von irgend einem Auge als dem meinigen erblickt zu werden. Unmöglich könnt Ihr so grausam, unmöglich so ehrvergessend seyn, meine geheimsten Gedanken, deren Ihr Euch nur durch Gewalt bemächtigt habt, Andern mittheilen zu wollen.

Sie war außer sich, ihre Augen waren rothgeweint und jeder Zug ihres Gesichts verrieth die tiefe und schmerzliche Erschütterung ihrer Seele.

Dürft Ihr noch von Ehre sprechen, sagte der Pater höhnisch, wenn Ihr nicht blos Euer Gelübde brecht, sondern auch alle Regeln der Sittsamkeit mit Füßen tretet?

Ich kann mich nicht rechtfertigen, rief Heloise händeringend, weil Ihr mich durchaus nicht begreift, aber ich beschwöre Euch, seyd barmherzig —

Warum sollte ich nicht begreifen können, wie Ihr dazu kommt, diesem Gegenstand die Huldigung darzubringen, die allein der

Ehre Gottes gebührt? Ich begreife es nur zu gut.

Von welchem Gegenstand ist hier die Rede? fragte die Gräfin gespannt.

Ihr könnt unmöglich glauben, fiel Heloise ein, daß eine meiner Handlungen die Ehre Gottes zu vermehren, oder sie zu mindern vermag. Eine solche Behauptung wäre ja eine wahre Gotteslästerung.

Hebe Dich von mir! schrie hier der Pater zornig, ich will Deine sündlichen Ketzereien nicht mehr hören. Fort auf Dein Zimmer und flehe dort zu allen Heiligen, daß sie Dich von dem höllischen Feuer erretten, zu dem Du ohne ihre Fürbitte verdammt werden wirst!

Barmherziger Himmel! rief hier der Troubadour und stand bewegt von seinem Sitz auf — werft doch nur einen Blick auf dies Engelsgesicht, Pater, seht diese Lippen, die stets nur Worte des Friedens und der sanften Unschuld gesprochen haben und erröthet vor Euch selbst, daß Ihr ein solches Wesen mit ewigem Verderben zu bedrohen wagt.

Ihr wagt es, die heilige Gewalt meines

geiſtlichen Amtes zu läſtern? erwiderte der Pater, ſtammelnd vor Zorn — doch ſich gewaltſam faſſend, wandte er ſich mit ſeinem gewöhnlichen, heuchleriſch frommen Ton an die Gräfin: ich ſehe mich genöthigt, ſagte er, Euer Schloß zu verlaſſen, da ſelbſt Eure Gegenwart mich nicht vor den Beſchimpfungen und dem Uebermuth dieſes Fremdlings zu ſchützen vermag und ich die Würde meines Standes nicht aus Rückſicht für Euch, der Gefahr ſolcher Kränkungen länger ausſetzen darf.

Mit dem Schein demüthiger Unterwerfung ſchlug er hier die Arme kreuzweis auf die Bruſt zuſammen, hob die Augen gen Himmel, ſeufzte und verſchwand.

Die Gräfin fühlte durch Heloiſens Anklage ihre Eiferſucht gereizt und Orlando's Vertheidigung hatte zu ſehr ihre Eitelkeit gekränkt, als daß ſie die Entfernung ihres Beichtvaters gleichmüthig zu ertragen vermochte. Eine alltägliche Perſon, ſagte ſie mit zornigem Blick zu dem Troubadour, würde Euch Vorwürfe machen, aber Philoſophie iſt über die Sprache der Leidenſchaft erhaben und ſelbſt Heuchelei

und Undankbarkeit vermögen ſie nicht dahin zu bringen, die Gränzen der Mäßigung zu überſchreiten; ich will Euch daher nur benachrichtigen, daß die Dauer Eures Aufenthalts in meinem Schloſſe von der klugen Behutſamkeit Eurer Aufführung und von der Ehrerbietung abhängt, die Ihr dem heiligen Mann erweiſen werdet, den Ihr eben ſo ſträflich beleidigt habt. — Was Euch aber anbetrifft, fuhr ſie, ſich zu Heloiſen wendend, fort, ſo kann ich eine ſo falſche, liſtige Schlange in keinem Fall länger um mich dulden.

Bis jetzt hatte Heloiſe unbeweglich, tief in Schmerz verſunken, dageſtanden, doch hier erhob ſie ihren furchtſam bittenden Blick und ſchien die Gräfin unterbrechen zu wollen, doch dieſe, der es ſchwer genug geworden war, ihre philoſophiſche Kaltblütigkeit gegen den Troubadour zu behaupten, ließ ihrem Zorn gegen Heloiſen deſto freiern Ausbruch. Schweigt, rief ſie ihr drohend zu, morgen ſollt Ihr nach Eurem Kloſter zurückgebracht werden, und da werdet Ihr Zeit haben, Eure Nichtswürdigkeit zu erkennen und Eure Gottloſigkeit zu bereuen.

Heloiſens Thränen verſiegten, ſie warf einen Blick voll Hoheit und Unwillen auf die Gräfin und entfernte ſich ſchweigend mit einer Würde und einem Anſtand, der zu dem hoffärtigen Weſen der Gräfin den entſchiedenſten Gegenſatz bildete. Dieſe verließ mit ihr zugleich das Zimmer, um den Pater aufzuſuchen und ſeinen Zorn zu beſänftigen, da er eine Gewalt über ſie hatte, der ſie ſich blindlings unterwarf, weil es ihr eben ſowol an Scharfſinn mangelte, die Quelle derſelben zu entdecken, als an Karakterſtärke, um ſich von dem Joch derſelben frei zu machen. Ihrem Vermuthen nach, ließ ſie ihren neuen Günſtling voll Verzweiflung über ihren Unwillen zurück und darauf ſinnend, ſich ihre Huld wieder zu erwerben; allein ſie hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als er ſich eiligſt des Papiers bemächtigte, das der Pater auf die Erde geworfen hatte und das, wie er vorausſetzen mußte, den Grund zu Heloiſens Anklage enthielt.

Es war zerknittert uud zerriſſen, da es dem Pater erſt nach langem, ernſtlichen Widerſtand gelungen war, ſich deſſen zu bemächtigen, aber es gelang ihm doch, den Inhalt

deſſelben zu entziffern, und wie groß war ſeine Ueberraſchung, als er ein Gedicht fand, nach deſſen Leſung ihm kein Zweifel übrig blieb, daß von ihm ſelbſt darin die Rede ſey. Die lebhafteſte Bewunderung ſeines Dichtertalentes und des Zaubers ſeines Geſanges ſprach ſich darin aus, wenn gleich die zarte Weiblichkeit ihrer Empfindungen die glühende Begeiſterung ihrer Seele verſchleiert hatte. Unausſprechlich bewegt und beglückt drückte er das Blatt an Herz und Lippe und fühlte, daß er dies wundervolle Weſen, deſſen Daſeyn ein noch unerſchloſſenes Räthſel war, nie wieder vergeſſen könne, ſondern ewig lieben werde.

Heloiſe brachte den übrigen Theil des Tages einſam auf ihrem Zimmer, getheilt zwiſchen Schmerz und Unmuth zu. Sie empfand es, als durchaus unerträglich, in der Gegenwart des Troubadours eine ſo demüthigende Behandlung erlitten zu haben und wenn die Erinnerung an die Theilnahme, die er ihr bewieſen, die herbe Bitterkeit jenes Gefühls linderte, ſo peinigte ſie dagegen auch wieder die Furcht, daß er die Anſpielungen des Paters

auf ihre Partheilichkeit für ihn, verſtanden haben könne. Vorzüglich war es ihr wichtig, ſich wieder im Beſitz des ihr entriſſenen Blattes zu ſetzen und in der Hoffnung, daß dieſes in dem Kabinet der Gräfin liegen geblieben ſei, wagte ſie es, gegen Abend, wo ſie dieſe, wie auch den größten Theil des Hausgeſindes in der Vesper anweſend wußte, nach dieſem Kabinet zu gehen, um es dort zu ſuchen. Doch alle ihre Nachforſchungen blieben vergeblich und ſie kehrte niedergeſchlagener, denn vorher, nach ihrem Zimmer zurück.

Ihr Weg führte ſie durch die große Gallerie des Schloſſes und ein Blick aus einem der geöffneten Fenſter derſelben, zog ſie zu dieſem hin, um ſich der Herrlichkeit der Abendlandſchaft zu erfreuen. Die Sonne ſank in ihrer vollen Strahlenpracht und die Wolken, die wie ſchwebende Gebirge am Himmel einher zogen, ſchimmerten in buntem Purpurglanz — ein leiſer Abendwind rauſchte in den höchſten Wipfeln der Bäume, während auf der Erde wonnevolle Friedensſtille lag. Dieſer Anblick füllte Heloiſens Seele mit frommen Entzücken; ſie

empfand die Gegenwart des Alliebenden in ſeiner Schöpfung und ſank unwillkürlich auf die Knie nieder, um ihn anzubeten.

Als ſie ſich wieder erhob, erblickte ſie den Troubadour, der, wenig Schritte von ihr entfernt, an einen Pfeiler lehnte und ſich ihr jetzt näherte, ehe ſie ſich zu entfernen vermochte.

Habt Ihr, fragte er bewegt, bei dem Anblick dieſes erhebenden Schauſpiels keinen Seufzer der Theilnahme für die Erinnerungen, die an dieſe Gegend gebunden ſind? Gehört Euer Herz ſo ausſchließend dem Himmel, daß die Namen Abälard und Heloiſe Euch ungerührt laſſen?

Heloiſe blickte ihn fragend an.

Solltet Ihr nicht wiſſen, daß am Fuß jenes Berges, deſſen Gipfel von dem unſichern Schein des aufgehenden Mondes erhellt wird, die Ruinen von Pareclet liegen?

Nein, man hat mir dies nie geſagt, aber oft hat in der Stille eines ſchönen Abendes, mein Blick ahnungsvoll auf jene Trümmer verweilt und meine Phantaſie liebte es, dieſe verödeten Kloſtermauern mit Schattenbildern einer ſelbſtgeſchaffenen Welt zu bevölkern.

O warum mußte Euch, die die Natur mit der Flamme des Genius beseelte, das furchtbare Loos zu Theil werden, unter Menschen leben zu müssen, die unempfänglich für alle Freuden des Geistes und der Poesie, den Maaßstab ihrer eigenen armseeligen Beschränkung an alles legen, was in ihren Kreis tritt! Blickt hin auf jene Trümmer, die ehemals die geweihte Zufluchtsstätte der Jugend und der Schönheit waren, wo sie eine Liebe zu besiegen hoffte, deren Macht der Religion und der Zeit gleich unüberwindlich blieb und wenn Ihr für das Schicksal jener Unglücklichen eine Thräne der Theilnahme habt, so versagt sie auch mir nicht, dessen Herz alle Schmerzen der Liebe empfindet, ohne ihr Glück gekannt zu haben. Abälard liebte und wurde geliebt — das Leben trat trennend zwischen ihn und die Geliebte, aber im Grabe wurde er mit ihr für immer vereint. Wie viel unglücklicher ist der Mann, der nie das Glück erwiderter Liebe kannte und dessen glühendes Herz ein Raub unerrathener und unbelohnter Leidenschaft ist.

Kann ein Herz, das so warm zu lieben

vermag, unbelohnt bleiben? fragte Heloiſe kaum hörbar.

Ihr ſelbſt könnt es entſcheiden, antwortete der Troubadour, indem er ihr zu Füßen ſank. Seit dem erſten Augenblick, wo ich Euch ſah, habe ich Euch angebetet. Mir fehlen die Worte, Euch mein Gefühl auszuſprechen, aber weh mir! wenn Euer Herz Euch nicht zuflüſtert, was meine Lippe nicht zu ſtammeln vermag. Die wahre Liebe bedarf auch keines Bekenntniſſes, um ſich kund zu geben — ſie leuchtet aus jedem Blick und ein Seufzer reicht hin, Seele mit Seele zu verſtändigen. O wendet Euch nicht ab! verhüllt nicht dieſe ſeelenvollen Züge ſo bang mit Eurem Schleier! Ich begehre ja keine entzückende Gewißheit, ich flehe ja nur um einen Schimmer der Hoffnung — könnt Ihr mir dieſen verſagen wollen?

Mit bebender Hand zog er hier ſchüchtern den Schleier zurück, der ihm Heloiſens Geſicht verbarg — ihr Auge begegnete dem ſeinigen — unausſprechlich bewegt, lehnte ſie ihre erröthende Wange auf die Schulter des Troubadours; ihre Thränen floſſen, doch Engel

hätten die seelige Wonne dieser Thränen beneiden können.

Mit unendlichem Entzücken ruheten seine Blicke auf der Geliebten; plötzlich schrak sie zusammen und blickte erbleichend und furchtsam um sich her.

Woher, o woher diese Angst, meine Geliebte, sagte er, sie sanft an sein Herz drükkend —

Habt Ihr nichts gesehen; nichts gehört?

Ich konnte nur Euch sehen, nur Euch hören — meine ganze Seele, mein ganzes Daseyn war nur Ein Gedanke.

Mich dünkt, ich sah die Gräfin und den Pater hinter jenem Pfeiler weg, der Thüre zu schleichen.

Es war wol nur eine Täuschung, sagte der Troubadour besorgt.

Ein leises Ach! war Heloisens ganze Antwort, denn in demselben Augenblick waren sie von den Dienern des Schlosses umgeben, denen die Gräfin und der Pater folgten und ihnen befahlen, sich des Troubadours zu bemächtigen und ihn nach dem im östlichen Thurm

befindlichen Gefängniß zu führen. Trotz seines kräftigen Widerstandes wurde er auch durch die Anzahl seiner Gegner überwältigt und bei Heloisen vorüber geschleppt, die, ein Bild des Entsetzens, einen Pfeiler umklammert hatte, um sich an ihm aufrecht zu erhalten; der Himmel sende Dir seine Engel zum Schutz! rief er ihr zu, doch sie vernahm kaum noch diese Worte und sank, von ihren Empfindungen überwältigt, bewußtlos zu Boden.

* * *

Es war dem Pater Anselmus mit der Drohung, das Schloß verlassen zu wollen, nie Ernst gewesen, da die vorherrschende Leidenschaft seiner Seele, der Eigennutz, es ihm höchst peinlich gemacht haben würde, seinem Gegner das Feld zu räumen und ihn in dem ungetrübten Besitz der Vortheile zu lassen, die er bis jetzt aus seinem Verhältniß zur Gräfin zu ziehen verstanden hatte. Doch vermied er schlau in den ersten Stunden nach jenem Auftritt jedes Zusammentreffen mit der Gräfin und erst auf dem Rückwege aus der Vesper gelang

es ihr, ſich eine Unterredung mit ihm zu verſchaffen. In dieſer gab er ſich den Anſchein, als beharre er bei ſeinem Entſchluß, das Schloß verlaſſen zu wollen und ließ ſich erſt nach langen Bitten zu einer Aenderung deſſelben unter der Bedingung bewegen, daß ſie den Troubadour am nächſten Morgen für immer aus ihrem Dienſt entlaſſe. Das Herz der Gräfin widerſetzte ſich dem und ſie fand, wie die Frauen faſt immer in ähnlichen Fällen, einen vermittelnden Ausweg.

Seine Entfernung, ſagte ſie, ſcheint mir bedenklich und ich halte es in den jetzigen unruhigen Zeiten für viel rathſamer, ihn hier gefangen zu halten, bis er ſeinen wahren Namen entdeckt, da ich nach manchen Anzeigen ihn nicht für das halte, wofür er ſich ausgiebt.

Hier verſtummte ſie plötzlich und winkte auch dem Pater ſchweigend zu lauſchen. Sie ſtanden gerade unter dem Fenſter der Gallerie, an dem der Troubadour und Heloiſe mit einander redeten und ein aufmerkſames Erhorchen ſeiner Worte reichte in wenig Augenblicken

hin, der Gräfin ihre philoſophiſche Gleichmüthigkeit zu rauben. Zorn röthete ihre bleichen Wangen und mit vor Wuth und Eiferſucht funkelnden Augen, eilte ſie in das Schloß und befahl ihren Dienern, ihr in die Gallerie zu folgen und ſich des Troubadours zu bemächtigen.

So demüthigend aber auch für ihre Eitelkeit die Entdeckung von Orlando's Liebe zu Heloiſen war, ſo ſehr ſich auch der Pater bemühete, ihren Zorn heller und heller zu entflammen, ſo reichte dieſer Aufruhr ihrer Empfindungen doch noch nicht hin, die Neigung zu erſticken, die ſie für ihn empfand und die der Widerſtand nur noch zu verſtärken ſchien.

Sie ſandte am Morgen nach ſeiner Gefangennehmung den Pater, von einigen ihrer Diener begleitet, in das Gefängniß, um den Verbrecher, der ſich unterſtanden hatte, Jugend, Geiſt und Schönheit, ihrer Häßlichkeit und ihrer ſchwerfälligen Gelehrſamkeit vorzuziehen, vor ihr Gericht zu führen. Die unordentliche Eile der Tritte ihrer rückkehrenden Abgeſandten verkündigte ihr aber ſchon vor dem Eintritt derſelben ein unerwartetes Ereigniß

und die erſten Worte des Paters beſtätigten dieſe Vermuthung, indem er ſie mit der Flucht des Troubadours bekannt machte, der aus dem eiſernen Gitter vor dem Fenſter ſeines Gefängniſſes einige Stangen ausgebrochen und ſich ſo, trotz der Höhe deſſelben, durch einen kühnen Sprung der Strafe entzogen hatte, die ihm beſtimmt war.

Die Gräfin konnte den Eindruck, den dieſe Nachricht auf ſie machte, nicht verbergen und ſandte ſchnell nach Heloiſen, um dieſe herbei zu holen, weil ſie von ihr Auskunft über dieſe, allen unerklärliche Flucht, zu erhalten hoffte.

Dieſe fand ſich, als ſie am vorigen Abend aus ihrer Ohnmacht erwachte, allein in ihrem Zimmer, von dichter Finſterniß umgeben. Ihre Einbildungskraft geſellte zu der ſchreckensvollen Erinnerung der Gefangennehmung Orlando's die bangſten Beſorgniſſe, aber ihrem Leben war nun auch ein Stern aufgegangen, deſſen mildes Himmelslicht tröſtend durch jede Schickſalsnacht leuchtete: ſie liebte und wurde geliebt! — Das ganze Leben, fühlte ſie, werde

nicht ausreichen, die Seeligkeit dieſes Bewußtſeyns zu erſchöpfen; doch als jetzt am Morgen Theodor zu ihr eintrat, um ſie mit der Flucht des Troubadours bekannt zu machen, erbleichten ihre Roſenwangen und ſie vermochte kaum, ihm zu der Gräfin zu folgen, von der er den Befehl erhalten hatte, ſie zu ihr zu führen.

Mit finſterm Geſicht und mit einer Stimme, der man es anhörte, welche Anſtrengung es ſie koſte, ihre Wuth zu bemeiſtern, befahl ihr dieſe, den Inhalt der Unterredung kund zu machen, die ſie am vorigen Abend mit dem Troubadour gehabt habe. Thränen waren die einzige Antwort, die Heloiſe zu geben vermochte und die Gräfin überließ ſich nun dem vollen Ausbruch ihres Zornes. Eine ganze Stunde lang ſchmähte ſie Heloiſen aus, warf ihr die Unanſtändigkeit und die Undankbarkeit ihres Betragens vor und entließ ſie endlich mit der Drohung, ſie nach dem Kloſter zurück ſenden und ſie der Aebtiſſin und den Nonnen in ihrer wahren Geſtalt ſchildern zu wollen.

Zum Glück für Heloiſe bedurfte aber die

Gräfin der Gegenwart eines Gegenſtandes, um Neigung für ihn zu empfinden; ihre Liebe gründete ſich nie auf jenes reine, geiſtige Gefühl, das dieſer allein eine von Zeit und Trennung unabhängige Dauer zu ſichern vermag und ſo war auch ihre Zärtlichkeit für den jungen Fremdling nur eine Aufwallung, die, ſobald ſie ihn nicht mehr ſah, ſpurlos verſchwand. Wenig Tage reichte hin, ihr den gewohnten kalten Gleichmuth und dem Pater Anſelmus, ſeine Gewalt über ſie wieder zu geben. Eifriger denn je ergab ſie ſich ihren litterariſchen Beſchäftigungen und da ihr Heloiſe dazu unentbehrlich war, wurde ihre Zurückſendung in das Kloſter bis zur Vollendung der Geſchichte der Kreuzzüge aufgeſchoben. Die Lebensweiſe im Schloſſe erhielt jetzt ihren alten einförmigen Gang wieder und die einem glänzenden, ſchnell verſchwindenden Meteor gleiche Erſcheinung des Troubadours, gab nur noch Stoff zu einer jener mährchenhaften Erzählungen, mit denen ſich die Bewohner deſſelben die Winterabende zu verkürzen pflegten.

Heloiſe allein ſah das geliebte Bild in der

lichten Glorie der Poesie und der Begeisterung vor sich schweben; doch trüber und trüber überschattete die Trauer getäuschter Hoffnung ihr jugendliches Daseyn, dem kein Glück geblieben war, als eben dieser Schmerz um den Geliebten, den sie als das Kleinod ihres Lebens, tief im Herzen trug und nie von ihm zu genesen, nie von ihm zu scheiden begehrte.

Sie begrif seine Flucht nicht, aber sie war überzeugt, daß man sie für keinen Beweis irgend einer Schuld, deren Entoeckung und Strafe er gefürchtet habe, nehmen dürfe. Ich kenne die Welt freilich nur aus meinen Büchern, sagte sie sich, allein ich weiß, daß Tugend nicht immer glücklich macht, und daß Neid und Verfolgung der Schlechten das Loos sind, dem ein großer, ausgezeichneter Mensch fast nie entgehen kann. Die Jahrbücher der Geschichte sind ja mit den Namen von Menschen angefüllt, die heldengroß nur für das Wohl der Menschheit lebten und fast alle, ohne Ausnahme, als Opfer des Undanks und der Ungerechtigkeit in das Grab sanken. Auch sind die Zwistigkeiten und die Leiden der Menschen

viel ſeltener eine Folge ihrer Verirrungen und Fehler, als ihrer Irrthümer und Vourtheile. Und ach, wie oft müſſen nicht Genie und Talent unter dem Druck der Noth und des Elends unerkannt und ungewürdigt verſchmachten!

Dieſe Betrachtungen beſtärkten ſie in dem Glauben an Orlando's Werth und Unſchuld. Wochenlang hoffte ſie von Tag zu Tag auf ſeine Rückkehr und malte ſich dann ihre Zukunft mit den glänzendſten Farben aus; doch jeder Abend trug eine getäuſchte Hoffnung zu Grabe und der Schmerz einer ſo oft von Neuem getäuſchter Erwartung nahm allmälig von ihrem Herzen mehr und mehr Beſitz.

Oft erſtieg ſie die Wälle des Schloſſes, weil ihr war, als müſſe er der erſte Gegenſtand ſeyn, den ihr Auge von dort in der Ferne erblicken werde — aber nur die Gräuelbilder des bürgerlichen Krieges wurden ihr hier ſichtbar: zerſtörte Dörfer, verwüſtete Felder und fliehende Bauern, die in dem undurchdringlichen Dickigt der Wälder eine Zuflucht ſuchten, die ihnen die Ebene nicht mehr gewährte. Einzelne Kriegerhaufen durchſchwärmten die Ge-

gend und wenn der Glanz ihrer Waffen und die kriegerische Hoheit ihrer Erscheinung auch zuweilen Heloisens Phantasie ergötzte, so nahm ihr Herz doch keinen Antheil daran und die Thränen, die sie ihrem eigenen Schmerze weinte, vermischten sich oft mit denen, die dem Unglück ihres Vaterlands flossen.

Eines Abends, als sie, von dem Wall zurückkehrend, bei dem ehemals von Orlando bewohnten Zimmer vorüber gieng, glaubte sie den Ton einer Harfe zu hören. Es war keine Täuschung — sie vernahm den Klang derselben im Näherkommen immer deutlicher und riß in tiefer Bewegung unwillkürlich die Thüre des Zimmers auf. Auf dem Lager des Troubadours saß Theodor und spielte auf Orlando's Harfe — erröthend stand er bei ihrem Eintritt auf und sie vermochte es gleichfalls kaum, diesen bei ihm zu entschuldigen. Ich wußte nicht, daß Ihr die Harfe spielen könnt, sagte sie.

Auch habe ich es noch keineswegs zu einiger Fertigkeit gebracht, antwortete er, aber es ist so natürlich, daß man das nachzuahmen sucht, was man bewundert. Ich mußte, als

ich den Troubadour einmal des Nachts auf der Terraſſe hinter Eurem Fenſter ſpielen hörte, wie ein Kind weinen und das halb vor Entzücken und halb vor Verdruß.

Solche Thränen vergießt man gerne, erwiderte Heloiſe, deren Auge unverwandt auf der Harfe ruhete.

Ja, ſagte Theodor, dieſen Blick beantwortend, es iſt ſeine Harfe und hier iſt auch noch der Anzug, den er bei ſeiner Ankunft im Schloſſe trug und auf Befehl der Gräfin ablegen mußte, wie er ihr Sekretair wurde.

Gehört dieſer Anzug Euch?

Nein, er iſt hier liegen geblieben, da ſelten jemand in dieſem Theil des Schloſſes kommt und ich vielleicht der Einzige bin, der ſeit ſeiner Flucht dies Zimmer betreten hat.

Und die Harfe?

Die gehört mir.

Hat er ſie Euch geſchenkt?

Ich mußte ihm eine Gefälligkeit erzeigen, antwortete der Edelknabe zögernd, und zur Vergeltung bot er mir die Harfe an.

Darf ich wiſſen, worin dieſe Gefälligkeit beſtand?

Verzeiht, eben dies iſt ein Geheimniß, das ich nicht entdecken darf. Wollte Gott, er hätte noch ſeine Harfe und ich — hier hielt er plötzlich ein.

Könntet Ihr Euch wol entſchließen, mir die Harfe zu überlaſſen? fragte Heloiſe mit erkünſtelter Gleichgültigkeit.

Wenn Ihr den Preis, den ich darauf ſetze, nicht zu hoch findet und mir geben wollt, was ich dafür fordre. —

Ach freilich könnt Ihr leicht mehr fordern, als ich zu zahlen vermag.

Nein, nein, ſo meine ich es nicht. Ihr ſeyd ja ſo reich, ſo ſehr reich —

Was begehrt Ihr denn dafür?

Die Erlaubniß, Eure ſchöne Hand küſſen zu dürfen.

Nein, Theodor, ſagte Heloiſe erröthend, es würde unrecht von mir ſeyn, Eure Galanterie ſo in Anſpruch nehmen zu wollen. Hier, fuhr ſie fort, indem ſie eine kleine Börſe hervor zog, in der einige, ihr von Schweſter Stepha-

nie geſchenkte Geldſtücke befindlich waren, nehmt dieſe Kleinigkeit, bis ich —

Wie, unterbrach ſie Theodor, ich ſollte dieſe Harfe verkaufen? ſollte von Euch Geld dafür nehmen? — O, wie wenig kennt Ihr mich! Erlaubt mir, ſie nach Eurem Zimmer tragen zu dürfen.

Nur dann, ſagte Heloiſe, und band ein kleines ſilbernes Kreuz ab, das ſie um den Hals trug, wenn Ihr dies dagegen zum Andenken von mir annehmen wollt.

Vor Freude erröthend bog Theodor das Knie vor ihr.

Sie hieng es ihm um, und, ſetzte ſie mit feinem Lächeln hinzu, da Ihr feſt auf Eure erſte Forderung zu halten ſcheint, ſo geſtehe ich ſie Euch gleichfalls zu.

Beſeeligt zog er ihre Hand an ſeine Lippen, und ſie flog nach dem Abendeſſen mit ungeduldiger Eile nach ihrem Zimmer und drückte die Harfe, die ſie dort ſchon vorfand, an ihr Herz. Es that ihr nur Leid, daß ſchon eine andere Hand die Saiten derſelben ſeit Orlando's Abweſenheit berührt hatte — ihr war,

als ſey der magiſch. Zauber, der in ihnen ſchlummre, dadurch entweiht.

Schweſter Stephanie hatte ihr früher einige Griffe auf der Laute gezeigt; dieſer Unterricht und ihr eigenes, ſehr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent, brachte ſie bald dahin, daß ſie ihren Geſang mit der Harfe zu begleiten und einige von Orlando's Lieblingsmelodien zu ſpielen vermochte. Der Beſitz dieſer Harfe und die Entwickelung ihres Talentes machten ſie anfänglich ſehr glücklich; aber es war nun bald ein Vierteljahr ſeit der Flucht des Troubadours vergangen, ohne daß ſie ein Lebenszeichen, ein Unterpfand ſeines Andenkens an ſie erhalten hatte und die ſich ihr täglich mehr aufdringende Ueberzeugung, von ihm vergeſſen zu ſeyn, wurde ihrem ſtolzen Geiſt eben ſo peinlich, als ihrer zart und tief empfindenden Seele ſchmerzlich. Die Zeit milderte freilich allmälig die leidenſchaftliche Lebhaftigkeit der empfangenen Eindrücke auch bei ihr, aber doch wurde eine an Schwermuth gränzende Wehmuth der Grundton ihres Weſens.

Der Troubadour hatte ſie nicht blos mit

einem früher von ihr unbekannten Glücke, bekannt gemacht, sondern sein Lob hatte auch in ihr eine Ahnung ihres wahren Werthes und ihres eigentlichen Berufs erweckt. Sie fühlte es, sie war nicht für die Alltäglichkeit geboren; in ihr schlummerte die Kraft, sich in angeborner Seelengröße zu entfalten und sich auf die Bewunderung der Menschen Ansprüche zu erwerben. In dem Zeitalter, in dem sie lebte, vergönnte man solchen Gefühlen und Bestrebungen noch einen großen Einfluß auf das Leben und Heloise war nur zu sehr geneigt, sich dem Flug ihrer Begeisterung, für alles Schöne und Erhabene hinzugeben und die glänzenden Trugbilder ihrer Phantasie bis jenseits der Gränzen der Klugheit und der Wahrscheinlichkeit zu verfolgen. Die Ueberzeugung, daß der Beruf zum Klosterleben, den man ihr aufzwang, ihrem innersten Wesen widerstrebe, und daß sie es der Entfaltung ihres höheren, geistigen und sittlichen Daseyns schuldig sey, sich vor diesem trostlosen Verschmachten in den Klostermauern zu retten, gab ihr den Plan ein, aus dem Schlosse entfliehen zu wollen,

ehe ihre Rückkehr in das Kloſter ihr jede Hoffnung zur Flucht raubte. Sie glaubte dieſen Plan am beſten in der Verkleidung als Troubadour in's Werk ſetzen zu können und der Zufall ſchien ſie begünſtigen zu wollen, da es keine Schwierigkeit für ſie haben konnte, ſich des, von Orlando zurückgelaſſenen Anzuges zu bemächtigen.

Sie bedachte nicht, daß ſich ihr ohne Freunde, ohne Schutz, ſo leicht kein Zufluchtsort öffnen werde, ſie zu bergen, keine Arme, um ſie liebend zu empfangen; ſie wußte nicht, wie feindlich das Leben den holden ſchmeichelnden Jugendträumen ſchöner Seelen iſt; ſie ahnete die Fußangeln nicht, die auf jedem Wege liegen, der uns in die Welt führt — ſie war kaum ſiebzehn Jahr alt!

Jugend, Wonnezeit des irdiſchen Daſeyns, giebt es denn in allen Freuden ſpäterer Lebensjahre irgend eine, die den Verluſt Deiner Träume zu vergüten vermag! Bleibt nicht bis zum Grabe, wo alle Deine Hoffnungen zu Erinnerungen werden und der Widerſchein Deiner Aurora das Grab, dieſe Wiege einer hö-

heren Jugendzeit röthet, die Thräne, die wir Dir nachweinen, der seeligste Schmerz?

* * *

Es war, als wolle sich auch in Heloisens äußern Lebensverhältnissen alles vereinen, um sie zur Ausführung ihres Entschlusses zu treiben; die gleichgültige Nichtachtung, mit der der Pater, und der kalte Hohn, die Bitterkeit, mit der die Gräfin sie behandelte, wurden ihr immer unerträglicher und bald trat die Nothwendigkeit einer raschen Entscheidung ein. Die Geschichte der Kreuzzüge war vollendet; die kriegerischen Unruhen verhinderten allein noch die Reise der Gräfin nach Paris, wohin sie sich begeben wollte, um den Druck ihres Werkes zu besorgen und der Tag zu Heloisens Rückkehr nach dem Kloster wurde schon bestimmt.

Heloisens einzige Erholung war bis jetzt ein Spatziergang nach dem Kloster gewesen, das kaum eine halbe Stunde von dem Schlosse entfernt war und wo die einzige Freundin lebte, die ihr Herz bis jetzt gefunden hatte.

Die Aebtiſſin und die Nonnen empfiengen ſie ſtets freundlich und Stephanie, die ſichtlich mit raſchen Schritten dem Grabe zueilte, ſchien ihren letzten Troſt in Heloiſens geliebter Gegenwart zu finden.

In allen ihren Unterhaltungen kam aber Heloiſens Herzensgeheimniß nie zur Sprache; ſie fürchtete es zu ſehr, ihre Zärtlichkeit für Orlando beſpöttelt zu hören, und obgleich feſt entſchloſſen, Stephanie mit ihrem Vorſatz, ſich durch die Flucht der Ablegung ihres Klostergelübdes zu entziehen, bekannt zu machen, wünſchte ſie doch, daß dieſe denſelben einzig der Ueberzeugung ihrer Vernunft zuſchreiben und frei von dem Verdacht bleiben möge, daß der Liebe ein mächtiger Einfluß auf dieſen Entſchluß beizumeſſen ſey.

In den letzten drei Wochen war aber Heloiſe ſo anhaltend im Schreibzimmer der Gräfin beſchäftigt geweſen, daß ſie das Kloſter nicht hatte beſuchen können und erſt jetzt, nach Vollendung des Werkes, wo nur noch das letzte Kapitel in's Reine zu ſchreiben war, erhielt ſie die Erlaubniß, Stephanie

besuchen und die Nacht im Kloster bleiben zu dürfen.

Die Nonnen waren bei ihrer Ankunft alle in der Vesper, ausgenommen Stephanie, die zu krank war, um ihre Zelle verlassen zu können. Heloise fand sie schlummernd auf ihrem Lager, allein sie erschrak, als sie sich ihr leise nähernd, entdeckte, wie sehr Stephanie sich seit ihrem letzten Besuche verändert hatte. Lilienbleich und schattenartig lag sie da; unter den geschlossenen Augenliedern drangen einzelne Thränen hervor, die wie Perlen über ihre Wangen rollten, während ein süßes, aber mattes Lächeln um ihre Lippen schwebte. Durch das kleine Fenster der engen Zelle warf die sinkende Sonne einen Purpurschimmer auf ihr weißes Gewand und gab dieser Sterbenden den Glanz eines schon verklärten Wesens. Die eine Hand lag auf ihrer Brust, die andere auf einem kleinen Kästchen, das vor ihr auf ihrem Lager stand.

Plötzlich verschwand das milde Engellächeln, das um ihre Züge spielte; schmerzvolle Zuckungen überflogen ihr Gesicht; ihr Körper

erzitterte, es war, als strebe sie mit höchster Anstrengung sich aus Banden zu befreien, von denen sie sich gefesselt fühlte — mit einem Schmerzensschrei fuhr sie plötzlich in die Höhe und fand sich in Heloisens Armen, die sie sanft auf ihr Lager zurücklehnte und vor demselben auf die Knie niedersinkend, ihre Hände heißweinend an ihre Lippen drückte.

Stephanie schaute sie im ersten Moment mit irren Blicken an, doch dann umarmte sie sie zärtlich und hieß sie mit süßem Lächeln willkommen. Ich habe einen schönen und doch auch furchtbaren Traum geträumt, sagte sie. Mein ganzes Leben zog noch einmal wieder in wechselnden Bildern bei mir vorüber; ich saß wieder unter den hohen Ulmen, die das Vaterhaus beschatteten; es war in jenem Zeitalter des Daseyns, wo Liebe, Hoffnung und Freude uns als lächelnde Genien umschweben; mein Auge ruhete auf dem Mann meines Herzens, der anbetend zu meinen Füßen lag — ich fühlte wieder den Kuß, den er auf meine Hand drückte, ich hörte wieder die Versicherung, daß der Tod allein die Macht habe, un-

ſer Band zu löſen, doch nicht die, Herz von Herz, Leben vom Leben zu ſcheiden. — Plötzlich war alles um mich her verwandelt — in ſchreckenvoller Finſterniß ſtand ich im Vorhof des Louvre — Blitze flammten am dunkeln Nachthimmel hin und zeigten mir den Boden mit blutenden, zuckenden Leichnamen bedeckt und die Mörder, die ihre Dolche in die Bruſt ſchuldloſer Schlachtopfer ſtießen. Ich warf mich zur Erde nieder und bat den heiligen Bartholomäus — es war der Tag ſeines Feſtes — mich zu ſchützen — da ſah ich ihn aus den Höhen des Himmels zu mir niederſchweben, mein Blick begegnete dem ſeinen, ich erkannte in ihm meinen Geliebten und warf mich in ſeine Arme. In demſelben Augenblick ſtürmte ein neuer Haufe raſender Blutmenſchen auf uns zu — ſie ermorden meinen Geliebten, ſie reißen ihn aus meinen Armen und ſchleudern mich in ein finſtres Grab, daß ſich auf ewig über mir ſchloß, als ich unter den Mördern meinen Bruder erkannte.

Und dieſe ſchauervollen Bilder, rief Heloiſe, ſie zeigen die Geſchichte Eures Lebens?

Stephanie faltete ihre Hände auf der Bruſt zuſammen, ihr Auge hob ſich zum Himmel und Thränen überſtrömten ihr bleiches Geſicht. Zugleich traten mehrere Nonnen ein und wenn ſie gleich kamen, um ſich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, erblickten ſie doch kaum Heloiſe, als ſie mit einer Menge nichtsbedeutender Fragen auf ſie einſtürmten und ſie, als ſie dieſe beantwortet hatte, zu der Aebtiſſin führten, von der ſie ſich die Erlaubniß erbat, für dieſe Nacht die Stelle der Schweſter einnehmen zu dürfen, die in Stephaniens Zelle ſchlief, um ihr im Nothfall Hülfe leiſten zu können.

Sie erhielt die Gewährung dieſer Bitte und eilte nun zu ihrer Freundin zurück, die ſie an dem kleinen Tiſchchen, das vor ihrem Lager ſtand, ſitzend fand.

Ihrem ſchon früher gefaßten Vorſatz zufolge, eröffnete ſie dieſer nun ihr Herz und geſtand ihr, nachdem ſie ihr den Ideengang ihrer Glaubensanſichten und Meinungen zu entwickeln verſucht hatte, den Entſchluß, die Flucht ergreifen zu wollen.

Stephaniens dunkle Augen ruheten mit innigem Antheil auf Heloiſe.

Was Du mir von der Umwandlung Deiner Geſinnungen erzählſt, antwortete ſie, befremdet mich nicht. Das iſt ja eben das göttliche Licht im Menſchen, daß ſeine Vernunft aus eigener Kraft die Feſſeln des Irrwahns und des Aberglaubens zu ſprengen vermag. Alle kirchliche Formen der Gottesverehrung ſind Erzeugniſſe der Zeitalter und ändern, wie dieſe, ihre Geſtalten; aber die Religion iſt über allem Wechſel der Zeit und ihrer Erſcheinungen erhaben, ſie iſt die ewige Selbſtoffenbarung Gottes in den Seelen ſeiner Kinder. — Wie könnte ich es daher mißbilligen, wenn Dein, in der Kindheit vom Wahn umnebelter Geiſt, aus eigener Kraft ſich zur reinerer Erkenntniß des alliebenden Vaters aufgeſchwungen hat — doch hier ſtehe ich auch an der Gränze meiner Billigung — dein Plan zur Flucht erſcheint mir als der Traum einer romanhaften Einbildungskraft. Du willſt fliehen — weißt Du denn auch wie? und wohin? — Haſt Du Dir ein Ziel geſteckt? ei-

nen Plan für Deine Zukunft und für Deinen Unterhalt entworfen?

Ach, an das alles habe ich noch nicht gedacht, sagte Heloise seufzend, aber ich fühle, daß das Schicksal, welches mich vielleicht in der Welt erwartet, nie so hart seyn kann, als das, welches mich in diesen Mauern bedroht.

Mein Herz stimmt Dir darin bei. Giebt es denn aber für Dich keine andre Wahl, als die zwischen einem gewissen und einem möglichen Unglück! Hast Du keine Freundin, keine Vertraute, die Dich vor dem einem, wie vor dem andern zu schützen vermag?

Auf der ganzen Welt lebt mir ja keine befreundete Seele, als Ihr allein, sagte Heloise ihre Hand küssend.

Stephanie schloß sie hier sanft weinend in ihre Arme.

O diese Thränen verbürgen mir Eure Hülfe, Euren Beistand, rief Heloise.

Von mir erwartest Du Hülfe, von mir, die ich am Altare jeder irdischen Neigung entsagt und gelobt habe, ihr meine Seele verschließen zu wollen!

Ach, wenn Ihr mich verlasset, rief Heloise weinend, so bin ich von der ganzen Welt verlassen, so stehe ich auf dieser Erde ganz allein, ganz verwaiset!

Nein, ich werde Dich, sanftes, schuldloses Opfer, nicht verlassen, wenn mich gleich alles verließ, als ich mit diesem glühenden Herzen, lebend in das Kloster begraben wurde, wo alle Hoffnungen meines Lebens, alle Blüthen meines Glückes zu welken Todtenkränzen wurden.

Sie zog hier aus ihrem Busen ein Medaillon hervor, das sie durch den Druck einer Feder öffnete und Heloisen zwei Gemälde zeigte, die es enthielt. Sieh, sagte sie, diese blühende, beseelte Gestalt war ehemals die meinige, und diese edlen, schönen Züge — sie war zu bewegt, um weiter reden zu können und erst nach einer langen Pause vermochte sie fortzufahren: der Ritter von Serville und Rosalie von Vilette liebten sich mit all der Innigkeit der ersten, reinen heiligen Jugendliebe und nach manchem besiegten Hinderniß, erhielten sie zu ihrer Verbindung die Einwilligung von Ser-

villes Familie, so wie von Rosaliens Bruder, der der einzige Verwandte war, den sie besaß. Dieser Bruder, den Karl der Neunte mit seiner besondern Gunst beehrte, wurde in die Gräuel der Pariser Bluthochzeit verwickelt und gab sich seinem teuflisch gesinnten Monarchen zum Werkzeug seiner Rache hin. Serville, der edle, menschlich gesinnte Serville flog herbei, um gleich einem Engel des Erbarmens die verfolgten Hugenotten zu schützen und zu retten. Bemüht Villettes fanatischer Mordgier ein Schlachtopfer zu entreißen, sank er selbst unter seinen Streichen. Rosalie war Augenzeugin dieses gräßlichen Auftrittes; ihre Sinne verwirrten sich, man brachte sie in dies Kloster, wo sie endlich aus einer langen Vergessenheit ihrer Leiden erwachte und mit ihrer Vernunft auch die Qualen der Erinnerung zurück erhielt. Ihr Bruder war grausam genug, sie in dem Wahn zu lassen, daß Serville an seinen Wunden gestorben sey, da er den Gedanken an ihre Verbindung mit dem Mann, dessen Anblick alle Schrecken eines rächenden Gewissens in seiner Brust erweckte, nicht zu ertragen vermochte.

Es gelang ihm, ihren Aufenthalt zu verheimlichen und alle Nachforschungen ihres Geliebten, um diesen zu entdecken, vergeblich zu machen; er benutzte die hoffnungslose Verzweiflung, in die Rosalien der Tod ihres Geliebten gestürzt hatte, um sie zur Ablegung eines unauflöslichen Gelübdes zu bewegen, welches sie auf ewig von der Welt, von allem Glück, allen Hoffnungen trennte. Kurze Zeit nach ihrer Einkleidung starb dieser grausame Bruder und Rosalie, die man jetzt Schwester Stephanie nannte, erfuhr, daß ihr Geliebter noch lebe, für sie lebe, aber sie nicht mehr für ihn! —

Nach einer langen Pause fuhr sie fort: Kannst Du nun noch fürchten, daß ich nicht alles Mögliche thun werde, Dich vor einem Schicksal zu retten, dessen Härte und Bitterkeit ich selbst so tief empfunden habe? In der Welt, die ich seit 20 Jahren verließ, lebt nur noch ein Wesen, das meiner mit Theilnahme gedenkt und das ich meine Freundin nennen kann. Es ist Servilles Schwester, die Marquisin von Rosemont. Dieser will ich Dich empfehlen und sie wird aus Liebe für

mich die Beschützerin Deiner unerfahrnen Jugend werden. Morgen mehr davon. Mitternacht ist nahe und es ist Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.

Vergeblich bat Heloise um die Erlaubniß, bei ihr aufbleiben zu dürfen, bis sie eingeschlafen sey; Stephanie bestand darauf, daß sie sich niederlege solle und ihrem Willen gehorchend, warf sich Heloise auf die für sie hingebreitete Matratze nieder und versank bald in den sanften Schlaf, der mit zu den Vorzügen des Jugendalters gehört.

Der Morgen begann erst zu dämmern, als sie von dem Klang der Glocke, die zur Frühmette läutete, erwachte. Ihr erster Blick suchte Stephanie, die sie noch an dem Tisch sitzend erblickte, wo sie ihr am Abend gute Nacht gesagt hatte. Sie wollte es ihr zärtlich vorwerfen, die Nacht durchwacht zu haben, allein das Wort erstarb auf ihren Lippen, als sie die Veränderung sah, die in diesen wenigen Stunden mit ihr vorgegangen war. Gestern noch war Stephanie ein Bild stiller, klagloser Leiden — doch heut sprach Tod und Zerstö-

rung aus jedem Zug ihres Geſichts. Ihre tiefliegenden, ganz erloſchenen Augen waren vom Weinen geröthet — eine gelbliche Leichenbläſſe hatte die reine Lilienweiße ihres Geſichts verdrängt, und ſelbſt ihre Stimme klang hohl und unvernehmlich. Sie winkte Heloiſen, ihr von der für ſie bereiteten Arzenei einzugeben und überlas dann einen vor ihr liegenden Brief noch einmal, ehe ſie ihn verſiegelte und an den Ritter von Serville überſchrieb.

Dann reichte ſie Heloiſen ein für Frau von Roſemont beſtimmtes Blatt, in dem ſie dieſer ihre junge Freundin auf das dringendſte empfahl; doch wie tief rührte es Heloiſe, als ſie am Schluß deſſelben folgende Worte las:

„Und nun Lebewohl, meine geliebte, treue „Freundin, das letzte Lebewohl, das Deine „Roſalie Dir hienieden ſagen wird. Seit „zwei Jahren iſt mein Daſeyn für mich eine „unerträgliche Laſt und für andre ein Wunder; allein ich ſah die Verlängerung deſ„ſelben als eine Buße für meine Vergehungen an und der Tod naht ſich mir jetzt, „wie ein lang erſehnter Freund, deſſen Er-

„ſcheinung mir ein Glück ſichert, welches
„mir die Erde nicht zu gewähren vermochte.
„Wenn dies Blatt in Deine Hände kommt,
„iſt die Hand, die es ſchrieb, wahrſchein-
„lich ſchon in Staub zerfallen — vermag
„mein verdunkeltes Auge doch jetzt ſchon
„kaum mehr dieſe Schriftzüge zu erkennen,
„und die Schwierigkeit Worte zu finden,
„die Dir die immer noch viel zu glühenden,
„viel zu mächtigen Empfindungen meines
„Herzens auszuſprechen vermögen, verkündet
„mir die Nähe meiner Sterbeſtunde. He-
„loiſe wird Dir ein für Deinen Bruder be-
„ſtimmtes Packet einhändigen; es enthält
„ſein Bild, den Brief, den er vor 15 Jah-
„ren an die Nonne Stephanie ſchrieb und
„etliche Abſchiedszeilen, nicht von ſeiner Ro-
„ſalie, ſondern von der ſterbenden Stepha-
„nie. Findeſt Du aber, daß dieſe Abſchieds-
„zeilen noch vom Strahl unvergänglicher
„Liebe durchleuchtet ſind und mein Herz ſich
„in dieſer Todesſtunde zu unverhüllt ausge-
„ſprochen hat, ſo gieb ihm das Blatt nicht
„und laß ihn, deſſen große Seele jedes ir-

„diſche Leid ſo erhaben zu beſiegen wußte,
„nie erfahren, wie viel ſchwächer ich war
„und wie weit ich hinter ihm auf dem Pfad
„der Tugend zurückgeblieben bin. Mein
„Geiſt vermochte den hohen Flug des ſeinen
„zu faſſen, aber meinem Herzen fehlte die
„Kraft, ihn zu erreichen. Jetzt iſt alles ge=
„endet; der Tod wird vollenden, was Re=
„ligion, Zeit, Trennung und Vernunft nicht
„zu leiſten vermochten und im Grabe wird
„dies Herz, wenn es vom Tod berührt, er=
„ſtarrt iſt, auch aufgehört haben für Ser=
„ville zu ſchlagen. — Gedenke meiner! —
„laß den bleichen Schatten Deiner unglück=
„lichen Freundin Dich zuweilen in einſamen
„Augenblicken umſchweben und ſchenke ihrem
„Andenken und ihrem einſamen Grabe eine
„Thräne!“

Heiß weinend ſank Heloiſe, als ſie dieſe Zeilen geleſen hatte an Stephaniens Herz. Schone mich, liebes Kind, bat dieſe bewegt, ſchone Dich und laß uns nicht an Thränen und Klagen eine Zeit verſchwenden, deren Mi=nuten uns zugezählt ſind und von deren Be=

nutzung Deiner Rettung abhängt. Der Gedanke, Dir nützlich zu werden, erhellt sanfttröstend meine letzten Stunden, da ich so viele Jahre das Glück habe entbehren müssen, mich meinen Mitmenschen hülfreich bezeigen zu können. Höre mich aber jetzt, wo ich noch Kraft habe, mit Dir zu reden, aufmerksam an. Ich fürchte die Hindernisse, die sich Deiner Flucht entgegen stellen werden, aber ich will noch heut mit einer zuverlässigen Person reden, deren Hülfe Dir von großem Nutzen seyn wird und auf deren Treue und Diensteifer ich mich verlassen kann. Kehre daher diesen Morgen nach dem Schloß zurück und erbitte Dir die Erlaubniß, morgen Abend zur Vesperzeit wieder herkommen zu dürfen. Die Aebtissin, die bei Deiner Einkleidung von der Gräfin eine reiche Mitgabe für das Kloster zu erhalten hofft, wartet ungeduldig auf Deine Rückkehr und die Gräfin wünscht eben so sehnlich den Augenblick herbei, wo sie Dich hier lebendig begraben wissen wird. Von Beiden darfst Du keine Nachsicht, keine Großmuth hoffen; sie würden sich ein Verdienst um den Himmel zu

erwerben glauben, wenn ſie Dich zur Ablegung Deines Gelübdes zwängen und Dich zum Opfer, nicht ihrer Ueberzeugung, ſondern ihrer Vorurtheile machten. In ihren Seelen iſt keine Ahnung von der Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe; die Religion iſt für ſie nichts als ein Geſetzbuch derer Ceremonien, durch deren Uebung ſie ſich die Beſeeligung zu gewinnen glauben, die nur die Kraft der Wahrheit und der Liebe in der Menſchenſeele zu erzeugen vermag. Glaube aber nicht, daß Du bei Deiner Flucht aus dem Kloſter die Irrthümer des Aberglaubens und des Fanatismus hinter Dir laſſen wirſt; dies Unkraut gedeiht auf jedem Boden und wird vom Eigennutz und von der Unwiſſenheit zu ſorgfältig gepflegt, um nicht auch in der Welt manche edlere Pflanze zu erſticken.

Sie hielt hier einige Augenblicke ein und fuhr dann matter, aber auch ruhiger fort: Ich fürchte, daß Sprache und Gedächtniß mich plötzlich verlaſſen möchten und darum will ich Dir gleich alles ſagen, was Du nothwendig wiſſen mußt.

Bei dieſen Worten nahm ſie aus dem Me-

daillon ihr Bild und legte es in den Brief an Serville — dann faßte sie seines und blickte es unverwandt an, bis daß ihr von Thränen verdunkeltes Auge die geliebten Züge nicht mehr zu erkennen und ihre zitternde Hand die Feder des Medaillons nicht mehr zuzudrücken vermochte; sie reichte es daher Heloisen, um dies zu thun. Bewahre es sorgfältig, bat sie und übergieb es an Frau von Rosemont, sobald Du sie siehst. Diesen Ring, fuhr sie fort, indem sie einen kostbaren Diamantring aus dem Kästchen nahm, erhielt ich von meiner sterbenden Mutter — trage Du ihn zum Andenken an ihre unglückliche Tochter und nimm auch diese Geldbörse zu Dir. Du wirst ihrer bedürfen, armes Kind, und mir es nicht verweigern, sie von mir anzunehmen.

Vor ihr niedersinkend, empfieng Heloise diese theuren Vermächtnisse mit tiefster Wehmuth und küßte unter heißen Thränen dankbar ihre Hände. Stephanie hatte nur noch Zeit, sie zu umarmen, als auch schon mehrere Schwestern eintraten und nachdem sie die sichtliche Veränderung in den Zügen der Kranken

bemerkt und beklagt hatten, Heloiſe mit ſich in die Frühmetten nahmen, aus denen ſie, ohne Stephanie wiederzuſehen, nach dem Schloß zurückkehrte.

* * *

Die Unruhe, in der Heloiſe die Zeit bis zu der von Stephanie zu ihrem Wiederſehen beſtimmten Stunde zubrachte, war für einen ſo lebhaften Geiſt, wie der ihrige, eine wahre Qual und zur Erhöhung derſelben wurde ſie von der Gräfin länger als gewöhnlich bei ihrer Arbeit feſtgehalten, ſo daß ſie erſt nach Sonnenuntergang das Schloß verlaſſen konnte. Sie flog mehr als ſie gieng auf dem ihr wohl bekannten Pfade dem Kloſter zu, aus dem ihr bei ihrem Eintritt in den Vorhof eine ernſte feierliche Muſik entgegen tönte. Bald erblickte ſie nun einen Leichenzug — die Mönche eines benachbarten Kloſters wallten paarweiſe voran, jeder eine angezündete Kerze in der Hand; viere von ihnen trugen den Sarg; hinter dieſem erſchien die Aebtiſſin, von zwei Nonnen geführt, ihr folgte die ganze Schweſterſchaft

des Kloſters. Die Mönche ſangen das Miſerere bis an die Thüre der hell erleuchteten Kirche; hier aber ſtimmten die Nonnen das Requiem an und die mächtigen Töne der Orgel begleiteten ernſt und feierlich das Chor dieſer ſanften, leiſen Stimmen. Heloiſens Herz errieth, wem dieſe Todtenfeier galt; ſie ſchloß ſich dem Zug der Nonnen an und ſank, als der Sarg vor dem Altar niedergeſetzt wurde, hinter der Schweſter Marie, Stephaniens Krankenpflegerin, auf die Knie nieder. Ihr kommt zu ſpät, flüſterte ihr dieſe zu, ſie hat ſchneller vollendet, als wir alle glaubten. Heut Morgen um 9 Uhr ſtarb ſie in meinen Armen.

In Thränen zerfließend ſah Heloiſe die Leiche ihrer einzigen Freundin in's Grab ſinken und blieb, als alle ſich entfernten, allein in der Kirche zurück, um ſich ihrem Schmerz ganz ungeſtört hingeben zu können. Unwillkürlich drang ſich ihr aber bald der Rückblick auf ihre eigene Lage auf. Sie war nun ganz verlaſſen auf dieſer Welt; der Name der Perſon, der Stephanie ſie hatte anvertrauen wollen, um ſie zur Frau von Roſemont zu gelei-

ten, war ihr durchaus unbekannt und sie vermochte ihn nicht zu errathen — wie sollte sie nun, ohne allen Rath, ohne allen Beistand in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen Mittel finden, sich durch die Flucht zu retten? wie konnte sie es wagen, unbeschützt eine Reise durch eine Provinz zu unternehmen, die der Schauplatz eines gräuelvollen Krieges war?

Der dumpfe Schall der Mitternachtsglocke erweckte sie aus diesen schwermuthsvollen Betrachtungen; sie saß neben dem Grabe ihrer Freundin, die Lampen, welche die düstre Kirche erhellten, droheten zu verlöschen und mit Schaudern durchdrang sie der Gedanke, hier in völliger Dunkelheit allein zu seyn. Bebend stand sie auf und ergriff eine Kerze, die vor einem nahen Heiligenbilde brannte, aber ihr schwacher Schein diente nur dazu, die im Hintergrund der Kirche herrschende Finsterniß noch merklicher zu machen. Heloise war, wenn gleich in einem Kloster erzogen, doch von Gespensterfurcht frei, allein der Eindruck, den diese Umgebung und die Auftritte und Empfindungen der letzten Stunden auf ihre Phantasie

und auf ihr Herz gemacht hatten, war doch zu mächtig, um ſich jetzt nicht von den Schauern der Geiſterwelt überwältigt zu fühlen. Schwankend eilte ſie einer Thüre zu, die aus der Kirche in das Innere des Kloſters führte, wo ſie in der Zelle einer der ihr befreundeten Nonnen den Anbruch des Tages zu ihrer Rückkehr nach dem Schloſſe abwarten wollte. — Da ſah ſie plötzlich vor ſich auf dem Boden den Schatten einer langen, verhüllten Geſtalt. Maſchinenmäßig blickte ſie auf und nicht fern von ihr ſtand, an ein Grabmonument gelehnt, ein Weſen, welches als ihr Bild darauf fiel, langſam hinter einen Pfeiler zurückwich. Von Schrecken gelähmt umfaßte Heloiſe das Steinbild, an dem ihr Weg ſie in dieſem Augenblick vorbeiführte, die Kerze entſank ihrer Hand und ſie würde zu Boden geſunken ſeyn, wenn ſie ſich nicht plötzlich von einem ſtarken Arm gehalten gefühlt hätte.

Fürchtet nichts, holdes Kind, flüſterte ihr eine ſanfte Stimme zu — der Geiſt der Freundin, deren Verluſt Ihr beweint, wacht wie ein Schutzengel über Euch.

Doch Heloiſe hörte dieſe tröſtenden Worte nicht, das Uebermaaß ihrer Furcht und ihres Erſchreckens hatte ihr die Beſinnung geraubt; als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſaß ſie am Fuß des Monuments, neben welchem ſie die Geſtalt zuerſt erblickt hatte und vor ihr ſtand ein Mönch aus dem Kloſter, deſſen Bewohner Schweſter Stephanie mit zu Grabe begleitet hatten.

Seyd Ihr es, Pater Philipp? rief ſie — und hat die Angſt mich ſo ganz verblendet, daß ich Eure Geſtalt und Eure Stimme nicht erkannt habe? Aber Ihr kamt mir ſo ſehr groß vor, als ich Euch an dies Monument gelehnt erblickte.

Sprecht Ihr von einer Erſcheinung, meine Tochter? fragte der Pater, deſſen kleine viereckige Geſtalt ſchlecht zu Heloiſens Schilderung paßte — ich bin bis jetzt bei der Schweſter Agnes geweſen, die Eurer Freundin Stephanie bald in's Grab folgen wird und wollte nun hier durch die Kirche den näheren Weg nehmen, um nach meinem Kloſter zurückzukehren, als ich Euch hier todtenbleich und bewußtlos fand.

Und Ihr fandet mich allein, ganz allein? Ihr habt die Erſcheinung nicht geſehen, die mir ſo grauſiges, unnennbares Entſetzen eingeflößt hat?

Der Pater verſicherte, nicht zu wiſſen, wovon ſie rede und Heloiſe erzählte ihm nun, wie ſie ſich bei dem Grabe ihrer Freundin verſpätet und dann, als ſie, vom Schall der Mitternachtsglocke an ihre Entfernung von dieſer Stätte gemahnt, ſich in das Kloſter habe begeben wollen, eine hohe, dunkel verhüllte Geſtalt erblickt habe, die ſich ihr genähert, ja ſogar, wie ſie glaube, mit ihr geredet habe. —

Ihre Erzählung machte Eindruck auf den Pater, allein er war verſtändig genug, um ſie, nach einigen Nachdenken, für ein Erzeugniß ihrer Angſt und des Eindruckes zu halten, den die Dunkelheit und die Feierlichkeit des Ortes und der Stunde auf ſie gemacht hatte. Um ſie völlig zu beruhigen, durchſuchte er die Kirche, die er leer fand, aber zu ſeinem Erſtaunen war die Thüre, die aus ihr in's Freie führte, unverſchloſſen und es daher wahrſcheinlich, daß irgend Jemand aus der Umgegend, der dem

Begräbniß beigewohnt hatte, gleich Heloiſen in der Kirche zurückgeblieben war und ſie durch ſeinen Anblick erſchreckt hatte.

Heloiſe war in einem Zuſtand, der es ihr unmöglich machte, mit dem Pater in eine weitläuftige Erläuterung ſeiner Vermuthungen einzugehn; ſie ließ ſich von ihm in das Kloſter zu einigen Nonnen führen, die bei der kranken Schweſter Agnes wachten und brachte hier den übrigen Theil der Nacht in einem Nachſinnen verloren zu, in dem die geheimnißvolle Erſcheinung in der Kirche keinen kleinen Antheil hatte, da dieſe ihrer Einbildungskraft einen weiten Spielraum eröffnete. Die Geſtalt konnte nicht, wie der Pater vermuthete, einem Bauer aus der Nachbarſchaft angehören; davon war ſie faſt überzeugt, noch ehe ſie von den Nonnen erfuhr, daß im Lauf dieſes Tages zwei vornehme Fremde im Kloſter erſchienen waren, um der Aebtiſſin eine Dispenſation des Pabſtes einzuhändigen, die der Schweſter Stephanie die Erlaubniß ertheilte, das Kloſter bis zur gänzlichen Herſtellung ihrer Geſundheit verlaſſen zu dürfen. Die Nachricht ihres Todes

habe Beide dem Anſchein nach ſehr betrübt und ſie hätten, ohne länger verweilen zu wollen, das Kloſter augenblicklich wieder verlaſſen.

Heloiſe war nun überzeugt, daß ſie einen von dieſen beiden Fremdlingen erblickt und zürnte ſich ſelbſt, daß ihre kindiſche Angſt ſie um die Gelegenheit gebracht hatte, einen Freund der Verſtorbenen — denn dafür mußte ſie ihn ja halten — kennen zu lernen und vielleicht in ihm den Beſchützer zu finden, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Sie verſchwieg aber den Nonnen ihr Abenteuer, um ſich nicht ihrer unerſchöpflichen Fragſeeligkeit auszuſetzen und kehrte früh am Morgen nach dem Schloſſe zurück.

Der Gedanke, nun nur auf ſich ſelbſt zählen zu dürfen, ermuthigte Heloiſe und veranlaßte ſie zu einer ſorgſamen Prüfung der ihr zu Gebot ſtehenden Mittel zur Ausführung ihres Plans. Mit Geld war ſie, wie ſie glaubte, überflüſſig verſehen; auch war ſie im Beſitz von Stephaniens Brief an Frau von Roſemont, der ihr, nach ihrer Meinung, bei dieſer die herzlichſte Aufnahme ſicherte; ihr ſchon früher entworfener Plan, in der Verklei-

dung eines Troubadours aus dem Schloß entfliehen zu wollen, erschien ihr immer noch vorzüglich reizend und leicht auszuführen; aber sie bedurfte dazu eines Vertrauten und das einzige Wesen, auf dessen Hülfe und Beistand sie rechnen zu dürfen glaubte, war der junge Edelknabe Theodor.

Ein edler, ihr angeborne Stolz und das Zartgefühl der reinsten, jungfräulichen Würde, hatte sie stets von allem traulichen Umgang mit ihm abgehalten und in dem Lauf der zwei Jahre, die sie beide unter einem Dache verlebt hatten, war ihr Verhältniß in den Schranken der allerehrfurchtsvollsten Galanterie von seiner Seite und freundlicher Huld von der ihrigen geblieben, allein welches weibliche Wesen ist sich nicht der Gewalt bewußt, die es über einen Jüngling hat, wenn dieser gleich noch nie wagte, seinen Empfindungen Worte zu geben? So ahnete denn auch Heloise, daß sie auf die unbedingte Ergebenheit des Edelknaben rechnen könne, allein das Geständniß, welches sie ihm ablegen und der Dienst, den sie von ihm fordern sollte, machte sie doch verlegen, als sie,

um mit ihm zu reden, das Vorgemach der Gräfin betrat. Bei ihrer Annäherung warf er das Buch, in dem er eben las, eilig weg und ſtand ehrerbietig auf.

Störe ich Euch? fragte Heloiſe furchtſam.

Und was in der Welt vermöchte wol das Glück einer ſolchen Störung aufzuwiegen?

Vielleicht komme ich gerade zur rechten Zeit, denn die Haſt, mit der Ihr das Buch bei Seite warft, ſcheint zu verrathen, daß Ihr nicht viel Gefallen daran findet.

Im Gegentheil, es intereſſirt mich ſehr. Es enthält die Geſchichte eines tapferen und edlen Ritters, der ein ſchönes Fräulein von der Tyrannei zweier Vormünder befreite, die ſie zwingen wollten, in's Kloſter zu gehen, um ſich ihres Vermögens bemächtigen zu können.

Ach, wie beneide ich den Ritter! welch ein Glück muß es ſeyn, der Retter eines ſo edlen Fräuleins zu werden!

Denkt Ihr wirklich ſo, Theodor? möchtet Ihr dem Unterdrückten Schutz gewähren, wenn ſich Euch die Gelegenheit dazu darböte?

Großer Gott, welche Frage? doch Ihr kennt mein Herz nicht, Ihr verſchmäht es kennen lernen zu wollen.

Gewiß nicht, denn ich halte es für ein edles, großmüthiges Herz und dieſer Glaube allein kann mich beſtimmen, Euch das zu vertrauen, was ich Euch zu vertrauen wünſche.

Sie theilte ihm nun ihren Entſchluß mit, ſich durch die Flucht der Ablegung ihres Kloſtergelübdes entziehen zu wollen und ihre Hoffnung, bei der Frau von Roſemont eine Zuflucht zu finden. Theodor hörte ſie mit theilnehmendem Erſtaunen an. Ach, wie glücklich würde ich ſeyn, ſagte er ihr, wenn Ihr immer hier im Schloſſe bei uns bleiben könntet! Eure Gegenwart allein beſeelt, Eure Gegenwart allein erheitert dieſe düſtern Mauern! Das Glück, Euch zu ſehen, wenn Ihr am Morgen durch dies Zimmer zur Gräfin gienget, ſtimmte mich für den ganzen Tag froh. Ich ſah Euch als eine Heilige, als ein Gott allein geweihetes Weſen an und hätte mich einer Sünde ſchuldig zu machen geglaubt, wenn ich an Euch anders als an einen Schutzengel

gedacht hätte und der Himmel weiß, welche Mühe ich mir gegeben habe, jedes andre Gefühl in meinem Herzen zu erſticken — und nun — doch, Verzeihung, Verzeihung, ich weiß, ich darf Euch das nicht ſagen. Zürnet nicht — entzieht mir nicht das Glück, Euch zur Ausführung Eures Plans behülflich ſeyn zu ſollen. Sagt mir nur, wo Schloß Roſemont liegt, damit ich die beſte Art und Weiſe erſinnen kann, Euch ſicher dorthin zu führen.

Heloiſe zog Stephaniens Brief hervor und Theodor erſah aus der Aufſchrift deſſelben, daß jenes Schloß an den Gränzen der Picardie, drei Stunden von Soiſſons lag. Das trifft ſich recht glücklich! rief er jubelnd aus. Zwei Stunden von hier wohnt eine Wittwe, die mit ihren beiden Söhnen weit in der Gegend umher einen beträchtlichen Leinwandhandel betreibt. Soiſſons iſt ihr vorzüglichſter Marktplatz und ſeit der Krieg in unſrer Gegend wüthet, verfährt ſie ihre Waaren nicht mehr zu Lande, ſondern auf der Aisne zu Schiffe. Bei heiterm Wetter könnt Ihr aus dem Fenſter Eures Gemachs den Rauch ihres Schornſteins

aufſteigen ſehen; ſie iſt eine gute, ehrliche Frau, die ſich mit ihren Söhnen von den andern Bauern nur durch ihren größeren Wohlſtand auszeichnet. Mein bischen Pflanzenkunde, das ich den Mönchen von Citeaux verdanke, für deren Laboratorium ich als Knabe Kräuter ſammeln mußte, bis Pater Anſelmus mich der Gräfin zum Pagen empfahl, hat mir die Liebe dieſer guten Leute gewonnen, weil es mir gelang, einen von den Söhnen der Wittwe von einem Schaden am Fuß zu heilen; aus Dankbarkeit dafür glauben ſie ſich verpflichtet, mir in allem gefällig ſeyn zu müſſen. Am Sonntag will die Gräfin Euch, wie ich gehört habe, ſelbſt nach dem Kloſter zurückbringen; am Sonnabend iſt aber Markt in Soiſſons; morgen früh, als am Freitag, wird unſre gute Wittwe ſich mit ihren Söhnen einſchiffen, um dieſen zu beſuchen und Ihr müßt ſie begleiten. Ich will Euch ihnen dringend anempfehlen, als eine Verwandtin, die ſich zu einer in der Picardie wohnenden Dame zu begeben wünſcht und ihnen auftragen, bei Euer Ankunft in

Soiſſons dafür zu ſorgen, daß Ihr ſicher und ungefährdet nach Schloß Roſemont gelangt.

Heloiſe billigte dieſen Plan und ihre Thränen bürgten Theodor für die Innigkeit ihres Dankes. Wie wollt Ihr es aber möglich machen, fragte ſie, mit dieſen Menſchen heut noch die erforderliche Abrede zu nehmen?

Nichts iſt leichter; ich fahre nach dem Mittagseſſen auf dem kleinen Kahn die Aisne hinunter, dann kann ich in anderthalb Stunden dort und mit Bequemlichkeit zum Abendeſſen der Gräfin wieder hier ſeyn. Trefft nur während dieſer Zeit die nöthigen Vorbereitungen, und dieſe Nacht um zwei Uhr, wenn der Mond aufgeht, werde ich Euch unter Eurem Fenſter durch einen Ruderſchlag das Zeichen geben, daß alles zur Abreiſe bereit iſt.

Würde ich aber nicht, ſagte Heloiſe zögernd und erröthend, gegen jede Entdeckung geſicherter ſeyn, wenn ich mich als Troubadour verkleidete.

Euer Geſchlecht, Euer Alter und Eure Schönheit ſind freilich eben nicht die ſicherſten Schutzwehren gegen die Gefahren Eures We-

ges und die Kleidung eines Troubadours könnte wol die Stelle eines Freibriefs vertreten, aber ich glaube nicht, daß Ihr vor Eurer Ankunft in Soiſſons nöthig habt, zu dieſer Verkleidung Eure Zuflucht zu nehmen. Der gefährlichſte Theil Eures Weges ſind die drei Stunden von Soiſſons bis Schloß Roſemont, da in jener Gegend der Krieg blutiger, denn je, wüthet. Der König belagert Laon und die beiden Armeen durchkreuzen abwechſelnd ſiegend und beſiegt die Picardie in allen Richtungen.

Iſt der Anzug des Troubadours noch in ſeinem Zimmer?

Ja und ich werde ihn mit einigen Kleidungsſtücken von mir nach Eurem Zimmer bringen, denn wir ſind Beide faſt von gleicher Größe, aber Orlando war um Vieles größer.

Ja, das war er, ſagte Heloiſe ſeufzend.

Glaubt Ihr ihn im Schloß Roſemont wieder zu ſehen? fragte Theodor bewegt.

Nein, wie ſollte ich nur auf einen ſolchen Gedanken kommen!

Verzeiht, aber mir iſt immer, als müſſe er ſich Euch wieder zeigen und gewiß, es iſt unbe-

greiflich, daß er so spurlos verschwunden bleibt, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben —

Wir müssen uns jetzt trennen, unterbrach ihn Heloise, eine längere Unterhaltung könnte leicht Argwohn erwecken.

Ihr habt Recht, doch wer kann im Gespräch mit Euch den Flug der Stunden berechnen. Seyd so gewogen, Euch heut Abend vor Tische hier wieder einzufinden, damit ich Euch von Margarethens Antwort benachrichtigen kann.

Zur bestimmten Zeit fand sich Heloise wieder im Vorzimmer bei Theodor ein, der ihr eilig zuflüsterte, daß er mit Margarethe alles nach ihrem Wunsch verabredet habe. Bewegt trat Heloise in das Eßzimmer; der Gedanke, daß sie zum Letztenmal an diesem Tisch sitze und die Gräfin und den Pater vielleicht nie wieder sehen werde, verlöschte in ihr das Andenken an all die Strenge und Lieblosigkeit, mit der sie von Beiden behandelt worden war; als der Pater ihr nach Endigung der Mahlzeit den Segen gab, füllten sich ihre Augen mit

Thränen und der Ton, mit dem sie der Gräfin gute Nacht sagte, klang so zärtlich, daß diese ihr gewöhnliches kaltsinniges und förmliches Kopfneigen mit den Worten: Gott segne Euch, mein Kind! begleitete, die Heloise schmerzlicher erschütterten, als es der bitterste Vorwurf zu thun vermocht hätte.

In ihrem Zimmer fand sie den ihr von Theodor versprochenen Anzug vor, sie wickelte ihn mit etwas Wäsche und einigen andern Kleinigkeiten in ein Tuch und erwartete dann, mit bang klopfendem Herzen den Aufgang des Mondes und das ihr von Theodor verheißene Zeichen zur Abreise.

In ihrer Seele kämpfte die frohe Hoffnung sich befreit zu sehen, mit der Angst, die ein so kühnes Wagestück, wie ihre Flucht es war, einem jungen, unerfahrnen Mädchen unausbleiblich einflößen mußte.

Endlich schlug es zwei Uhr; der Mond trat hinter dem Thurm des Klosters hervor und sie hörte den Schlag der Ruder unter ihrem Fenster. Rasch stand sie auf, hüllte sich in einen großen Mantel, nahm ihr kleines Päckchen

unter den einen Arm und in den andern ihre Laute, die die Stelle von Orlando's Harfe vertreten ſollte und gieng leiſe nach der Gallerie, aus der eine Glasthüre auf die Terraſſe führte, wo Theodor ſie erwartete und die Marmortreppe hinunter geleitete, an deren Fuß der Kahn lag, in den er ſie hob und dann mit raſchem Ruderſchlag, neben ihr ſitzend, den Fluß hinab glitt. Heloiſens Auge ruhete auf den düſtern Thürmen des Schloſſes, mit jener wehmüthigen Innigkeit, die uns ſelbſt lebloſe Gegenſtände einflößen, mit deren Anblick uns jahrelange Gewohnheit vertraut gemacht hat und die nun unſern Blicken für immer zu entſchwinden drohen. Jede Stelle war durch irgend eine Erinnerung ihr theuer und mit dieſem ſonſt trauernden Gefühl des Scheidens vereinte ſich die jugendlich muthige Gewißheit, einem beſſern Schickſal entgegen zu gehen. Wie viel trübe Stunden, wie viel langwierige Tage habe ich nicht in dieſen Mauern verlebt! ſagte ſie ſich ſelbſt. Mein Herz mußte alle ſeine Gefühle unverſtanden, unerwidert tief in ſich verſchließen! Kein Auge, das den Blick des

meinen zu deuten vermochte! — jede Fähigkeit meines Geiſtes, jede beſſere, höhere Entfaltung meines wahrſten und tief innerſten Weſens, diente nur dazu, mir das Unglück meines Looſes und dieſe hoffnungsloſe, furchtbare Vereinzelung mitten unter lebenden Geſtalten, fühlbarer und anſchaulicher zu machen!

Der Strahl des Mondes beleuchtete vorzüglich hell das Fenſter der Gallerie, wo ſie das letzte Lebewohl des Troubadours, das Geſtändniß ſeiner Liebe empfangen und ein Glück empfunden hatte, das, wie ſie fühlte, nur von der Seeligkeit des Himmels übertroffen werden konnte. Ach, es war nur ein bezaubernder Traum, nur eine Täuſchung geweſen, aber doch hätte ſie das Andenken daran für Nichts hingeben mögen, was ſonſt auf Erden Glück genannt wird. Warum, o warum war der ſeeligſte Augenblick ihres Lebens auch der letzte ihres Glückes geweſen! —

Der Schmerz dieſes Gedankens überwältigte ſie; ſie brach in heiße Thränen aus und barg das Geſicht in ihre Hände. Ach, ſagte Theodor, der bis jetzt ſchweigend in ihren ſee-

lenvollen Zügen den Wechsel ihrer Empfindungen beobachtet hatte, nur die, die Ihr verlasset, sind berechtigt, Thränen zu vergießen. Seit lange wußte ich ja, daß Ihr von uns scheiden würdet, aber mir blieb doch der Trost, in Eurer Nähe zu weilen und Sonntags, wenn ich nach dem Kloster in die Kirche gieng, Eure süße Stimme hören zu können. Jetzt, es ist wahr, seyd Ihr frei und es ist keine Sünde mehr, an Euch zu denken: aber ich darf es doch nicht, denn Ihr seyd gewiß vom Himmel zu großen Ehren ausersehen und ich muß immer an das Horoscop denken, das Euch der alte Sterndeuter stellte, der einmal bei uns im Schlosse war. Kann man aber seinem Herzen Gewalt anthun? Ist das möglich?

Ich hoffe es, Theodor, antwortete Heloise seufzend, das edelste, das gefühlvollste Herz müßte ja sonst oft das Opfer eines unwillkürlichen Eindrucks, einer unwillkürlichen Neigung werden. Es ist kein Unrecht zu lieben, was uns liebenswürdig erscheint, aber es ist gewiß Unrecht, eine Neigung zu nähren, die un-

ser Glück und unsre Ruhe untergräbt, weil sie das Unerreichbare erstrebt.

Ihr redet und denkt, wie ein Engel, aber Ihr habt nie erfahren, wie hart und wie schwer es ist, nicht lieben zu dürfen, wo es Seeligkeit wäre, sich mit Herz und Seele ganz und unbedingt der Liebe zu ergeben.

Heloise seufzte und beide versanken in ein Schweigen, das sie nicht eher brachen, als bis sie nahe bei Margarethens Hütte anlandeten. Der Tag begann zu dämmern. Theodor stieg aus und klopfte an die Thüre derselben, die ihm gleich geöffnet wurde; nach wenig Augenblicken kam er mit einer Frau mittleren Alters zurück, die Heloisen mit traulicher Herzlichkeit willkommen hieß und sie in ihre Wohnung führte, wo sie ihre beiden Söhne, zwei rüstige, schlank aufgeschossene Bursche von 18 und 19 Jahren, beim Frühstück fanden, an welchem Theil zu nehmen, Heloise und Theodor eingeladen wurden.

Nach Beendigung desselben rüstete man sich zur Abreise. Heloise reichte Theodor'n die Hand, sie an das Boot zu führen und dankte ihm in-

nig und gerührt für seinen Beistand. Der Jüngling vermochte in diesem Augenblick der Trennung nicht Herr seines Schmerzes zu bleiben, Thränen stürzten aus seinen Augen und unfähig das Wort des Lebewohls auszusprechen, drückte er ihre Hand stumm an seine Lippen, sprang dann rasch an das Ufer zurück und begleitete das Boot mit seinen Blicken, bis eine Krümmung des Flusses ihm den Anblick desselben und des Schleiers entzog, mit dem Heloise ihm ihren Abschiedsgruß zuwinkte. Tief betrübt und muthlos bestieg er dann seinen kleinen Kahn und kam nach Schloß Montmorell zurück, ehe noch die Bewohner desselben erwacht waren.

* * *

In reizender Abwechselung flogen die blühenden Ufer der Aisne vor Heloisens Augen vorüber. Ihre Thränen waren bald getrocknet und die ängstlichen Zweifel, die ihre Heiterkeit verdüsterten, entwichen allmälig um glänzenden Träumen und schimmernden Hoffnungen Platz zu machen. Sie stand nun am Eingang dieser

Welt, die bisher, wie ein Räthsel vor ihr gelegen hatte, dessen Schlüssel ihre Ahnung und Sehnsucht nicht zu finden vermochte und wie schön, wie wunderhold entfaltete sich diese Welt vor ihr! Zahlreiche Heerden weideten auf den blühenden Wiesen an den beiden Ufern des Flusses; das Echo der fernen Berge wiederholte die lockenden Klänge der Jagdhörner und die kriegerischen stolzen Töne der Trompeten. Ein blauer wolkenloser Himmel belebte alles, was da athmete, zu freieren, kühneren Athemzügen und die Thürme der hohen Burgen und Schlösser, die so stolz emporragten, führten ihrer Phantasie die reichsten Bilder des geselligen Lebens vor. Während sie mit frohem Entzücken sich dieses Schauspiels innig erfreuete, schien Margarethe ganz in die Berechnung des merkantilischen Vortheils, den sie von dieser Reise erwartete, vertieft zu seyn und die beiden Söhne sangen bald einen Lobgesang zu Ehren der heiligen Jungfrau, bald eine Romanze oder ein altes Lied. Gegen Mittag landeten sie, um unter dem Schutz eines bebuschten Felsens ihr Mahl einzunehmen. Es

war ein kühles, anmuthiges Plätzchen, die Sonnenstrahlen spielten durch die dichtverschlungenen Zweige des Gebüsches, ohne die Reisenden zu belästigen. — In solchen Stunden macht sich der Geist unwillkürlich vom Druck irdischer Sorgen und Geschäfte frei, und auch Margarethe hörte nun auf zu rechnen und begann sehr frohsinnig mit ihrer jungen Reisegefährtin zu plaudern; auf ihre beiden Söhne wirkte Heloisens Jugend und Schönheit, die ein großer, nun neben ihr auf dem Rasen liegender Hut nicht mehr verbarg, wie Schönheit auf alle unverdorbene Menschen wirkt: erfreuend und zu huldigender Dienstfertigkeit anregend; sie suchten sich ihr in jeder Art gefällig zu erweisen und pflückten schöne Blumensträußer, die sie ihr mit bäurischer Artigkeit überreichten. Heloise, deren Herz nur zu geneigt war, jeden Anschein von Zuneigung mit wahrem Wohlwollen zu erwidern, hörte Margarethens Schilderungen ihrer häuslichen Lage und ihrer Verhältnisse theilnehmend und versuchte, als sie das Boot wieder bestiegen, den Gesang der Jünglinge mit ihrer Laute zu be-

gleiten. Der ſüße Reiz ihrer Freundlichkeit gewann ihr vollends die Herzen der guten, einfachen Menſchen; der Tag vergieng ihnen eben ſo ſchnell als angenehm und allen that es leid, als ſie ſich bei Erblickung der Thürme von Soiſſons ſagen mußten, daß die Stunde nahe ſey, die ſie von einander trennen werde. Die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne vergoldeten ſchon die Wipfel des Waldes von Follembrai, als ſie, eine halbe Stunde vor Soiſſons, in eine Herberge einkehrten, wo Margarethe gewöhnlich die Nacht zuzubringen pflegte und wo Heloiſe nun mit ihren neuen Freunden zu Rathe gieng, ob ſie den Abend noch, in Begleitung des älteſten Sohnes Georg ihren Weg nach Schloß Roſemont fortſetzen, oder bis zum Morgen warten ſolle, wo ſie ſich einem ihr fremden Wegweiſer anvertrauen mußte, da Georg bei Anbruch des Tages ſeine Mutter nach Soiſſons auf den Markt begleiten ſollte. Heloiſens Ungeduld, das Ziel ihrer Reiſe zu erreichen, die Scheu, die Nacht in dieſer mit allerlei Menſchen aus den untern Ständen angefüllten Herberge zuzubringen und ſich dann

am Morgen einem unbekannten Führer anzuvertrauen, bestimmten sie zu einer augenblicklichen Fortsetzung ihrer Reise. Der Wirth versicherte ihr, daß der Weg nach Rosemont sicher sey; Georg kannte in dieser Gegend alle Wege und so vertauschte sie, während er ein Pferd herbeischaffte, ihren Anzug gegen den des Troubadours, der ihr auf jedem Fall zu dieser Reise passender zu seyn schien, als ihre bisherige Kleidung.

Sie reichte Margarethen beim Abschied zwei Goldstücke und folgte hierin mehr ihrer angebornen, großsinnigen Freigebigkeit, als dem Gebot der Klugheit, denn durch alle die Danksagungen, mit denen die Wittwe sie überhäufte, leuchtete nun die Neugierde und der Zweifel an Theodors Erzählung, daß sie eine arme Verwandte von ihm sey, hervor, und verleitete sie zu Fragen, denen Heloise nur durch die Beschleunigung ihrer Abreise auszuweichen wußte. Sie schwang sich hinter Georg auf das Pferd, rief Margarethen und dem jüngsten Sohn noch ein Lebewohl zu, und trieb ihren Führer zur Eile.

Die Sonne war schon seit einigen Minuten untergegangen, allein ganze Fluthen von abendröthlichem Purpurlicht hüllten die Gegend in das warme und beseelte Colorit, das wir in Claude Lorrains Gemälden bewundern und erst dann, als die Dämmerung allmälig die Landschaft dunkler einschleierte, wurde auch Heloisens Stimmung trüber und sie fragte sich selbst besorgt, welche Aufnahme sie nun, dem Ziel ihrer Reise so nah, bei Frau von Rosemont finden werde. Auch das füllte ihr Herz mit Besorgnissen, daß sie, als die Ueberbringerin einer Todesbotschaft vor ihr erscheinen sollte; es schien ihr eben so qualvoll, einer zweiten Seele diesen Schmerz geben zu müssen, als es ihr gewesen war, ihn selbst zu empfinden.

Grauet Euch auch? unterbrach hier Georg den Gang ihrer Gedanken, indem er zugleich sein Pferd zum rascheren Trab anspornte.

Wofür? fragte Heloise, die erst jetzt die Einsamkeit des öden Weges bemerkte.

Ja, das kann ich auch nicht sagen, aber es ist Einem doch so schauerlich, zu dieser

Stunde unterwegs zu seyn. Daheim bringt mich zur Nachtzeit kein Teufel aus dem Hause — aber Euch konnte ich es doch nicht abschlagen, Euch zu begleiten und zu meinem Trost habe ich auch noch eine kleine Reliquie bei mir, die gegen böse Geister schützt.

Vor diesen fürchte ich mich nicht, antwortete Heloise, indem sie furchtsam um sich her blickte, und vor lebenden Feinden wird uns ja der Himmel gnädig beschützen.

Nein, Fräulein, da bin ich andrer Meinung. Wenn ich die Wahl habe, will ich lieber einen ganzen Haufen Soldaten, ja selbst Räubern, als einem einzigen Gespenst begegnen. Aber, um aller Heiligen willen! seht, was steht denn da bei den Ruinen des alten Thurmes?

Ich sehe nichts, sagte Heloise, nach der ersten schreckhaften Aufwallung, als einen dürren Baum. Du mußt aber nicht so bange seyn; ich will Dir lieber, um Dich zu zerstreuen, die wunderbare Geschichte von der grünen Dame und dem Zwerg des Berges erzählen.

Ach ja, thut das, ich höre für mein Leben gern Geschichten erzählen und die, worin Zwerge vorkommen, sind noch immer obendrein so hübsch spaßhaft.

Sage mir aber erst, wie weit wir noch bis Schloß Rosemont haben?

Nur noch eine Stunde und wir kommen zu dem Thurm, der ehemals die Gränze der Herrschaft Rosemont bezeichnete. Ich kenne hier jeden Schritt und jeden Tritt, da wir, ehe der Krieg sich in diese Gegend zog, unsre Waaren auf alle hier herum liegende Schlösser brachten. Aber, ich bitte Euch, Fräulein, fangt nun die Geschichte an.

Gerne. Es war unter der Regierung Ludewigs des Zwölften —

War das nicht ein Heiliger?

Wenn wir den Kalender darum befragen, so war er es freilich nicht, aber er war der Vater seines Volkes und einer unserer besten Könige. Unter seiner Regierung lag am Fuß des Berges Cenis ein altes Schloß —

Meine Großmutter, fiel Georg hier wieder ein, weiß eine Geschichte, die gerade so an-

fängt; nur ist darin nicht von dem Berge Cenis, sondern von den Vogesen die Rede.

In diesem Schlosse wohnte eine Dame — , Hier wurde Heloise von dem Geräusch einer sich nähernden Reiterschaar unterbrochen, die von den Anhöhen gerade vor ihnen, herunter kam. Sie flüsterte Georg zu: Fort, fort! oder wir sind verloren! und dieser, eben so erschreckt, wie sie, lenkte sein Pferd herum und jagte seitwärts feldein, bis daß dieses erschöpft nicht weiter zu laufen vermochte. Sie befanden sich in einem dichten Gehölz und da sie bange lauschten, ob sie verfolgt würden, und nichts hörten, als das melancholische Säuseln der vom Wind bewegten Blätter, suchte Georg Heloisen durch die Versicherung zu beruhigen, daß sie nun ganz nahe bei Schloß Rosemont seyn müßten.

Du bedenkst nicht, sagte sie bebend, daß der Weg, den Du in der Angst eingeschlagen hast, ganz von der Richtung abweicht, in der das Schloß liegen soll.

Daran habe ich freilich nicht gedacht, aber die Wege in diesem Walde sind so in einan-

der geſchlungen, daß wir troß dem, doch wieder auf dem rechten Wege ſeyn können und wenn mich nicht alles trügt, ſo ſehe ich da ſchon linker Hand die Thürme von Roſemont liegen.

Gewiß iſt es, daß wir in der Nähe eines großen Gebäudes ſind, aber nicht ſo gewiß ſcheint es mir zu ſeyn, daß dies das geſuchte Ziel unſrer Reiſe iſt.

Zu ihrer großen Freude betheuerte Georg ihr das Gegentheil und nach einer Viertelſtunde hielten ſie an dem Thor eines großen und finſtern Gebäudes, deſſen Thürme drohend in den dunklen Nachthimmel empor ragten. Georg, deſſen von Angſt und Furcht erzeugter Wunſch am Ziel ſeiner Reiſe zu ſeyn, ihm die Ueberzeugung einflößte, dieſes erreicht zu haben, ſtieg vom Pferde, und da die Bewohner des Schloſſes ſchon alle in Schlaf verſenkt zu ſeyn ſchienen, ergriff er den am Eingang an einer Kette hängenden Rehfuß und läutete ſo gewaltig, daß es in dem ganzen Gebäude wiederhallte. Wenig Augenblicke darauf ward an einem Fenſter des nächſten Thurmes ein Licht ſichtbar,

eine männliche Geſtalt bog ſich aus demſelben heraus und fragte, wer da ſo ungeſtüm läute?

Ein Freund, der Einlaß in dies Schloß begehrt, antwortete Georg.

Sagt mir, fiel Heloiſe lebhaft ein, iſt dies Schloß Roſemont?

Ei! Ei! da ſind ja gar zwei Freunde ſtatt eines, aber was liegt Dir denn daran, junger Geſelle, zu erfahren, wo du biſt? In ſo ſpäter Stunde läßt man hier keinen Landſtreicher ein und Du kannſt nur getroſt wieder dorthin gehen, wo Du hergekommen biſt.

Wir ſind keine Landſtreicher, antwortete Heloiſe, dieſer junge Menſch iſt mein Wegweiſer und wird mich verlaſſen, ſobald ich in Schloß Roſemont in Sicherheit ſeyn werde.

Was für ein Geſchäft haſt Du denn im Schloſſe auszurichten?

Ich ſoll der Frau von Roſemont einen Brief und ein kleines Packet überbringen.

Ein Packet — nun dann, wartet nur einen Augenblick, ich werde gleich bei Euch ſeyn, Geht nur zu der kleinen Pforte links von dieſem Thurme — ich werde ſie Euch öffnen.

Nach einigen Minuten erſchien er auch wirklich an derſelben um Heloiſe einzulaſſen, die nachdem ſie von Georg Abſchied genommen hatte, ihrem neuen Führer folgte, der ſie über einen großen Hof in eine Halle führte, deren Eingang er ſorgfältig hinter ſich verrammelte; aus dieſer kamen ſie in einen gewölbten Saal, an deſſen äußerſtem Ende ein ſchwaches Feuer brannte, das ihr Führer anſchürte und ſie dann zum Sitzen einlud. Heloiſe warf jetzt einen furchtſamen Blick auf ihn; die Wildheit, die aus ſeinen Zügen leuchtete, war mit einem ſonderbaren Ausdruck von Liſt und Spitzbüberei gepaart und ſein Blick ſo laurend, ſo ſtechend, daß ſie ihn nicht zu ertragen vermochte. Leiſe bat ſie, ſie bei Frau Roſemont zu melden.

Hat denn Euer Geſchäft ſolche Eile, daß Ihr ſie durchaus noch in dieſer Nacht ſprechen müßt? fragte er.

Ich wünſche dies wenigſtens ſehr, aber doch möchte ich ſie auch nicht gerne in ihrem Schlaf ſtören.

Nun ſo gebt mir nur das Päckchen, ich will es ihr durch ihre Frauen einhändigen laſſen.

Vergebt, erwiderte Heloiſe, aber man hat mir empfohlen, es nur in ihre eigenen Hände zu übergeben.

Denn freilich muß ich ſie erſt von Eurer Ankunft benachrichtigen laſſen.

Er verließ hier den Saal; Heloiſe hörte ihn eine Treppe hinauf ſteigen und zwei Thüren hinter einander auf und zu ſchließen. Eine namenloſe Angſt befiel ſie, als ſie ſich in dem öden, wüſten, nur ſchwach erleuchteten Saal ganz allein ſah und ſie ſtand freudig auf, ihrem Führer zu folgen, als er zurück kam und ihr die Nachricht brachte, Frau von Roſemont willige ein, ſie vor ſich zu laſſen. Ihr Weg gieng eine Treppe hinauf und dann durch einen langen Gang und mehrere Zimmer, die alle ſichtliche Spuren der Verwüſtung trugen. Am Ende dieſer Zimmerreihe kamen ſie zu einer Thüre, vor der ihr Führer mit einem ſeltſamen Lächeln ſtehen blieb und ſie voran gehen hieß, doch kaum war ihr Fuß über die

Schwelle derſelben getreten, als er ſie vollends hinein ſtieß und die Thüre hinter ihr in's Schloß warf. Voll Angſt und Entſetzen ſchrie ſie laut auf und es wurde ihr plötzlich klar, daß ſie gewiß nicht in Schloß Roſemont ſey, ſondern daß Georg ſich in der Dunkelheit geirrt und ſie in die Gewalt einer der Räuberbanden geliefert habe, die die Gegend ſo unſicher machten. Der Mond war noch nicht aufgegangen, allein ſie vermochte, ſobald ihr Auge ſich an die ſie umgebende Finſterniß gewöhnt hatte, bei dem ſchwachen Schein des wolkenloſen Nachthimmels, der durch die hohen, gothiſchen Fenſter leuchtete, zu erkennen, daß ſie ſich in einem großen und hohen Gemach befand, welches auf der einen Seite mit einer Reihe dunkler Säulen geſchmückt war. Sie tappte mit den Händen an den Wänden herum und traf auf eine Thüre, die ſich leicht eröffnen ließ und durch die ſie in eine Rüſtkammer gelangte, die mit Waffen mancherlei Art angefüllt war; doch ihre Aufmerkſamkeit zog ein Lichtſchimmer auf ſich, der von unten herauf durch eine Spalte des Fußbodens drang. Sie

bog ſich nieder und erkannte deutlich den Räuber, der ſie in das Schloß eingelaſſen hatte und nun, einen großen Humpen vor ſich auf dem Tiſch, neben dem Feuer eingeſchlummert zu ſeyn ſchien. In dieſem Augenblick ertönte naher Hörnerſchall; er fuhr auf, ergriff eine Lampe und eilte ſchnell hinaus. Bald kehrte er wieder und mit ihm erſchien ein zahlreicher Haufen bewaffneter Räuber, aus deren Geſpräch Heloiſe vernahm, daß ihnen die Unternehmung, zu der ſie ausgezogen waren, mißglückt ſey.

Ihr kommt alſo ohne alle Beute zurück? fragte ihr Führer, den die andern Bertrand genannt hatten. Denn habe ich hier, ruhig bei meinem Humpen ſitzend, mehr Glück gehabt, als Ihr andern zuſammen.

Er erzählte ihnen nun Heloiſens Ankunft, und daß er ſie gefangen eingeſperrt habe. Iſt der Burſche denn eines Dolchſtiches werth? fragte einer der Räuber.

Nein, antwortete Bertram, dazu iſt er zu jung und zu zart, er verdient eine ſanftere Behandlung und ich will ihm lieber in ſeine

Suppe ein Giftpülverchen ſchütten. Es iſt ein junger Troubadour, der den Auftrag hat, an Frau von Roſemont einen Brief und ein Päckchen abzugeben und ſie in dieſem Schloſſe zu finden glaubte. Auch habe ich, als er dem Burſchen, der ihn hieher brachte, ein Trinkgeld gab, geſehen, daß er eine mit Goldſtükken geſpickte Börſe bei ſich hat.

Die Du ihm ſicher ſchon abgenommen haben würdeſt, fiel hier ein andrer ein, wenn Du Memme es Dir nur zugetraut hätteſt, mit ihm allein fertig werden zu können. Wo iſt er aber? Wir müſſen ihn je eher, je lieber, bei Seite ſchaffen. Die Todten allein ſind ſtumm und es iſt kein Verrath von ihnen zu fürchten.

Auf, auf, ſchrien alle, der muß noch vor dem Nachteſſen zur Ruhe gebracht werden! Heloiſe hörte ſie hier aus dem Zimmer ſtürzen und blieb, ohne der Wohlthat gänzlicher Bewußtloſigkeit theilhaftig zu werden, allen Qualen der Todesangſt preis gegeben, unbeweglich auf ihrem Platze. Der dumpfe, heiſre Ton dieſer rauhen, brüllenden

Stimmen tönte immer noch vor ihrem Ohr — allmälig kam er näher — sie hörte wie das Schloß zur Thüre des ersten Zimmers eröffnet wurde — sie vernahm die schweren eilenden Tritte ihrer herannahenden Mörder — aber unfähig die Qual ihres Entsetzens länger ertragen zu können, sank sie leblos zu Boden.

Als sie aus dieser langen Ohnmacht erwachte, wagte sie kaum die Augen zu öffnen, weil sie den Blicken ihrer Mörder zu begegnen fürchtete und kaum glaubte sie dem Zeugniß ihrer Sinne, als sie sich allein sah.

Aus weiter Ferne drang ein dumpfer, furchtbarer Lärm, wüthendes Geschrei und Waffengeklinge zu ihr — ein heller Schein erleuchtete die Fenster des Gemaches, die auf den Schloßhof giengen — sie wankte bis zu ihnen hin und sah diesen von Fackeln erhellt und mit Soldaten angefüllt. Ein Theil der Räuber lag schon verwundet am Boden, mehrere waren gefangen — allein ein kleiner Haufen derselben vertheidigte sich noch wüthend und schien sich bis zu dem offen stehenden Schloßthor durchschlagen zu wollen. Bei diesem Anblick er-

wachte die Hoffnung, entfliehen zu können, in Heloiſens Bruſt; ſie ſchmeichelte ſich, daß bei dem Kampfgetümmel im Vorhof des Schloſſes ihre Flucht aus einer der Hinterpforten deſſelben unbemerkt bleiben werde und eilte in das erſte Zimmer zurück, deſſen Thüre ſie auch offen fand — doch kaum hatte ſie daſſelbe verlaſſen, als ein rieſengroßer Büchſenſchütze vor ihr ſtand, bei deſſen Anblick ſie vor Schrecken umgeſunken ſeyn würde, wenn ſeine mächtige Fauſt ſie nicht gepackt und bei einem Arm aufrecht erhalten hätte. Flehend hob ſie die Hände gefaltet zu ihm empor und ſtammelte leiſe das Wort: Erbarmen!

Habt Ihr, Schurken, Erbarmen mit unſern Officieren gehabt, die Ihr ſo grauſam ermordet habt? fragte er drohend.

Ach, ſagte Heloiſe, ich bin ja ein Gefangener dieſer Räuber und nicht ihr Genoſſe. Erſt ſeit drei Stunden bin ich hier im Schloſſe und verdanke die Erhaltung meines Lebens einzig den braven Kriegern, die noch unten im Hofe mit dieſen Böſewichtern kämpfen.

Der Soldat ſah ſie einige Augenblicke an —

rettet mich, ſetzte ſie hinzu, und ich gebe Euch alles, was ich beſitze.

Alles, was Du beſitzeſt! rief er halb auflachend, nun das wird mich reich machen! Willſt Du mir vielleicht das Ding da (er zeigte hier auf ihre Laute, die neben ihr auf der Erde lag) ſchenken? Geh, du biſt gewiß nicht der Mühe werth, gerettet zu werden!

Heloiſe zog hier ihre Börſe hervor und, nachdem ſie den Diamantring, den ſie von Stephanie bekommen, herausgenommen hatte, bot ſie ſie dem Soldaten an; doch dieſer beſtand darauf, auch dieſen haben zu wollen und ſo ſchwer es ihr auch wurde, ſich von dieſem Andenken zu trennen, blieb ihr doch keine Wahl. Der Soldat geleitete ſie nun eine Hintertreppe hinab, zu einer kleinen Pforte, die in's freie Feld führte und hieß ſie, ſo ſchnell ſie könne, davon eilen.

Wohin ſollte ſie aber nun ihre Schritte richten? die Dunkelheit machte ihr jede beſonnene Wahl des Weges unmöglich; ſie mußte mehr ihrem Ohr als ihrem Auge vertrauen und die Richtung wählen, die von dem Lärm

des noch fortdauernden Gefechts wegführte. Auch verlor ſich jener Tumult mehr und mehr und ſie ſah ſich nach kurzer Zeit ganz von Schweigen und Finſterniß umfangen.

Freude über ihre Befreiung und heißer innig-ger Dank gegen die Vorſehung, die ſie ſo ſicht-bar beſchützt hatte, erfüllten ihre Seele und kräf-tigten und ermuthigten ihren Geiſt; doch ihr Körper erlag der Erſchöpfung, die eine Folge dieſer erſchütternden Gemüthsbewegungen war; ſie fühlte ſich nach dem Verlauf einer Stunde unfähig, ihren Weg fortzuſetzen und warf ſich unter einem Baum hin, um hier zu raſten, bis der Anbruch des Tages es ihr mög-lich mache, ein Haus zu entdecken, bei deſſen Bewohnern ſie Kunde von der Lage und Ent-fernung des Schloſſes Roſemont einziehen könne. Allmälig zog nun auch die Nacht ihre dunklen Schleier leiſe zurück und die Gegend begann in beſtimmteren Umriſſen ſich vor ihrem Blick zu enthüllen. Der falbe Schimmer in Oſten ward lichter und glühender; die letzten Schatten der Dämmerung verſanken nebelartig in Weſten und der junge Morgen goß ſeinen fröhlichen

Glanz über die blühenden Fluren hin. Heloiſens Seele erhob ſich auf den Fittigen der Andacht zu Gott. Gleich dem Veilchen, das zu ihren Füßen ſeinen vom Thau erfriſchten Kelch dem wohlthuenden Sonnenlicht neu eröffnete und Wohlgeruch um ſich her verbreitete, fühlte auch ſie ſich neubelebt, neu beſeelt. Vor ihr lag ein kleiner Hügel, den ſie erſtieg, um die Gegend zu überſehen. Ihr zur Linken gewahrte ſie die Thürme des ihr in dieſer Nacht ſo furchtbar gewordenen Schloſſes und gerade aus erblickte ſie eine Landſtraße, die ſich hinter dem Fuß eines hohen Berges verlor, deſſen Gipfel noch vom Purpurgold des Morgendufteſ eingehüllt war.

Es ſchien ihr zu gefährlich auf der großen Landſtraße fortzuwandern und ſo ſchlug ſie einen andern Nebenweg ein, der ſie rechts in ein kleines Gehölz führte, in dem ſie eine klare Quelle fand, aus der ſie ſich erfriſchen konnte. Bald aber führte dieſer Weg ſie zu dem noch rauchenden Schutthaufen einer abgebrannten Bauerhütte. Dieſe Bilder der Zerſtörung waren ihr neu und machten auf ihr Herz einen

tiefen Eindruck. Schwermüthig blickte sie auf die leergebrannte Stätte, als sie eine lange, hagre, weibliche Gestalt auf sich zuschreiten sah, die, ohne von ihrem Anblick befremdet zu scheinen, vor ihr stehen blieb und mit einem unbeschreiblichen Ton des tiefsten Seelenschmerzes zu ihr sagte: kommst Du, diese Trümmer zu besuchen?

Nein, antwortete Heloise, der Zufall führte mich auf diesen Weg und ich beklagte eben diese gräßlichen Früchte des Krieges, der unser schönes Vaterland verheert.

Klage nicht um zerstörte Städte, um abgebrannte Hütten, um verwüstete Felder — Menschenfleiß und Kunst können sie wieder herstellen — aber klage um das, was unwiederbringlich dahin ist. — Ich war Mutter — fuhr sie mit dumpfer Stimme fort, Mutter von zwei braven, fleißigen Söhnen, schönen blühenden Jünglingen, der eine stritt für seinen König, der andre für die Ligue; ihre Bruderliebe verwandelte sich in Haß — der Boden, auf dem Du stehst, trank das Blut meines jüngsten Sohnes, den der älteste erschlug, weil

er es ihm verweigerte, zu ſeiner Partei über-zugehen — dann kamen Soldaten, Waffenge-fährten des Erſchlagenen und tödteten den Mör-der in meinen Armen — ſie ſteckten die Hütte an, damit der Leichnam des Brudermörders mit ihr zu Aſche werde und nicht in geweihter Erde ſeine Ruheſtätte finde. — Aber ich ſammle dieſe Aſche, das Herz einer Mutter kann die Aſche ſeines Kindes nicht unbegraben laſ-ſen. — Täglich komme ich hierher — und der blutige Schatten des Jüngſten zeigt mir die Stelle, wo die Aſche ſeines Mörders verſtreut iſt — verſtreut in alle Winde — aber ich werde ſie doch ſammeln — er ſoll ſeine Ruhe-ſtätte finden, der Unglückſeelige — Gott hat ihn verworfen! aber ich bin ſeine Mutter — ich kann nicht von ihm laſſen! —

Sie eilte hier, ohne Heloiſe weiter zu be-achten, zu den Trümmern und dieſe verließ tief erſchüttert die Elende, deren furchtbares Schick-ſal ſelbſt der Wahnſinn nicht von ſeinen Schrek-ken zu entkleiden vermocht hatte. — War das die Welt, die ſie in ſo goldenen Träumen ge-ſchaut hatte? — das die Seeligkeit, die Men-

ſchenherz dem Menſchenherzen zu bereiten vermag? — war ſo unendlicher Jammer der Kaufpreis, der die Menſchheit dem Schickſal für ihre Cultur zahlen muß? —

Auf das Schmerzlichſte bewegt, ſetzte ſie ihren Weg fort und begann ſich nach einem Obdach zu ſehnen, als ſie von einem Bauer eingeholt wurde, der unter der Laſt eines groſſen Bündel Reisholzes rüſtig einher ſchritt. Er bot ihr im Vorübergehen mit ſo treuherziger Freundlichkeit einen guten Tag, daß es ihr Vertrauen einflößte, ſich mit ihm im Geſpräch einzulaſſen. Ein ſchöner Morgen! ſagte ſie.

Ja wohl, antwortete er, und mich dünkt, bei ſo ſchönem Wetter und fröhlichem Sonnenſchein kann man es gar nicht laſſen, auch guten Muths und fröhlichen Herzens zu ſeyn.

Heloiſe meinte, er möge ſich auch wol in einer Lage befinden, die ihm dies leicht mache und erfuhr darauf, daß auch er vor kurzer Zeit von den Liguiſten geplündert worden und einige Tage ſpäter ſeine Hütte von einem andern Haufen ihres Heeres angezündet worden ſey. Da machten meine Frau und ich uns denn

auf, fuhr er fort; und zogen ein Bischen tiefer in's Land hinein, wo ich uns nun an einem schönen hellen Bach vorläufig wieder von Baumzweigen ein Hüttchen zusammen geflochten habe. Das Bischen, was wir von unsrer Habe retteten, hat bis jetzt zur Fristung unsers Lebens hingereicht und Gott wird weiter helfen. Woher kommt Ihr aber, junger Herr? Wollt Ihr vielleicht nach Laon zum Heere unsers Königs?

Heloise fand kein Bedenken, ihm die Vorfälle der letzten Nacht, ihre Gefangenschaft und ihre Flucht aus dem Schlosse zu erzählen und befragte ihn um den nächsten Weg nach Schloß Rosemont.

Ihr seyd auf einem Wege, antwortete er, der gerade von dort herführt, aber Ihr seht so angegriffen und ermattet aus, daß ich Euch vorschlagen möchte, mich nach meiner Hütte zu begleiten und dort zu rasten, bis Ihr zu einer neuen Wanderung Kräfte gesammelt habt.

Dankbar nahm sie dies Anerbieten an. Ihr müßt wissen, begann er wieder, daß ich die Nacht vom Hause abwesend gewesen bin, um

im Walde Holz zu hauen und zu lesen, welches ich dann zum Verkauf in die Stadt trage. Das ist wol ein mühseeliges und in dieser Zeit auch mitunter gefährliches Geschäft, aber Noth kennt kein Gebot und ich könnte es eben so wenig ertragen, müßig zu gehen, als meine lieben kleinen Kinder hungern zu sehen. Sie lauern gewiß nun schon seit Tages-Anbruch auf meine Zuhausekunft und werden uns auch bald entgegen gesprungen kommen.

Wirklich dauerte es auch nicht lange, als sie zwei hübsche kleine Jungen und ein ganz allerliebstes noch kleineres Mädchen erblickten, die so flink als möglich herbeiliefen, um den Vater zu bewillkommnen. Dieser warf sein Holzbündel ab, um sie zu herzen, und während die beiden Knaben das Bündel an dem Strick, mit dem es zusammen geschnürt war, nach der Hütte zogen, nahm der Vater das kleine Mädchen auf den Arm, das blöde nach dem fremden Herrn sah und sein Köpfchen schüchtern an der Schulter des Vaters versteckte.

Vor der Thüre der Hütte kam ihnen eine junge Frau entgegen, deren von der Sonne

gebräuntes Geſicht von herzlicher, froher Liebe ſtrahlte, als ſie dem Vater das Kind vom Arme nahm, um mit dieſem ſich an ſeine Bruſt zu werfen. Wie vergnügt bin ich, Herzensmann, rief ſie, daß Du wieder da biſt! Die ganze Nacht habe ich kein Auge geſchloſſen! Unſre Nachbarin Luiſe kam geſtern Abend noch zu mir und erzählte mir eine ſo ſchreckliche Geſchichte von den Räubern im ſchwarzen Schloß, daß mich die Angſt um Dich halb todt gepeinigt hat.

Der Henker hole die alte Plaudertaſche! Behütet mich denn nicht Dein Gebet und das unſrer lieben Kinder? Iſt das nicht der beſte Schutzengel für einen Mann und Vater? — Aber ich habe Dir einen Gaſt mitgebracht, Joſephine.

Jetzt erſt gewahrte Joſephine den jungen ſchüchternen Fremdling, der, hinter ihrem Manne ſtehend, mit Rührung und Entzücken das erſte Bild häuslichen Glückes betrachtete, das ihm zu ſchauen vergönnt ward. Die Thränen, die in Heloiſens Augen ſtanden, das Lächeln, das um ihre Lippen ſchwebte, verriethen

ein Herz, das die Natur geweiht und bestimmt hatte, die Seeligkeit des schönsten irdischen Glückes, in all' ihrer reinen Wonne zu empfinden und zu gewähren.

Erröthend verneigte sich Josephine vor ihrem Gast und hieß ihn freundlich willkommen. Die Kinder wagten sich auch bald näher zu diesem heran und berührten schüchtern die Saiten der Laute und wichen dann, wann diese erklangen, voll frohen Erstaunens wieder zurück; doch das süße Lächeln des Fremdlings, seine aufmunternden Blicke lockten sie wieder in seine Nähe und bald saß das kleine Mädchen auf seinem Schooß und die beiden Knaben standen traulich an ihn geschmiegt neben ihm. Die Mutter warf einen verweisenden Blick auf die Kinder und einen dankbaren auf Heloisen, welche die Kleinen mit Liebkosungen überhäufte und sich mit jugendlicher Heiterkeit in ihre Spiele mischte.

Die ganze Familie versammelte sich, sobald Josephine mit der Bereitung ihrer Mahlzeit fertig war, unter einem Fliederstrauch, neben dem von ihrem Mann schon früher ge-

rühmten klaren Bach, um einen Tiſch, der mit ſo einfacher Koſt beſetzt war, daß ſie des Hungers zur Würze bedurfte; aber dieſer fehlte auch Allen nicht und der Hausherr ſprach am Ende der Mahlzeit das Dankgebet mit einer frommen Innigkeit kindlicher Liebe zu Gott, dem Geber alles Guten, die es bewies, daß ſein Gebet keine leere Wortformel war. Heloiſe ſtimmte darauf ihre Laute und vergalt die Gaſtfreundlichkeit ihrer Wirthe, mit dem Geſang einiger Lieder, die zu dem Frohſinn und der Einfachheit dieſer guten Menſchen paßten; dann ſpielte ſie, auf ihre Bitte, eine Villanelle — einen zu jener Zeit bei den franzöſiſchen Bauern ſehr beliebten Tanz — und Baptiſt, der der Lockung dieſer luſtigen Klänge nicht zu widerſtehen vermochte, ergriff mit jeder Hand einen ſeiner Buben und führte dieſen Tanz mit einer Leichtigkeit und einer Lebendigkeit auf, die den Mangel an gelernter Grazie erſetzte. Joſephine ſah, ihre Spindel hurtig drehend, mit vor Freude leuchtenden Augen zu und ſang zu Heloiſens Spiel ein zu der Melodie paſſendes Liedchen. Alles, was

Heloiſe hier erblickte, trug das Gepräge der Dürftigkeit; dieſe ärmliche Koſt, dieſe nur von Baumzweigen zuſammen geflochtene Hütte, die ihren Bewohnern gegen den Ungeſtüm der Witterung kaum den nothdürftigſten Schutz zu gewähren vermochte — dieſe abgetragene, geflickte Kleidung — alles zeigte von Noth und Mangel und doch waren dieſe Menſchen glücklich und aus jedem Geſicht ſtrahlte ihr Heiterkeit und ſorgloſe Zufriedenheit entgegen!

So groß iſt alſo die Macht der Liebe, dachte Heloiſe, ſo allmächtig vermag ſie mit jedem Weh, jedem Leid zu verſöhnen! Dieſe Menſchen, die die zügelloſe Raubſucht der Soldaten aus ihrer Heimath vertrieben und ſie gezwungen hat, bei den Thieren des Waldes ein Obdach zu ſuchen, ſind doch noch im Vollgenuß eines Glückes, um das ſie der mächtigſte Monarch der Erde beneiden könnte!

Hier trat das Bild der düſtern Kloſterzellen, denen ſie entflohen war, vor ſie, und ſie wünſchte ſich inniger denn je zu der Wiedererhaltung ihrer Freiheit Glück, von ſo mancherlei Gefahren auch bis jetzt jeder ihrer

Schritte begleitet gewesen war. Die Kinder warfen sich, vom Tanzen müde, in die Arme ihrer Mutter; Baptist ergriff seine Axt, um sich an die Arbeit zu begeben und empfahl seinem jungen Gast, sich bis gegen Abend auszuruhen, wo er zurückkommen wolle, ihm den Weg nach Schloß Rosemont zu zeigen. Josephine trug, dankbar für den, ihrem Mann und ihren Kindern verschafften Zeitvertreib, ein Lager von Moos und Blättern zusammen, auf das sich Heloise warf, und fast augenblicklich, da sie in zwei Nächten keine Ruhe gehabt hatte, in tiefen Schlaf versank.

Die Berge begannen schon längere Schatten auf die Ebene zu werfen, als die Kinder sie erweckten. Heloise hatte sehr süß geträumt; ihre Phantasie hatte sie zu den Ufern der Durance hingezaubert; sie sah den Troubadour, wie er, das schöne Haupt mit Blumen bekränzt, zu seiner Harfe das Glück der Liebe sang — sie empfand, wie sein Blick den ihrigen suchte, wie sie erröthete, als Auge dem Auge begegnete und ihr war beim Erwachen, als vernehme sie noch die seelenvollen Töne sei-

nes Gesangs. — Sie fühlte ihr Herz süß bewegt, doch Thränen füllten ihr Auge bei dem Gedanken, daß ihr keine Hoffnung vergönnt sey, den schönen Traum dieses Glückes je verwirklicht zu sehen.

Vor der Thüre der Hütte traf sie Baptist und Josephine, die sich zu der Bitte vereinigten, sie solle bis zum folgenden Morgen bei ihnen rasten; da sie aber hoffen konnte, Schloß Rosemont noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen, schlug sie dies Anerbieten aus und verband ihren Dank dafür mit dem Versprechen, ihnen Nachricht von sich zu geben, sobald es ihr gelungen sey, sich die Theilnahme und das Wohlwollen der Besitzerin des Schlosses zu erwerben. Es schmerzte sie sehr, daß sie für den Augenblick außer Stande war, ihnen einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit anbieten zu können, da ihr der Soldat im schwarzen Schlosse nichts gelassen hatte als ihre Laute, das in Stephaniens Brief eingeschlossene Bild des Ritters von Serville und das kleine Kreuz, welches sie seit dem Tage ihrer Aufnahme in das Kloster stets um den Hals getragen hatte.

Nachdem sie die Kinder umarmt und Josephinens Hand mit ritterlicher Galanterie geküßt hatte, trat sie, von Baptist begleitet, ihre Wanderung an. Er brachte sie bis nahe zum Wald von Follembrai, wo er ihr einen Fußsteig zeigte, der seitwärts bei diesem vorbei zu einer Anhöhe führen solle, von der sie die Thürme von Rosemont erblicken werde und nicht mehr fehl gehen könne. Dann schüttelte er ihr zum Abschied treuherzig die Hand und empfahl sie dem Schutz aller Heiligen.

Heloisens Lebensgeister waren durch ihren schönen Traum eben so erquickt worden, wie ihr Körper durch den Schlaf. Sie schritt rasch vorwärts, aber in der Einsamkeit, die sie umgab, versank sie bald in so holde Träumereien, daß sie vergaß, den Weg zu beachten, den sie wandelte und erst nach länger denn einer Stunde bemerkte, daß sie irre gegangen war. Unmuthig gegen sich selbst und schon ein wenig ermüdet, da sie an so weite Spaziergänge nicht gewohnt war, kehrte sie um und bedurfte einer ziemlichen Zeit, ehe sie wieder auf den rechten Weg kam und die Anhöhe

erblickte, von der sie, wie Baptist versichert hatte, die Thürme von Rosemont liegen sehen werde. Es kostete sie einige Anstrengung, die Höhe zu ersteigen, doch von ihr herab sah sie nun auch wirklich die Fenster des Schlosses im Strahl der sinkenden Sonne hell glänzend schimmern. Mit neuer Kraft belebt, eilte sie die Anhöhe hinunter und betrat den ihr von Baptist empfohlnen Pfad; doch nicht lange und es begann zu dämmern und die stille Feierlichkeit des niedersinkenden Abends, die gemeinhin ihre Seele mit tiefer sehnsuchtsvoller Wehmuth füllte, flößte ihr jetzt Angst ein und beflügelte ihre Schritte zur unsichern Eile.

Diese war es wahrscheinlich, die die Aufmerksamkeit einiger in der Ferne auf dem breiten Fahrweg einher ziehenden Reiter erregte; sie riefen ihr aus der Entfernung drohend zu, stehen zu bleiben, allein vom Schreck über diesen Zuruf ganz verstört, verlor sie alle Geistesgegenwart, alle Besonnenheit und floh, statt ihnen ruhig und freiwillig entgegen zu gehen, seitwärts in den Wald hinein. Sie wurde aber sehr bald von zweien dieser Reiter einge-

holt, von denen der eine vom Pferde sprang und ihr, sie rauh bei dem Arme fassend, zurief, er wolle einen so zartem Bürschchen die Mühe ersparen, seinen Weg länger zu Fuß fortsetzen zu müssen und eh' sie noch, starr vor Erstaunen und vor Schrecken, ein Wort zu erwidern vermochte, hob er sie auf das Pferd seines Gefährten und band sie an diesen, der ihr einen furchtbar drohenden Blick zuwarf, fest.

Beide kehrten nun mit ihr zu ihren Gefährten zurück und Heloise erfuhr aus ihren Reden, daß man sie für einen Spion halte und sie sich gefaßt machen müsse, ohne weitläuftige Untersuchung, bei ihrer Ankunft im Lager, an den ersten besten Baum aufgehängt zu werden. Bald kamen sie zu den Vorposten des Heeres, zu dem diese Reiter gehörten und die Parole: Julie von Guise! belehrte Heloise, daß sie in die Hände der Liguisten gefallen sey. Sie ritten in das Lager ein und dies ihr ganz neue Schauspiel würde Heloisen in jedem andern Augenblick mächtig interessirt haben; aber in ihrer gegenwärtigen Stimmung hatte die Gefahr, in der sie schwebte, alle ihr geistigen Fä-

higkeiten gelähmt und Angst und Entsetzen waren die einzigen Gefühle, denen sie noch zugänglich blieb.

Ihre Führer eilten mit ihr zu dem Zelt des wachthabenden Officiers. Wen bringt Ihr da? fragte die am Eingang desselben stehende Schildwache.

Einen Schwan, den Du morgen unter Henkershand sein Sterbelied wirst singen hören können, antwortete Heloisens Führer. Wer hat diese Nacht das Commando im Lager?

Der Oberst Saint-Dorval.

Ich glaube, nahm jener wieder das Wort, unser Gefangener ist bedeutender als er aussieht, und ich möchte ihn daher gern dem Obersten selbst überbringen. Mein Rücken thut mir noch von der Belohnung weh, die ich bekam, als der junge Baron, den wir in einer ähnlichen Verkleidung gefangen genommen hatten, uns entwischte. Wo finde ich den Oberst?

In jenem Zelt, wo er eben mit mehreren andern Officieren zu Abend speiset.

Der Reiter stieg hier vom Pferde und

gieng in das ihm bezeichnete Zelt, aus dem er nach wenig Minuten zurückkam, Heloisen losband und ihr gebot, ihm in dasselbe zu folgen. Hier saßen viele Officiere um einen hell beleuchteten Tisch, die alle bei Heloisens Eintritt die Blicke forschend auf sie richteten.

Wo habt Ihr das zarte Bürschchen eingefangen? fragte ein junger Offizier.

An dem Rande des Waldes von Follembrai, mein Hauptmann, und zwar auf der Seite, wo der König gestern mit einigen seiner Officiere zum Mittag gespeiset hat. *) Dieser Troubadour ist vielleicht mit bei dem Fest gewesen und ich hielt mich daher verbunden, ihn auch mit unserm Lager bekannt zu machen.

Hier stürmten die anwesenden Officiere mit einer solchen Fluth von Fragen auf Heloisen

*) Während der Belagerung von Laon, ließ sich Heinrich der Vierte mehreremal sein Mittagsmahl in diesem Walde bereiten, den er in seiner Kindheit oft besucht hatte, um Obst und Milch bei den Bewohnern desselben zu essen, und den er daher auch als König noch mit besonderer Vorliebe gern besuchte.

ein, und aus ihren Blicken und Worten leuchtete eine so rauhe Lustigkeit und bei mehrern auch solche Spuren von Trunkenheit hervor, daß Heloise zitternd und voll Verzweiflung kein Wort zu erwidern vermochte, sondern sich halb ohnmächtig auf die Schulter ihres Führers lehnte. Ihr Zustand zog die Blicke des Obersten Saint-Dorval auf sich; er stand vom obern Ende der Tafel auf und näherte sich dem Gefangenen, indem er den jungen Officieren einen leichten Verweis wegen ihrer unziemlichen Neugierde gab.

Wer bist Du, junger Mann, fragte er, und welche Absicht führte Dich in die Nähe unsers Lagers? Leugnen und Schweigen können Dir zu nichts helfen. Die Gesetze des Kriegsrechts sind strenge und Dir ist gewiß die Strafe nicht unbekannt, die auf jeder Verletzung derselben steht. Die feindlichen Spione haben uns zu viel Nachtheil zugefügt, um nicht alle Härte der von uns getroffenen Maaßregeln zu rechtfertigen und wenn man gleich Deine zarte Jugend nicht zur Ausführung gefahrdrohender Plane geeignet halten sollte, so verbirgt

doch augenſcheinlich Deine Verkleidung keinen Jüngling niederen Standes.

Sie wird Dich auch nicht vor Entdeckung ſchützen, ſetzte ein junger Fähndrich hinzu, indem er Heloiſen den Hut abriß, der ihr Geſicht verbarg. Bei der Heftigkeit, mit der er dies that, riß er zugleich den Kamm aus, der ihre langen reichen Haarflechten befeſtigte — ſie wallten bis zur Erde nieder und zugleich ward nun auch die Lilienweiße ihres Halſes ſichtbar, die der abfallende Spitzenkragen nur erhob, aber nicht verdeckte. Bei dieſem Anblick faßte ein nachſtehender Officier ſie bei dem Arm, um ſie näher an das Licht zu reißen — flehend blickte Heloiſe nach Schutz und Rettung umher — ihr Blick begegnete Saint-Dorvals Blick und ſich plötzlich der Hand entreißend, die ſie gefaßt hielt, flog ſie auf den Oberſt zu, deſſen Züge ihr eben ſoviel Ehrfurcht als Vertrauen einflößten und warf ſich zu ſeinen Füßen nieder. Erbarmen, ach Erbarmen, rief ſie, ſchützet, rettet mich! Die Worte erſtarben hier auf ihren Lippen und

ihre Thränen blieben die einzigen Dollmetſcher ihrer Empfindungen.

Dieſer Auftritt ergriff alle Anweſenden. Mit feſt auf dem angſtvoll klopfenden Herzen gefalteten Händen, lag Heloiſe noch immer zu den Füßen des Grafen Saint-Dorval, während dieſer, regungslos zu ihr hingebeugt, von einem viel mächtigeren Gefühl als dem eines augenblicklich erregten Mitleids erſchüttert zu ſeyn ſchien. Die Arme, die er ausgeſtreckt hatte, ſie empor zu heben, blieben ſtarr und unbeweglich — ſeine Augen ruheten mit unausſprechlichem Erſtaunen, mit glühend forſchendem Blick auf ihr — ein allen unverſtändlicher Ausruf entfloh ſeinen Lippen ſtatt der Worte des Troſtes und der Ermunterung, die ſie ſprechen ſollten. Endlich gelang es ihm mit ſichtlicher Anſtrengung ſeiner Erſchütterung Herr zu werden; gütig hob er Heloiſen auf, führte ſie zu einem Seſſel und bot ihr mit zitternder Hand ein Glas Waſſer an. Durch dieſe wohlwollende Güte ermuthigt, blickte ſie ihn dankbar an und der Graf, der den Ausdruck dieſes Blickes verſtand, beantwortete ihn durch die Bitte, ſich vollends zu

beruhigen. Fürchtet nichts, mein Fräulein, sagte er; welche Ursachen Euch auch zu dieser Verkleidung bewogen und Euch genöthigt haben mögen, Euch in dieser bösen Zeit einem so gefahrdrohenden Wagniß auszusetzen, so seyd Ihr doch nicht unter Barbaren, die die Heiligkeit des Unglücks nicht zu ehren wissen und der Graf von Saint-Dorval wird es sich zur Ehre rechnen, sich Eures ihm bewiesenen Vertrauens würdig zu zeigen.

Er wandte sich hierauf zu den anwesenden Officieren. Von diesem Augenblick an, sagte er mit festen entschiedenem Ton, bin ich Gott, meiner Ehre und unserm Feldherrn für die Sicherheit dieser Dame, im vollsten Sinne des Wortes, verpflichtet. Erlaubt mir daher, mein Fräulein, Euch in mein Zelt führen zu dürfen, wo Ihr wenigstens ungestört werdet ruhen können.

Mit dem Ausdruck väterlicher Fürsorge faßte er hier Heloisens Hand, und führte sie bei den jungen Officieren vorüber, die sich beschämt auf die beiden Seiten des Zeltes reiheten, um ihm Platz zu machen, nach dem für

ihn aufgeschlagenen Zelte, das innen in drei Abtheilungen gesondert war; in der ersten fanden sie den Stallmeister des Grafen, der mit einem seiner Edelknaben Schach spielte; Beide sprangen bei seinem Eintritt rasch auf und leuchteten dem Grafen, der Heloise in die hinterste Abtheilung des Zeltes führte. Dies Gemach, sagte er ihr lächelnd, wird für diese Nacht Euer Gefängniß seyn und ich werde in dem vordern Raum als ein getreuer Ritter für Eure Sicherheit wachen. Morgen früh wollen wir uns dann weiter über Eure Lage bereden, zählt auf meinen Eifer Euch zu dienen; mit Feinden Eurer Art führt kein Franzose Krieg und Ihr werdet selbst mitten in unserm Lager den Schutz finden, der Eurem Geschlecht und Eurer Jugend gebührt. Ohne ihre Danksagungen anhören zu wollen, entfernte er sich hier.

Kaum hatte er das Gemach verlassen, als der Edelknabe Heloisen die Erfrischungen brachte, deren die Erschöpfung aller ihrer Kräfte sie bedürftig machte. Mit heißen Thränen dankte sie dem Himmel für den Schutzengel, den er

ihr in der Stunde der höchsten Angst in Saint-Dorval gesendet, und wenn es der rührende Ausdruck der Güte in seinen schwermuthsvollen Zügen gewesen war, der ihm im ersten Augenblick ihr Vertrauen gewann, so hatte späterhin jedes seiner Worte diesen Eindruck verstärkt und sie wagte es kaum mehr, ihre Gefangennehmung einen Unfall zu nennen, da es ihr sehr leicht schien, sich von dem Verdacht, als sey sie ein Spion, reinigen zu können, und sie es von der Großmuth des Grafen dann erwarten durfte, daß er sie sicher nach Schloß Rosemont geleiten lassen werde. In einem jugendlichen Herzen reicht der kleinste Anlaß hin, die Hoffnungen desselben neu zu beleben, und die Einbildungskraft überfliegt dann leicht alle Hindernisse, welche die Vernunft anzutreffen besorgt.

Besiegt von ihrer Ermüdung warf sich Heloise auf das Feldbett, das ihr zum Ruhelager angewiesen war. Ein sanfter Schlaf beruhigte ihre aufgeregten Lebensgeister und der Traum führte ihr das Bild des Mannes vor,

dessen großmüthigem Schutz sie die Ruhe verdankte, deren sie sich erfreuete.

* * *

Trompetenklang und Waffengeräusch erweckten am Morgen Heloisen aus ihrem Schlummer; sie fuhr in die Höhe, ohne sich klar besinnen zu können, wo sie sey; allmälig erwachte die Erinnerung und die Begebenheiten des vorigen Abends begannen sie wie halbvergessene Träume zu umschweben.

Während sie sich noch bemühete diese verworrenen Bilder zu ordnen, trat eine bejahrte Frau leise an ihr Lager und kündigte sich ihr als vom Grafen Saint-Dorval beauftragt, an, ihr bei ihrem Anzuge behülflich zu seyn. Heloise nahm dies Anerbieten dankbar an; der Anblick einer weiblichen Gestalt that ihr in ihrer Lage schon wohl und sobald sie angezogen war, kam ein Edelknabe, sie zu benachrichtigen, daß der Graf sie in der vordern Abtheilung des Zeltes zum Frühstück erwarte. Als sie zu ihm eintrat, stand er an einen Stuhl gelehnt, auf dem sein Helm und sein Degen

lagen und schien in so tiefes Sinnen verloren, daß er sie im ersten Augenblick nicht bemerkte.

Einzelne vorzeitig ergraute Locken umgaben seine hohe Stirn, die unverkennbar Schmerz und Unglück tiefer gefurcht hatten, als es die Macht der Jahre zu thun vermocht hätte und der schwermuthsvolle Ausdruck seiner Züge verrieth es gleichfalls, daß eigne Leiden ihn gelehrt hatten, fremdes Weh tief mitzuempfinden.

Bei dem Geräusch ihres Näherkommens blickte er auf und ihre Erscheinung schien ihn wieder eben so mächtig zu ergreifen, wie es am vorigen Abend der Fall gewesen war; doch da er die sittige Verlegenheit gewahrte, mit der sie seinen forschenden, ausdrucksvollen Blick vermied, näherte er sich ihr und ihre Hand fassend, fragte er im Ton väterlichen Wohlwollens, wie sie geruht habe, und rückte dann einen Sessel für sie herbei, indem er zugleich an ihrer Seite Platz nahm und sie einlud, sein Frühstück mit ihm zu theilen. Heloise wünschte es ihm sagen zu können, wie seine Güte ihr Herz beglückte, doch die Thränen, die in ihren Augen glänzten, waren der einzige Ausdruck,

der ihr bei ihrer tiefen Rührung zu Gebote ſtand. Woher dieſe Thränen? fragte der Graf, indem er ihre Hand faßte — fließen ſie dem Andenken vergangner Leiden, oder der Furcht vor der Zukunft? Hat die vielbewegte Zeit Euch, mein holdes Kind, vielleicht zu einem Schritt verleitet, den Ihr jetzt bereuet? oder hat ein ſanfteres Gefühl, als es der Parteigeiſt zu erwecken vermag, Euch zur Annahme dieſer Verkleidung bewogen?

Nein, edler Herr, antwortete Heloiſe, keine Reue, keine Furcht entlockt mir dieſe Thränen — ſie kommen aus einem Herzen, dem die Worte fehlen, um Euch die Empfindungen auszudrükken, von denen es ſich durchdrungen fühlt.

Es ſchien, als lauſche der Graf noch achtſam dem Ton ihrer Rede, nachdem er ſchon verhallt war. O, rief er, dieſe ſüßen Laute ſind meinem Ohr nicht fremde! ſie ergreifen meine innerſte Seele mit unausſprechlicher Rührung. Redet, geheimnißvolles, bezauberndes, Weſen, wer ſeyd Ihr? woher kommt Euch die Macht die Vergangenheit aus ihrem Grabe zu erwecken, Todte in's Leben zurückzurufen

und ein Herz, für das alle Quellen des Glükkes seit lange versiegt waren, wieder mit einem Schimmer seiner verlornen Seeligkeit zu erquicken?

Der Eindruck dieser Worte auf Heloise konnte dem Grafen nicht entgehen und er setzte daher mit ruhigerem Ton hinzu: verzeiht mir, mein Fräulein, wenn ich mich von Empfindungen hinreißen lasse, deren Macht der Zeit und dem Frost des Alters zu Trotz noch immer unbedingt über mein Herz ist. Eure auffallende Aehnlichkeit mit einem Wesen, das seit vielen Jahren dieser Erde nicht mehr angehört, bewegt mich tiefer, als ich es Euch auszudrükken vermag. — Wenn ich jetzt aber meiner schönen Gefangenen einige Fragen vorzulegen wage, so geschieht dies nur in der Absicht, ihr eine öffentliche Befragung zu ersparen, da sich schon im ganzen Lager das Gerücht verbreitet hat, daß in der vorigen Nacht eine Dame von vornehmer Geburt gefangen genommen sey, die es versucht habe, sich unter der Verkleidung eines Troubadours als Spion in dasselbe zu schleichen.

In Saint-Dorvals Blick und Ton war ein solcher Ausdruck von Wahrheit und edler

Güte, daß er jedem guten Menſchen Vertrauen einflößen mußte, und daß Heloiſens argloſes Herz ſich ihm unbedenklich aufſchloß. Sie erzählte ihm von ihrem Aufenthalt im Schloß Montmorell und wie ſie nach Stephaniens Tode dieſes verlaſſen habe, um Frau von Roſemont aufzuſuchen und ihr das Vermächtniß ihrer Freundin einzuhändigen, ſo wie alle die Begebenheiten, die ſie ſeit ihrer Abreiſe von Montmorell erlebt hatte.

Der Antheil, den der Graf an dieſer Erzählung nahm, war unverkennbar und ſo auch ſeine Ueberraſchung und ſein Erſtaunen, als Heloiſe Frau von Roſemont nannte.

Frau von Roſemont! wiederholte er, und wer empfahl Euch ihrem Schutz?

Die Schweſter Stephanie aus dem Nonnenkloſter des heiligen Dominikus.

Ihr kanntet ſie? Ihr waret ſelbſt früher in dieſem Kloſter?

Sie war meine einzige Freundin; ihr Tod ließ mich ganz verwaiſet zurück, denn meine Erinnerungen reichen nicht bis zu dem Zeitpunkt meiner Aufnahme in das Kloſter.

Wer waren Eure Aeltern? fragte der Graf gespannt.

Ach, antwortete Heloise weinend, ich habe sie nie gekannt, ich weiß selbst ihren Namen nicht. Die Nonnen jenes Klosters fanden mich als ein verlassenes Findelkind an der Pforte desselben und haben mich groß gezogen.

Und fand sich kein Zeichen, kein Umstand, der Euch Anleitung zur Auffindung Eurer Aeltern zu geben vermag?

Nein, man fand mich in ein grobes Tuch eingehüllt und ein kleines Kreuz, das ich um den Hals gebunden trug, zeigte auf der einen Seite die Anfangsbuchstaben des Heiligen, der das Kloster gestiftet hatte und auf der andern, den Namen Heloise, auf den mich die Aebtissin taufen ließ.

Könnt Ihr mir dies Kreuz zeigen?

Heloise band es los und reichte es ihm mit einer Hand dar, die eben so stark zitterte, als die, die der Graf ausstreckte, um es zu fassen.

Lange sah Saint-Dorval stumm auf das Kreuz und dann auf Heloise, bis endlich seine Thränen es ihm unmöglich machten, ihre Züge

länger unterſcheiden zu können. Dies Kreuz, rief er mit bebender Stimme, band meine Julie vor 16 Jahren um den Hals unſers einzigen Kindes. Barmherziger Gott! gieb mich nicht der Qual einer getäuſchten Hoffnung preis! Mein Kind, meine Heloiſe hatte auf der linken Backe, gerade unter der Schläfe, ein kleines, aber unvergängliches und unverkennbares Maal —

Glich es dieſem? fragte Heloiſe kaum hörbar, indem ſie unwillkürlich vor dem Grafen auf die Knie ſank, und die Locken zurückſtrich, die ihr Geſicht beſchatteten.

Bebend, athemlos, betrachtete der Graf ſchweigend das Maal. — Dann hob er das Auge dankend gen Himmel — Allmächtiger Gott! rief er ſtammelnd vor ſeeligem Entzükken, mein Kind! mein Kind! und die Arme nach ihr ausbreitend, ſank er bewußtlos zu Boden.

Der laute Angſtruf, mit dem ſich Heloiſe neben ihm niederwarf, rief den Stallmeiſter des Grafen und ſeinen Edelknaben herbei. Voll Schreck über den Zuſtand, in dem ſie ihn ſahen, geriethen ſie auf den Argwohn, daß der

verkleidete Gefangene Schuld daran sey und stürzten auf Heloise zu, um sie von ihm wegzureißen! Sie hielt ihn aber fest umschlungen — mein Vater! o mein Vater! rief sie in einem Tone, der den Grafen mit mächtiger Zauberkraft in's Leben zurück zog. Er schlug die Augen auf — sie lag neben ihm auf den Knien und sein Haupt an ihre Brust lehnend, fragte sie, indem sie seine Hände unter heißen Thränengüssen an ihre Lippen preßte: o Gott, bin ich denn wirklich Euer Kind!

Der Graf drückte ihre Hände in den seinen und seine Blicke fest auf ihr Engelsgesicht heftend, musterte er alle ihre Züge mit innigster Zärtlichkeit. Mein Kind, mein lang verlornes Kind, sagte er leise — dann schloß er sie in seine Arme und verstummte weinend vor seliger Wonne, während Heloise von einem himmlischen Traum befangen zu seyn glaubte, aus dem sie zu erwachen fürchtete, und schweigend ihre Thränen mit den seinigen mischte.

Der Stallmeister, der schon seit 20 Jahren in Saint-Dorvals Diensten war, blickte jetzt Heloise lange und starr an. Heilige Mut-

ter Gottes! rief er, das ist ja die seelige Frau Gräfin, wie sie leibt und lebt!

Man kann keine grösßere Aehnlichkeit finden, sagte der Graf, auch siehst Du hier ihre Tochter.

Archimbald, so hieß der treue alte Diener, fiel hier zu Heloisens Füßen nieder und küßte ehrfurchtsvoll die Hand, die sie ihm reichte, um ihn aufstehen zu heißen. Nun, da mir Gott die Gnade geschenkt hat, diesen Tag noch zu erleben, habe ich lange genug gelebt! sagte er herzensfroh und entfernte sich dann mit dem Edelknaben, um seinem Gebieter Freiheit zu lassen, sich ungetheilt dem Entzücken hinzugeben, dessen Lebhaftigkeit er begriff, da er so viele Jahre hindurch Zeuge der Leiden seines Vaterherzens gewesen war.

Außer sich vor Wonne, lag Heloise noch immer in den Armen ihres Vaters, der es nicht müde werde konnte, sie anzublicken. O, sagte er, meine Hoffnung hat mich also nicht getäuscht! Dein erster Anblick gewann Dir gestern Abend mein ganzes Herz und erweckte in mir wieder das Gefühl, mit dem ich Dich

in Deiner Kindheit anblickte, wenn Du auf dem Schooß Deiner Mutter lagst, und ihr zulächeltest. Der erste Laut Deiner Stimme rief mir den unvergeßlichen Ton der ihrigen zurück und meine ganze Seele flog meinem verlornen, so lange, so untröstlich beweintem Kinde entgegen!

Er sank hier auf seine Knie nieder und Heloisens Hände gefaltet in den seinen zum Himmel erhebend, dankte er Gott für die ihnen beiden durch dies Wiederfinden erzeigte Gnade, bat ihn für sie um seinen Schutz und sie dann fest an sein Herz drückend, segnete er sie mit aller Inbrunst treuer Vaterliebe. —

Zum Erstenmal hörte Heloise die Stimme eines Vaters — zum Erstenmal empfieng sie den Seegen eines Vaters. Ihre Seele erlag dem überwältigenden Gefühl dieses Glücks. Ich habe einen Vater! rief sie mit aller Wonne der seeligsten Begeisterung, und sank von Neuem an sein Herz — doch in diesem Augenblick sah sie auch der Graf zur Lilie erbleichen und das schöne Auge sich schließen.

Doch seine Liebkosungen, seine Thränen, er-

weckten ſie bald wieder und die Augenblicke, die auf dieſem erſten, leidenſchaftlichen Ausbruch ihres beiderſeitigen Entzückens folgten, gehörten ſo ſüßen, ſo innigen, das ganze Seyn durchdringenden Empfindungen und Herzensergüſſen an, daß die Seele ſie kaum zu ergründen und kein Wort ſie zu ſchildern vermag.

Seit ihrer früheſten Kindheit verwaiſet und verlaſſen, hatte Heloiſe bis zu dieſer Stunde die edelſte Gabe, die ſie vom Himmel erhalten hatte, dieſe Fülle der Liebe, dieſen Reichthum tiefer wahrer Empfindung, den die Natur in ihr Herz gelegt hatte, verhehlen und in ſich zurückdrängen müſſen — ihre freie, geiſtige Fähigkeit zum Glück war bis jetzt unentwickelt geblieben — und nun begegnete ihr Blick zum Erſtenmal dem Blick eines Vaters, der in ihr ſein Kind und das jugendlich blühende Abbild der Geliebten ſeiner Seele fand, um die ſein großes, glühendes Herz nie aufgehört hatte zu trauern.

Auf die tiefe Erſchütterung dieſer erſten Augenblicke folgte nun bald der Wunſch gegenſeitig ihre Lebensſchickſale zu erfahren.

Wenn gleich noch zu bewegt, um in alle

Einzelnheiten der Begebenheiten eingehen zu können, gab doch Heloiſe ihrem Vater einen ziemlich vollſtändigen Abriß ihres bisherigen Lebens, der eigentlich nur eine Geſchichte ihrer Empfindungen war, da bis auf das letzte halbe Jahr alle ihre Tage in farbloſer Einförmigkeit verfloſſen waren. Doch führte ſie ihm mit dem ihr eignen Zauber anmuthiger Beredtſamkeit manches Bild aus ihrer kleinen Vergangenheit vor und als ſie ihm von ihrer Freundin Stephanie nun ausführlicher ſprach und ihm ihre Tugenden und ihren Karakter ſchilderte, ſchienen Dankbarkeit und Liebe ſie zu begeiſtern und jeden Zug dieſes Gemäldes zu beſeelen. — In ganz anderer Art zeichnete ſie ihm den Pater Anſelmus und die Gräfin Magdalene, in leichten, geiſtreichen Umriſſen, die es verriethen, daß die liebenswürdige Erzählerin ſich arglos gerne am Anblick des Lächerlichen beluſtigte, wenn ihre natürliche Heiterkeit und ihre Laune nicht von Sorgen und Kummer verdüſtert wurden. Die Schilderung ihrer Beſchäftigungen in Schloß Montmorell und der litterariſchen Arbeiten ihrer gelehrten

Patronin, erhellte die ſchwermuthsvollen Züge des Grafen, der ſich nach vielen Jahren zum Erſtenmal wieder dem Eindruck hingab, den jugendliche Heiterkeit und fröhliche Lebendigkeit auf ihn machten.

Der Graf bemerkte mit väterlichem Stolz jeden Strahl des Geiſtes, der ihre Erzählung durchblitzt hatte und dankte dem Himmel noch einmal, der ihm ſeine Tochter nicht nur zurückgegeben, ſondern ſie auch mit jener Stärke der Seele, jener Tiefe des Gefühls begabt hatte, die ſichre Bürgen für den ſittlichen Adel unſers Weſens ſind, und wenn er gleich nicht der bezaubernden Anmuth, nicht des blühenden Jugendreizes erwähnte, der jene geiſtigen Vorzüge begleitete, ſo wurden ſie von ihm nichts deſto weniger anerkannt und gewürdigt. Ich muß Dich jetzt auf einige Augenblicke verlaſſen, mein geliebtes Kind, ſagte er ihr, um unſerm Feldherrn Rechenſchaft von meiner Gefangenen abzulegen. — Der junge Herzog von Guiſe iſt kürzlich im Lager eingetroffen, um ſich mit ſeinem Oheim, dem Herzog von Mayenne mündlich über mehrere wichtige Angelegenheiten

zu bereden; ich habe die Ehre mit ihm von Seiten ſeiner Mutter verwandt zu ſeyn; er und ſein Oheim ſind mir beide freundſchaftlich geneigt und ich weiß, daß ſie aufrichtigen Theil an meinem Glücke nehmen werden, eine geliebte Tochter wiedergefunden zu haben.

Um Dich nun aber auch Deinerſeits mit mir und der Geſchichte Deiner Aeltern bekannt zu machen, bitte ich Dich, dieſen Schlüſſel anzunehmen. In dem Gemach, wo Du dieſe Nacht zugebracht haſt, wirſt Du auf dem Tiſch neben Deinem Lager ein Käſtchen finden, das mehrere ſich auf mein Schickſal und auf Deine Geburt Bezug habende Papiere enthält, die ich Dich zu leſen bitte. Ach, in den bang durchweinten Nächten, wo ich ſie größtentheils niederſchrieb, leuchtete mir kein Hoffnungsſchimmer, daß einſt noch die Thränen kindlicher Liebe ſie bethauen würden!

* * *

Heloiſe eilte, gleich nach der Entfernung des Grafen, zu dem Käſtchen und das Erſte, was ihr bei Eröffnung deſſelben in die Augen

fiel, war das Miniatur-Gemälde einer ſchönen Frau, deren Züge den ihrigen ſo auffallend glichen, daß ſie nicht zweifeln konnte, es ſey das Bild ihrer Mutter. Auf der Rückſeite der goldenen Kapſel, in der es lag, waren die Worte: Julie von Ribemont, Gräfin von Saint-Dorval, eingegraben und zum Erſtenmal dachte Heloiſe jetzt daran, daß ſie die rechtmäßige Tochter eines der vornehmſten und geachteteſten Männer des franzöſiſchen Reiches ſey. Ihr Ehrgeiz gefiel ſich nicht wenig bei dieſem Gedanken; doch wurden die erwachenden Regungen deſſelben jetzt noch leicht und ſchnell von der Rührung beſiegt, mit der ſie nach den Papieren griff, von deren Inhalt wir hier unſern Leſern einen kurzen Auszug geben wollen.

Unter den angeſehenſten adeligen Familien der Provence behaupteten die Barone von Montargis und die Grafen von Saint-Dorval einen gleichen Rang, ſowol in Hinſicht auf das Alter ihres Adels, als auch in Hinſicht auf Reichthum und Macht. Doch aus dieſer Gleichheit entſprang eine Nebenbuhlerei,

der eine Menge zufälliger Begebenheiten und eine seltsame Verkettung des Schicksals einen höchst feindseeligen Karakter gab. Im Kriege wie im Frieden, bei Tournieren und Festen, ja selbst in ihren Verhältnissen als Burgherren und in ihrem häuslichen Leben, standen sie sich stets als Gegner gegenüber und ein angeerbter Haß machte sie im Lauf der Jahre zu unversöhnlichen Feinden.

Die Dürance, deren blaue Wellen den Felsen bespülen, auf dem das Schloß Montargis gebaut ist, spiegelt an ihrem entgegengesetzten Ufer die hohen Thürme des Schlosses Saint-Dorval ab. Jahrhunderte lasteten schon auf diesen altergrauen Gebäuden, doch ragten beide noch stolz empor, als wollten sie den Wettstreit verkünden, der seit langen Zeiten zwischen ihren beiderseitigen Bewohnern statt fand. Unter der Regierung Heinrichs des Zweiten giengen die Montargis zur protestantischen Kirche über, während die Grafen Saint-Dorval eifrigst bemüht blieben, den Geist der Neuerungssucht und der Ketzerei zu bekämpfen, der den Glauben ihrer Väter gefährdete. Später ver-

banden ſich die Montargis mit Catharina von Medicis, und in der Folge mit Heinrich von Navarra, zur Unterdrückung des Hauſes Guiſe und zum Untergang der Ligue, für welche die Grafen Saint-Dorval ſtritten. So vereinten ſich politiſche und religiöſe Spaltungen, um die gegenſeitige feindſeelige Stimmung beider Familien immer bittrer zu machen und gerade jenem Gefühl, das vom Himmel in die Menſchenbruſt gepflanzt iſt, um Herz mit Herz zu verbinden und den Haß zu beſiegen, war es vorbehalten, jede Hoffnung zur Verſöhnung zwiſchen ihnen zu vernichten: die Liebe vollendete, was die Zwietracht begonnen hatte.

Zwanzig Jahre waren ſeit dem Zeitpunkte verfloſſen, wo Heloiſens Vater und der gegenwärtige Baron von Montargis in der Blüthe ihrer Jahre am franzöſiſchen Hofe erſchienen. Beide waren die einzigen Kinder ihrer ehrgeizigen Väter; beiden war ſeit früheſter Kindheit der Haß eingeprägt worden, der ſich ſeit länger denn einem Jahrhundert zwiſchen ihren Familien von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt hatte. Der junge Montargis war von

Karakter kalt, düſter und phlegmatiſch; ſehr jung hatte er eine glänzende Verbindung geſchloſſen und ſeine Gemahlin gleich nach der Geburt ihres erſten Kindes durch den Tod verloren. Jetzt ſtand er im Begriff ſich zum Zweitenmal zu vermählen. Julie von Ribemont, eine junge, reiche Erbin, proteſtantiſcher Religion, hatte ſich mit ihm aus Gehorſam gegen den von ihrem Vater auf dem Sterbebette ausgeſprochenen Wunſch dieſer Verbindung, verlobt, und wohnte ſeit dem Tode deſſelben auf Schloß Montargis, bis der alte Baron und ſein Sohn, die noch durch die bürgerlichen Unruhen in Paris feſtgehalten wurden, ſich zur Feier der Vermählung dorthin begeben konnten.

Der junge Saint-Dorval, ein Feind aller der politiſchen Intriguen, die das Leben ſeines Vaters ausfüllten, hatte von dieſem die Erlaubniß erhalten, den Sommer auf ihrem Stammſitz in der Provence zubringen zu dürfen, wo er in dieſer ſchönen Heimath der Liebe und des Geſanges, ſich ſelbſt, den Muſen und den Wiſſenſchaften lebte.

Eines Tages, wo er einsam am Gestade der Dûrance umher irrte, erblickte er einen kleinen Nachen, der aus der Bucht hervorglitt, an der Schloß Montargis lag und in diesem Julien, die die Schönheit des Abends zu einer Wasserfahrt benutzen wollte. Der Anblick dieser zarten edlen Gestalt fesselte seine Blicke; sie folgten ihr, bis eine Krümmung des Gestades das Fahrzeug seinen Blicken entzog. Plötzlich wurde die Luft glühend schwül — Blitze durchflammten den schwarz bewölkten Himmel und der Donner grollte von Ferne. Die noch vor wenig Minuten so klare, ruhige Dûrance wälzte jetzt ihre Wogen mit furchtbarer Gewalt einher; Saint-Dorval sah den kleinen, nur von zwei Rudern geführten Nachen wieder erscheinen und vergeblich gegen die wachsende Gewalt des Sturmes und des Stromes ankämpfen.

Mitten im Geheul des Windes vernahm er den Hülferuf einer weiblichen Stimme, und von Jugend auf mit der Schifffahrt auf dem Flusse vertraut, warf er sich, von einem seiner Diener begleitet, in einen Kahn und hatte das

Glück, Juliens Nachen zu erreichen und ſie ſicher an das Ufer zu bringen.

Dieſer Vorfall machte die beiden jungen Leute mit einander bekannt. Das Herz unterwirft ſich nicht dem Ausſpruch der Parteiſucht und bewahrt im Kampf der Leidenſchaften und der Vorurtheile die himmliſche Freiheit ſeiner Gefühle. Julie und Saint-Dorval empfanden, daß ſie für einander geſchaffen waren, ſie liebten ſich, ſie geſtanden es ſich und es ward Saint-Dorval leicht, die Geliebte zu überreden, daß ſie ſtrafbar handeln würde, wolle ſie einem Mann die Hand reichen, dem ſie ihr Herz nicht zu geben vermocht. Der Wille ihres Vaters hatte an die Löſung eines Bündniſſes, das nie die Zuſtimmung ihres Herzens erhalten hatte, den Verluſt ihrer reichen Beſitzungen gebunden, aber eben dies gab ihr nach ihrem Gefühl das Recht, über ſich ſelbſt zu beſtimmen — ſie entfloh mit dem Geliebten, der ſie nach einer nahe bei Florenz liegenden Villa führte, die er von einem Verwandten ererbt hatte, und wurde hier ſeine Gattin.

Einige Monate nach dieſer Flucht ſchrieb Saint-Dorval an ſeinen innigſten Herzensfreund, den Ritter von Serville, folgenden Brief:

Villa Fiora.

„Dein Brief iſt mir hieher nachgeſandt „worden. Er hat mich ſehr ergriffen, wenn „ich mir gleich keine tiefere Erwägung ſeines Inhalts vergönnen darf, aber er zeugt „von Neuem von der Beſonnenheit und der „Klugheit, die Du ſtets, auch bei den „ſchmerzlichſten Begebenheiten Deines Lebens zu behaupten gewußt haſt. Vergieb „mir; ich fühle, daß mein Verſtand Dir „Recht giebt; aber ich liebe und der Himmel, der mich ſchuf, wollte, daß mir die „Liebe das höchſte Geſetz des Lebens werden ſollte.“

„Auch iſt es jetzt zu ſpät. Julie iſt „durch alle irdiſche und himmliſche Bande „unauflöslich mein. Wir haben beide für „einander einer Welt entſagt, die nie würdig war, dies Kleinod zu beſitzen und nie „wird uns der Verluſt ihres Reichthums das

„Glück verkümmern, das uns beseeligt. Möge „mein Vater nur nicht seinen grausamen „Schwur erneuern, mich nie wieder als „Sohn anerkennen zu wollen! Sein Zorn „ist ein schmerzlich empfundenes Opfer, das „ich meinem angebeteten Weibe bringe, aber „die Liebe vermag jedes Opfer zu bringen „und jedes Opfer überschwänglich zu ver„gelten."

„Du schreibst mir, daß es in den Augen „meines Vaters nicht mein größtes Vergehen „ist, Julien entführt und den Montargis da„durch zu dem Besitz ihres großen Vermögens „verholfen zu haben, sondern, daß er es „mir nicht verzeihen kann, eine Ketzerin, „eine Hugenottin geheirathet zu haben. — „O Serville, wie wenig kennt er Juliens „edlen, freisinnigen Geist! Wenn ihr Glaube „sich gleich auf Irrthümer gründet, so ist „ihr dagegen auch jener stolze Wahn der „Unfehlbarkeit fremd, der uns so unduld„sam macht, und auf meinen Kindern „wird dereinst nie der Verdacht der Kez„zerei ruhen."

„Die Wärme Deiner Freundſchaft führt „Dich irre, wenn Du mich aufforderſt, vor „meinem Vater zu erſcheinen, ehe noch das „erſte Auflammen ſeines Zornes geſtillt iſt. „Die Zeit iſt das beſte Beſänftigungsmittel „für jedes Zürnen, das ſeinem Grund in „einer leidenſchaftlichen Aufwallung hat. „Verdopple aber jetzt noch alle die Ver„pflichtungen, die ich ſchon gegen Dich habe, „durch das, was Du für ihn thuſt; vertritt „die Stelle ſeines ungehorſamen, aber doch „ihn unausſprechlich liebenden Sohnes. Du „biſt ſein nächſter Anverwandter; Du warſt „ihm ſchon früher nach mir das Theuerſte „auf Erden; Du allein haſt die Macht, ihn „zu tröſten. Ich lege unbedingt mein Schick„ſal in Deine Hände; hilf mir, das Herz „meines Vaters wieder zu gewinnen und „ihn zu verſöhnen. Zertheile die düſtre „Wolke, die mir dereinſt mein Glück dunkel „verſchatten würde, wenn nicht die Beſorg„niß, ein undankbarer Sohn geweſen zu „ſeyn, von mir genommen wird.“

„Du willſt wiſſen, wie ich lebe — Villa

„Fiora iſt, wie Du weißt, das einzige Be=
„ſitzthum, das ich, unabhängig von dem
„Willen meines Vaters, mein nenne; doch
„ſelbſt die blühendſten Fluren unſrer ſchö=
„nen Provence können Dir nur ein ſchwa=
„ches Bild von dem Zauber der hieſigen Ge=
„gend geben und ganz Italien bietet viel=
„leicht keinen reizendern Aufenthalt dar, als
„eben Villa Fiora. In dieſer lieblichen Ab=
„geſchiedenheit verleben Julie und ich unſre
„Tage im Genuß einer ſo reinen und ent=
„zückenden Glückſeeligkeit, wie ſie nur immer
„das Erbtheil der Bewohner himmliſcher
„Welten ſeyn kann. Unſere Sprache hat
„keine Worte, Dir dies Einsſeyn zweier
„Seelen und zweier Herzen, die köſtliche
„Wonne dieſer ſüßen Trunkenheit aller Sinne
„zu malen, die das Leben und die Erde mit
„dem Zauber der Liebe ſchmückt und allem,
„was uns umgiebt, neuen, höheren Glanz
„verleiht. — Ach, Serville, nur einen Tag
„möchte ich Dich zum Zeugen unſers Glük=
„kes und meine Flucht würde dann keiner

„weitern Rechtfertigung, keiner weiteren Ent-
„schuldigung mehr bedürfen!“

Ein volles Jahr floß den Liebenden noch dahin, ohne daß eine Wolke den Himmel ihres Glückes und ihrer Liebe getrübt hätte.

Die Geburt einer Tochter schürzte das Band, das sie vereinte, noch fester und Julie erschien als Mutter ihrem Gatten mit neuen Reizen geschmückt. Leider aber gelang es der warmen, unermüdlichen Fürsprache des Ritters von Serville nicht, den Vater zur Versöhnung mit dem Sohne zu bewegen. Der alte Graf unterdrückte gewaltsam in seinem Herzen alle Regungen der väterlichen Zärtlichkeit, und beschloß, dem Sohn von seinen Besitzungen alles zu entziehen, was das Gesetz ihm nur irgend vergönnte, dem einzigen Sohn entziehen zu dürfen.

Der alte Baron von Montargis starb um diese Zeit und sein Sohn spottete im ungestörten Besitz der ihm durch Juliens Flucht zugefallenen Güter, der romanhaften Liebe seines Nebenbuhlers, sorgsam lauernd auf eine Gelegenheit, sich an ihm rächen zu können. Bald

glaubte er dieſe gefunden zu haben. Er ſtand, obgleich ein Hugenott, in großer Gunſt bei Karl dem Neunten und wußte einem lügenhaften Bericht, der die Treue und Ehre des Grafen Saint-Dorval verdächtig machte, Eingang bei dieſem Monarchen zu verſchaffen. Der alte Graf fühlte ſich tief durch die Nothwendigkeit der Vertheidigung gegen eine ſolche Klage gekränkt; allein ſeine Rechtfertigung war ſo genugthuend, daß die Anklage ſelbſt von der argwöhniſchen Tyrannei Karl des Neunten als durchaus unſtatthaft und ungegründet erklärt wurde. Die Folge dieſes Vorfalles war aber ein Zweikampf des alten Grafen mit dem Baron, in dem Beide, doch nicht lebensgefährlich, verwundet wurden.

Als der junge Graf dieſe Begebenheiten erfuhr, betrübten ſie ihn eben ſo tief als ſchmerzlich, da er ſich nicht verhehlen konnte, daß er durch ſeine Handlungsweiſe den Baron wahrſcheinlich zu ſo niedriger Rache gereizt und dadurch ſeinem Vater der Gefahr preisgegeben habe, ſeine Ehre im Zweikampf mit einem ſo viel jüngeren und daher kräftigeren Gegner ver-

theidigen zu müssen, während sein Sohn ruhmlos in den Armen der Liebe, Tage des Friedens und des Glückes lebte. Die Zärtlichkeit seiner Gemahlin und die Liebkosungen seines reizenden Kindes vermochten nicht mehr ein von dem giftigen Pfeil peinlicher Gewissensbisse verletztes Herz zu beglücken und ein Brief des Ritters von Serville befestigte ihn nur in einem schon früher gefaßten Entschluß.

„Dein Vater, schrieb ihm der Ritter, „verließ Paris ziemlich wohl, doch kaum in „Saint-Dorval angelangt, traf ihn ein An„fall von Schlagfluß; es ist der zweite seit „Deiner Abwesenheit und der Arzt fürchtet „einen Dritten, der uns jede Hoffnung „zu seiner Genesung rauben würde. Mehr „brauche ich Dir gewiß nicht zur Beschleu„nigung Deiner Ankunft zu sagen!" —

Reise, sagte Julie, nachdem sie diesen Brief gelesen hatte, der Himmel gebe uns seinen Seegen und schenke Dir die verlorne Stelle im Herzen Deines Vaters wieder, dessen Versöhnung das Einzige ist, was mein Glück noch zu erhöhen vermag. — Am folgenden Mor-

gen schon reiſete Saint-Dorval nach Frankreich ab; er verließ ſeine Gattin und ſein Kind, ohne zu ahnen, daß er ſich auf ewig von allem Glück des Lebens trenne. Bei ſeiner Ankunft in Saint-Dorval fand er alle Bewohner des Schloſſes in Trauer und Beſtürzung Der Ritter eilte ihm entgegen und drückte ihn feſt an ſein Herz — ſeine Thränen verkündeten dem Grafen den Tod ſeines Vaters, der wenige Minuten vor ſeiner Ankunft ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Der unglückliche Sohn fühlte ſich durch und durch erſchüttert — ihm war, als müſſe ihm von dieſem Augenblick an eine feindliche Macht im Leben entgegentreten, die er nicht mehr zu beſiegen hoffen dürfe. — Nach acht Tagen wurde das Teſtament des Verſtorbenen in einer ſehr zahlreichen Verſammlung ſeiner Freunde und Angehörigen vorgeleſen, und Saint-Dorval und der Ritter waren die Einzigen, die es ohne Erſtaunen vernahmen, daß dieſer unverſöhnlich zürnende Vater ſeinem Sohn nur das Pflichttheil gelaſſen, aber alle

seine übrigen großen Besitzungen dem Ritter von Serville vermacht hatte.

Dieser, der seit Rosaliens Verlust durch kein Band mehr an die Welt geknüpft war, als durch die Uebung der Tugenden, von denen er ihr das edelste Beispiel gab, nahete sich dem Notarius, der das Testament vorgelesen hatte, nahm es ihm aus der Hand und zerriß es in kleine Stücke. So vernichte ich, sagte er laut, diesen ungerechten Ausspruch des väterlichen Mißvergnügens, fest überzeugt, daß der Verstorbene, hätte er länger gelebt und den vollen Gebrauch seiner durch lange körperliche Leiden geschwächten Geisteskräfte wieder erhalten, eben so gehandelt haben würde.

Saint-Dorvals Herz war geschaffen, um den Edelmuth seines Freundes ganz empfinden und ein solches Opfer würdig empfangen zu können. Nur erst nach langem Bitten gelang es ihm, den Ritter zu bewegen, die Villa Fiora von ihm anzunehmen, obgleich das geringe Vermögen dieses edlen Mannes den Armen stets mehr als ihm selbst gehörte.

Sobald die allernothwendigsten Einrichtun-

gen getroffen waren, giengen der Graf und ſein Freund nach Italien ab, um die Gräfin mit ihrem Kinde nach Frankreich abzuholen. Saint-Dorval meldete ſeiner Frau nicht den Tag, wo er bei ihr einzutreffen gedachte; ſein Herz genoß des Vorgefühls der Ueberraſchung durch ſeine unerwartete Ankunft, mit allem Entzücken eines leidenſchaftlich Liebenden. Seine zweimonatliche Abweſenheit hatte die durch den ruhigen, ungeſtörten Beſitz gedämpfte Flamme auf's Neue hell angefacht und ſeine Phantaſie zauberte ihm Julien im ſchönſten Glanz ihrer jugendlich blühenden Reize vor. Zu dieſen begeiſternden Empfindungen glühender Liebe geſellten ſich auch noch die ſüßen Regungen väterlicher Zärtlichkeit. Bei dem Anblick der reizenden Gebüſche, die Villa Fiora umkränzten, ſprang er aus dem Wagen, um auf einem näheren Fußpfad ſeinem Freunde voraus zu eilen, denn ſelbſt mit ihm wollte er das Entzücken des erſten Wiederſehens der Geliebten nicht theilen. Mit heftig klopfendem Herzen nahete er ſich dem Porticus, unter dem Julie die heißeren Tagesſtunden zuzubringen pflegte —

er ſah nicht ſie, nur einige ſeiner Diener, die voll Entſetzen bei ſeinem Anblick entflohen — in demſelben Augenblick flogen die Pforten der hohen Halle, die in das Innere der Villa führten, auf; ein Leichenzug wurde ſichtbar — dem Grafen blieb nicht Kraft zu einer Frage; er errieth ſein Unglück und ſtürzte bewußtlos nieder.

Er erwachte in Serville's Armen, der dem Unglück ſeines Freundes Thränen des ſchmerzlichſten Mitgefühls weinte, doch Dorvals Augen blieben trocken. Einem Wahnſinnigen gleich ſtürzte er nach Juliens Gemach; ihr Lager war mit ſchwarzen Decken behangen und über die Kinderwiege, die daneben ſtand, war derſelbe Schleier gebreitet, mit dem Julie ihre Thränen trocknete, als Dorval ſie beim Abſchied zum Letztenmal an ſein Herz drückte; haſtig riß er ihn hinweg — die Wiege war leer! — vergeblich rief er nach ſeinem Weibe, ſeinem Kinde — kein Laut der Liebe beantwortete den Ruf des verzweiflungsvollen Gatten und Vaters — alles um ihn her blieb ſtumm, wie das Grab!

Dieſer furchtbare Uebergang vom ſüßeſten Vorgefühl namenloſer Wonne zur Gewißheit unwiederbringlichen Verluſtes, überwältigte den Unglücklichen, dem das Uebermaaß des Schmerzes die Linderung verſagte, ſein Elend beweinen zu können. Serville fühlte, er dürfe keine Erſchütterung ſcheuen, um ihn aus der dumpfen Erſtarrung zu reißen, die ihn äußerlich gelähmt hielt und las ihm daher den folgenden Brief vor, der gerade, als ſie in Villa Fiora ankamen, durch einen Eilboten nach Saint-Dorval geſchickt werden ſollte.

Julie an Saint-Dorval.

„Wollteſt Du wiſſen, in welchem Au„genblick des Tages ich Dich am Schmerz„lichſten vermiſſe und Deine Abweſenheit „am Wehmuthsvollſten empfinde, ſo würde „ich Dir die Dämmerungsſtunde nennen, de„ren ſanfte Feier uns ſo oft im geheimniß„vollen Einklang mit unſern Seelen und „der vorherrſchenden Stimmung derſelben zu „ſtehen ſchien. Wenn Tag und Nacht ſo „leiſe in einander zerfließen und dann noch

„leiſer von einander zu ſcheiden beginnen,
„irre ich ſehnſuchtsvoll unter dieſen duften-
„den Gebüſchen umher, wo wir ſonſt zu-
„ſammen wandelten und um mich ſchweben
„Bilder der Liebe, Erinnerungen des Glücks,
„die die Seeligkeit und der Stolz meiner
„Seele ſind. Im ſanften Säuſeln des
„Abendwindes glaube ich Deine Stimme,
„den Gruß Deiner Liebe zu vernehmen; ich
„weine, aber dieſe Thränen ſind ſüß und
„ſanft bewegt eile ich dem Lager zu, wo
„der Schlaf mich in holden Träumen in
„Deine Arme führt und mich die Wonne
„des Wiederſehens empfinden läßt.

„O dies Wiederſehen! — Geliebter, wie
„wird es Dich beglücken, unſer Kind wie-
„der an Dein Herz zu drücken und zu ſe-
„hen, wie mit jedem Tage der Strahl ihres
„ſich allmälig entfaltenden Geiſtes das ſüße
„Engelsgeſicht der holden Kleinen reizender
„beſeelt! Wie freue ich mich auf das erſte
„deutliche Wort aus ihrem Munde! wie
„entzückt mich ſchon jetzt ihr Lallen — ſie
„kennt mich ſchon ganz genau und ſelbſt

„auf den Armen der Amme ſtreckt ſie mir,
„ſo bald ich erſcheine, die kleinen Hände
„entgegen und ſieht mich mit einem Blick
„an, der mir den ſeelenvollen Ausdruck Dei-
„nes Blickes zurückruft. Sie hat Deine Au-
„gen, ſie gleicht Dir! O möge Gott ſie
„Dir auch an Geiſt und Herzen ähnlich
„machen! So bete ich oft, wenn ich ſie
„auf meinem Schooße habe und ſie lächelt
„mich dann an und umſchlingt mich mit ih-
„ren kleinen Armen, als wolle ſie mir die
„Erfüllung meines Gebetes verheißen.

„Heut, als ich meinen Schmuck vor ihr
„auskramte, ſie damit ſpielen zu laſſen, griff
„ſie nicht nach den blanken Steinen, ſon-
„dern nach dem Kreuze von Agath, das
„Deine ſeelige Mutter bis zu ihrem Tode
„getragen hat, und hielt es ſo feſt, daß
„ihre Amme, als eine gläubige Katholikin,
„darin eine Aufforderung fand, es ihr zu
„ſchenken. Stephano *) der die Vaſen im

*) Stephano war ein Spanier, der, obgleich ein vieljähriger vertrauter Diener des alten Grafen, doch bald nach der Verheirathung des jungen

„Zimmer gerade mit Blumen füllte, sah „mich mit sichtlich gespannter Aufmerksam„keit an, als ich der Kleinen das Kreuz „umband. Wahrscheinlich erweckte dies in „ihm die Hoffnung, Heloise vor dem Gift „der Ketzerei ihrer Mutter bewahrt zu sehen „und ich gönnte ihm gerne seinen frommen „Wahn.

Am folgenden Tage.

„Den ganzen Tag habe ich heut unter „dem Porticus gesessen und dem Briefbo„ten entgegen gesehen, der mir, wie ich „hoffte, einen Brief von Dir bringen mußte; „doch er brachte keinen und ich ergreife jetzt „nur die Feder, um Dich wegen Deiner un„achtsamen Nachlässigkeit zu schelten. Seit „vierzehn ewig langen Tagen bin ich ohne

---

Grafen bei diesem in Villa Flora erschien und von ihm die Gunst erbat, unter seine Diener aufgenommen zu werden. Seine Erscheinung rief Saint-Dorval alle frohen Erinnerungen der Kindheit zurück und er bewilligte ihm gerne sein Gesuch. Auch bewieß er sich stets, trotz seiner fanatischen Glaubensschwärmerei, eben so treu als brauchbar in seinem Dienst.

„Nachricht von Dir; aber ich hoffe wenig=
„ſtens, daß Du meine Briefe richtig erhal=
„ten haſt, denn da ich Dein Herz nach dem
„meinigen beurtheile, möchte ich Dich ge=
„wiß durch mein Schweigen nicht ſo betrübt
„wiſſen, als mich Dein Verſtummen macht.
„Es iſt wohl unrecht, daß mich ein Ereig=
„niß, das vielleicht nur ein Werk des Zu=
„falls iſt, ſo viele Thränen koſtet — meine
„Heloiſe ſoll ſie trocknen und durch ihr ſü=
„ßes Lächeln meinen Kummer und meine
„Sorge beſchwichtigen. Sie ſpielt unter
„meinem Fenſter auf den Armen ihrer Am=
„me. Guten Abend denn, mein Freund,
„mein Gatte, mein Geliebter — ich eile zu
„unſerm Kinde — wann, o wann kommt
„die heiß erſehnte, die ſeelige Stunde, wo
„wir Beide wieder an Deinem Herzen ru=
„hen werden?“

Dies waren Juliens letzte Worte. Eine ihrer Kammerfrauen hatte dieſem Blatt fol=genden Bericht hinzugefügt:

„Als die Frau Gräfin vom Schreibtiſch
„aufſtand, forderte ſie ihren Schleier, weil

„ſie noch mit der Amme und dem Kinde
„einen Spatziergang in das Wäldchen hin-
„ter dem Garten machen wollte. Nach Ver-
„lauf von zwei Stunden kam die gnädige
„Frau allein zurück; ſie klagte über ungewöhn-
„liche Ermattung und befahl uns, ſie aus-
„zukleiden, dann gieng ſie, wie ſie es alle
„Abend vor dem Schlafengehen zu thun
„gewohnt war, nach dem Zimmer der Am-
„me, um ihr Kind noch zu ſehen; aber die-
„ſes war leer und ſo wenig Urſula als die
„kleine Heloiſe darinnen. Die Frau Gräfin
„erſchrak um ſo mehr, da ſie, wie ſie uns
„ſagte, ſchon vor länger als einer Stunde
„die Amme mit der Kleinen heim geſandt
„habe, um noch allein im Garten auf- und
„abzuwandeln. Alle Nachfragen beſtätigten,
„daß Keiner von uns allen Urſula hatte
„zurückkommen ſehen. Es war ſchon ganz
„finſter und regnete gewaltig, allein die gnä-
„dige Frau ließ ſich nicht abhalten, ſelbſt,
„von einigen Dienern begleitet, in das
„Wäldchen zurück zu eilen, während ſie alle
„übrigen Diener nach verſchiedenen Gegen-

„den ausſandte. Nicht fern vom Ausgange
„des Wäldchens hatte ſie ſich von dem
„Kinde getrennt, und jetzt fand man im
„Dickigt deſſelben die Amme an einen
„Baum feſt gebunden. Sie war beinah
„bis zur Ohnmacht erſchöpft und vermochte
„es kaum zu erzählen, wie ſie von zwei ver-
„kappten Männern überfallen und unter der
„Drohung, ſie bei dem erſten Laut ermor-
„den zu wollen, tief in das Gehölz hinein-
„geſchleppt worden ſey, wo man ſie an die-
„ſen Baum feſtgebunden habe und das Kind
„von den Männern mit fortgenommen wor-
„den ſey. Die gnädige Frau wurde bei
„Anhörung dieſer Erzählung ohnmächtig und
„unſre Leute brachten ſie bewußtlos nach der
„Villa zurück getragen. Ihre Kleider und
„ihre ſchönen Haaren waren ganz vom Re-
„gen durchnäßt, denn ſie war in ihrem
„leichten Nachtanzug fortgeeilt, ohne ſich
„Zeit zu laſſen, etwas zum Schutz gegen
„die Witterung umzunehmen. Wir waren
„alle der Meinung, daß Räuber, die, wie
„man erzählt hatte, ſeit einiger Zeit in der

„Gegend umherschwärmen sollten, den klei-
„nen Engel geraubt hatten, um sich der
„Kleinodien zu bemächtigen, mit denen die
„gnädige Frau das Kind zu schmücken pflegte.
„Mehrere Tage lang vernachlässigte man
„nichts, um ihre Spur in der Umgegend
„aufzufinden; Stephano zog rastlos Tag
„und Nacht in dieser Absicht umher und
„auch der Graf von Morina, der Minister,
„dem der Vorfall gleich gemeldet worden
„war, traf von Florenz aus alle Anstalten
„zu ihrer Verfolgung, doch alles dies ge-
„schah vergeblich; sie waren und blieben
„spurlos verschwunden.

„Die gnädige Frau lag während dieser
„Zeit in einem heftigen Fieber, das zum
„Theil wohl Folge einer starken Erkältung,
„doch gewiß mehr noch der unendlichen
„Seelenangst war, von der sie gefoltert
„wurde. In ihren Phantasien rief sie un-
„aufhörlich nach ihrem Kinde; nichts konnte
„sie dazu bewegen, sich niederzulegen; rast-
„los irrte sie im ganzen Hause umher und
„entfloh uns selbst einmal des Nachts, um

„in das Gehölz zu eilen, wo sie ihre Toch-
„ter verlassen hatte. Nach fünf Tagen wa-
„ren ihre Kräfte erschöpft; sie vergönnte uns
„nun sie in ihr Schlafgemach zu führen;
„aber als wir bei der Thüre vorbei kamen,
„die in das Zimmer der Amme führte, riß
„sie sich los, stürzte hinein und auf die
„Wiege ihres Kindes zu, von der wir sie
„nicht wieder wegzubringen vermochten, son-
„dern uns entschließen mußten, diese in ihr
„Schlafgemach zu tragen, wo sie sie vor ih-
„rem Bette niederzusetzen befahl. Hier warf
„sie ihren Schleier darüber und sang leise
„immerfort das Liedchen, mit dem sie die
„Kleine in Schlaf zu lullen pflegte. Zu-
„weilen hob sie den Schleier sorgsam empor
„und sagte dann mit einem Lächeln, das
„wir nicht ohne Thränen zu sehen vermoch-
„ten: sie schläft! — dann wiegte sie wie-
„der, leise singend, unermüdlich fort. Ge-
„gen Morgen sank sie vom Stuhl auf die
„Kniee nieder, lehnte den Kopf auf die
„Wiege und schien still eingeschlafen —
„aber sie erwachte nicht wieder!“

Es giebt Schmerzen, die die Einbildungskraft nicht ergründen zu wollen, wagen darf und wo jedes darstellende Wort Entweihung ist. Der plötzliche Tod seines Vaters und seiner Frau, der Verlust seines Kindes, unter Umständen, die den Schmerz dieses Verlustes so unendlich verdoppelten, traf den Grafen so mächtig, daß alle Kraft seiner Seele und seines Geistes dadurch gebrochen wurde. Lange blieb er todt für die Welt und für alles Thun und Treiben der Menschen um ihn her. Serville wachte als der Schutzengel seines Lebens und seiner Vernunft über ihm. Der einzige Gebrauch, den Saint-Dorval in dieser Zeit von seinem Reichthum und der ihm erst spät wiederkehrenden Fähigkeit, zu denken und zu handeln machte, war, daß er alles aufbot, um eine Spur von seinem verlornen Kinde zu entdecken — doch auf die vieljährige bange Unsicherheit oft getäuschter Hoffnung folgte endlich die Ueberzeugung, daß Heloise auf immer für ihn verloren war. Jahre reiheten sich so allmälig an Jahre, ohne daß Saint-Dorvals düstres, kummervolles Leben durch irgend ei-

nen Schimmer des Troſtes erhellt wurde. Die ſtrafende Hand des Himmels lag ſchwer auf ihm und er glaubte bis zum letzten Augenblick ſeines irdiſchen Daſeyns den Ungehorſam gegen ſeinen Vater und die Verletzung der kindlichen Pflicht büßen zu müſſen, die, wie er ſich nicht verhehlen konnte, die Quelle aller ſeiner Leiden geworden waren.

* * *

Heloiſe las die Papiere, aus denen wir unſern Leſern einen Auszug gegeben haben, mit heißſtrömenden Thränen. Eine unbeſchreibliche Liebe zu der ſo früh verlornen Mutter erwachte in ihrem Herzen — ach, nur aus dem Grabe hervor drangen dieſe Laute der heiligen Stimme zu ihr — und dies Grab hatte der Schmerz der reinſten, frömmſten und ſchönſten Mutterliebe, der Theuren gegraben!

Als der Graf wieder zu ihr eintrat, ſank ſie ſtumm weinend an ſeine Bruſt und er drückte ſie innig an das treue Vaterherz, das jede Regung des ihrigen in dieſer Stunde errieth und mitempfand.

Was ich Dir nach Lesung dieser Papiere noch von meinem Schicksal zu erzählen habe, sagte er ihr, läßt sich in wenig Worte zusammenfassen. Ein Brief des letztverstorbenen Herzogs von Guise riß mich, sechs Jahre nach dem Tode Deiner Mutter, aus der Erstorbenheit und der dumpfen Unthätigkeit, in die ich versunken war. Die Zeit machte es damals jedem französischen Edelmanne zur Pflicht, für die Parthei zu kämpfen, mit der ihn sein Glaube und seine politischen Grundsätze verbanden. Der Herzog führte mir diese Pflicht zu Gemüth; ich erinnerte mich daran, daß ich der letzte Sprößling meines Geschlechts und daher doppelt verpflichtet war, einen Namen, der mit mir untergieng, nicht in das Dunkel ruhmloser Vergessenheit versinken zu lassen. An der Spitze meiner Vasallen zog ich dem Herzog von Guise zur Hülfe. Er und sein Bruder, der Kardinal, wurden bald darauf, auf Befehl Heinrich des Dritten, schmählich ermordet, doch das Unglück dieses erlauchten Hauses befestigte mich noch in meiner treuen Anhänglichkeit an dasselbe und mir ward auch

das Glück, dem jungen Herzog von Guiſe zu ſeiner Flucht behülflich werden zu können, als ihn der König, nach dem Tode ſeines Vaters und ſeines Oheimes, in ſtrenger Haft gefangen hielt. *)

Vergeblich aber verſuchte ich unter dem Geräuſch der Waffen, meines Grames Herr zu werden — ſechszehn ſeit dem Tode Deiner Mutter verfloſſene Jahre, haben freilich die Herbe meines Schmerzes etwas gemildert, doch Dir allein, mein geliebtes Kind, war es vorbehalten, mich wieder mit dem Leben zu verſöhnen und mir die Ausſicht auf Tage des Friedens, mit Dir in dem Schloß meiner Väter verlebt, theuer zu machen. — Obgleich aber mein Herz, der ſüßen Stimme der Natur

*) Er ſaß im Schloſſe zu Tours gefangen, aus dem es ihm im Jahr 1591 durch Hülfe ſeines Kammerdieners zu entfliehen gelang, der ſeine Wachen zu beſchäftigen wußte, während ſich der Herzog aus ſeinem Fenſter herabließ und in einem kleinen, unter demſelben liegenden Nachen über den Fluß fuhr, an deſſen entgegengeſetztem Ufer ihn einige ſeiner vertrauten Freunde mit ſchnellen Roſſen erwarteten.

gehorchend, Dich für meine Tochter anerkennt und Deine Aehnlichkeit mit Deiner Mutter, wie ſie mir an den Ufern der Dürance zum Erſtenmal in dem Reiz blühender Jugendſchönheit erſchien und dies Kreuz und dies Maal auf Deiner Wange für mich unwiderlegliche Beweiſe ſind, daß ich in Dir meine verlorne Tochter an mein Herz drücke, ſo wünſchte ich doch, um der Welt willen, das Dunkel ganz erhellt zu ſehen, welches Dich meinen Nachforſchungen ſo lange entzog und zu erfahren, was die Räuber, die Dich den Armen Deiner Amme entriſſen, bewogen hat, Deines Lebens zu ſchonen und Dich aus Toscana fort nach einem in der Champagne gelegenen Kloſter zu bringen. O, wenn ich, als ich dieſe Freiſtätte Deiner Hülfloſigkeit vor wenig Tagen beſuchte, zu ahnen vermocht hätte, daß jene Mauern mein geliebtes, ſo lange ſchmerzlich geſuchtes Kind verborgen hielten!

Wie, mein theurer Vater, rief hier Heloiſe, Ihr waret kürzlich in jenem Kloſter?

Haſt Du nicht von dem Beſuch zweier Ritter reden hören, die am Todestage der

Schweſter Stephanie, einige Stunden dort verweilten?

Gewiß erinnere ich mich dieſes Beſuches ſehr wohl. Beide waren gekommen, um der Aebtiſſin eine Dispenſation des Pabſtes zu überbringen; die ſie berechtigte, Schweſter Stephanie, zur Herſtellung ihrer Geſundheit in ein milderes Klima zu führen, doch leider kamen ſie zu ſpät.

Dieſe Fremden waren Serville und ich. Schweſter Stephanie war von der Natur mit vielem Geiſt begabt, aber die Stärke unſrer Empfindungen ſteht gemeinhin im Verhältniß zu der Stärke unſrer geiſtigen Fähigkeiten, und ſo ſchien auch ihre Liebe zu Serville ihr zu ihrem Daſeyn eben ſo unentbehrlich geworden zu ſeyn, als die Luft, die ſie athmete. Religion und Vernunft vermochten nichts gegen die zerſtörende Gewalt dieſer Leidenſchaft, die in ihrem Herzen ſelbſt den Tod jeder Hoffnung überdauerte und der Zeit trotz bot. Dies war bei Serville nicht der Fall; er hatte Roſalie eben ſo zärtlich geliebt, wie ſie ihn, aber die Vernunft trug bei ihm über die Leidenſchaft den Sieg

davon und wandelte dieſe allmälig in zärtliche
Theilnahme und treue Freundſchaft um. Seine
Briefe an ſie waren herzlich, aber ſie enthiel-
ten die Troſtgründe, die Religion, Vernunft
und Philoſophie ihm eingaben und durch
die er ſie zur ſchmerzloſen Ergebung in die
Unabänderlichkeit ihres Schickſals zu bewegen
hoffte — doch aus jeder Zeile ihrer Antwor-
ten athmete Liebe, hoffnungsloſe, aber glühende
Liebe, die keinen Troſt wollte, keine Hoff-
nung kannte, als die, daß die Gewalt des
Schmerzes ihr Herz brechen ſolle und werde.
Er hörte jetzt auf, ihr zu ſchreiben, weil er
durch ſeine Briefe dieſe Flamme zu nähren und
zu verſtärken fürchtete; doch dies Verſtummen
des Geliebten traf Roſalien zu ſchmerzlich —
ſie welkte hin. — Du wirſt den Ritter ken-
nen lernen und in ihm einen der edelſten
Männer, die die Erde trägt. Wahr iſt es,
daß ſeine Grundſätze nicht zu dem gegenwärti-
gen Zuſtand der Geſellſchaft paſſen, denn ſeine
Abneigung gegen alle Parteiſucht, ſeine Vor-
liebe für kirchliche und politiſche Freiheit iſt
nur als Theorie zu loben, nur als Ideal ſchön,

aber für die Wirklichkeit paßt ſie nicht und erſcheint in ihr als der unausführbare Traum eines edlen Schwärmers. Fern vom Hofe, fern von uns, keiner Secte, keiner Faction angehörend, wohnt er zwar auf Villa Fiora; doch die Thätigkeit ſeines Geiſtes und die Wärme ſeiner Menſchenliebe erlauben ihm nicht, dort lange zu verweilen und der zärtliche Antheil, den er fortdauernd an Stephaniens Schickſal nahm, führte ihn zweimal des Jahres nach Schloß Roſemont, um von ſeiner Schweſter Nachrichten von ihr einzuziehen. Bei ſeinem letzten Beſuch daſelbſt erfuhr er, daß der Arzt des Kloſters Veränderung der Luft für das Einzige halte, worauf ſich vielleicht noch die Hoffnung zu ihrer Geneſung gründen laſſe. Auf ſeinen Wunſch erſuchte ich den Herzog von Mayenne um ſeine Verwendung bei dem römiſchen Hofe, um für ſie von dem Pabſt eine Dispenſation zu erhalten, ſich nach Marſeille, ihrer Vaterſtadt begeben zu dürfen. Wir erhielten ſie und ich begleitete nun Serville nach dem Kloſter, wo wir wenig Stunden nach dem Tode derjenigen anka-

men, die wir zu retten herbei eilten. Mein Pflicht nöthigte mich noch an demſelben Tag nach dem Lager zurückzukehren, doch der Rit ter konnte nicht ſo ſchnell von der Grabſtätt der Geliebten ſcheiden und weilte länger in je ner Gegend, ehe er nach Roſemont zurückkehrte wo er noch anweſend iſt.

Dann habe ich gewiß Euren edlen Freun geſehen, mein Vater, und wenn ich an jenem Tage einige Stunden früher in das Kloſter ge kommen wäre, würde mir auch das Glück ge worden ſeyn, Euch dort zu finden.

Heloiſe erzählte hier dem Grafen die Er ſcheinung des Fremden in jener Begräbniß nacht, und den Schrecken, den er ihr einge flößt hatte.

Er beſtätigte ihre Meinung, daß es Ser ville geweſen ſeyn müſſe, der in die Kirche zu rückgegangen ſey, um zeugenlos an dem Grabe der Geliebten zu weinen. Was mich aber jetzt betrübt, fuhr er dann fort, iſt die Unmöglich keit, Dich, mein geliebtes Kind, bei mir be halten zu können, da unſer Lager in keiner Art ein ſchicklicher Aufenthalt für Dich iſt und

ſo ſchwer auch der Gedanke, mich von Dir trennen zu ſollen, auf meinem Herzen laſtet, ſo hoffe ich doch in dieſem, wie in jedem andern Fall ſtark genug zu ſeyn, meine eigene Zufriedenheit unbedenklich Deinem Glück und Deiner Sicherheit zum Opfer bringen zu können. Freilich ſollten die Arme eines Vaters die ſicherſte Umſchirmung ſeines Kindes ſeyn, aber unſre Lage iſt zu unſicher, zu gefährlich, um ihr vertrauen zu dürfen. Als ich dem Herzog von Guiſe die Begebenheiten, denen ich das Wiederfinden meines geliebten Kindes verdanke, mittheilte, kam er mit ſeiner gewohnten Güte meiner Bitte zuvor und bot mir den Schutz ſeiner Mutter, die ſich jetzt mit ihrer reizenden Tochter, der Prinzeſſin Luiſe, in Guiſe aufhält, für Dich an, bis ruhigere Zeiten es mir erlauben werden, Dich nach Dorval zu führen, und dort unter dem friedlichen Schatten ſeiner Bäume von den Stürmen des Lebens auszuruhen.

Ach, ſeufzte Heloiſe, wie hart iſt es, daß ich Euch, kaum gefunden, ſchon wieder verlaſſen ſoll! Warum wollt Ihr aber, wenn die

Nothwendigkeit dieſe Trennung unvermeidlich macht, mich nicht lieber dem Schutz des Ritters von Serville und der Frau von Roſemont übergeben, auf deren Freundſchaft ich rechnen dürfte, als jener mir ganz fremden Herzogin?

Die Zuflucht, antwortete der Graf ernſt, die Dir Schweſter Stephanie anwies, geziemt ſich nicht mehr für die Gräfin Saint-Dorval. Frau von Roſemont iſt liebenswürdig und achtungswerth; aber ſie iſt dem Glauben ihrer Väter untreu geworden und eine eifrige, unduldſame Hugenottin. Ihr Mann war ein treuer Anhänger des Königs von Navarra; er fiel in der Schlacht von Ivri und ſeit dieſem Zeitpunkt blieb Schloß Roſemont, was es ſchon früher war, ein Zufluchtsort, wo alle Feinde des Hauſes Guiſe und unſrer heiligen Kirche ein willige Aufnahme fanden. Der Graf von Saint-Dorval darf als ein treuer Sohn der letztern und als ein warmer Freund des erſteren, ſeine Tochter nicht in ein ſolches Haus führen. Dagegen kann Dir meine zärtlichſte Sorge, ſo wie mein Stolz und die Rückſicht auf die Ehre unſers Hauſes keine

würdigere und zuverläſſigere Beſchützerin wünſchen, als es die Herzogin von Guiſe ſeyn wird. Eben ſo ausgezeichnet durch die glänzenden Eigenſchaften ihres Geiſtes, als berühmt durch den Adel und die zarte Sittlichkeit ihres Betragens, verbindet dieſe außerordentliche Frau alle Tugenden, die bei Männern groß und edel geprieſen werden, mit all' dem nur ihrem Geſchlecht eigenen, unwiderſtehlichen Zauber der Schönheit und der milden, herzgewinnenden Anmuth. Im Unglück eben ſo muthig, als im Glück beſonnen und weiſe, gebietet ſie Ehrfurcht und wird dabei von allen, die ſie genauer kennen, bis zur Anbetung geliebt. Ihr, die der Stolz Frankreichs, der Abgott ihrer Freunde, die Bewunderung ihrer Feinde iſt, werde ich Dich mit der freudigen Gewißheit übergeben, Dich bis zu unſrer Wiedervereinigung in einer eben ſo angenehmen, als ehrenvollen Lage zu wiſſen.

Heloiſe, deren warme, jugendliche Begeiſterung noch in der Schilderung jeder ſittlichen Größe ein Vorbild zu edler Nacheiferung fand, hörte dies Lob der Herzogin nicht ohne die leb-

hafteſte Theilnahme von dem verehrten Manne ausſprechen. Ja, mein theurer Vater, ſagte ſie, ſendet mich zu dieſer unvergleichlichen Dame; ihr Beiſpiel und der Einfluß ihres Umgangs wird mich hoffentlich würdiger machen, Eure Tochter zu ſeyn.

Der Graf drückte hier zärtlich ihre Hand, die er gefaßt hielt. Fahre fort, Du ſelbſt zu ſeyn, ſagte er ihr, und ſtrebe nie darnach, jemand nachzuahmen, ſondern nur Dich ſelbſt zu veredeln und Deine eigenthümlichen Anlagen vollkommener auszubilden — mehr hat das Herz Deines Vaters nicht zu wünſchen. Ehre auch ſtets die Fühlbarkeit Deines Gemüths, die in dieſem Augenblick Deine Augen mit Thränen füllt und verlerne nie dies beſcheidene Erröthen, das eben Deine Wangen färbt.

Sie beugte ſich voll Anmuth auf ſeine Hand nieder, dieſe zu küſſen und er erzählte ihr nun, daß der Herzog ſchon einen Eilboten an ſeine Mutter abgefertigt habe, um ſie auf Heloiſens Ankunft vorzubereiten und dieſe ihrer Gunſt und ihrem Schutz zu empfehlen. Jetzt muß ich in den Kriegsrath, ſetzte er hinzu, und hoffe

hier eine günstige Gelegenheit zu finden, von dem Herzog von Mayenne die Erlaubniß zu erbitten, Dich selbst nach Guise bringen zu dürfen.

Gebe der Himmel, daß Ihr sie erhaltet, rief Heloise lebhaft, denn ich gestehe, daß die Begebenheiten dieser letzten Tage meinen Muth eher gemindert als vermehrt haben, und daß ich mich nur unter Eurem Schutze sicher glauben werde.

Der Graf lächelte und verließ sie mit dem Versprechen, nach Verlauf einer Stunde zurückkehren zu wollen. Sie versank nach seiner Entfernung in Betrachtungen, deren Hauptgegenstand er war. Von der Natur mit jenem geistigen Scharfblick begabt, der da, wo es die Auffassung und Würdigung eines Karakters gilt, selbst durch den Schleier dringt, den die Liebe über die Fehler eines geliebten Wesens wirft, konnte sie so wenig die Uebereinstimmung der Sinnesweise, die zwischen ihrem Vater und ihr statt zu finden schien, als die Zärtlichkeit, die er ihr eingeflößt hatte, blind gegen den mächtigen Einfluß machen, den der

Parteigeiſt auf ſeine Anſichten und Meinungen zu haben ſchien und es entgieng ihr nicht, daß ſeine Anhänglichkeit an die Sache, für die er kämpfte, mehr das Werk angeerbter Grundſätze, als einer feſten, aus eigener Prüfung hervorgegangenen Ueberzeugung war. Aber dieſes leichten Schattens ungeachtet, der auf dem edlen Karakter ihres Vaters lag, bewunderte ſie mit inniger Liebe die Milde des Wohlwollens und das tiefe, reine Gefühl, das aus ſeinen offenen, würdevollen Zügen leuchtete und ſeine Willigkeit verriethen, allen Menſchen ohne Rückſicht auf politiſche und religiöſe Zwiſtigkeiten wohl zu thun.

Was ſie aber tief ſchmerzte, war die unbedingte Anhänglichkeit ihres Vaters an die Partei der Ligue, da ſie dieſe ihrem gänzlichen Untergang nahe glaubte. Sie kannte die Geſchichte ihres Vaterlandes zu gut, um nicht zu wiſſen, wie wohl begründet das Erbrecht Heinrichs von Navarra auf die Krone Frankreichs ſey und der liebenswürdige, großſinnige Karakter dieſes ritterlichen Königs, hatte ihr ſeit lange Bewunderung und warme Anhänglich-

keit für ihn eingeflößt. Sie war überzeugt, sein Recht müsse und werde siegen und trauerte im Voraus über den Kummer, den ein solcher Ausgang des vieljährigen blutigen Kampfes ihrem Vater bereiten werde.

Als der Graf wieder in das Zelt trat, war er von einem Officier begleitet, dem er in der mittleren Abtheilung desselben noch einige Befehle gab, während seine Diener in der Dritten den Tisch deckten und eine reichlichere und zierlichere Mahlzeit auftrugen, als Heloise in einem Lager zu finden geglaubt hätte. Ihr Vater befahl den Dienern, sich zu entfernen, aber die Miene, mit der er sich ihr gegenüber setzte, war so düster, daß Heloise zu fürchten begann, seine Bitte sey ihm verweigert worden. Er redete wenig, aß noch weniger und warf sich, nach Beendigung der Mahlzeit, auf sein Feldbett. Heloise setzte sich neben ihm und mit jener Schüchternheit, die lästig zu werden fürchtet und doch voll Sehnsucht glüht, den Kummer des geliebten Gegenstandes zu versüßen, bot sie alle unschuldigen, ihr zu Gebot stehenden Mittel auf, um ihn zu zerstreuen —

doch das ſchwermuthsvolle Lächeln, mit dem er ihre Bemühung erkannte, bewies zugleich die Unwirkſamkeit derſelben.

Wir müſſen uns trennen, ſagte er nach einem langen Schweigen, mit einem Blick banger Sorge und Liebe.

Hoffentlich aber doch nur auf kurze Zeit, antwortete Heloiſe mit einem Seufzer, den ſie zu unterdrücken ſtrebte, um ihm ſüß und freundlich zuzulächeln!

Gott gebe es! rief er aus tiefſter Seele.

Gewiß, ſagte ſie, er hat uns nicht ſo wunderbar vereinigt, um uns wieder auf lange zu trennen. In meiner Bruſt ſind nur frohe Ahnungen, die mir alle ein baldiges Wiederſehen verkündigen.

Der Kuß, den ſie hier auf die Hand ihres Vaters drückte, ſchien dieſe Verſicherung beſtätigen zu ſollen, aber die Thränen, die in ihren Augen glänzten, bewieſen, daß ihre Hoffnungen nicht ſo ganz ungetrübt heiter waren, wie ſie es vorgab.

Das Auge des Grafen ruhete voll Liebe auf ihrem ſeelenvollen Geſicht, in dem ſich noch

wie in einem klaren Spiegel, jede Regung ihres Herzens treu und wahr malte. Wie rufst Du mir doch in jedem Augenblick, sagte er, das Bild Deiner unvergleichlichen Mutter zurück! Wie würde es mich beglücken, für Dich und mit Dir leben zu können! So aber bin ich ein Sklave der harten Nothwendigkeit, die Dich morgen schon den Vaterarmen entreißet, welche Dich heut zum Erstenmal umfangen haben.

Morgen schon! wiederholte sie erblassend.

Du weißt, daß der König von Navarra mit seinem Heer vor Laon steht. Die Behauptung dieser Stadt ist für uns von der größten Wichtigkeit und doch muß sie sich in diesen Tagen ergeben, wenn es uns nicht gelingt, sie auf's Neue mit Munition und Lebensmitteln versehen zu können. Dies wird bei der Wachsamkeit des Königs sehr schwer halten, aber der Versuch muß gemacht werden und der Herzog von Mayenne und der spanische Feldherr, der Graf von Mansfeld, haben mir die Ehre erzeigt, mich zum Befehlshaber der Bedeckung

zu ernennen, die den für Laon bestimmten Zug von Munition und Lebensmitteln begleiten soll.

Es ist mir unmöglich, Dich hier zurück zu lassen, und das einzige Mittel, welches mir jetzt noch bei dieser Kürze der Zeit zur Beförderung Deiner Reise nach Guise zu Gebot steht, ist von der Art, daß ich es Dir zu nennen scheue, weil es Dich wahrscheinlich erschrecken wird.

Fürchtet das nicht, mein Vater, sagte Heloise mit fester Stimme, mein Muth wird mich nicht verlassen, sobald es die Ausführung Einer von Euch getroffenen Maaßregel gilt.

Nun wohl, meine tapfre Heldin, getrauſt Du Dich denn, mich morgen zu begleiten? Der Zug, den ich führen werde, muß die Straße nach Guise einschlagen; Du könntest unter meinem Schutz, in einer Sänfte mit uns gehen, bis sich die Wege trennen, wo ich Dir dann meinen Stallmeister und einige meiner treuesten Diener zur Bedeckung bis an den Ort Deiner Bestimmung mitgeben würde.

Dies Wagniß erscheint mir gar nicht so groß, lieber Vater, und ich würde es selbst

vorziehen, mich unter Eurem Schutz einer wahrscheinlichen Gefahr auszusetzen, als hier einer möglichen. Ich bange vor nichts, als eben vor unsrer Trennung.

Ach, Du ahnest in Deiner Unschuld nicht einmal die Gefahren, denen dieser Plan Dich aussetzt!

Haltet Ihr denn Euer Unternehmen und diesen Zug für so sehr gewagt und kühn?

Es ist auf keinen Fall wahrscheinlich, daß wir ohne entdeckt zu werden und ohne Kampf Laon erreichen werden. Die Sorge für Deine Sicherheit ist es aber allein, die mich besorgt macht. Doch mir bleibt keine Wahl. —

Er gieng nun ruhiger auf die Verabredung der erforderlichen Einrichtungen zu Heloisens Reise über. Das Päckchen und den Brief an Frau von Rosemont wollte er gleich durch einen Boten an den Ritter von Serville senden und Heloise sollte dagegen, sobald sie in Guise angekommen war, an die Gräfin von Montmorell und an die Aebtissin schreiben, um ihnen die Entdeckung ihrer Geburt mitzutheilen und ihnen für die ihr bewiesene Güte und Für-

ſorge zu danken. Zugleich ſollte ſie dem Kloſter ein reiches Geſchenk als Vergeltung für die Unterſtützung ſenden, die ihr in ihrer Kindheit darin zu Theil geworden war.

Zur Beſtreitung dieſer Ausgaben und alle der andern, die ihr Stand und ihr Aufenthalt bei der Herzogin von Guiſe nothwendig machten, gab ihr der Graf eine gefüllte Börſe und zugleich eine Anweiſung an ſeinen Mäkler in Paris, ihr ſoviel Geld zu zahlen, als ſie fordern werde. Es entgieng ihm aber nicht, daß alle dieſe Verabredungen Heloiſens Traurigkeit zu vermehren ſchienen und er ſchlug ihr daher, um ſie zu zerſtreuen, vor, mit ihm in die vordere Abtheilung des Zeltes zu gehen, wo ſie hinter den Vorhängen ungeſehen einen großen Theil des Lagers überblicken und ſich an dieſem belebten, ihr ganz neuen Gemälde ergötzen könnte. Auch war es ein eben ſo reiches als abwechſelndes Schauſpiel, was ſich ihrem Auge darbot, als er einen der Faltenvorhänge zurückbog, um ihr einen Ueberblick deſſelben zu verſchaffen.

Die Ebene, in der das Lager ſich ausbrei-

tete, funkelte von dem Glanz der gewaffneten Krieger, die in ihm verſammlet waren. Der Herzog von Mayenne durchwandelte gerade muſternd ihre Reihen — ſeine goldene Rüſtung, ſein hoher, weißer Federbuſch und der von ſeinen Schultern in reichen Falten bis zur Erde niederwallende Mantel, gaben ihm jenen Anſchein unüberwindlicher, ritterlicher Tapferkeit, mit der die Phantaſie der Dichter ſo magiſch ihre Helden ſchmückt. Ein Theil der Truppen ſtand manövrirend unter den Waffen — die übrigen ſchwatzten, in einzelnen Gruppen vertheilt, auf ihre Lanzen geſtützt, munter und lebhaft mit einander, oder ſie ſpielten auch Würfel um die gewonnene Beute, während andre, unter den einzelnen Bäumen ruhend, von denen einige Zelte beſchattet wurden, leiſe vor ſich hin die Volkslieder ihrer Provinz ſummten und ſehnſuchtsvoll der heimathlichen Fluren gedachten. Doch trug alles, was Heloiſe ſah, vorzüglich den Ausdruck jenes leichten Frohſinns und jener raſchen Munterkeit, die ehemals die franzöſiſchen Krieger auszeichnete und die in dieſem Lager einen auffallenden Ab-

ſtand zu der ernſthaften Schweigſamkeit der ſpaniſchen Soldaten bildete. Die ſchmettern-den Töne der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, und der vermiſchte Laut von Tau-ſenden von Menſchenſtimmen, der mit der krie-geriſchen Muſik der verſchiedenen Heeresabthei-lungen vereint, ſich in die Lüfte erhob, ver-ſtärkten noch die Wirkung dieſes Anblicks auf Heloiſens Einbildungskraft, die in dem Gan-zen mehr ein feenhaftes Zauberſpiel, als eine furchtbar ernſte Wirklichkeit ſah. Ein unver-künſteltes Kind der Natur, waren ihr noch alle Erſcheinungen reizend, weil ſie ihr alle neu waren und ſie ſie alle noch in dem mor-genröthlichen Glanz dichteriſcher Illuſionen ſah.

Ach, wie wenig, wie unglaublich wenig bedarf man in der Jugend, um ſich einen Him-mel voll Glanz und Herrlichkeit, eine Welt voll Pracht und Größe und Herzen voll Adel und Liebe zu träumen! Seelige, ſeelige Zeit! wer kann deiner Illuſionen ohne Wehmuth gedenken! Und werdet Ihr, himmliſche Träume, uns denn nicht einſt jenſeits als Seeligkeit wieder nahen? —

Der Graf, der für Heloiſe die Kühle des Abends zu fürchten begann, nöthigte ſie, in das Innere des Zeltes zurückzukehren und ihn hier noch einige Augenblicke achtſam anzuhören, ehe er von ihr ſcheide, um an den Ritter von Serville und an die Herzogin von Guiſe zu ſchreiben, denen er beiden einen Abriß von Heloiſens Leben und von den Begebenheiten, die ſie ihm wieder gegeben hatten, zu entwerfen wünſchte.

Ich hoffe, mein Kind, ſagte er ihr, daß Du morgen ungefährdet die ſchützende Freiſtätte erreichen wirſt, die Dich erwartet; allein der Ausgang unſers Unternehmens ſteht in Gottes Hand und es iſt meine Pflicht, Dich auch auf den ungünſtigſten Fall nicht unvorbereitet zu laſſen. Ich kann im Kampfe fallen; Du kannſt die Gefangene des feindlichen Heeres werden. Im letzteren Fall würde der Ritter von Serville Deine Freilaſſung zu bewirken wiſſen, wenn es mir nicht beſchieden ſeyn ſollte, dafür thätig ſeyn zu können; ich würde Dir aber rathen, den Feinden nicht zu vorſchnell Deinen Namen und Stand zu entdek-

ken. Der ehemalige Verlobte Deiner Mutter, der Baron von Montargis, iſt noch immer mein Todfeind; er ſteht bei dem König in groſſer Gunſt und ſeine Bosheit würde einen Triumph feiern, wenn er Deine Freilaſſung verzögern und erſchweren könnte. Die Gunſt des Königs zeichnet nicht blos den alten Montargis aus, ſondern auch ſeinen Sohn, der kaum den Jünglingsjahren entwachſen iſt und von dem man ſagt, daß ihn Heinrich, den blos Rückſichten perſönlichen Intereſſes an den Vater binden, wegen ſeiner Tapferkeit und wegen ſeiner romantiſchen Sinnesweiſe wahrhaft liebt. Der junge Montargis ſcheint ſehr dem Abenteuerlichen nachzujagen; kaum aus einer Gefangenſchaft befreit, wurde er erſt kürzlich wieder in der Mitte unſers Lagers erkannt und gefangen genommen; es gelang ihm indeſſen abermals, ſich durch die Flucht zu retten, und der König hat dieſe kindiſche Unbeſonnenheit belohnt, ſtatt ſie, wie es ſich gebührte, zu beſtrafen. Gott beſchütze Dich, mein Kind, und behüte Dich vorzüglich vor dem Unglück je in

die Gewalt des gefühlloſen Montargis und ſeines hochmüthigen Sohnes zu fallen!

Heloiſe lehnte ſich hier, erſchüttert durch die Beſorgniß ihres Vaters, auf ſeine Schulter und weinte bitterlich.

Beruhige Dich, mein Kind, bat er, hoffentlich glückt unſer Unternehmen, aber man muß ſich im Kriege auf jeden Fall gefaßt machen, damit kein Unfall uns überraſche und uns die Geiſtesfreiheit raube, deren wir bedürfen, ihm würdig zu begegnen. Geh jetzt zur Ruhe; Du bedarfſt für Seele und Körper der Erholung.

Heloiſe folgte dem Gebot ihres Vaters, aber ſie war zu bewegt, um ſchlafen zu können. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führten ihr in reicher Abwechſelung ihre Bilder vor; bald ſah ſie ſich an den glänzenden Hof der Herzogin von Guiſe verſetzt und von ihr mit aufmunternder, ehrenvoller Güte behandelt; bald als Gefangene in der Gewalt dieſer feindſeeligen, hoffärtigen Montargis — dann aber floh ihre Phantaſie, erſchreckt durch dies düſtre Bild zu ſüßeren Erinnerungen zurück — ſie dachte dann an ihren Vater, an

den edlen, großsinnigen Serville, den sie, ohne ihn persönlich zu können, so innig bewunderte, dem sie so unbedingt vertraute, und dann tauchte auch aus fernem Nebelduft ein unendlich holdes Bild vor ihr auf und mit dem reinsten himmelblauen Auge blickte es sie voll himmlischer, unaussprechlicher Liebe an — es war das Bild ihrer Mutter!

Wie geheimnißvoll und tief bewegte es sie, daß die Provence, und in ihr die wundervollen, zauberisch schönen Ufer der Dürance, die sie auf der Karte von Frankreich so oft mit sehnsuchtsvollen Blicken aufgesucht hatte, der Schauplatz der Jugendliebe ihrer Aeltern gewesen waren! Dort lag also auch das Stammschloß ihrer Ahnen! Dort war es ihr bestimmt zu leben! Wie Blumen sich an Blumen zum reichen Kranze reihen, so reihten sich an diesen Gedanken andre, die bald ihre ganze Seele erfüllten, und der Schlaf verscheuchte nicht das Bild des Troubadours, das ihr in süßen Träumen des Glücks und der Liebe nahe blieb.

* * *

Der Morgenlärm im Lager erweckte Heloiſe aus ihrem ſanften Schlummer; ſie ſtand raſch auf und war ſchon zur Reiſe gerüſtet, als der Graf zu ihr eintrat. Seine Bläſſe und die Schwere, die auf ſeinen Augenliedern zu liegen ſchien, zeugten von der ſchlafloſen Nacht, die er, nur mit der Sorge für das Schickſal ſeiner Tochter beſchäftigt, am Schreibtiſch verwacht hatte.

Er umarmte ſie zärtlich und führte ſie nach eingenommenem Frühſtück zu ihrem ſchon bereit ſtehenden Tragſeſſel. Beide nahmen ſtumm Abſchied von einander; Heloiſens Herz ſchlug gewaltig; ihre Blicke ſtrebten den Augen ihres Vaters noch einmal zu begegnen, um aus den ſeinen Muth zu ſchöpfen, doch vergeblich, er hatte ſein Roß ſchon beſtiegen und ſchien nur mit der Anordnung des Zuges beſchäftigt zu ſeyn. Jetzt gaben die Trompeten das Zeichen zum Aufbruch; ungeſtört marſchirte man einige Stunden weit und kam bis zu einem Gehölz, das auf dem halben Wege von La Fere bis Laon liegt; hier ſah der Graf ſchon in einer kleinen Entfernung den Weg vor ſich, der

ſeine Tochter vollends ohne Gefahr nach Guiſe führen ſollte, als plötzlich bei der Vorhut des Zuges Allarm geblaſen wurde. Schnell wurden alle Lanzen eingelegt, alle Degen blitzten und die feurige Lebhaftigkeit der jüngeren Krieger, die dem Feind entgegen zu ſtürmen wünſchten, wurde nur mühſam durch die kühlere Beſonnenheit ihres Anführers gezügelt. Der tapfre Byron war es, der die königlichen Truppen befehligte; ſein Angriff auf Saint-Dorvals Schaar war eben ſo tapfer, als die Vertheidigung; doch gelang es ihm die Cavalerie der Liguiſten zum Weichen zu bringen — die Infanterie vermochte nun dem wüthenden Andringen von Byrons Reuterſchaar nicht zu widerſtehen und begann hinter den Transport-Fuhrwerken Schutz zu ſuchen, als plötzlich ein Bataillon Spanier mit ſolchem Ungeſtüm vordrang, daß die Königlichen nun ihrerſeits in voller Unordnung zurückwichen. Der Kampf wurde jetzt größtentheils Mann gegen Mann geführt — doch endlich entſchied ſich der Sieg für Byrons Truppen und die Liguiſten flohen.

Bei dem erſten Trompetenklang ſprengte Saint-Dorval zu dem Tragſeſſel ſeiner Tochter, um ihr Muth einzuſprechen und flog dann, ihr herzzerreißendes Lebewohl nur mit einem ſchmerzlichen Blick beantwortend, an die Spitze ſeiner Truppen, wo er mit einer Tapferkeit kämpfte, die der Gedanke an ſeine Tochter zu hoher Heldenkühnheit ſteigerte. Das Gefecht drängte ihn in Heloiſens Nähe zurück, die, aller eigenen Gefahr vergeſſend, nur an ihn dachte und mit ihren Blicken kaum den blitzſchnellen Schwung ſeines Schwerdtes zu folgen vermochte — eine ganze Schaar von Feinden ſtürmte auf ihn ein — ſein Helm war ſchon geſpalten — jetzt ſtürzte auch ſein edles Roß unter ihm nieder.

Aus mehreren Wunden blutend, eilte er zu Fuß auf Heloiſens Sänfte zu, doch wenig Schritte davon ſank er, vom Blutverluſt erſchöpft, zu Boden — zwei feindliche Soldaten ſtürzten mit hoch geſchwungenen Schwerdtern auf den gefallenen Helden zu — bei dieſem Anblick ſprang Heloiſe von ihrem Tragſeſſel und jeder Gefahr trotzend, flog ſie auf ihren

Vater zu und breitete, ſich über ihn beugend, ihre Arme aus, um die ihm drohenden Streiche aufzufangen und ihm mit ihrem Körper zum Schilde zu dienen. Die Soldaten riſſen ſie gewaltſam von ihm hinweg und laut aufſchreiend, ſank ſie bewußtlos unter den blutenden Leichnamen nieder.

Jetzt ſprengte ein feindlicher Oberſt vorüber, der, dieſen Auftritt gewahrend, einen Augenblick in der Verfolgung der Fliehenden inne hielt, um ſeinen Kriegern Befehl zu geben, für dieſen Knaben Sorge zu tragen, deſſen zarte Geſtalt ſeine Jugend verrieth, obgleich man keinen Zug ſeines von Blut überſtrömten Geſichts zu erkennen vermochte.

Dieſem Befehl zufolge wurde Heloiſe mit mehrern andern Verwundeten und Sterbenden auf einen Karren geworfen und erwachte auf demſelben aus ihrer Ohnmacht wieder zum Bewußtſeyn ihrer Lage — doch nur auf Augenblicke, denn die Seelenangſt, die ſie empfand und der Schmerz einer Wunde, die ſie bei der Vertheidigung ihres Vaters im Arme erhalten hatte, machten ſie von Neuem ohnmächtig. Erſt

im königlichen Lager erwachte ſie aus dieſer wohlthätigen Vergeſſenheit ihrer Leiden und fand ſich in einem großen Zelt, auf einem Strohlager wieder, wo das Aechzen der Verwundeten, mit denen es angefüllt war, ihr Herz und ihr Ohr zerriß; ſie hob das matte Haupt empor und warf einen Blick auf ihre Unglücksgefährten, mit deren Verband ein langer, ernſter Mann beſchäftigt war, der, ohne ihre Klagen und ihre Bitten zu beachten, ſchweigend und kaltblütig ſeine Pflicht erfüllte.

Heloiſe war die Letzte, zu der er kam — er ſtreifte den Aermel ihres Kleides nur halb zurück und wandte ſich nach einem flüchtigen Blick auf ihre Wunde, mit einem verächtlichen Lächeln zu einer alten Frau, die ihm folgte, um ihm bei ſeinem Geſchäft die nöthige Handreichung zu leiſten. — Da giebt es etwas für Euch zu thun, Frau Anne, ſagte er; waſcht die Schramme, die dieſem jungen Helden geritzt worden iſt, mit kaltem Waſſer aus und legt ein Bischen von Eurem gerühmten Wundbalſam darauf und Ihr werdet ihn ſchneller hei-

len, als ich einen der andern Verwundeten herzustellen vermag.

Er entfernte sich bei diesen Worten und Frau Anne schickte sich an, Heloisen auf sein Geheiß zu verbinden, doch auch sie lachte hell auf, als sie die leichte Wunde sah, auf deren Rechnung sie Heloisens bleiches, klägliches Gesicht setzte. Ein tapferer Krieger, rief sie, der über einen solchen Stecknadelriß stöhnt und seufzt und wohl gar ohnmächtig davon geworden ist! Wie Schade, daß ein so beherzter Ritter seine Amme so bald hat verlassen müssen! Was in aller Welt hat Euch denn dazu bewogen, Soldat spielen zu wollen? Wenn Mayenne und Guise keine besseren Kämpfer mehr haben, so könnte unser gute König ihnen gewiß ihr ganzes Heer mit einer Tüte voll Zuckerwerk abspenstig machen!

Sie wusch indessen doch die Wunde sorgfältig mit Wasser aus und band ein Stück Leinewand darum, ehe sie das Zelt verließ. Die Erschöpfung und die Mattigkeit des Blutverlustes, die Betäubung des Wundfiebers, versenkten Heloisens Gefährten fast alle bald in

Schlaf, doch die tiefen Wunden, an denen ſie verblutete, waren ihrem Herzen geſchlagen, und für ſolche Wunden giebt es keinen ſtill beſänftigenden und heilenden Schlummer. Sie beweinte das Schickſal ihres unglücklichen Vaters — ſie glaubte ihn noch vor ſich zu ſehen, wie er blutend zur Erde niederſank und ſeinen gelähmten Arm doch noch zu erheben verſuchte, um die Barbaren zurück zu ſtoßen, die ſein Kind von ihm reißen wollten. Die furchtbare Erſchütterung dieſer Erinnerung, die Ungewißheit, ob er todt oder gefangen ſey, ließen Heloiſen nicht länger auf ihrem Lager ruhen — ſie ſprang auf und gieng in dem Zelt ſo raſch auf und nieder, daß die vor demſelben ſtehende Schildwache darauf aufmerkſam wurde und hereinſah.

Wenn Ihr ſo gut zu Fuße ſeyd, ſagte der alte graubärtige Grenadier, ſo braucht Ihr auch nicht hier im Hospital andern braven Leuten den Platz wegzunehmen, die nicht mehr kriechen können und doch aus Mangel an Obdach unter freiem Himmel liegen müſſen.

Er winkte hier den wachthabenden Sergeanten herbei und wies ihm Heloiſe. Iſt es

doch faſt unglaublich, ſagte er, daß man einer Stadt, die unſer König belagert, ſolche Bürſchchen zu Hülfe zu ſchicken wagt!

Wahrſcheinlich war es ſein Geſchäft, antwortete der Sergeant, das Wickelkind von einem General, den kleinen Herzog von Guiſe, zu amüſiren, wenn ihm die Zeit lang wurde.

Doch hier erkannte er nähertretend in Heloiſe den kleinen Troubadour, der ſich zwiſchen ſeine Kameraden und den Grafen von Saint-Dorval zu werfen, die Kühnheit gehabt hatte und den zu ſchonen und für ihn zu ſorgen, ihm von ſeinem Oberſt empfohlen worden war. Er befahl daher dieſer, ihm zu folgen.

Erlaubt mir nur eine Frage, ſagte Heloiſe, indem ſie ihn furchtſam bittend anſah.

Laßt ſie wenigſtens kurz ſeyn, antwortete er rauh.

Lebt der Graf von Saint-Dorval noch?

Davon weiß ich nichts und finde auch keinen Beruf Euch von dem Schickſal eines Rebellen Red und Antwort zu geben.

Heloiſe ſeufzte und folgte ihm ſchweigend zu einem kleinen Zelt, aus dem man erſt vor

wenigen Augenblicken einen an ſeinen Wunden geſtorbenen Gefangenen hinweg gebracht hatte. Die Einrichtung deſſelben bewies, daß dieſer ein Mann von Bedeutung geweſen ſeyn müſſe, da ſie, außer einem Federbett, auch einen Stuhl, einen Tiſch, einen kleinen Spiegel und einiges andres Geräth darin fand. Sie konnte nicht zweifeln, daß ſie dieſe Verbeſſerung ihrer Lage der Großmuth des Oberſten verdankte, der ſie dem Sergeanten anempfohlen hatte, aber in dem grauſigen Tumult jenes Augenblickes, hatte ſie ihren Erretter durchaus nicht bemerkt. Der Wunſch, ſeinen Namen zu erfahren, bewog ſie, ſich dem Eingang des Zeltes zu nähern, um mit der, vor demſelben ſtehenden Schildwache ein Geſpräch anzuknüpfen, aber dieſe verwies ſie zum Schweigen, weil es ihr verboten ſey, mit einem Gefangenen zu reden.

Dieſe Unmöglichkeit Nachrichten einzuziehen und Kunde von dem Schickſal ihres Vaters zu erhalten, wurden für die feurige Ungeduld ihres Geiſtes zu einer Qual, die ſie kaum zu ertragen vermochte. Körperliche Schmerzen, Erſchöpfung und brennender Durſt vereinten

ſich mit dieſen Seelenleiden — zum Glück entdeckte ſie in einer Ecke des Zeltes einen gefüllten Waſſerkrug und konnte ſich durch einen Zug aus demſelben erquicken. Als ſie ihn wegſetzte, fiel ihr Blick zufällig auf den Spiegel und ſie erſchrak vor der Geſtalt, die er ihr zeigte. Ihre Locken flogen ungeordnet um Bruſt und Schultern; ihr Geſicht war durch Blut und Staub bis zur Unkenntlichkeit entſtellt und ihr zerriſſenes Oberkleid ließ die Troubadour-Kleidung, die ſie darunter trug, allenthalben durchſcheinen. Vor ſich ſelbſt zurückſchaudernd, wuſch ſie Geſicht und Hände mit dem übrig gebliebenen Waſſer, ſtrich ihre Haare glatt, flocht ſie wieder ein und ſteckte ſie auf — dann warf ſie ihr zerriſſenes und beſchmuztes Oberkleid ab und ſich auf das Lager, wo der Schlaf ſich bald tröſtend zu ihr niederſenkte und ſie in Vergeſſenheit ihres Unglücks einwiegte.

Ende des erſten Theils.

# Heloise

von

**Fanny Tarnow.**

Zweiter Theil.

Leipzig,
Rein'sche Buchhandlung.
1826.

Gedruckt bei Georg Maret.

Der erquickende Schlaf schuldloser Jugend gab Heloisens erschöpftem Körper neues Leben und ihrem Geiste jene Schnellkraft wieder, die in der Jugend nur unterdrückt, aber nicht zerstört wird, wenn Schmerz und Sorge auf uns lasten. Die Wiederkehr des Morgenlichtes wirkte auf ihre Seele, wie auf die ganze Natur ein: alle düstere Gebilde verschwanden und auf ihren Wangen erblüheten wieder die Rosen der Gesundheit.

Sie gewahrte, als sie ihr Lager verlassen hatte, daß die Schildwache vor dem Zelt im Verlauf der Nacht durch eine andre abgelöset worden war und glaubte es der neuen am Gesicht ansehen zu können, daß dieser Wechsel günstig für sie seyn werde, denn der Soldat lächelte sie freundlich an, als sie den

Vorhang des Eingangs zurück schlug. Wenn ein gesunder Schlaf, sagte er ihr, soviel als eine gute Mahlzeit werth ist, so brauche ich Euch, mein junges Herrlein, keinen Schluck aus meiner Feldflasche zum Frühstück anzubieten, denn ich stehe hier schon seit dem ersten Hahngeschrei Wache und Ihr habt ununterbrochen, so fest wie ein Prinz geschlafen, und doch möchte ich Euch rathen, mein Anerbieten anzunehmen, da Ihr sonst schwerlich vor Mittag etwas zu essen, oder zu trinken bekommen möchtet.

Ich danke Dir herzlich, mein Freund, antwortete sie ihm, aber ich wünschte von Dir einen andern Beweis Deiner Theilnahme an meinem Schicksal.

Wenn es darauf ankommt, mein Frühstück mit Euch zu theilen und Euch zu beklagen, so könnt Ihr auf mich rechnen, und mehr würdet Ihr auch gewiß von einem Soldaten nicht fordern, der die Ehre hat, seinem rechtmäßigen König zu dienen, und das Glück, Gott allein mehr noch als diesen zu lieben.

Heloise war zu großsinnig, um nicht die

Treue des Ehrgefühls auch da zu ehren, wo ſie ihrem Vortheil feindlich entgegen trat. Ich wünſche nicht, antwortete ſie ihm, Dich zu einer Verletzung Deiner Pflicht zu verleiten; die Unmöglichkeit von hier entfliehen zu können, iſt mir zu klar, um ſie verſuchen zu wollen, aber ich hoffe, bei meiner Unkunde der Kriegsgeſetze, von Dir zu erfahren, ob es mir nicht vergönnt iſt, meinen Anverwandten Nachricht von meiner Gefangenſchaft zukommen zu laſſen.

Sie las in den Zügen des Soldaten den Kampf ſeines Mitleidens mit ſeiner Pflicht. Ich darf nicht, ſagte er, mehr und länger mit Euch reden, ohne das Gebot zu übertreten, welches mir jede Unterhaltung mit den gefangenen Rebellen unterſagt; doch glaube ich Euch zu Eurem Troſte noch das ſagen zu dürfen, daß Ihr in die Hände eines der großmüthigſten Männer gefallen ſeyd, da Ihr der Gefangene des tapfern und edlen Montargis ſeyd.

Hier trat Heloiſe erblaſſend in das Zelt zurück und ſank wie vernichtet auf ihr Lager nieder. Jetzt hatte ſie alles zu fürchten, nichts zu hoffen — ſie war in die Hände des grau-

samen, unerbittlichen Feindes ihres Hauses gefallen, und heftig erschrocken fuhr sie in die Höhe, als nach einigen Minuten der ihr schon bekannte Sergeant eintrat, und sie aufforderte, ihm zu dem Baron von Montargis zu folgen.

Heloise sah ein, daß hier von keinem Widerstand die Rede seyn könnte und ein edler Stolz gab ihr Kraft und füllte ihre Seele mit Muth und Entschlossenheit. Die Tochter des Grafen Saint-Dorval durfte sich, dem Feinde ihres Hauses gegenüber, keine Zaghaftigkeit zu Schulden kommen lassen; sie war es sich, sie war es ihrem Vater schuldig, die Würde seines Namens vor einem Montargis mit unerschütterlichem Hochsinn zu behaupten.

Mit festen Schritten folgte sie daher ihrem Führer zu dem Zelt des Barons. Die faltenreichen, scharlachrothen Umhänge desselben und die auf seiner Spitze aufgepflanzten, hochflatternden Banner verkündigten den Reichthum und den vornehmen Rang seines Bewohners. Die vordere, sehr geräumige Abtheilung des Zeltes war ganz mit Kriegern jedes Ranges angefüllt, die hier auf die Befehle des Barons

warteten, den der König am Morgen dieſes Tages zum Chef ſeiner Leibgarde ernannt hatte und Heloiſe, die ſich ſchüchtern hinter dem Sergeanten verſteckt hielt, mußte lange an dem Eingang warten, bis ſich die Menge allmälig verlor und der Sergeant mit ſeinem Gefangenen in die zweite Abtheilung einzutreten wagte.

Hier ſaß der Baron mit Schreiben beſchäftigt, ſeitwärts an einem kleinen Tiſch. Der purpurfarbige Sammetmantel, der leicht über die Schulter geworfen, bis zur Erde niederwallte, verbarg nicht die glänzende Rüſtung, die er trug; die hohen ſchwarzen Federn des goldenen Helmes beſchatteten ſein Geſicht, und ſein ſtolzer Wuchs und der Adel ſeiner Geſtalt waren ſelbſt in dieſer nachläſſigen Stellung unverkennbar. Neben ihm auf einem Seſſel lag der Degen, den er eben abgelegt zu haben ſchien. Man konnte ſein Geſicht nur von der Seite ſehen und Heloiſe erwartete mit geſenktem Auge und feſt in einander geſchlagenen Armen in würdevoller Haltung den Erfolg dieſes Zuſammentreffens mit dem Todfeind ihres Vaters, feſt entſchloſſen, lieber alles zu er-

dulden, als ihm den Triumph zu gönnen, Saint-Dorvals Tochter vor sich zu Thränen und feiger Bitte erniedrigt zu sehen.

Erlaubt mir, gnädiger Herr, sagte der Sergeant ehrerbietig, Euch hier den Gefangenen vorzustellen, den Ihr meiner Fürsorge empfohlen habt.

Ich danke Dir, antwortete der Baron, mit einem flüchtigen Blick, laß mich mit dem jungen Menschen allein.

Redet, fuhr er, als jener sich entfernt hatte, zu Heloisen gewendet, fort, wer seyd Ihr? und was bewog Euch, der augenscheinlichen Gefahr Trotz zu bieten, um das Leben des Grafen Saint-Dorval zu beschützen?

Doch vergeblich erwartete er von dem Jüngling, dessen Unerschrockenheit und Heldenkühnheit er auf dem Schlachtfelde bewundert hatte, eine Antwort. Ein Wort, ein Blick von ihm hatte Heloisens Muth vernichtet und ihr ihre Fassung geraubt. In schnellstem Wechsel erglühend und erbleichend, wurde die Hand, die sie auf ihr Herz gelegt hatte, von dem ungestümen Schlag desselben bebend gehoben —

das Wort erſtarb auf ihren Lippen — ein leiſer Seufzer war alles, was der Baron vernahm.

Er ſtand auf und näherte ſich eilig und beſorgt dem Gefangenen — doch nur ein Blick und mit freudig aufglühenden Wangen rief er im Ton des innigſten Entzückens: Allmächtiger Gott! Heloiſe!

Orlando! ſtammelte ſie und griff, um nicht zu ſinken, nach einem Pfeiler des Zeltes.

Doch ſchon hatte er die Arme ausgebreitet, ſie zu halten und ſie ſanft an ſein Herz drükkend, ſagte er mit jenem unausſprechlichen Ton, der nie wieder im Herzen der Geliebten verhallt: Nein, ich täuſche mich nicht! Mein Glück iſt kein Traum! ich halte dieſe theure Hand wirklich in der meinigen — der Blick dieſes ſeelenvollen Auges füllt mein Herz wieder mit demſelben tiefen, namenloſen Gefühl, das Heloiſens erſter Blick mir einflößte — o meine Geliebte, welches Wunder vereint uns wieder! welcher Gunſt des Schickſals verdanke ich das Glück dieſes Wiederfindens?

Tauſend ſtreitende Empfindungen beſtürmten

Heloiſens Herz; die Empfindlichkeit über die Vergeſſenheit und Vernachläſſigung, die er ſich früher gegen ſie hatte zu Schulden kommen laſſen — die Wonne des Wiederſehens — das Bangen der erſten Liebe — das Zartgefühl ſchüchterner Sittſamkeit — die Demüthigung der Tochter Saint-Dorvals, die Gefangene ſeines Feindes zu ſeyn, und ach! wie viele dunkle, geheimnißvolle Ahnungen vereinten ſich nicht noch mit dieſen Empfindungen, um ſie zu erſchüttern und ihr die Herrſchaft klarer Beſonnenheit zu rauben. — Doch die feurige Innigkeit, mit welcher der Baron ſie an ſein Herz drückte, verſchaffte ihrem Stolz und ihrem Zartgefühl den Sieg. Sie wand ſich mit edler Würde aus ſeinen Armen und fragte ernſt, ob ſie in ihm den Baron von Montargis ſehe, deſſen Schutz ſie die Erhaltung ihres Lebens zu verdanken habe?

Bei dieſer Frage ſchien ihn irgend eine Erinnerung mächtig zu ergreifen, er wechſelte die Farbe, bat Heloiſen einen Stuhl an, und gieng einige Minuten ſchweigend im Zelte auf und nieder, ehe er neben ihr Platz nahm. Der

Eindruck, sagte er seufzend, den Eure unerwartete Erscheinung auf mich gemacht hat, war so gewaltig, daß er jeden andern Gedanken, jede andre Erinnerung aus meiner Seele verdrängte; doch jetzt muß ich wohl daran gedenken, wie sehr sich Eure Verhältnisse seit unsrer Trennung im Schlosse Montmorell geändert zu haben scheinen. Damals, fuhr er bewegt fort, lebtet Ihr, von der Welt geschieden, in stiller Einsamkeit; ich fand in Euch die Reinheit und die Schönheit der Engel des Himmels in der holdseeligsten Erscheinung verkörpert; der Genius, der Euch beseelt, durchblitzte zwar die Dunkelheit Eures Geschickes, doch wie sittig waret Ihr bemüht die glänzenden Vorzüge Eures ausgezeichneten Geistes unter der bezaubernden Anmuth sanfter Schüchternheit zu verbergen — und nun — wie finde ich Euch wieder! Im Gewühl des Krieges, auf blutigem Schlachtfeld, wo Ihr mit wahrem Amazonenmuth dem Tode trotztet, und um einen, unstreitig geliebten Mann das Leben zu retten, ihn in Eure Arme schlossset und ihm Eure Brust zum Schilde botet —

Habe ich ihn denn gerettet, fragte Heloiſe, deren Thränen bei dieſer Erwähnung ihres Vaters zu fließen begannen, lebt der Graf? iſt er frei?

Ich habe ihm beides, ſowol Leben als Freiheit geſchenkt, antwortete der Baron ſtolz.

O das lohne Euch Gott! rief Heloiſe, indem ſie vor ihm niederſank, und ſeine Hände weinend an ihr Herz drückend, ſetzte ſie hinzu: Mit ſeinem Leben habt Ihr zugleich das meine gerettet! Ich hätte ſeinen Tod nicht zu ertragen vermocht!

Außer ſich, hob er ſie auf und ſeine Hände aus den ihrigen reißend, trat er einige Schritte zurück. Gefährliches Weſen! rief er, wer kann Deinen Thränen widerſtehen, ſelbſt dann, wenn ſie um einen Andern geweint werden! Doch ſpart Euren Dank, Dame, ich mache keinen Anſpruch darauf, da ich nicht zu ahnen vermochte, daß der Graf Euch ſo unausſprechlich, ſo leidenſchaftlich werth ſey. Das Schickſal bot mir einen meiner würdigen Triumph an, indem es den Todfeind meines Hauſes, den Grafen Saint-Dorval in meine Gewalt gab; ich

rettete ihm das Leben, entriß ihn den Hän-den der Unsrigen, gab ihm mein Pferd und vertrauete ihn der Obhut seines Stallmeisters, ohne es der Mühe werth zu finden, ihm zu sagen, daß es ein Montargis war, der sich auf diese Weise an einem Mann rächte, den er seit seiner Kindheit als Feind gehaßt, als Rebell verachtet und als blinden Fanatiker ver-abscheuet hat.

Nein, unterbrach ihn hier Heloise mit dem Unmuth tief empörten Gefühls, Ihr haßt den Grafen nicht und noch weniger könnt Ihr ihn verachten, denn zwischen edlen, großsinnigen Menschen waltet eine heilige, geheimnißvolle Sympathie, die sie unwiderstehlich zu einander zieht, welchem Glauben, welcher Partei sie auch angehören. Das Vorurtheil, das Ihr ge-gen ihn seit Eurer Kindheit genährt habt, ver-blendet Euch; aber, glaubt mir, so edel auch der Graf durch seine Geburt ist, so ist er es doch noch weit mehr durch seine Tugenden; seine Irrthümer selbst sind ehrwürdig; denn die Gesinnungen und Meinungen, die ihm von Euch den Namen eines Rebellen und Fanati-

kers zuziehen, entſpringen aus derſelben Quelle, aus der Ihr die Eurigen ſchöpft, aus der Ehrfurcht für den Glauben ſeiner Väter und der Treue, die ſie ihm durch Lehre und Beiſpiel zur Pflicht machten. Wir ſollen und dürfen die Menſchen nicht nach ihren Thaten, ſondern nach den Bewegungsgründen derſelben richten, und wo in einer Menſchenbruſt ein großes Herz, rein und unentweiht von niedriger Geſinnung ſchlägt, ſind wir den geiſtigen Irrthümern eines Menſchen Nachſicht und Schonung ſchuldig, und dürfen uns nicht vergönnen, ihn ſtrenge richten zu wollen.

Nicht ohne leidenſchaftliche Bewunderung, aber auch nicht ohne den Unmuth gekränkter Liebe konnte Montargis Heloiſe hören und den beſeelten Ausdruck ihres Geſichts betrachten. Glücklicher Saint-Dorval! rief er, wer muß Dich nicht beneiden, von ſolchen Armen vertheidigt, von ſolchen Roſenlippen gerechtfertigt zu werden! Welchem Talisman verdankſt Du denn dieſe unbedingte Gewalt über ein Herz, das nur für Dich zu ſchlagen ſcheint! — Die Liebe hat Euch nicht blos den Muth gegeben,

dem Tode zu trotzen, sondern sie allein ist es auch, die Euch mir gegenüber zu dieser beredten Vertheidigung fremder Irrthümer begeistert und Saint-Dorval wird mir mehr noch als sein Leben zu danken haben, wenn ich ihm in seinem Anwalt seine Geliebte, seine kühne, leidenschaftliche Geliebte zurücksende. Thränen des verletzten Stolzes und ungerecht geschmäheter Unschuld flossen über Heloisens Wangen und des Verbotes ihres Vaters nicht gedenkend, blickte sie den Baron zürnend an. Ja, sagte sie, ich darf es offen bekennen, des Grafen Leben ist mir theurer als mein eignes und seine Ehre heilig, wie meine eigene: Er ist mein Vater!

Wie! Ihr die Tochter des Grafen Saint-Dorval! O Heloise, soll ich Euch denn immer in jeder Lage und unter jeder Verhüllung über alles erhaben finden, was Euch umgiebt! Aber wer löset mir die Räthsel Eures Geschicks und dieser Verkleidung? darf ich von Euch keine Erklärung dieser sonderbaren Verkettung der Zufälle hoffen? Wird Heloise Orlando versagen, was die Gräfin von Saint-Dorval

dem Baron von Montargis zu gewähren, vielleicht Anstand nehmen könnte?

Ach, sagte Heloise seufzend, Ihr seyd also wirklich der Sohn des Baron von Montargis, von dessen feindseeliger Stimmung ich alles fürchten muß, wenn er meinen Namen erfährt?

Ja, ich bin der Sohn des Mannes, der ehmals diesen Namen führte, und den die Gnade des Königs seit wenig Tagen zum Herzog von Beauvilliers ernannt hat — doch gedenkt jetzt nicht meines Namens — seht wieder zu Euren Füßen den armen Troubadour, der Euch in unvergeßlichen Tagen zu gestehen wagte, wie unaussprechlich er Euch liebt, und beglückt ihn mit einem Blick der Huld und der Verzeihung.

Vergeblich würde es Heloise versucht haben, den Regungen ihres Herzens widerstehen zu wollen; zu ihren Füßen sah sie den Mann ihrer Liebe, dessen Andenken bis jetzt die einzige Quelle ihres Glückes, ihr Gedanke und ihre Sehnsucht bei Tage, und der Traum ihres Schlummers gewesen war — die Hoffnung, ihn wiederzufinden war es ja, die sie als leise Ahnung aus der stillen Freistätte ihrer Kinder-

jahre hinweg, in die Welt und das Leben hinausgelockt hatte und nun erschien er ihr, nicht als der arme, heimathlose Jüngling, der einst, um ihre Gunst zu werben wagte, nein, ein jugendlich schöner glänzender Held, geschmückt mit dem Zauber des Ruhmes und der Liebe, lag er zu ihren Füßen und all ihr Stolz schwand hin vor der Herrlichkeit dieser Erscheinung und von unwiderstehlichem Zauber besiegt, begegnete ihr Blick voll Seele und Zärtlichkeit dem seinen — sie bat ihn sanft erröthend aufzustehen und durch diesen Blick und ihr Erröthen ermuthigt, wagte er es seine Bitte um die Erzählung ihres Geschicks zu wiederholen. Heloise wünschte wohl eben so innig, jeden beleidigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als er nur immer wünschen konnte, sie von demselben frei zu sehen, und so begann sie ihm in einfacher Kürze einen Abriß von den Begebenheiten dieser letzten Tage zu geben. Im Beginn dieser Erzählung hemmte ihre Schüchternheit die anmuthige und lebhafte Beredtsamkeit, die ihr von Natur eigen war, aber das steigende Interesse riß sie unmerklich fort und

ſie ſchilderte ihm mit der rührendſten Energie das Wiederfinden ihres Vaters und den Eindruck, den das Schickſal ihrer Mutter auf ſie gemacht hatte. Sie konnte es im Fortgang dieſer Erzählung nicht vermeiden, der Feindſchaft zu erwähnen, die ſeit ſo lange zwiſchen den Häuſern Montargis und Saint-Dorval beſtand, aber die Bewegung, mit der ſie dies that, verrieth, wie ſehr ihr Herz ſich dieſer feindſeeligen Stimmung entfremdet fühlte.

Die Blicke des Barons ruheten, ſo lange ſie ſprach, mit inniger bewundernder Liebe auf ihr, und er ſchien, als ſie geendet hatte, nach der ſüßen Melodie ihrer Rede zu lauſchen, als er ſie plötzlich erblaſſen und ermattet in den Stuhl, auf dem ſie ſaß, zurückſinken ſah. Die Anſtrengungen des vorigen Tages, die Erſchütterung ihrer Seele bei ſeinem Anblick und der Schmerz ihrer Wunde, die von Neuem zu bluten begann, verurſachten dieſe Ermattung, die ihr Geiſt nicht länger zu beſiegen vermochte. Der Baron erſchrak, wie er das Blut aus dem Aermel ihres Gewandes hervorquellen ſah und ob ſie ihm gleich matt lächelnd die Verſiche-

rung gab, daß ihre Wunde sehr leicht sey, eilte er doch, nachdem er eilig seine Schärpe abgerissen und sie um ihren Arm gewunden hatte, das Bluten desselben zu hemmen, aus dem Zelte, um Hülfe herbei zu holen.

Nur wenig Augenblicke und er kam schon, von demselben Wundarzt begleitet, zurück, der am vorigen Tage Heloisens Wunde für sehr unbedeutend, und eines Verbandes von seiner Hand unwerth erklärt hatte, und der nun, wo die ängstliche Besorgniß des Barons ihm einen hohen Begriff von dem Stande und der Wichtigkeit des Gefangenen einflößte, mit ehrerbietiger Sorgfalt alle seine Kunst aufzubieten versprach, um den nachtheiligen Folgen derselben zuvor zu kommen. Da Heloise sich gezwungen sah, den Aermel aufzustreifen, entfernte sich der Baron und sobald der Wundarzt mit dem Verband fertig war, traten zwei Frauen in das Zelt, Heloisen in die innere Abtheilung desselben zu führen, die zum Schlafgemach eingerichtet war. Hier eröffnete eine von ihnen, ein von ihr mitgebrachtes Packet, das nebst der erforderlichen Wäsche, auch den einfachen, aber

saubern Anzug eines französischen Bauermädchens enthielt. Dieser Beweis von Montargis achtsamer Sorge für sie, erfreuete Heloise und als sie sich, in dem blendend weißen Mieder, mit grünem Leibchen und farbig gestreiftem Rock, das schöne blonde Haar mit grünen Bändern aufgebunden, im Spiegel erblickte, sah sie sich mit einem Vergnügen, welches die blühende Farbe ihrer Wangen noch erhöhete. Die Frauen zogen sich jetzt zurück und sie trat wieder in die vordere Abtheilung, wo ein Edelknabe ein zierliches Mahl für sie auftrug. Trotz der langen Entbehrung aller Nahrung vermochte sie aber doch von den aufgetragenen Speisen nur zu kosten; es war, als wenn die Fülle des Lebens, die ihren Geist und ihre Seele durchströmte, sie über das Bedürfniß irdischer Nahrung emporhob; sie fühlte sich wundersam gestärkt und sank, als sie vom Mahl aufstand, auf ihre Kniee nieder, Gott für ihre Rettung und für die Erhaltung des Lebens ihres Vaters zu danken. Sie hatte sich kaum wieder erhoben und der freudige Glanz inniger Andacht verklärte noch ihr Engelsgesicht, als der

Baron zu ihr eintrat und von ihrer Schönheit, wie geblendet, unbeweglich vor ihr stehen blieb.

Wie vielen Dank bin ich Euch, edler Herr, nicht für Eure gütige Aufmerksamkeit schuldig, sagte Heloise, indem sie einen Blick auf ihre Kleidung warf.

Ich zürnte, antwortete er, indem er sie zu einem Sitze führte und neben ihr Platz nahm, nur diese für Euch so unpassende Kleidung in der Eile auftreiben zu können — allein Ihr erscheint darin, wie eine Heilige, die, vom Himmel herabgestiegen, trotz der einfachen, von ihr erwählten Hirtentracht doch ihre göttliche Heimath nicht zu verläugnen vermag. Welcher Glanz, welcher Schmuck vermöchte auch je der Gräfin Saint-Dorval einen höheren Reiz und edlere Würde zu verleihen, als die, mit der, von der Natur allein ausgestattet, Heloise mir einst im Schloß Montmorell erschien und meinem Herzen ihr Bild in unvergänglicher Glorie für immer eindrückte!

Für immer! wiederholte Heloise lächelnd, aber nicht ohne einen leisen Anklang von Bit-

terkeit — und doch war der letzte, schwache Schimmer der Erinnerung an Heloisen in Eurer Seele erloschen, als unser unerwartetes Zusammentreffen das Andenken an die in Montmorell verlebten Tage in Euch erneuerte. So räthelhaft mir auch noch Eure Erscheinung in jenem Schlosse und die Verkleidung ist, in der Ihr Euch dort einführtet, so bin ich doch überzeugt und war es schon lange, daß ich nur der langweiligen Einförmigkeit jenes Aufenthalts die Aufmerksamkeit zu verdanken habe, die Ihr mir damals bewieset und sie hat mir nie mehr gegolten, wie eine jener Blumen, die in dem Augenblick welken, wo sie gebrochen werden. —

Heloisens Stimme und ihr Erröthen verrieth die Empfindlichkeit, mit der sie der anscheinenden Vergessenheit des Barons, nachdem sie von ihm das glühende Geständniß seiner Liebe erhalten hatte, gedachte, und ein kaum verhehltes Lächeln, das um seinen Mund schwebte, verrieth das Vergnügen, mit dem er diesen, von zärtlichem Verdruß eingegebenen Vorwurf anhörte.

Habt Ihr mich denn wirklich auf einen täuſchenden Anſchein hin ſo hart verurtheilt, fragte er? — Habt Ihr mein Herz einem Spiegel gleich halten können, der jedes Bild auffaßt und keins bewahrt? Nein, Heloiſe, mein Herz ſagt es mir; ſo ungerecht habt Ihr einen Mann nicht verurtheilen können, von dem Ihr Euch in der vollſten Seelenwahrheit angebetet wußtet. Wahrlich, es hat dieſes Wiederſehens nicht bedurft, um mich von Neuem fühlen zu laſſen, daß ich nie für ein andres weibliches Weſen empfinden kann, was ich ſeit dem erſten Blick für Euch empfunden habe. Vergönnt mir, Euch mit der unerkünſtelten Offenherzigkeit eines Kriegers mein ganzes Herz ohne Rückhalt zu eröffnen; doch nur Heloiſen, nicht der Tochter des Grafen Saint-Dorval, darf ich ſo unbedingt vertrauen — jener gehört meine ganze Seele — dieſer — o warum tritt das Schickſal der Liebe ſo oft mit grauſamer Unerbittlichkeit in den Weg und bricht Herzen, die es nicht von einander zu reißen vermag! — doch fort mit dieſen finſtern Bildern, dieſen düſtern Ahnungen! —

Möge uns die magiſche Kraft der Phantaſie in jene Stunde zurückzaubern, wo Heloiſe in der Gallerie des Schloſſes Montmorell die Geſtändniſſe des Troubadours theilnehmend anzuhören bereit war!

Meine Geburt ſicherte mir den Beſitz von Rang und Reichthum und in ihnen Vorzüge, die die mehrſten Menſchen mühſam zu erwerben ſtreben, aber auch eben durch dies Streben die Kraft ihrer Seele, die Fähigkeiten ihres Geiſtes entwickeln und üben. Blieb mir daher der heilſame Einfluß der Nothwendigkeit auf die Entwickelung meiner geiſtigen Energie verſagt, ſo fand ich mich dagegen, bei dem erſten Erwachen meines jugendlichen Geiſtes, ruhend in den Armen der Schönheit und der Anmuth. Von ihren Liebkoſungen eingewiegt, auf ihrem Schooße ſpielend, erhielt ich von ſchönen Lippen den erſten Unterricht. — Julie von Ribemont wohnte, ſo lange meine Mutter lebte, bei meinem Großvater, und dieſe, die ſehr ſchwächlich und kränkelnd war, übergab mich gleich bei meiner Geburt der Fürſorge ihrer ſchönen Freundin. Fräulein von Ribe-

mont war eben ſo edel, als reizend — ich verdanke ihr unauslöſchliche Eindrücke von ſittlicher Reinheit und Schönheit und was von edlen, großmüthigen Geſinnungen in mir lebt, iſt eine Blüthe des Keims, den ſie in mein kindliches Gemüth pflanzte.

Nach dem Tode meiner Mutter nahm ſie mich an Kindes ſtatt an und verlobte meinem Vater ihr Herz und ihre Hand —

Hier hielt Montargis inne — ein finſtrer Zug überflog ſein Geſicht nnd man ſah, daß es ihm ſchwer wurde, ruhig und gelaſſen fortzufahren.

Meinem Vater wurde ſeine Braut, mir meine zweite Mutter geraubt. Ich war erſt fünf Jahr alt, als mich dieſer Verluſt traf und meine Liebe zu dem holdſeeligen Fräulein, die Thränen, die ich ihr nachweinte und der Haß, den ich gegen ihren Entführer empfand, ſind die früheſten Erinnerungen der Kindheit, die mir mein Gedächtniß bewahrt. — Viel wichtiger und für die Richtung unſers Karakters entſcheidender, als man es gemeinhin glaubt, ſind dieſe erſten Eindrücke — die Zeit

gleitet nur leicht über ſie hin; ſie kann ſie ſchwächen, aber nie ſie ganz verlöſchen. Wenn mein Vater von dieſer Begebenheit mit mir ſprach, ſetzte er immer hinzu: Saint-Dorval war es, der mir meine Braut nahm und in ihr Deiner Kindheit den Schutzengel raubte — und dieſe Worte wurden immer zur neuen Nahrung für den in mein junges Herz geworfenen Funken der Feindſchaft und fachten dieſen allmälig zur Flamme eines unvergänglichen Haſſes an. —

O ſaget das nicht, rief hier Heloiſe und ſah den Baron bittend an. Wie darf man in dieſem vergänglichen Leben von unvergänglichem Haß reden!

Montargis errörhete im Gefühl durch dieſe Aeußerung die Geſetze des Zartgefühls verletzt zu haben. Ich ſprach nur, ſagte er, von meinen damaligen Geſinnungen und Anſichten; doch erlaubt mir ſchnell über dieſe unglückliche Begebenheit und ihre Folgen wegzugehen.

Der Hang meines Vaters zu einem thätigen Leben und ſeine vieljährige Einweihung in die Geheimniſſe der Staatskunſt zogen ihn

nach Paris, wo er, sowol am Hofe Karls des Neunten, als auch am Hofe Heinrichs des Dritten, wichtige Stellen bekleidete. Nur selten besuchte er seine in der Provence gelegenen Güter, doch mich ließ er im Schlosse Montargis erziehen, um dadurch die Herzen seiner Vasallen zu gewinnen, die sonst seine lange Abwesenheit von ihm hätte abwendig machen können. Mein Hofmeister, dessen Aufsicht ich übergeben wurde, war ein eifriger Lutheraner, und in seiner Jugend ein persönlicher Freund des großen Reformators; er gab meinen Studien eine, allen meinen Neigungen widerstrebende Richtung und sein Karakter paßte eben so wenig zu meinen Gesinnungen und der, mir angebornen Heiterkeit. Der Unterricht, den er mir gab, beschränkte sich auf die Spitzfindigkeiten der aristotelischen Philosophie und auf die Disputationen der Controverse der gelehrten Theologen beider Confessionen. Im Anfang zog mich eine Art von Neugierde zu diesen Studien hin, und ich schien ganz so pedantisch gelehrt werden zu wollen, als mein Hofmeister mich zu sehen wünschte; aber als die Vernunft

meine Ideen zu erhellen begann, als in mir der Sinn für Schönheit erwachte, ich dieſe zu lieben, zu bewundern vermochte und die Flamme der Begeiſterung Herz und Sinn durchdrang, fühlte ich mich durch die Schranken empört, die man meinem Streben und meinem Geiſte ziehen wollte und alle dieſe Studien, die ich früher mit glühendem Eifer betrieben hatte, wurden mir nun in tiefſter Seele verhaßt. Die Redner und Dichter der alten und neuen Zeit folgten jetzt auf Ariſtoteles; ich ſtudirte das muſikaliſche Syſtem des großen Johannes von Muria, und die der andern berühmten Theoretiker unſrer Zeit. Die Dichtungen unſrer beiden gefeierten Troubadours, Peter Bivols und Arnold von Barvail fielen mir in die Hände; in der Provence geboren und erzogen, war mir die ſüße Provencalen-Sprache geläufig und ich empfand es mehr und mehr, daß ich der Sohn eines Landes war, von deſſen Luft man allgemein glaubt, daß ſie zum Dichten begeiſtert. Die Dürance wurde mir zu einem geweiheten Strom; in dichteriſche Träume und Entzückungen verloren, irrte ich tagelang

an ihren Ufern umher und beneidete jene Zöglinge der Minne und des Ritterthums, die, die letzten Sprößlinge des allmälig aussterbenden Ordens der Troubadours, die edle Sangeskunst übten und in Toulouse das Reich der Liebe und der Poesie aufrecht zu erhalten strebten.

Entschlossen in ihre Reihen zu treten, gieng ich, als Troubadour gekleidet, nach Toulouse und meldete mich zu dem Wettgesang, dessen, von Clemence Isaure gestifteter Preis ein goldenes Veilchen ist. Meine Jugend wurde die Fürsprecherin dieser ersten Versuche; sie fanden Nachsicht und Beifall und ich sah mich mit dem goldenen Veilchen, diesem Ziel meines jugendlichen Ehrgeizes, geschmückt. Mein Vater war so nachsichtig, sich an den glücklichen Erfolg meines Unternehmens zu erfreuen, und erlaubte mir in Toulouse zu bleiben, und dort den Uebungen der Fecht- und Reitkunst obzuliegen. Hier lernte ich Robert Sidney, den Bruder des unsterblichen Philipp Sidney und den Neffen des Grafen von Leicester, des Günstlings der Königin Elisabeth, kennen, und war so glücklich mit ihm den Bund der innigsten

Seelenfreundschaft zu schließen. Er war auf seiner Rückreise aus Italien nach Toulouse gekommen, um durch Frankreich nach England heimzukehren; sein Hofmeister und ein reicher kenntnißvoller junger Mann, Sir Nevil, begleiteten ihn und es gelang mir sie alle drei zu bereden, mich nach Montargis zu begleiten und sie dort einige Wochen fest zu halten, in deren Verlauf mir ein neues höheres Leben aufgieng. Robert Sidney hatte nach dem Wunsch und dem Beispiel seines großen Bruders mehrere Länder Europa's durchreiset und brachte jetzt in sein Vaterland einen reichen Schatz von Beobachtungen über Menschen, Sitten und Verfassungen zurück. Mit hinreißender Beredtsamkeit entwarf er mir die Bilder der Gegenden und der Menschen, die seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich gezogen hatten und bewog mich dadurch zu einem Rückblick auf mich selbst, der mich zu erröthen zwang; es demüthigte mich, ihn, der fast mit mir in gleichem Alter war, in jeder Hinsicht mir so überlegen zu sehen und ich mißbilligte die zu zärtliche Besorgniß meines Vaters, die mich so

lange in der engen Beſchränkung des ländlichen Lebens und häuslicher Verhältniſſe feſtgebannt erhalten hatte. Doch wenn Robert mir nun von ſeinem Bruder erzählte, wenn ich bedachte, wie dieſer, nur wenige Jahre älter als wir, auf ſeinen Reiſen durch Europa, ſich die Bewunderung und die Hochachtung der ausgezeichneteſten Männer jedes Standes zu gewinnen gewußt hatte — wie alle Höfe, alle Monarchen ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft hatten, wie man ſie ſonſt nur den Geſandten mächtiger Herrſcher zugeſteht — ja, wie die Polen voll Ehrfurcht für ſeine Tugenden, voll Bewunderung ſeiner Heldengröße, ihm die Krone ihres Landes angeboten — da ſchlug mir mächtig das Herz, meine Augen füllten ſich mit Thränen und ich empfand den Neid, mit dem Cäſar einſt die Erzählung von Alexanders jugendlichen Heldenthaten hörte. Ich begleitete meine Freunde auf ihrer Rückreiſe nach Paris und warf mich hier meinem Vater zu Füßen, indem ich ihn beſchwur, nicht länger zu dulden, daß ſein Sohn die ſchönſten Jahre ſeines Lebens ungenutzt in weichlicher Unthä-

tigkeit verſchleudere, ſondern mir zu erlauben, das Land beſuchen zu dürfen, das damals einen Philipp Sidney, einen Raleigh, einen Bakon, einen Shakeſpeare aufzuweiſen hatte. Die innigen Bitten meiner Freunde und eine Einladung von Sir Henri Sidney, Philipps und Roberts Vater, unterſtützten mein Geſuch und mein Vater gab unſerm vereinten Dringen nach; ich durfte meinen Freund in ſein Vaterland begleiten und wurde im Schloſſe Baynard von Sir Henri und ſeinem unvergleichlichen, von Ruhm und Glück gekrönten Sohn mit freundſchaftlicher Herzlichkeit empfangen. Der wahre Mäcen ſeiner Zeit, ermunterte Philipp das Verdienſt, wo er es fand, und ſuchte das Talent auf, um es vor ruhmloſem Dunkel und undankbarer Vergeſſenheit zu ſchützen.

In dieſem edel-gaſtfreundlichen Hauſe lernte ich Edmund Spencer, ſeinen Freund, John Churchill, Fairfax, den Ueberſetzer des Taſſo und William Shakeſpeare kennen. Dort ſah ich auch Lord Brooke, der mit den ausgezeichneteſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, alle Anmuth eines wahrhaft dichteriſchen Talents und

eine ſeltene Grazie der Empfindung verbindet. Sir Walter Raleigh, deſſen allumfaſſender Geiſt ſo groß erſcheint, daß man ihn für jedes Unternehmen, dem er ſich widmet, jedesmal ganz vorzüglich geſchaffen und geeignet glaubt, gehörte auch zu den Freunden dieſes Hauſes, ſo wie Graf Eſſex, der ſchönſte Mann ſeines Jahrhunderts, der Held ſeiner Nation, der Abgott ſeiner Herrſcherin und gewiß einer der angenehmſten und beredtſten Schriftſteller ſeiner Zeit.

Unter dieſen hellſtralenden Sternen der edelſten Seelen — und Geiſtesgröße behauptete ein Fremdling, ein Franzoſe, einen ausgezeichneten Rang, den er mehr noch ſeiner erhabenen Tugend, als ſeinen glänzenden Talenten verdankte. Dies war der Ritter von Serville, den Philipp auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte. Sie waren Freunde geworden und hatten, trotz der Verſchiedenheit ihres Glaubens, zur Zeit der Pariſer Bluthochzeit beide mit gleichem Eifer die Sache der leidenden Menſchheit vertheidigt. Serville fiel, wie Ihr wiſſet, unter dem Schwerdt von Roſaliens Bruder

und Philipp wurde verwundet in das Haus des engliſchen Geſandten, Sir Francis Welſingham gebracht, wo er eine ſichre Zuflucht fand, bis er das unglückliche, mit ſo ſchwerer Schuld belaſtete Land verlaſſen konnte.

Der Ritter kam mir mit wohlwollender Freundlichkeit entgegen; ich war thöricht genug ihm auszuweichen, weil ich die Abneigung, die ich gegen ihn, als den Freund und den Verwandten des Grafen Saint-Dorval empfand, nicht überwinden zu können glaubte, ſie vielleicht auch nicht überwinden wollte. Sein großer, vorurtheilsfreier Geiſt belächelte mein kleinliches Betragen und der reinen unausſprechlichen Güte ſeines Herzens verdanke ich es allein, mich jetzt ſeiner Freundſchaft, die mein größter Stolz, meine Ehre und mein Glück iſt, rühmen zu dürfen.

Er war in der Abſicht nach England gekommen, um durch Verwendung der Familie Sidney von dem engliſchen Miniſterium Schutz und Unterſtützung für die ausgewanderten Hugenotten zu erbitten, welche Philipp der Zweite mit ſo grauſamer Härte aus den Niederlanden

vertrieben hatte. Brauche ich es noch auszusprechen, welchen Werth jeder in der Gesellschaft dieser Männer verlebte Augenblick für mich hatte? Meine ganze Seele war eine Flamme — ich wollte diesen Männern an Tugend und Verdienst gleich werden, aber mir auch zugleich die Talente erwerben, ohne deren Besitz Rang und Geburt in meinen Augen nur noch nichtige, vom blinden Zufall allein ertheilte Vorzüge waren. Philipp Sidney, den Elisabeth in dieser Zeit zum Befehlshaber von Vliessingen ernannte, entwarf vor seiner Abreise noch einen Studienplan für seinen Bruder, den auch ich zu befolgen fest entschlossen war. Sein Scheiden versetzte nicht nur seine Familie und seine Freunde, sondern ganz England in eine Trauer, die eine Vorahnung zu seyn schien, denn, nachdem in der Schlacht bei Züphten drei Pferde unter ihm getödtet worden waren, erhielt er selbst eine Wunde, die ihn in der Blüthe seiner Jahre, in der Glorie seines Ruhmes, in's Grab senkte.

Frankreich war in diesem Zeitpunkte der Schauplatz so blutiger Gräuel und verderbli-

cher Zwiſtigkeiten, daß mein Vater mich erſt nach einem dreijährigen Aufenthalt in England, im Jahr 1589 nach Paris zurückrief. Dem König Heinrich von Navarra perſönlich mit inniger Liebe und Bewunderung ergeben, überzeugt von der Gerechtigkeit ſeiner Sache, empört durch das Betragen ſeiner Feinde, war ich feſt entſchloſſen, nie gegen ihn die Waffen zu führen; doch eben ſo wenig durfte ich unter ſeinen Fahnen gegen den König von Frankreich und meinen Vater kämpfen. Die Unthätigkeit, zu der ich mich verdammt ſah, laſtete ſchwer auf meiner, von Durſt nach Thaten glühenden Seele; zum Glück veränderte ſich aber auch bald die Lage der Dinge; die beiden Könige verſöhnten ſich, und als kurz darauf Heinrich der Dritte ermordet wurde, war mein Vater einer der erſten, die Heinrich den Vierten, als den rechtmäßigen Beherrſcher Frankreichs anerkannten. Seit dieſem Augenblick habe ich unter den Augen des Monarchen in allen ſeinen Schlachten mitgekämpft und ſo glänzend auch die Belohnungen ſind, die ich mehr ſeiner Güte als ſeiner Gerechtigkeit zu

verdanken habe, ſind ſie mir doch nicht halb ſo theuer, als die Beweiſe der Huld und des Vertrauens, mit denen er mich beehrt hat. Wie gerne verweile ich aber bei der Erinnerung, die ich Euch jetzt zurückrufen muß, bei der Erinnerung an die dieſem Zeitpunkte vorangehenden, ſeeligen, in Eurer Nähe zu Montmorell verlebten Tage, deren Geheimniß Euch jetzt klar werden ſoll. —

Seit jener Zeit, wo die Montargis von Ludwig dem Heiligen, in den Gefilden von Paläſtina den Ritterſchlag erhielten, erbte die Liebe zu den Waffen und zu allen ritterlichen Uebungen in unſerm Geſchlecht ununterbrochen von dem Vater auf den Sohn fort. Auch in meiner Seele glühete der Durſt nach Ruhm und Kampf, doch wurde meine Kriegsluſt durch den Grundſatz beherrſcht, daß der, der ſein Schwerdt ungereitzt zum Angriff zieht und ſich aus der blutigen Vernichtung ſeiner Mitmenſchen ein grauſames Spiel macht, einem Mörder gleich zu achten iſt, auch dann noch, wenn ihn die glänzendſten Siegeskronen ſchmücken. Das Schwerdt des Tapfern ſoll den Unterdrückten

vertheidigen, das Recht und die Unschuld beschützen, die Feinde des Vaterlandes bekämpfen und Empörer strafen, doch kein Geist der Rache oder der Eroberungssucht darf uns verleiten, den heiligen Frieden, dies Palladium des menschlichen und bürgerlichen Rechts, zu brechen.

Montargis Augen stralten bei diesen aus der innersten Seele gesprochenen Worten heller, seine Wangen färbten sich lebhafter und Heloise hörte ihm mit stillem, seeligem Entzükken zu. — Wie so ganz entsprachen seine Grundsätze und sein Karakter dem Bilde, das sie sich von Männerwerth und Männergröße entworfen hatte und kein reineres, kein himmlischeres Glück giebt es hinieden für ein schönes weibliches Herz, als die Wonne, den Mann bewundern zu können, den es liebt.

Einige aus diesen Ansichten entspringende Widersprüche in unsern Meinungen, fuhr Montargis fort, zogen mir das Mißfallen meines Vaters nach meiner Rückkehr aus England zu, und er verbannte mich, noch bei Lebzeiten Heinrichs des Dritten, nach Montargis. In dieser Einsamkeit, wo mit den schönen Erinne-

rungen meiner Kindheit, auch meine Liebe zur Muſik und Dichtkunſt wieder in mir erwachte, entflohen mir die Tage ſchnell und heiter. Kein Baron in den mittäglichen Provinzen Frankreichs hat mehr Vaſallen als mein Vater; ich war unter ihnen aufgewachſen, wurde von ihnen geliebt, und die Jünglinge, meine ehemaligen Geſpielen, waren mir vorzüglich ergeben. Bei den Provencalen verbindet ſich die Reinheit unſrer alten ehrwürdigen Sitten mit jener reizenden und naiven Munterkeit, die der ſchöne Himmel der Provence und die Fruchtbarkeit des Bodens vorzugsweiſe zu erzeugen ſcheinen, und der, allen Provencalen angeborne, Hang zur Poeſie und zum Geſang mit Tapferkeit und Luſt an kriegeriſchen Uebungen. Es wurde mir daher leicht, mir aus dieſen Jünglingen eine kleine Kriegerſchaar zu bilden, mit der ich alle Arten von Waffenübungen trieb und von der ich wußte, daß es nur eines Wortes von mir bedürfe, ſie auch zum ernſten Kampf unter mein Banner zu verſammeln. Als ich bald darauf nach Paris zurückberufen wurde, waren ſie alle erbötig, mir zu folgen — doch die Ge-

ſtaltung der Verhältniſſe war mir damals noch nicht klar. Mir ward indeſſen, wie ſchon erwähnt, das Glück, mich zum Heere Heinrichs des Vierten begeben zu können und als dieſes bald darauf unter den Mauern von Rouen eine bedeutende Niederlage erlitt, und die treuen Vaſallen des Königs ſich beeiferten, ihm neue Schaaren zu ſtellen, bat auch ich ihn um die Erlaubniß, mich nach Montargis begeben zu dürfen, um ihm meine Schaar zuzuführen; dies Unternehmen war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da ich von Süden nach Norden durch ganz Frankreich und durch mehrere, vom Feind beſetzte Provinzen, mit meinen Leuten ziehen mußte, doch ſolche Hinderniſſe ſind für die kühne Luſt der Jugend an Wagniß und Gefahr, nur ein Reiz mehr.

Der König warnte mich mit väterlicher Beſorgniß, doch eben dieſe wohlwollende Theilnahme, die ihn bewog, das Intereſſe des Herſchers über der Gefahr zu vergeſſen, die mir perſönlich drohete, wurde für mich ein neuer, mächtiger Antrieb alles an die Ausführung meines Planes zu ſetzen. Als Troubadour

verkleidet, die Harfe über die Schulter gehängt, verließ ich unſer Heer und begab mich auf die Wanderung. Mein Herz zum Abenteuerlichen, die Neuheit meiner Lage und die Zuverſicht eines glücklichen Erfolges, machten mich ſehr heitern Sinnes und meine Kühnheit ſtieg bis zur Verwegenheit. Ich kam glücklich bis zu dem Lager des Feindes, das ich in einiger Entfernung von demſelben, unentdeckt zu umgehen gedachte; aber ich ſtieß auf ein zum Fouragiren ausgeſandtes Detaſchement, wurde angehalten, und gab vor, ich ſey Willens geweſen, mich in das Lager der Liguiſten zu begeben, um dort als Troubadour Schutz und Unterhalt zu finden. Eine Erinnerung an König Alfred von England, machte mich mit dem Gedanken vertraut, in meiner Verkleidung die Stärke der Feinde erkunden zu wollen und mich mitten unter ſie zu wagen. Es gelang mir auch, das Vertrauen der Soldaten zu gewinnen — ich wurde ſelbſt zu dem Prinzen von Parma und dem Herzog von Mayenne geführt, um ihre Feſte durch mein Spiel und meinen Geſang zu erheitern; doch eben hier wurde ich von einem

Officier der königlichen Armee, der kürzlich zu den Liguiſten übergegangen war, erkannt und da ich von den Urſachen, die mich in die Nähe des Lagers geführt hatten, keine Rechenſchaft geben wollte und konnte, für einen Spion gehalten und als ſolcher nach den Kriegsgeſetzen verurtheilt, das Leben zu verlieren, wobei man es mir aber freiſtellte, zu den Liguiſten überzugehen, und dadurch nicht allein mein Leben zu retten, ſondern es mir auch noch überließ, mir eine Belohnung für meinen Verrath auszubedingen. Gewiß bedarf es für Euch keiner Verſicherung, daß ich dieſe entehrende Wahl mit all der Verachtung verwarf, die ein ſolcher Vorſchlag verdiente, und mich dagegen auf meinen Tod vorbereitete. Rückſichten der Politik bewogen aber die Anführer der Ligue, meine Hinrichtung zu verſchieben und mich nach dem feſten Schloſſe Crouy zu ſenden, wo ich in ſtrenger Haft gehalten wurde. Die einzige Vergütigung, die man mir zugeſtand, war die, mir meine Harfe zu laſſen.

Ich kann Euch die Pein dieſer öden Einſamkeit, dieſer düſtern Unthätigkeit, dieſer Un-

gewißheit über den Gang der Begebenheiten, dieſer Sorge um den Gram, den unſer Schickſal denen verurſacht, die an uns Theil nehmen, nicht herbe genug beſchreiben. Ich kämpfte wie ein gebundener Löwe dagegen an, aber ich fühlte mich von Tag zu Tag ſchmerzlicher ermatten. —

Am letzten Tage des dritten Monats meiner Gefangenſchaft ſaß ich verzweiflungsvoller denn je, gegen Abend an dem kleinen Fenſter meines Kerkers und ſtarrte hinaus in die Welt, von der geſchieden ich in ruhmloſer Unthätigkeit, die ſchönſten Tage meiner Jugend verſchmachten ſollte. — Eine unbeſchreibliche Wehmuth überfiel mich; ich ergriff meine Harfe und ſang das Sonnet, das Taſſo in dem Kerker dichtete, wo er in der, ungerechter Weiſe über ihn verhängten Haft ſo lange ſchmachten mußte. Es ſprach in ſeinen einfach rührenden Worten auch mein Unglück aus und Thränen, die vielleicht eben ſo heiß als die des italieniſchen Dichters waren, füllten mein Auge — da wiederholte plötzlich eine ſanfte liebliche Stimme unter meinem Fenſter die von mir ge-

ſungene Melodie und ſang mir in provencaliſcher Sprache Troſt und Hoffnung zu. „Das „Herz des Tapfern" — dies war der Sinn des Geſanges — „verſchließe ſich nicht der Hoff„nung; kein Unglück darf den kühnen Sinn „beugen. Montargis iſt in den Händen ſeiner „Feinde, aber unſichtbar wacht eine ſchützende „Macht über ihm und ihr ſanftes Walten „wird ihn aus den Feſſeln befreien, die er „trägt, doch nur um ihm ſüßere Bande anzule„gen, Roſenbande —"

Hier ſtockte der Baron plötzlich — ich habe, fuhr er erröthend fort, den Schluß dieſes Liedes vergeſſen — genug, es füllte mein Herz mit Muth und Hoffnung. Schmeichelnde, unbeſtimmte Vermuthungen und Ahnungen erwachten in mir und ſcheuchten den Schlaf von meinem Lager; mit brennender Ungeduld wünſchte ich den Stunden des folgenden Tages Flügel und ſah mit einem, meinem Herzen fremd gewordenen Entzücken, den Abend anbrechen. Am Fenſter ſitzend, ſang ich, als die Sonne ſank, ein provencaliſches Lied und lauſchte dann in banger Erwartung der erſehn-

ten Antwort — doch kein Laut erfreute mein Ohr — alles um mich her blieb grabesſtill. — Noch einmal erhob ich die Stimme — aber mir ward wieder keine Antwort — verzweifelnd ließ ich die Harfe fallen und doch war ich, noch ehe der erſte Stral der Morgenſonne in mein Gefängniß drang, frei uud ſchon eine Stunde von Crouy entfernt.

Und auf welche Art und durch wen wurdet Ihr denn befreit? fragte Heloiſe, mit lebhaft geſpannter Neugierde.

Der Baron zögerte verlegen mit der Antwort. Erlaubt mir, ſagte er, dieſer Begebenheit den Schleier zu laſſen, den Ehre und Dankbarkeit mir zu lüften verbieten.

Er ſeufzte hier und Heloiſe, die ſich von ſeiner Verlegenheit mit ergriffen fühlte, ſchlug die Augen unwillkürlich ſeufzend nieder. — Während meiner Haft, fuhr der Baron fort, hatten die beiden Armeen gegenſeitig manchen Wechſel des Kriegsglücks erfahren; doch hatte ſich der Sieg in den letzten Gefechten enſchieden auf die Seite des Königs geneigt, deſſen Heer dadurch in ſtolze, trügeriſche Sicherheit eingewiegt, an

den Ufern der Seine lagerte, während, von demſelben eingeſchloſſen, die Armee der Liguiſten auf den günſtigen Augenblick wartete, ihrer gänzlichen Niederlage zu entgehen und ſich mit Ehren zurückziehen zu können. Auch gelang dem Prinzen von Parma das kühne Wageſtück, ſeine Truppen ſämmtlich in leichten Kähnen über die Seine ſetzen zu laſſen und ſo ſeinen Rückzug aus einer höchſt gefährlichen Lage, ohne Verluſt eines Mannes, zu bewerkſtelligen.

Heinrich bewunderte großſinnig die heldenkühne That ſeines Nebenbuhlers; doch weit entfernt ſich durch das Gelingen derſelben entmuthigt zu fühlen, verſammelte er, ſobald ihm der Morgen die, am Abend vorher von Tauſenden der feindlichen Truppen belebte Ebene, von dieſen verlaſſen zeigte, augenblicklich ſeinen Kriegsrath und ſchlug dieſem vor, gleich aufzubrechen und dem Feind in die Engpäſſe von Pont de L'arche zu folgen. Der Kriegsrath beſtand aber leider, ſo wie auch ſein Heer, aus Menſchen, deren Wünſche und Abſichten eben ſo verſchieden waren, wie ihre Meinungen und ihre religiöſen Anſichten und die ſich daher

oft der Ausführung ſeiner beſten Pläne widerſetzten. Der Widerſtand, den jetzt auch dieſer Vorſchlag bei ihnen fand, verletzte Heinrich tiefer denn je, mit einer faſt bis zur Unbeſonnenheit getriebenen Großmuth vertheilte er alles Geld, was er beſaß, unter die Soldaten und erlaubte ihnen, wie den Officieren, ſich in ihre Heimath zu begeben und dort in kurzer Raſt neue Kraft und friſchen Muth für künftige Thaten zu ſammlen. Heinrich ſelbſt, der gegen den Reiz des Vergnügens nie unempfindlich iſt, wenn die Pflicht ihn nicht gegen die zauberiſche Macht deſſelben waffnet, ließ ſich in dieſer Zeit von der ſchönen Gabriele von Eſtrees in Feſſeln ſchlagen, die freilich nur aus Roſen gewunden ſind, aber doch auch ihre gefährlichen Dornen haben. Von den Anſtrengungen des Krieges ermattet, ſuchte ſein Geiſt in jenem lebhaften, die ganze Seele erfüllenden Glück, das die Liebe allein zu gewähren vermag, Erholung und neue Spannkraft. Von einer kleinen Zahl auserwählter Freunde begleitet, reiſete er nach der Picardie ab, wo ſeine Geliebte ſich damals aufhielt.

Ich fühlte mich nach meiner Befreiung nicht geneigt, ihn dort aufzusuchen, sondern beschloß meinem ersten Plan getreu zu bleiben, der vielleicht abenteuerlich erscheinen konnte, aber durch seine Ausführung meinem König nützlich zu werden versprach. Bei meiner Befreiung war ich auch von diesem Stand der Dinge unterrichtet und dadurch in den Stand gesetzt worden, einen Entschluß zu fassen, wohin ich meinen Weg richten wollte. O meine süße Freundin, das Glück der Freiheit wird, wie das der Gesundheit erst dann ganz erkannt, ganz gewürdigt, wenn wir sie verloren haben und nun wieder erhalten! Wer niemals die dumpfe Luft eines Gefängnisses eingeathmet, nie, vom Schweigen des Todes umgeben, ängstlich auf den fernsten Schall eines Trittes, eines Lautes menschlicher Stimme tagelang vergeblich gelauscht und seine Blicke sehnsuchtsvoll aus dem engvergitterten Fenster seines Kerkers hinausgesandt hat, um einen Stral des Tagelichts aufzufangen, vermag es nicht zu ermessen, wie so ganz und ausschließlich das Glück des Menschen auf den Besitz seiner natürlichen und

bürgerlichen Freiheit gegründet iſt! Der Haft entronnen fühlt man erſt, wie jeder Tag, wenn wir unſere Augen ſeinem jugendlichen Morgenlichte öffnen, durch die Einwirkung der Natur auf unſre Sinne den Bund erneuert, durch den uns im Augenblick unſrer Erſchaffung, Gott eine unverſiegbare Quelle von Freude und Genuß anwies. — Die Sonne gieng auf, als ich ſchon eine Stunde von Crouy entfernt, auf dem Gipfel eines Hügels ſtand, und nach den hohen Thürmen der Burg zurückblickend, die Gefühle der letzten Monate mit dem verglich, was ich jetzt empfand! — Die Stralen der Sonne durchglüheten mich mit neuer friſcher Lebensluſt und mit dem herrlichen Gefühl vollkräftiger Geſundheit! Mit Entzücken ſog ich in langen Zügen die reine Morgenluft ein! — Es war als ſenke ſich eine himmliſche Begeiſterung in meine Seele — mein ganzes Seyn war Dank — Anbetung — höchſte Fülle ſeliger inbrünſtiger Liebe zu Gott! —

Heloiſe reichte ihm hier mit naſſen Augen ihre Hand, die er feurig an ſein Herz und an ſeine Lippen drückte. O Heloiſe, rief er, auch

die Seligkeit selbst ist ohne das Mitgefühl einer schönen Seele nur halbe Seligkeit! Doch in den heiligen Augenblicken, wo uns die Sprache keine Worte für unsre Gefühle zu leihen vermag — wo Seele mit Seele nur durch Blicke und Seufzer redet — wo nur ein leiser Händedruck das tiefste, unvergänglichste Gefühl deutet —

Er hielt hier inne — Heloisens Hand zitterte in der seinigen; der Blick, dem sein Auge zu begegnen suchte, lag schüchtern zur Erde niedergesenkt —

Heloise, rief er, o Heloise, vergönnt mir zu glauben, daß Euer Herz gleich dem meinen empfindet, wie wenig es des Wortes bedarf, um das heiligste Gefühl, das unvergänglichste, das glühendste auszusprechen! —

Erst nach einigen Minuten vermogte Heloise ihm ihre Hand zu entziehen, doch statt seine Frage zu beantworten, bat sie ihn um die Fortsetzung seiner Erzählung.

Es wurde dem Baron schwer den verlornen Faden wieder anzuknüpfen. — Gegen Abend, fieng er endlich an, erreichte ich eine kleine,

an der Gränze der Champagne gelegene Stadt, die das Ziel meiner erſten Tagereiſe wurde und wo ich mir für das wenige Geld, das ich noch beſaß, ein Pferd kaufte und auch an meinen Vater ſchrieb, um ihn über mein Schickſal zu beruhigen. Früh am andern Morgen brach ich wieder auf; das Wetter war milde und heiter und ich traf mehrere, im Felde beſchäftigte Bauern, die mein Saitenſpiel und meinen Geſang in Anſpruch nahmen und mich gaſtfreundlich zur Einkehr in ihre Wohnungen einluden. Die Nacht brachte ich in der Hütte eines Holzhauers zu und nie hatte mir mein Talent ſoviel Freude gemacht, als unter dieſen guten fröhlichen Menſchen, deren Liebe und Bewunderung es mir verſchaffte. — Heiter und wohlgemuth ſetzte ich meine Wanderung fort, bis ich am Abend des dritten Tages in weiter Entfernung einen Haufen feindlicher Soldaten erkannte; es gelang mir ihnen zu entkommen, allein ich verirrte mich darüber in einen Wald und wurde hier von einem furchtbaren Gewitter überfallen. Mein ſcheues Pferd bäumte ſich bei jedem Blitz, jedem Donnerſchlag ſo, daß

ich endlich abstieg, es an einen Baum band, und meine Harfe mit dem Mantel bedeckend, gleichfalls unter einem andern Baume Schutz suchte. Ein neuer furchtbar feuriger Blitz, ein gewaltiger krachender Donner erschreckten mein Pferd so, daß es sich losriß und mit einer Geschwindigkeit davon rannte, die mir alle Hoffnung raubte, es wieder einholen zu können. Dieser Unfall war mir um so unangenehmer, da ich in der Gegend keinen Bescheid wußte, sondern es dem Zufall überlassen mußte, mich auf den rechten Weg zurück zu führen.

In der Hoffnung ein Obdach zu finden, arbeitete ich mich durch das Gebüsch durch und am Ausgang desselben erblickte ich ein Licht, das mich zu dem Thore eines alten großen Schlosses führte, dessen Bewohner, wie die erhellten Fenster zeigten, noch wach waren. Ich fand jetzt in meiner Lage einen abenteuerlichen Reiz, der mich, auch dann, wenn die Nothwendigkeit mich nicht dazu gezwungen hätte, doch verleitet haben würde, in diesem Schlosse ein Obdach zu suchen. Ich ergriff meine Harfe, die mir auf meiner bisherigen Wanderung nur

die Hütten der Armen und Ungebildeten eröffnet hatte, und versuchte, ob ihrem Klang auch die Macht eigen sey, mir die Pforten dieses Schlosses zu öffnen.

Der Versuch gelang; ich ward eingelassen und die frohe Herzlichkeit, mit der mich die, in einer großen Halle versammelte Dienerschaft empfieng, bewies mir, daß ich ein seltener, aber eben deshalb um so willkommener Gast sey. Von dem Hausverwalter erfuhr ich, ich sey im Schlosse der Gräfin Magdalene von Montmorell, einer der gelehrtesten Damen des ganzen Königreichs, die aber Musik und Gesang eben nicht besonders hoch halte und allen andern weltlichen Vergnügungen entschieden abhold sey. Seine Besorgniß, sich durch meine Aufnahme den Zorn seiner Gebieterin zuzuziehen, wich indessen bald der Zaubermacht einiger von mir gesungenen Lieder und der raschen Tänze, die ich spielte, und die die Füße der Zofen und der Diener in Bewegung brachten. Der Edelknabe der Gräfin störte unsre Freude; er beschied mich vor ihr zu erscheinen. Ich kannte sie nicht persönlich, wohl aber ihre Fa-

milie, und dem Rufe nach, auch ihren Karakter; ihr Bruder war einer der Hauptstützen der Ligue gewesen und eine persönliche Feindschaft hatte ihn noch, außer der Verschiedenheit ihrer religiösen und politischen Meinungen, gegen meinen Vater erbittert, so daß ich, wenn meine Erscheinung der Gräfin verdächtig wurde, und ihren Argwohn erweckte, alles für meine kaum wiedererhaltene Freiheit zu fürchten hatte.

Nicht ohne Besorgniß trat ich daher in das Gemach der Gräfin; aber ich ahnete nicht, welche Gefahr ganz andrer Art mich hier bedrohete! O Heloise, wie oft hat mir die Erinnerung den unvergeßlichen Augenblick zurück gezaubert, wo ich Euch zum Erstenmal sah! Ihr standet auf dem Sessel der Gräfin gelehnt, das schöne Haupt auf den Arm gestützt, hinter ihr und der schwarze Schleier, der von Euren blonden Locken niederwallte, erhob die blühende Schönheit des seelenvollsten Gesichts, das ich je sah! Und wie nun Auge dem Auge begegnete — wie ich zum erstenmal den Laut Eurer Stimme hörte — nein, keine Worte können den durchaus unaussprechlichen Zauber

dieſes Eindruckes auf mein Herz ſchildern. So manche Huldigung ich auch von dichteriſcher Begeiſterung glühend, der Schönheit dargebracht hatte, ſo hatte ich doch bis zu dieſem Augenblick noch nicht geliebt!

Und doch, Heloiſe, wäret Ihr nur ſchön geweſen, hätte nur mein Auge dies Himmelsbild erſchaut, ſo würde ich Euch bewundert haben als das Meiſterwerk der ſchaffenden Natur, allein ich hätte am andern Morgen mit freiem Herzen das Schloß verlaſſen; aber eben dieſer Morgen gab mir Gelegenheit durch Eure Unterredung mit der Gräfin und dem Pater, den Geiſt kennen zu lernen, der dieſe Schönheit beſeelte. Von dieſem Augenblick an gab es für mich nur einen Ort der Welt, wo ich zu leben wünſchte, und mit leidenſchaftlicher Heftigkeit warb ich um die Erlaubniß, in Montmorell verweilen und die Luft athmen zu dürfen, in der Ihr lebtet. Eurer Vermittlung verdankte ich die Gewährung meines Wunſches. Mit keinem Gedanken gedachte ich daran, daß es der Sohn des ſtolzen Montargis war, der ſein Leben und ſein Herz einem unbekannten,

ahnenlosen Mädchen weihete, ich liebte und fühlte und empfand in jedem Gedanken, jedem Schlage meines Herzens nur noch die Gewalt dieser Liebe! — Jede Stunde überzeugte mich mehr, wie ich in Heloisen so ganz das Ideal meines Herzens gefunden hatte, wie in ihr sich Würde mit Demuth, Kindlichkeit mit Seele und Geist, tiefes Gefühl mit Heiterkeit, Kenntnisse mit Bescheidenheit paarten. Schön wie ein Engel, waret Ihr frei von Eitelkeit und Eure Anmuth, Eure Grazie die herrlichste Blüthe unverkünstelter Natur. O noch jetzt wiederhole ich, was ich damals so tief fühlte; so unumstößlich gewiß erkannte: wenn es in der Natur Kräfte giebt, die im ewigen Wechsel auf einander wirken, wenn sie, die Mächtige, Bande hat, die unzerreißbar Herz an Herz, Seele an Seele fesseln, so hat mich Euer erster Blick unzertrennlich mit Euch verbunden, und wer mich von Euch scheiden wollte, müßte die ewigen Gesetze der Schöpfung selbst zerstören. Ich vergaß Vaterland und König und mein Herz bekämpfte die Einreden meiner Vernunft mit den blendendsten Sophistereien glü-

hender Leidenſchaft. Ich nannte mir die Namen der Helden alter und neuer Zeit, die von der Liebe beſiegt, ſich ihrem Zauber unterwürfig gezeigt haben — Heinrich ſelbſt ſchwebte mir vor und ſein Beiſpiel ſchien mir eine Rechtfertigung meines Betragens zu enthalten. Hatte er doch einſt in den Gefilden von Coutras ſich den Triumph des Sieges verſagt, um nur deſto eiliger die erorberten Fahnen zu den Füßen der ſchönen Gräfin von Guiche niederlegen zu können — und feierte er jetzt nicht auch in Gabrielens Armen! — Dürfte ich mir nicht vergönnen gleich dieſem großen König, dieſem unſterblichen Helden, glühend zu lieben, wo meine ganze Seele ſich von unwiderſtehlichem Zauber überwältigt fühlt —

Ihr vergeßt, unterbrach ihn Heloiſe errdthend, daß Ihr mir nur die Geſchichte Eures Lebens und nicht Eurer Empfindungen mitzutheilen habt.

Ich verſtehe Euch, ſagte der Baron gekränkt, die Tochter des Grafen Saint-Dorval verſchmäht es, mich von einer Liebe reden zu hören, die Heloiſe einſt gerechter zu würdigen

ſchien — und doch — ruft es noch einmal zurück das Andenken des erſten, unbewußt und doch zitternd empfangenen Eindruckes — des erſten Aufblitzens ſeeliger Ahnung — der heiligen Minuten, wo Ihr tief in meine Seele blicktet — wo das Herz ſich ohne Worte dem Herzen anvertraute — gedenkt der Stunde, wo ich Euch meine Liebe zu geſtehen wagte — wo Euer Blick mir Antwort gab — wo —

Haltet ein, rief Heloiſe mit einem wunderbar aus Unmuth und Zärtlichkeit gemiſchten Ton, ich habe jenen Abend nicht vergeſſen, aber eben ſo wenig, daß Ihr mir das Beiſpiel gabt, ihn aus meinem Gedächtniß zu löſchen —

Ihr Stolz vermochte kaum die Thränen zurück zu drängen, die bei dieſer Erinnerung ihr Auge füllten und mit Entzücken las der Baron auf ihrem Geſicht die Empfindungen, die ihre Seele bewegten.

Dieſer Vorwurf iſt mir unendlich theuer, ſagte er und zog ihre widerſtrebende Hand an ſeine Lippen, da er mir eine Theilnahme beweiſet, die ich kaum mehr zu hoffen wagte, aber ich verdiene ihn nicht. Mein Herz hat nie, nie

und in keinem Augenblick die Treue seiner Empfindung verletzt, aber meine Handlungsweise mußte ich dem Gebot der Nothwendigkeit, der Pflicht und der Ehre unterwerfen. Ich war mir während meines Aufenthalts in Montmorell keines bestimmten Planes bewußt; Heloise zu sehen und zu hören war ein Glück, das mich gegen die Verläugnung, den Widerwillen und die Langeweile, die mir die Pedanterie der Gräfin und die Ungeschliffenheit des Paters einflößten, unempfindlich machte; mein ganzes Daseyn glich einem wonnevollen Traum und nur auf Minuten störte mich ein banges Vorgefühl des Erwachens.

Der Stolz meines Vaters, sein Haß gegen alle Katholiken, die hochfliegenden Pläne, die er für das, was er das Glück seines Sohnes nannte, entworfen hatte — alles stand trennend zwischen mir und der Geliebten, doch die Liebe zeigte mir Heloisens Bild und alle jene düstern Befürchtungen verschwanden. —

Der Haß des Paters, und um ganz wahr zu seyn, auch die täglich sichtbarer werdende Partheilichkeit der Gräfin, machten meine Ent-

fernung von Montmorell indeſſen von Tag zu Tag nothwendiger und doch bedurfte es noch eines andern, mächtigeren Antriebes, mich zu einem Schritte zu bewegen, der mich von dem Gegenſtand meiner Liebe zu entfernen drohete. Als ich eines Morgens in dem Zimmer der Gräfin mit Schreiben beſchäftigt war, trat der Pater Anſelmus ein und verkündigte ihr in italieniſcher Sprache, von der er nicht glaubte, daß ſie mir verſtändlich ſey, man habe in der Nähe des Schloſſes königliche Soldaten umherſtreifen geſehen; der König ziehe heran, um Epernay, das, wie Ihr wißt, nur zwei Stunden von Montmorell entfernt liegt, zu belagern. Die Beſtürzung des Paters über dieſe Nachricht, war ſo groß, daß ſie ihn verhinderte, den Eindruck zu bemerken, den ſie auf mich machte. Zu meiner Freude gebot mir auch die Gräfin ſie zu verlaſſen, um ſich ausführlicher mit dem Pater unterreden zu können.

Heinrich hatte ſich alſo den verführeriſchen Umarmungen der Liebe und des Vergnügens entriſſen, um Byron zu Hülfe zu eilen, der bis jetzt den Oberbefehl über das neu geſammelte

Heer geführt hatte, und die Entschuldigung, die ich bis jetzt aus der Liebe des Königs für die meinige schöpfte — fand nicht mehr Statt, und ich mußte die Verpflichtung anerkennen, gleichfalls den Zauber zu lösen, der mich in süßer Sklaverei gefangen hielt. Der Zukunft allein durfte ich die Erfüllung meiner Hoffnungen, die Wiederkehr des Glückes, das ich der Ehre und der Pflicht zum Opfer bringen mußte, anvertrauen. Aber ich konnte und wollte Montmorell nicht verlassen, ohne Euch noch einmal allein gesprochen zu haben. Ich war entschlossen Euch mit meiner Liebe auch zugleich meinen wahren Namen zu entdecken und Euch die Mittel anzubieten, das Schloß verlassen und unabhängig bei einer eben so liebenswürdigen als tugendhaften Frau leben zu können, die sich mir für einen Dienst, den ich ihr geleistet, so verpflichtet glaubte, daß ich Euch die achtungsvollste Aufnahme bei ihr zusichern vermochte.

Die Vorfälle des nächsten Morgens bestärkten mich in meinem Vorsatz — Heloise errdthete bei dieser leisen Hindeutung auf das Ge-

dicht, an den Troubadour, deſſen ſich der Pater bemächtigt hatte — aber Ihr erinnert Euch ohne Zweifel daran, wie ich von Euch hinweggeriſſen wurde, ehe ich Euch noch meine Pläne und meinen Stand entdeckt hatte. Das Gefängniß, in das man mich brachte, war ein kleines, in dem äußerſten Thurm des Schloſſes gelegenes Gemach, deſſen vergittertes Fenſter auf die Aisne hinaus gieng. Ich konnte aus demſelben in dem hellen Vollmondlicht, deſſen Beleuchtung wir Beide noch vor wenig Minuten mit einander bewundert hatten, den Thurm von Epernay und die Wachtfeuer des königlichen Heeres ſehen. Bei dieſem Anblick fühlte ich mich mit doppelter Stärke begabt; ich rüttelte mit gewaltiger Fauſt an den Gitterſtäben meines Fenſter; ſie gaben nach und riſſen mehrere Steine mit ſich aus der Mauer los. Es wurde mir nicht ſchwer, dieſe Oeffnung hinlänglich zu erweitern, um ſie zu meiner Flucht benutzen zu können; ein Sprung von zwanzig Fuß Höhe erſchien mir nicht als ein Hinderniß und ohne einen Augenblick anzuſtehen, ſprang ich in die Aisne. Betäubt

von dieſem Sturz, riß mich der Strom mit ſich fort, doch bald erhielt ich meine Beſonnenheit, mit ihr meine Kraft wieder, und ſchwamm glücklich an das entgegengeſetzte Ufer. Jetzt hatte ich nur noch eine Stunde weit bis zu unſerm Lager, wo ich mit Anbruch des Tages und zwar gerade in dem Augenblick ankam, wo wir von einem ſtarken Corps, das zum Entſatz der Stadt herbei eilte, angegriffen wurden. Ich warf mich in das Gedränge, bemächtigte mich der Waffen eines verwundeten Soldaten und gelangte glücklich bis in die Nähe des Königs, den ſein hoher weißer Federbuſch und der Scharlachmantel, den er trug, den Freunden wie den Feinden gleich kenntlich machte.

Das Gefecht war blutig. Mir ward das Glück, von unſerm Monarchen bemerkt zu werden und das noch größere, einen Schuß, der auf ihn gerichtet war, aufzufangen, indem ich mich ſchnell vorwarf. Er ſelbſt hob mich, ob er mich gleich nur für einen gemeinen Soldaten hielt, von der Erde auf und übergab mich, den er ſeinen Lebensretter nannte, einem Offi-

cier, der neben ihm ſtand und ſich theilnehmend zu mir niederbeugte — ich ſchlug die Augen auf — der Officier, in deſſen Arme ich leblos zurückſank, war mein Vater.

Aus einer langen Ohnmacht erweckte mich der Schmerz, den mir der Verband meiner Wunde verurſachte. Mehrere Tage lang zweifelte man an meiner Herſtellung, doch nach Verlauf einer Woche erklärten mich die Wundärzte für gerettet und ich erhielt die Erlaubniß mit meinem Vater, der mein Lager Tag und Nacht nicht verlaſſen und mich mit der allerzärtlichſten Sorgſamkeit gepflegt hatte, reden zu dürfen. Er forderte nun von mir die Erzählung meiner Begebenheiten; aber ſo kurz ich dieſe auch zu geben verſuchte, verrieth ich mich doch, denn unwillkürlich verweilte ich bei meinem Aufenthalt in Montmorell und veranlaßte dadurch meinen Vater zu der Frage, was mich denn eigentlich bewogen habe, ſo lange in dem Schloß einer Perſon zu bleiben, die ich für meine Feindin halten mußte und das zu einer Zeit, wo die Pflicht mir die ſchleunigſte Rückkehr zum Heer gebot? — Ich

gab auf dieſe Frage eine ausweichende Antwort, mit der er ſich indeſſen begnügen zu wollen ſchien und mich nun benachrichtigte, daß der König, zur Belohnung deſſen, was er meine Aufopferung zu ſeiner Rettung zu nennen geruhete, meinen Vater zum Herzog von Beauvilliers und mich ſtatt ſeiner zum Baron von Montargis ernannt habe. Und dieſem großen Beweiſe ſeiner Huld, fuhr mein Vater fort, fügt er noch den hinzu, für Dich um die Hand der Prinzeſſin von Vaudemont, der reichſten Erbin unſers Landes, zu werben. Sobald Dein Befinden es erlaubt, ſollen wir ihn nach Nantes begleiten, wo er einige Zeit zu verweilen geſonnen iſt und Dich der Prinzeſſin und ihrem Vater ſelbſt vorzuſtellen gedenkt.

Stumm hörte ich dieſe Nachricht an, die mir eben ſo viel Kummer verurſachte, als ſie meinem Vater Freude zu machen ſchien. Der König beehrte mich am folgenden Tag mit einem Beſuch und mit all der herzgewinnenden Güte, die dieſen großen Monarchen zugleich zu dem liebenswürdigſten aller Menſchen macht,

umarmte er mich und erkundigte ſich angelegentlich nach meinem Befinden. Du kennſt mich, ſagte er, und die Lebhaftigkeit meines Karakters und kannſt Dir alſo auch denken, wie mich nach Deiner Geneſung verlangt.

Mit matter Stimme, aber mit lebhaftem Gefühl verſicherte ich dem König, wie der Gedanke, mein Leben ſeinem Dienſt opfern zu können, der gröſste Reiz deſſelben für mich ſey. Die Fürſten, antwortete er, ſollten es nicht fürchten, an dem allgemeinen Loos der Menſchheit Theil nehmen zu müſſen und wie andre Erdenkinder Leiden kennen und empfinden zu lernen, denn nur durch ſolche Prüfungen gewinnt man ſich Zuverſicht zu der Liebe und der Treue ſeiner Freunde. Das Unglück iſt der ſicherſte Prüfſtein für dieſe und der Glückliche lernt das Leben und die Welt doch immer nur ſehr unvollkommen und nur von einer Seite kennen. Unter dem Druck grauſamer Ungerechtigkeit faſt erliegend, verfolgt und geächtet, fand ich in der Liebe meiner Getreuen Erſatz für alles, was Katharinens Haß mir zu rauben ſtrebte.

Der König legte hier seine Hand auf Rasny's Schulter, der mit ihm gekommen war, und ihn voll herzlicher Liebe anblickend, setzte er hinzu: Wahrlich, ich kann meiner bösen Schwiegermutter nicht zürnen, da ich dem Unglück, das sie mir bereitete, einen so treuen Freund wie meinen Rasny zu danken habe! —

Der König gieng jetzt zu meiner Vermählung mit der Prinzessin von Vaudemont über und gestand mir, daß er diese auch um seines eigenen Interesses willen wünsche. Viele Große des Reiches waren noch im offenen Kriege mit ihm; andre waren ihm verdächtig und zu diesen gehörte auch der Herzog von Vaudemont. Die Vermählung seiner Tochter mit mir wurde dem König zu einer Bürgschaft für seine Treue — aber, setzte er hinzu, als er bemerkte, daß ich bei dieser Aeußerung die Farbe wechselte, ich vergesse, daß Du noch krank bist und rede zu viel und zu lange mit Dir; es greift Dich an — — Still, fuhr er fort und legte mir scherzend die Hand auf den Mund, Du darfst nicht sprechen. Spare alle Deine Beredtsamkeit für die schöne Vaudemont und trage es

mir auf ſie in Nantes von Deiner Liebe zu unterhalten, bis Du ſelbſt im Stande ſeyn wirſt, Deine Sache bei ihr zu führen. —

Mein Vater begleitete den König, als dieſer mich verließ, und ich ſah mich zu meiner großen Erleichterung allein. Sobald der erſte heftige Sturm meiner Empfindung ſich gelegt hatte, begann ich die Gründe zu erwägen, die die Vernunft für eine Verbindung aufſtellte, gegen die ich nichts einzuwenden gehabt hätte, wäre mein Herz frei geweſen. Gewiß war ſie ſchon ſeit lange der Wunſch meines Vaters, der nichts inniger verlangte, als mich noch reicher und mächtiger werden zu ſehen, und ich durfte daher nicht hoffen, daß er dies Ziel ſeines Strebens jetzt, wo ihm die glänzendſte Erreichung deſſelben ſo nahe lag, aufgeben werde — und dann — war ich nicht verpflichtet, dem Wunſch und dem Vortheil meines Königs jedes Opfer zu bringen, wenn ich mir Anſpruch darauf gewinnen wollte, von ihm zu ſeinen Freunden gerechnet zu werden? Sollte ich mich gegen ihn, den edelſten der Menſchen, den gro-

ßen, von mir angebeteten Monarchen, undankbar zeigen? —

Dieſer Gedanke erſchütterte mich ſo, daß ich ihm nach Nantes zu folgen und dort um die Hand der Prinzeſſin zu werben beſchloß, doch in demſelben Augenblick, wo ich mich lebhaft auf meinem Lager emporrichtete, mir ſelbſt das Verſprechen zu dem Opfer meiner Liebe und meines Glückes abzunehmen, drückte mich eine kleine Capſel, die ich auf der Bruſt trug; ich zog ſie hervor und öffnete ſie unwillkürlich — ſie enthielt Heloiſens Bild, das Theodor, der Edelknabe der Gräfin von Montmorell, heimlich gemalt und das ich von ihm, gegen meine Harfe eingetauſcht hatte. Wie mächtig war der Zauber, den der Anblick dieſer Züge über mich übte! Vater, König, Vaterland — ich vergaß alles und Heloiſe allein blieb der Inbegriff aller meiner Wünſche und Hoffnungen, aller meiner Gedanken und Empfindungen! Ich bedeckte es mit heißen Küſſen und vertiefte mich ſo ganz in Betrachtung deſſelben, daß ich die Rückkehr meines Vaters nicht eher bemerkte, als bis er ſchon an meinem Lager

ſtand. Laßt mich von dem Auftritt ſchweigen, der dieſer Entdeckung meines Geheimniſſes und meiner Liebe folgte. In der nächſten Nacht wurde ich ſo heftig krank, daß man von Neuem an meinem Leben zweifelte und mir die Gewalt des Fiebers auf viele Tage das Bewußtſeyn raubte.

Mein Vater ließ mich in einer Sänfte nach Paris bringen, und hier erhielt ich erſt nach mehreren Tagen Beſinnung und Vernunft wieder. Ein tiefer Schlaf gieng der Wiederkehr derſelben voran; als ich aus demſelben erwachte, und die Vorhänge meines Bettes zurück ſchlug, ſah ich, zu meinem Erſtaunen, wenig Schritte von demſelben, eine reich gekleidete Dame ſitzen, mit der mein Vater ſehr angelegentlich ſprach; ſie blickte mit dem Ausdruck ängſtlicher Beſorgniß zu mir hin — mit einem Ruf des Erſtaunens und der Ueberraſchung ſank ich auf mein Lager zurück — — dieſe Dame war mir nicht unbekannt —

Hier hielt der Baron bewegt und verlegen ein — Heloiſe erinnerte ſich des geheimnißvollen Dunkels, in das er ſeine Befreiung aus

dem Schloſſe Crouy gehüllt hatte, und ihre Augen ſprachen die Frage aus, für die ihre Lippen keine Worte finden konnten. —

Mein Vater, fuhr der Baron zögernd fort, eilte, ſobald er dieſen Ruf hörte, zu mir und umarmte mich mit Freudenthränen — Kommt, rief er der Dame zu, indem er ſie bei der Hand nahm und an mein Lager führte, und theilt mit mir ein Glück, das Ihr allein vollkommen machen könnt, da ihn der Himmel uns wiedergeſchenkt hat. —

Dieſe Dame war —

Eure Befreierin aus dem Gefängniß, fiel Heloiſe ein.

Der Baron zögerte mit der Antwort. Ihr habt es errathen, ſagte er endlich leiſe — aber es war auch zugleich die Prinzeſſin von Vaudemont.

Heloiſe erblaßte und wandte das Geſicht ab, um dem Baron den Eindruck, den dieſe Entdeckung auf ſie machte, zu verbergen. Auch er ſah einige Minuten ernſt und düſter vor ſich hin und fuhr dann mit ſchnellem, eilig dahin gleitendem Ton fort:

Die Prinzessin ist die einzige Tochter ihrer Eltern, deren blinde Zärtlichkeit ihr von ihrer Kindheit an in allem den Willen ließ. In der Einsamkeit ihres väterlichen Schlosses erzogen, liebte sie ganz vorzüglich eine ihrer Frauen, die Pflegerin ihrer Kinderjahre, die früher meine Amme gewesen war und die Einbildungskraft ihrer jungen Gebieterin mit so abenteuerlich ausgeschmückten Erzählungen von mir anfüllte, daß diese in mir ein Ideal männlicher Vollkommenheit erblickte. Nach meiner Rückkehr aus England hatte sie mich in Paris gesehen, doch da unsre Familien damals noch zu zwei verschiedenen Partheien gehörten, so fand kein Umgang zwischen uns statt und ich sah sie nur bei Hofe und bei einigen andern öffentlichen Gelegenheiten. Sie war eine regelmäßige, aber keine anziehende Schönheit; ihr Stand und ihr Reichthum sicherten ihr indessen die Huldigungen aller Modehelden des Hofes und dies verleitete mich sie mit einer Neugierde zu betrachten, die sie irrigerweise für den Ausdruck eines zärtlicheren Gefühls nahm. Ich verließ indessen Paris und sah sie nur in dem Augen-

blick wieder, wo ſie mir die Thüre meines Gefängniſſes eröffnete. Theilnahme an meinem Geſchick, ein Hang zu romanhaften Abenteuern und ihre Vertraute, die mein Loos untröſtlich bejammerte, hatten ſie zu einem Beſuch bei dem Gouverneur von Crouy bewogen, der ihr naher Verwandter war, in der Hoffnung, für meine Befreiung thätig ſeyn zu können, und es gelang ihr dieſen großmüthigen Vorſatz auszuführen.

Hier fieng der Baron an noch ſchneller und unzuſammenhängender zu reden. — Ich genas, fuhr er fort, und war ſchon im Stande Paris wieder verlaſſen zu können, als der König dort ankam. Die Entdeckung einer Verſchwörung in ſeinem Heer, der Entſchluß des Herzogs von Mayenne, dem König von Spanien die Krone Frankreichs anzubieten und die Beſorgniß, den bürgerlichen Religionskrieg in ſeinem Lande dadurch noch auf viele Jahre verlängert zu ſehen, beſtimmten den König zum Uebertritt zur katholiſchen Kirche. Mein Vater und der Baron de Rasny vereinten ſich, ob ſie gleich Beide für die eifrigſten Hugenotten im ganzen

Reiche galten, ihn zu dieſem Schritt zu bereden und Beide begleiteten ihn auch nach der Kirche St. Denis, wo er öffentlich die katholiſche Religion annahm.

Dieſer Schritt gewann ihm über die Herzen ſeiner Unterthanen eine unbeſchränktere Gewalt, als ihm die Krone zu ertheilen vermochte. Nie haben ſich in einem Monarchen die Grundzüge des Nationalkarakters ſeines Volkes liebenswürdiger und edler vereinigt und gezeigt, als bei unſerm Heinrich. Alle Provinzen des Reiches wetteiferten jetzt mit einander, ſich ihm zu unterwerfen, doch die Spanier wollten, ehe ſie alles verloren gaben, noch einen Verſuch wagen, ihren ſinkenden Einfluß durch irgend eine kühne Unternehmung wieder zu gewinnen und begannen daher Aachen zu belagern. Der König eilte dieſer Stadt zur Hülfe; mein Vater und ich begleiteten ihn, doch leider hatte ſich die Stadt ſchon vor unſrer Ankunft dem ſpaniſchen General, Grafen von Mannsfeld ergeben und wir zogen nun vor Laon, das ſich nach der Niederlage der Truppen, die Graf Saint-Dorval zum Entſatz

herbeiführte, in diesen Tagen ergeben muß, so tapfer sich auch noch die Besatzung vertheidigt. Der König sandte meinen Vater mit einem wichtigen Auftrag nach der Normandie und war so gnädig mir den Befehl des Armee-Corps zu übertragen, das er bisher befehligte und diese Gunst verschaffte mir auch zugleich das Glück Euch meine Gefangene nennen zu können. Mitten im Tumult des Gefechts zog mich der jugendliche, unerschrockene Kämpe an, der seinen gefallenen Freund so muthig zu vertheidigen strebte, allein wie wenig ahnete ich, daß ich in ihm eine Heldin und in dieser Heldin Heloisen entdecken würde! —

Und doch war es ein geheimnißvoller Zug des Herzens, der mich in der Hitze des Gefechts bewog, im Nachsetzen des Feindes einzuhalten, um meinen Leuten den Befehl zu geben, Eures Lebens zu schonen und für Euch zu sorgen.

Auf Heloisens Lippen schwebte, als er hier seine Erzählung endete, die Frage, warum er sein jetziges Verhältniß zur Prinzessin von Vaudemont so ganz unerörtert gelassen habe

und der Baron schien diese nicht ausgesprochene Frage in ihren Blicken zu lesen. Ich wage es nicht, sagte er zögernd, Eure Nachsicht jetzt für eine Verlängerung meiner Erzählung in Anspruch zu nehmen, aber ich hoffe, daß Ihr mir in einer andern Stunde —

Nein unterbrach ihn Heloise, indem sie aufstand, ich verlange nichts von dem zu wissen, was Ihr mir jetzt mitzutheilen nicht für gut gefunden habt und erlaube mir nur die dringende Bitte, mir die Erlaubniß zur schleunigsten Rückkehr zu meinem Vater zu verschaffen.

Hier wechselte der Baron die Farbe und sein Gesicht verrieth den Kampf streitender Gefühle. Seufzend faßte er ihre Hand und fragte sie mit dem vollen Ausdruck trauernder, gekränkter Liebe, ob sie sich denn mit solcher Ungeduld darnach sehne, ihn, der sich kaum noch des Glücks sie wiederzusehen, zu erfreuen vermocht habe, zu verlassen?

Ich kann meine Bitte nur wiederholen, antwortete sie, indem sie ihre Hand aus der seinen zog.

Nun wohlan denn, ſagte er mit einer Miſchung von Stolz, Unmuth und Liebe, ſo unangenehm es auch dem Grafen von Saint-Dorval ſeyn mag, die Freiheit ſeiner Tochter einem Montargis verdanken zu müſſen, ſo will ich doch ſogleich zum König gehen und ihn um die Erlaubniß erſuchen, Euch Eurem Vater zurückſenden zu dürfen.

Heloiſens Thränen ſtrömten, ſobald ſie ſich allein ſah, aber bald nahte ſich ihr linde tröſtend und ſchmeichelnd die Hoffnung wieder. Wußte ſie es doch noch nicht einmal gewiß, daß er mit einer andern verlobt ſey und auf jedem Fall hatte ſein Herz an dieſer Verbindung keinen Antheil. Er liebte ſie — ſie war ſeine erſte, ſeine einzige Liebe — das fühlte ſie und für welche Wunde iſt nicht ein ſolches Bewußtſeyn heilender Balſam! Dann aber ſchwebte ihr wieder das Bild der Prinzeſſin vor und ſo leichthin, wie Montargis ihrer und ihrer Liebe zu ihm auch erwähnt hatte, ſo empfand Heloiſens Herz, jeder niedern Regung des Neides und der Eiferſucht unzugänglich doch für ſie eine höchſt lebhafte Theilnahme. —

Sie hatte ihn ſchon in den Träumen ihrer Kindheit geliebt und Vernunft und Herz konnten ja in ſpäteren Jahren nur dieſe Liebe zu einem Manne billigen, der mit hoher Heldenſchönheit, Tapferkeit und Seelengröße, Geiſt und Talente verband. Sie hatte ihm die Freiheit wieder gegeben, ihm das Leben gerettet — ſie hatte bei ſeinem Krankenlager gewacht, ihn gepflegt — ach, gab ihr das alles nicht Rechte, heilige Rechte auf ſein Herz und ſeine Hand? Konnte, durfte ſie der Prinzeſſin den Lohn für ſoviel Liebe, ſoviel Treue ſtreitig machen wollen?

Nein, ſagte ſie, ich muß ihm, er mir entſagen und o wie leicht wird es ihm gewiß werden, mich zu vergeſſen, während ich Jugend und Leben ſtill um ihn hinweinen und hintrauern werde. Nicht einmal den Troſt werde ich haben, daß er der Verlornen im Beſitz einer andern Gemahlin zuweilen mit wehmüthiger Sehnſucht gedenken wird!

Sie warf ſich hier auf einen Stuhl und das Geſicht in ihre Hände bergend, weinte ſie heftig. In dieſem Augenblick trat Montargis ein und blieb, ergriffen von ihrem Schmerz,

erschüttert am Eingang stehen — doch Heloi-sens Stolz bebte vor der Entdeckung ihrer Schwäche zurück — sie trocknete schnell die Augen und trat ihm schnell gefaßt in anmuthsvoller Würde entgegen.

Finde ich Euch in Thränen? fragte er zärtlich.

Kann Euch das befremden? — So lebhaft ich auch Eure Güte gegen mich erkenne, so kann sie mich doch nicht vergessen machen, daß ich von meinem Vater getrennt bin und noch dazu in einem Augenblick, wo er gewiß der Pflege einer liebenden Tochter bedarf.

Ich bitte Euch, sagte er leidenschaftlich, zwingt mich nicht Eure Tugenden hassen und glauben zu müssen, daß ein neues, Eurem Herzen vor wenig Tagen noch ganz unbekanntes Gefühl, in Eurer Brust jede andre Empfindung besiegt und unterdrückt hat. Gönnt mir den Glauben, daß auch die Liebe noch Macht über dies Herz hat. Erinnert Ihr Euch nicht mehr daran, wie wir einst darüber einig waren, daß die Bande des Blutes nicht hin-

reichen uns zu beglücken und unſre Seelen ganz auszufüllen?

Ein Seufzer war Heloiſens Antwort und nur mit leiſer Stimme vermochte ſie zu fragen, welche Antwort er ihr vom König bringe.

Ich habe ihn nicht geſprochen, da er eben ausgeritten war und vor morgen früh kann ich jetzt auch kein Gehör von ihm erbitten. Dieſer Verzug darf Euch aber nicht kränken, da es für heut doch ſchon zu ſpät geweſen ſeyn würde, unſer Lager verlaſſen zu können.

Heloiſe verneigte ſich ſchweigend. Sie wünſchte es freilich ihren Vater wiederzuſehen, aber ſie konnte doch auch mit dieſer Verzögerung ihrer Rückkehr nicht unzufrieden ſeyn, da ihr dadurch noch für einige Stunden das Glück geſichert wurde, in der Nähe dieſes Mannes zu leben, von dem ſie ſich ja bald auf immer und mit ihm zugleich von dem ſchönſten Glück des Lebens trennen mußte.

Dem Baron entgieng ihre Bläſſe und ihre Ermattung nicht und er ſtand auf, ſich von ihr zu verabſchieden. Gleich nach ſeiner Entfernung traten die Beiden zu ihrer Bedienung

beſtimmten Frauen zu ihr ein, die ſie aber bald entließ, da ſie ſich nach Stille und Einſamkeit ſehnte. Ihre Ermüdung war jedoch ſo groß, daß ſie nach wenig Augenblicken ſchon das Andenken an ihre vergangenen Leiden, die ernſte Erwägung der Gegenwart und die Beſorgniß für die Zukunft beſiegte.

* * *

Als Heloiſe am Morgen erwachte, hatte ein ſanfter Schlummer die ſtürmiſchen Erſchütterungen des vorigen Tages geſtillt und ihre Seele wieder den Zauberliedern der Hoffnung, des Glückes und der Liebe eröffnet.

Sie trat in die vordere Abtheilung des Zeltes, wo ſie das Frühſtück ſchon aufgetragen fand. Die Umhänge des Zeltes waren hier an einer Stelle etwas zurückgezogen und ſie konnte die Ebene überblicken, auf der die königlichen Truppen eben zur Waffenſchau geordnet ſtanden.

Die Befehlshaber durchwanderten unter dem Schall kriegeriſcher Muſik die glänzenden Reihen, doch unter ihnen allen zeichnete ſich der

junge Oberſt der königlichen Leibwache aus. Heloiſe erkannte ſeine Stimme, ehe noch ihr Auge ihn entdeckte. Der König ſelbſt, umgeben von dem glänzenden Gepränge ſeines Ranges, blieb von ihr unbemerkt — nur Einen ſuchte ihr Blick im Einverſtändniß mit dem Herzen unter all den Tauſenden auf und verließ ihn nicht wieder, als ihr Auge ihn gefunden hatte. Auch hat nie die Phantaſie des Dichters oder des Malers ein vollendeters Ideal jugendlicher Heldenſchönheit dargeſtellt, als es Montargis in ſeiner Rüſtung war, deren geſchmackvolle Pracht den hohen Adel ſeiner Geſtalt und ſeiner Haltung auf das Günſtigſte hervorhob.

Und als nun die Truppen aus einander giengen und Heloiſe ſah, mit wie raſchen Schritten er dem Zelte zueilte, mit welcher Ungeduld er alle von ſich wies, die durch ihre Unterhaltung ſeine Heimkehr zu verzögern droheten — da ſchlug ihr Herz ſtärker und ſie gieng ihm, als er zu ihr eintrat, mit ſüßem Lächeln und reizender Verwirrung entgegen.

Er drückte ihre Hand an ſeine Lippen,

während ſein Auge mit Entzücken auf ihr ruhete. Gewiß, ſagte er, ſeyd Ihr dieſe Nacht, wie einſt Pſyché zur Proſerpina geſandt worden, aber Ihr habt den Zauber unausſprechlicher Schönheit und Anmuth, den Venus durch Euch von ihr erbitten ließ, zum Geſchenk für Euch ſelbſt erhalten.

Ihr wollt mir beweiſen, antwortete ſie heiter, daß Ihr auch als Krieger und Hofmann nicht aufgehört habt, Dichter zu ſeyn.

Sie ſah bei dieſen Worten zu ihm auf, doch der Blick, dem ihr Auge begegnete, war ſo ausdrucksvoll, ſo voll inniger Liebe, daß ſie errörhend den ihrigen ſenkte und dem Geſpräch eine gleichgültigere Wendung zu geben verſuchte, indem ſie von dem eben geſehenen kriegeriſchen Schauſpiel ſprach und von dem Vergnügen, das ihr der Anblick deſſelben gewährt hatte.

Ja, erwiderte er, der Stand des Kriegers hat viel Glänzendes für den, der den Soldaten nur in ſeiner Uniform und im Schmuck der Waffen ſieht und ich erinnere mich noch lebhaft des begeiſternden Eindruckes, den es auf mich machte, als ich in meinen Knabenjahren

einer großen Waffenschau beiwohnte, die Heinrich der Dritte in Fontainebleau über sein Heer hielt; doch einige Feldzüge sind hinreichend gewesen, die glänzenden Farben zu verlöschen, mit denen meine Phantasie früher die Laufbahn des Kriegers schmückte. Die Lorbeeren, die den Pfad des Siegers bedecken, können doch nicht die blutigen Spuren seiner Fußtritte verbergen und Vernunft und Herz müssen fast immer die Thaten mißbilligen, die dem Helden Unsterblichkeit sichern. Der Ehrgeiz des Einzelnen wird oft zur Geißel für Millionen und der Eroberer erwirbt sich seinen Ruhm nur auf den Ruinen des Glücks, der Freiheit und der Menschenrechte seines eigenen Volkes und fremder Nationen.

Aber doch, sagte Heloise, innig erfreut, bei einem, wegen seiner Tapferkeit und seines Muthes glorreich berühmten Manne solche reine Menschlichkeit der Gesinnung zu finden, hoffe ich, daß sich in dem Namenverzeichniß großer Helden auch viele finden, die sich durch Milde, Mäßigung und Gerechtigkeit ausgezeichnet haben.

Ein einzelnes Beiſpiel der Art iſt ſchon in den Jahrbüchern der Geſchichte ſelten.

Nicht jeder, ſagte Heloiſe lächelnd, würde wie Ihr den Muth haben, die Fehler ſeiner Geliebten ſo freimüthig zu entdecken. —

Der Krieg iſt nicht meine Geliebte, antwortete der Baron, ſondern meine Braut, der treu zu ſeyn die Ehre mich verpflichtet.

In dieſen Worten lag unabſichtlich eine Anſpielung auf ſeine Verhältniſſe, die ihn und Heloiſe ſchmerzlich ergriff. Beide wechſelten die Farbe und ſchwiegen verlegen einige Augenblicke, doch gelang es dem Baron bald, ſich zu ſammeln; er wollte das Geſpräch wieder anknüpfen. Heloiſe fragte aber, ob er dem König ſchon die Bitte um ihre Freilaſſung vorgetragen habe? und bat ihn, als er dies verneinte, gleich zu ihm zu gehen.

Er gehorchte, wenn gleich ungern. Bewegt und ſinnend gieng Heloiſe in dem Zelte auf und nieder, als ihr ein Käſtchen in die Augen fiel, das in einer Ecke ſtand. Die zierliche Arbeit an demſelben zog ihre Aufmerkſamkeit an, ſie trat näher, um dieſe zu bewundern und be-

rührte, als ſie die Hand darauf legte, die Feder, deren Druck den Deckel deſſelben öffnete. Es war inwendig in Fächer abgetheilt und enthielt eine kleine, ſauber eingebundene Büchersammlung. Ihr war beim Anblick derſelben als finde ſie im fremden Lande einen trauten Kreis geliebter Freunde wieder und ſchon hatte ſie eine ziemliche Anzahl Bände beſehen und durchblättert, als der Baron, von dem ſie glaubte, er könne kaum in dem Zelt des Königs angelangt ſeyn, ſchon wieder neben ihr ſtand.

Er erzählte ihr mit einer Freude, die er nicht zu bergen vermochte, daß er den König nicht mehr getroffen habe, da ein, auf zwei Tage abgeſchloſſener Waffenſtillſtand dieſem erlaubt habe, ſich aus dem Lager zu entfernen, um ein in dieſer Gegend gelegenes Schloß zu beſuchen, wo er als Kind oft geweſen ſey und das er um dieſer Erinnerung willen noch liebe.

Es freuet mich, antwortete Heloiſe, daß der König das Andenken der erſten kindlichen Eindrücke und Freuden noch ſo werth hält und gerne aufſucht. Die Freuden meiner Kin-

derjahre waren sehr beschränkt und doch bewegt mich das Andenken an jene schöne, nie wiederkehrende Zeit froher Sorglosigkeit. —

Die aber doch, unterbrach sie der Baron, mit der höheren, süßen Wonne der eigentlichen Jugendjahre nicht verglichen werden kann. Das Glück der Kindheit ist ein angenehmer Schlaf — es besteht in der Unbekanntschaft mit Freude und Leid; das wahre Glück, den wahren Gehalt des Lebens lernen wir doch erst dann kennen, wenn die Liebe uns ihre Zauberwelt eröffnet und sich, von ihrem Götterstral getroffen, alle Fähigkeiten unsers Geistes, alle Empfindungen unsers Herzens, in ihrer schönsten und reinsten Blüthe erschließen.

Heloise blätterte sehr eifrig in dem Buche, das sie in der Hand hielt und schien diese Aeußerung ganz zu überhören.

Ich bedarf Eurer Verzeihung, hob sie an, für den Schein der Unbescheidenheit, dies Kästchen in Eurer Abwesenheit geöffnet zu haben, aber es erschloß sich zufällig von selbst unter meiner Hand und da war meine Neugierde, den Inhalt desselben näher zu betrachten, eben

so groß als meine Ueberraschung, einen solchen Schatz in dem Zelt eines Kriegers zu finden.

Ich gestehe, daß mir seit meiner frühesten Jugend die Gewohnheit Bücher so unentbehrlich gemacht hat, daß ich mich nicht von ihnen zu trennen vermag. Auch finden sich in dem thätigsten, viel beschäftigtesten Leben doch noch immer Minuten und Stunden, die man einem Buche eben so angenehm und nützlich widmen kann, als sie uns sonst, ungenützt und gehaltlos entfliehen würden. In Montmorell sah ich einst das Original von den Briefen des Plinius in Euren schönen Händen — hier seht Ihr die erste Uebersetzung derselben, deren wir uns zu rühmen haben, und die mir, trotz ihrer veralteten Schreibart, noch immer interessant ist, da sie von der schönen Herzogin von Burgund gemeinschaftlich mit unserm, in England so lange gefangenen König Johann, verfertigt worden ist.

Es macht unserm Geschlecht Ehre, antwortete Heloise, daß die Herzogin von Burgund eine der ersten war, die das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften in einem Zeit-

alter beförderte, wo der unglückliche König Johann, mit aller seiner leidenschaftlichen Liebe zu Büchern, doch nur eine Bibliothek von zwanzig Bänden zusammen zu bringen vermochte.

Dies Lob gebührt ihr aber nicht ausschließlich, denn hier ist z. B. ein Bändchen reizender Gedichte von ihrer schönen Zeitgenossin, Anna von Bourbon, der Gemahlin Karls des Fünften, und diese Prinzessin war es auch, die Philipp von Vitry, den vertrautesten Freund Petrarka's bewog, Ovid's Verwandlungen in französische Verse zu übertragen. Unbegreiflich ist es daher, wie Petrarka zu einer Zeit, wo Frankreich berechtigt war, auf zwei solche Frauen, wie die Herzogin von Burgund und Anna von Bourbon, stolz zu seyn, uns noch Barbaren schelten konnte.

Und was enthalten denn diese Bände?

Es sind die leichten Erzeugnisse der Dichter unsrer Tage und Eurer Beachtung kaum werth, da sie nur augenblicklichen Zeitvertreib bezwekken und Ihr an ernstere Lectüre gewohnt seyd.

Trotz meines jahrelangen Aufenthaltes im Schlosse Montmorell, sagte Heloise lächelnd,

bin ich doch von der Pedanterie der Gräfin nicht so angesteckt, daß ich jedes, nicht vom Staub des Alterthums bedeckte Werk, gering schätzen sollte. Ich gestehe im Gegentheil, daß ich mehrere Werke neuerer Schriftsteller mit vielem Vergnügen gelesen habe.

Nun, dann darf ich mir auch erlauben, Euch die Astrâa des Durfé zu empfehlen, die der Romanen-Litteratur ein ganz neues Feld eröffnet hat.

Ich habe nur wenig Romane gelesen und fühle mich auch eben nicht geneigt, meine Bekanntschaft mit diesem Fach der Litteratur zu erweitern, da mich wenig Bücher so gelangweilt haben, als der griechische Roman Theogenes und Chariklea.

Und doch ist er ein Werk des berühmten Bischofs Heliodor, der, wie man behauptet, einen so großen Werth darauf setzte, daß er sich, als eine Kirchenversammlung ihn verurtheilte, diesen Roman zu unterdrücken, oder seinem Bisthum zu entsagen, zu dem Letzteren entschloß, und die Mitra dem poetischen Lorbeer opferte.

Ich habe auch die Beſchreibung der Thaten Karls des Großen vom Erzbiſchof Turpin geleſen — allein ſo mächtig auch der Reiz der Sage und des Heldenthums iſt, dünkt mich doch immer, es müſſe noch eine Gattung von Dichtungen erfunden werden, deren Reiz in der Empfindung, deren Intereſſe in der Wahrheit der Karakterſchilderungen begründet ſey. Sollte man nicht auch in ſchmuckloſer Einfalt eine Verkettung von Begebenheiten aus dem wirklichen Leben auf herzrührende Weiſe darſtellen und den Zauber des Abenteuerlichen, durch ein Gemälde der tieferen Seelenregungen, der zarteren Empfindungen des Herzens, erſetzen können?

Noch hat freilich kein Dichter uns ein ſolches Gemälde zu geben verſucht, antwortete Montargis, ſie mit Bewunderung anblickend, aber es würde gewiß von der mächtigſten Wirkung ſeyn, denn mag man auch die Vernunft preiſen, wie man will, das Herz bleibt doch, ſo wie es die Quelle des reinſten und ſüßeſten Glückes iſt, auch der zuverläſſigſte Richter über Menſchenthat und Menſchenwillen, und der hei-

ligſte Stral, der aus dem ewigen Licht herniederglänzt in das dunkle Erdenleben, wird nur von dem Herzen aufgefangen. —

Ich muß geſtehen, ſagte Heloiſe lächelnd, daß es mir doch bedenklich erſcheinen würde, dem Herzen ſo unbedingt die Oberherrlichkeit über alle unſre anderen Fähigkeiten einzuräumen.

Ja, rief Montargis leidenſchaftlich, indem er ihre Hände an ſeine Bruſt drückte, weil Euer Herz ſich noch nie in der Glut der Liebe erſchloſſen hat und Ihr daher ſelbſt noch nicht um den himmliſchen Reiz der Geheimniſſe wißt, die es birgt — doch gewiß gab die Natur nie einem weiblichen Weſen eine größere Fülle des Reichthums, durch Geiſt und Liebe zu beſeligen, als Euch, ihrer Auserwählten, ihrer erkornen Lieblingstochter!

Der leidenſchaftliche Ausdruck ſeines Tones und ſeines Blickes verſchüchterte Heloiſen; ſie wandte ſich erröthend von ihm ab und zog einen andern Band hervor. Er enthielt Petrarka's Gedichte und ſie ſprach ihr Bedauern aus, dieſe, ſo wie Taſſo's Gedichte, nicht in der Originalſprache leſen zu können.

Vergönnt mir, bat er, Euch wenigſtens mit einem ſeiner Sonnette, wenn gleich nur in ſehr unvollkommener Uebertragung bekannt machen zu dürfen.

Er nahm das Buch und las ihr, es gleich eben ſo treu als wohlklingend überſetzend, das ſchöne Sonnett: Dubii amoris, vor. Es klang, als gebe er nur ſeinen eigenen Gefühlen Worte und er wiederholte die Zeilen:

O viva morte! o dilettoso male!
Come può tanto in me, si'o nol consento?

mit einem Blick und einem Ausdruck, der den vollkommnen Einklang ſeiner Empfindungen mit denen des Dichters verrieth. Heloiſe unterbrach zuerſt das gefährliche Schweigen, das dieſer Vorleſung folgte. Dieſe Italiener, ſagte ſie mit unſichrer Stimme, ſcheinen, wie die Nachtigall, nur Wehmuth und Liebe ſingen zu können. Taſſo wetteifert wohl, wie ich glaube, in dem Ausdruck dieſer Gefühle mit Petrarka?

Dieſe Aehnlichkeit des Grundtons ihrer Geſänge iſt nicht die einzige, die zwiſchen ihnen ſtatt findet; auch in ihren bürgerlichen Lebensverhältniſſen giebt es manche Uebereinſtimmung.

Beide Dichter wurden durch bürgerliche Unruhen genöthigt ihr Vaterland zu verlassen. Der Herzog Alphons von Ferrara gewährte Tasso den Schutz, den Petrarka bei Coligny suchte und fand und in Eleonoren von Este fand auch er eine Laura. Beide Dichter liebten hoffnungslos, da sie durch Pflicht und Verhältnisse gefesselt, der Hoffnung entsagen mußten, die Geliebte je besitzen zu können. Tasso's Liebe wurde die Quelle seines Unglücks; doch er wurde geliebt und die Seligkeit dieses Bewußtseyns vermochten seine Feinde ihm nicht zu rauben.

Die Gräfin Magdalena hat mir erzählt, daß sie gegenwärtig war, als der Cardinal-Legat Luigi Tasso am Hofe Karls des Neunten vorstellte und er von diesem eben so freundlich als ehrenvoll aufgenommen wurde.

Ja, und diese dem Genius dargebrachte Huldigung wirft einen matten Schimmer auf die düstre Erscheinung dieses Monarchen in unsrer Geschichte. Er behandelte Tasso nicht nur mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung, sondern er begnadigte auch auf seine Bitte ei-

nen, wegen eines aus Eiferſucht verübten Mordes zum Tode verurtheilten Dichter.

Die Erziehung bildet uns zu dem, was wir ſind und es iſt wohl möglich, daß Karl ſeine Laſter mehr dem Beiſpiel und den Lehren zu verdanken hatte, die ihm von ſeiner Kindheit an gegeben wurden, als ſeinem ihm angebornen Karakter. Man ſollte dies wenigſtens zur Ehre der menſchlichen Natur glauben.

Und Ihr könnt noch hinzuſetzen, zur Ehre der Wiſſenſchaften und des guten Geſchmacks, denn dieſer fehlte Karl'n ſo wenig als die Liebe zu jenen.

Die Stunden entflohen unter dieſem und ähnlichen Geſprächen dem Baron und ſeiner Gefangenen ſchnell und mit ſichtlichem Unmuth ſchied Montargis, als er ſich gezwungen ſah, ſie zu verlaſſen, um bei dem Herzog von Byron, der ihn eingeladen hatte, zum Mittag zu eſſen. Schmeichelnd erbat er von Heloiſen die Vergünſtigung, für den Abend auf die Wiederkehr des Glückes hoffen zu dürfen, das ihm die in ihrer Geſellſchaft verlebten Stunden gewährten und mit der naiven Unbefangenheit, die

einer ihrer eigenthümlichſten Reize war, lud ſie ihn ein, ſobald als möglich wiederzukommen, weil ihr in ſeiner Abweſenheit die Zeit lang dünken würde. Kaum aber hatte ſie dies Geſtändniß ausgeſprochen, als ſie auch die Bedeutung deſſelben fühlte, und es zurückzunehmen wünſchte; doch dies war unmöglich und ihr Erröthen vermehrte nur den Werth deſſelben.

Heloiſe konnte nach ſeiner Entfernung nur an ihn denken und begann die Urſache ſeines, ſeit geſtern Abend auffallend veränderten Betragens gegen ſie, ergründen zu wollen. Statt wie geſtern mit der Beredſamkeit der Liebe, mit dem innigen Ausdruck glühender Empfindung, hatte er jetzt mit ihr faſt nur in dem Ton zierlicher Galanterie geſprochen, deſſen ſich auch die Gleichgültigkeit zuweilen bedient, den aber das wahre Gefühl ſtets verſchmäht. Sie fühlte, es ſey Unrecht von ihm, daß er ſich über ſein jetziges Verhältniß zur Prinzeſſin von Vaudemont nicht gegen ſie ausgeſprochen hatte. Sie fand ſich dadurch gekränkt und doch, was bedurfte es noch einer beſtimmteren Erklärung

deſſelben? Ja, die Prinzeſſin war ſeiner Achtung, war ſeiner Liebe werth und er für ſie beſtimmt. Seine Dankbarkeit, die Pflicht, die er ſeinem Vater und auch ſeinem König ſchuldig war, vielleicht ſelbſt ein ſchon gegebenes Wort, forderten es von ihm, daß er ihr ſeine Hand gab! — Ihre Thränen floſſen bei dieſem Gedanken. Brich ſtumm, mein armes Herz, ſagte ſie ſich, aber nie ſoll in mir die Liebe über Pflicht und Tugend ſiegen. Ich werde unglücklich ſeyn; aber mein Betragen ſoll zeigen, daß ich des Glückes würdig bin, das mir das Schickſal verſagt.

Heloiſe war noch in dieſe Gedanken vertieft, als der Edelknabe eintrat, um den Tiſch für ſie zu decken. Gleich den zarten, ſchmetterlingsartigen Weſen, von denen in den Feenmährchen oft die bezauberten Prinzeſſinnen bedient werden, umflatterte er Heloiſen und zeigte ſich bemüht, ihren leiſeſten Wünſchen zuvor zu kommen; Heloiſe fand in dieſer Wahl ihrer Bedienung einen neuen Beweis von dem Zartgefühl des Barons. Nicht ohne ziemliche Verlegenheit würde ſie ſich den Blicken ſeiner an-

dern Diener ausgesetzt gesehen haben, die in ihrer Lage und der sichtlichen Aufmerksamkeit ihres Gebieters reichen Stoff zu abenteuerlichen Vermuthungen gefunden haben würden, während sie dies nicht von der sorglosen Unbefangenheit eines, kaum in das Knabenalter getretenen Kindes, zu befürchten hatte. Es war ihr auch nicht entgangen, daß Montargis sowol, wenn er sie verließ, als auch, wenn er wiederkehrte, die Vorhänge des Eingangs immer auf das Sorgfältigste zuzog und daß der Edelknabe die Abtheilung desselben, die zum Vorzimmer diente, nie verlassen durfte, um jedem den Zutritt zu versagen. Nach dem Essen nahm sie zum Lesen ihre Zuflucht, doch unter all den Büchern vermochte keins ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und sie versank bald in eine Träumerei, die sie mit immer holderen Bildern zu umgeben schien. Das Buch entfiel ihrer Hand — sie stützte den Arm auf das Tischchen, an dem sie saß, das reizende Köpfchen lag in der lilienweißen, schöngeformten Hand — ein süßes Lächeln schwebte um den rosigen Mund — die goldene Nadel, welche die reichen Flechten und Locken ihres

Haares befeſtigte, entfiel ihr und dieſe ſchwammen ungefeſſelt um ihre Schultern. — So ſaß ſie lange, bis ein hellerer Lichtſchimmer, der plötzlich durch den zurückgezogenen Vorhang des Eingangs drang, ſie aus ihrem Sinnen erweckte — ſie ſah auf und erblickte einen ganzen Haufen Officiere, die alle mit dem Ausdruck des Erſtaunens und der Bewunderung auf ſie ſchauten. Erſchrocken fuhr ſie auf, doch in demſelben Augenblick fiel der Vorhang wieder zu und ehe ſie ſich noch zu ſammeln vermochte, ſtürzte der kleine Edelknabe herein und warf ſich ſchluchzend ihr zu Füßen.

Ach, Fräulein, rief er, ich bin verloren, wenn Ihr meinen Herren dieſen Vorfall entdeckt. Es war freilich ſehr unrecht von mir, daß ich mich verleiten ließ, das Vorzimmer auf einige Augenblicke zu verlaſſen, aber ich konnte mir doch auch nicht vorſtellen, daß es ſo kommen würde. Die Herren Officiere müſſen es Antonio, dem kleinen Tambour aufgetragen haben, mir zu winken und mich unter dem Vorwand, mir etwas recht Schönes zeigen zu wollen, hinweg zu locken, denn ſo lange

ich im Vorzimmer war, getrauten ſie ſich nicht das Zelt zu betreten, weil ſie alle wiſſen, daß ich dies meinem Gebieter nicht verſchwiegen haben würde. Ich bin auch wirklich kaum fünf Minuten weg geweſen, aber ſie haben ſich meine Abweſenheit gleich zu Nutzen gemacht. Heloiſe verſprach, dem Baron dieſen Vorfall verheimlichen zu wollen, aber ſie fragte, ob er dieſe Officiere gekannt habe.

Ei wol, rief er, es ſind ja mit die Vornehmſten und Angeſehenſten im ganzen Heer. Da war erſtlich der Oberſt der Schweizergarde, der Marquis de Sancey, dann unſer große Connetable von Montmorency, der Graf von Chateauneuf und noch einige andre. Seitdem dieſe Herren in Erfahrung gebracht haben, daß die Gefangene meines Gebieters eine junge, ſchöne und vornehme Dame iſt, ſchleichen ſie immer um unſer Zelt herum, vorzüglich der Marquis von Sancey, der ein gar ſchöner und liebenswürdiger junger Herr iſt. Ich hörte es wol, wie er heut Morgen den Herrn Oberſten anredete, als dieſer aus dem Zelte trat und ihm vorwarf, daß es mit den Geſetzen des

Krieges eigentlich gar nicht vereinbar ſey, die reichſte Beute ſo ganz für ſich allein zu behalten, und daß er ihm wenigſtens den Gefallen thun ſollte, ihn ſeiner ſchönen Gefangenen vorzuſtellen. Mein Gebieter ſchlug ihm dies aber ſehr ernſtlich ab und ſetzte noch hinzu, daß er nur auf die Zurückkunft des Königs warte, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, Euch Eurer ſehr angeſehenen Familie zurück zu ſenden. Der Marquis hat nun gewiß den kleinen Tambour dazu gebraucht, mich wegzulokken, um Euch in der Abweſenheit des Herrn Barons wenigſtens zu ſehen; aber wenn mein Herr das wüßte, würde er ihm gewiß eine Ausforderung ſchicken und ihn tüchtig für ſeine Neugierde beſtrafen.

Dieſe Begebenheit zeigte Heloiſen ihre Lage in einem neuen, ſie tief demüthigenden Lichte; aber die letzte Aeußerung des Edelknaben bewog ſie zu einer Wiederholung ihres Verſprechens, dem Baron alles zu verſchweigen. Dieſer fand ſie, als er bald darauf zu ihr eintrat, noch mit dem Wiederſchein dieſer Bewegung auf dem Geſicht; ihre Wangen glüheten noch

ſchöner, ihre Augen ſtralten noch heller als gewöhnlich.

Heiter ſcherzend, redete er ſie an — ſie verſuchte in dieſen Ton mit einzuſtimmen, aber ſeine Munterkeit ſchien ihr ein Beweis ſeiner Gleichgültigkeit zu ſeyn und trotz ihrer Anſtrengung füllten ſich ihre Augen mit Thränen. Montargis erſchrak und forſchte zärtlich nach der Urſache derſelben. Ich kann, ſagte ſie mit einem Ton, dem er anhörte, was ſie verletzt hatte, Eure Munterkeit nur beneiden, aber nicht ſie mir gleichfalls aneignen.

Meine Munterkeit! wiederholte er, indem er ſie bewegt anſah — großer Gott! bin ich denn in der Kunſt der Verſtellung ſo ſchnell, ſo plötzlich Meiſter geworden, daß ich auch Euch das Gegentheil von dem zu ſeyn ſcheine, was ich eigentlich bin! Sehe ich mich aber nicht genöthigt, gerade dem Weſen, das einzig und unbeſchränkt über meine Seele herrſcht, verhehlen zu müſſen, was ich empfinde? O Heloiſe, könnt Ihr mich verkennen, wenn ich Euch, wenn ich mir ſelbſt, meinen Kampf, meine Qual, meine unendliche Liebe zu verber-

gen wünſche! Könnt Ihr wirklich glauben, mein Herz ſchlage unter dieſer Hülle erkünſtelten Gleichmuths, ſtill und friedlich? Glaube mir, fuhr er fort und faßte ihre Hand, der Elende, der zu allen Qualen eines langſamen Todeskampfes verurtheilt iſt, leidet weniger als ich gelitten habe, ſeit Dein Anblick alle Wunden dieſes Herzens wieder aufgeriſſen hat. O wende nicht dies Auge von mir, in deſſen holden Blicken ich den Einklang unſrer Seelen leſe! Noch iſt es kein Verbrechen, Dich zu lieben und o Gott! kann es denn je ſtrafbar ſeyn, in Dir die Tugend in ihrer ſchönſten Geſtalt anzubeten?

Kämpfend mit Liebe, Pflicht, Stolz und Vernunft ſtand Heloiſe zitternd vor ihm. Vergeßt nicht, ſagte ſie, daß es der Baron von Montargis, der Verlobte der Prinzeſſin von Vaudemont iſt, der ſich dieſe Sprache gegen mich erlaubt.

Laß es uns vergeſſen, rief der Baron, laß der ſüßen Täuſchung uns hingeben, daß der Troubadour Orlando vor der Geliebten ſeines Herzens, vor ſeiner Heloiſe ſteht. O wäre

dieſe Täuſchung Wahrheit! Dann würde die Zwietracht nicht unſer Glück vergiften! Die ſtolzen Mahnungen des Ehrgeizes würden dann nicht die Regungen des Herzens bekämpfen, die ſtrenge Pflicht es nicht wagen, das Band zerreißen zu wollen, das der Himmel ſelbſt um unſre Herzen geſchlungen hat. Gott, Gott, welche Seligkeit müßte es ſeyn, Dich mein zu nennen! Eine Thräne fiel hier aus ſeinem Auge glühend auf Heloiſens Hand, die er an ſeine Lippen drückte. Heiß weinend bat ſie leiſe: o ſchonet mein! ſchonet mein!

Nur ein Wort noch, rief er, und ich gehorche. Sage mir nur, daß auch Du die Grauſamkeit des Schickſals beklagſt, das mich zur Verzweiflung bringt! Geſteh mir, daß Deine Thränen, Thränen der trauernden Liebe ſind — Heloiſe, fuhr er fort, und drückte ſie an ſeine Bruſt, ſchlägt Dein Herz nicht von demſelben Gefühl beſeelt, wie das meine? —

Laßt mich, laßt mich, rief ſie und ſuchte ſich ſeinen Armen zu entwinden.

Dich laſſen! Dich in dieſem Augenblick laſſen — um keinen Preis der Welt.

Ich befehle Euch, mich augenblicklich zu verlassen; gebot sie ihm mit der Würde edlen Stolzes und beleidigter Sittsamkeit, indem sie sich von ihm losriß.

Was fürchtet Ihr! rief er, bittend ihr Kleid anfassend. Schützt Euch nicht Eure Unschuld und Eure Tugend gegen jede Gefahr?

Aber nicht gegen jede Beleidigung, antwortete sie zürnend und gieng nach der letzten Abtheilung des Zeltes, deren Vorhänge sie sorgsam hinter sich zuzog.

Tugend und Ehre machte diese leichte Scheidewand für den Baron zu einer undurchdringlichen. Er blieb einige Minuten unbeweglich in der Stellung stehen, in der Heloise ihn verlassen hatte und stürzte dann aus dem Zelt. Heloise sank auf ihr Lager nieder und weinte eben so bittre als schmerzliche Thränen. Der Baron hatte durch seine Leidenschaftlichkeit ihr Zartgefühl, ihren Stolz und ihre Grundsätze tief verletzt — die Liebe hatte das Vertrauen zur Liebe verloren, und keine Dornen drücken sich dem weiblichen Herzen so tief, so schmerzend ein, als die einer Erfahrung dieser Art.

Der Schleier iſt gefallen, ſagte ſie ſich — dieſe Liebe, die ich ſo heilig hielt, iſt für ihn nur ein flüchtiges Spiel verächtlicher Wallungen! Er weiß es, daß ich nie ſeine Gattin werden kann, er hat einer andern ſein Wort gegeben und ich gelte ihm alſo für nichts mehr als für eine flüchtige Erſcheinung — gegen mich, um deren Herz er früher warb, hat er keine Verpflichtung, mein Schickſal iſt ihm gleichgültig!

Allein hier übernahm ihr Herz ſeine Vertheidigung; es zwang ſie, ſeines hohen Werthes, ſeiner einſchmeichelnden Anmuth, ſeines Ruhmes, ſeiner Talente, ſeiner Liebe zu gedenken. Nie, ſagte ſie ſich, nie kann ich ihn vergeſſen; nie kann mir Erſatz für ſeinen Verluſt werden; aber doch ſoll mir die Kraft nicht fehlen, ſo zu handeln, wie Pflicht und Ehre es mir gebieten. Meine Seele duldet keine kleinliche Geſinnung — ſie fordert von ſich ſelbſt die Kraft, ſich über das Alltägliche zu erheben und ihren Grundſätzen, wie ihrem Willen unwandelbar treu zu bleiben. Das Schickſal entſcheidet über Glück und Unglück; aber wie

es auch walte, das Gefühl meiner Kraft, mich über daſſelbe zu erheben, ſoll es mir nicht rauben.

* * *

Erſt gegen Morgen verſank Heloiſe in einen unruhigen Schlummer, aus dem ſie durch den Donner des Geſchützes erweckt wurde. Sie kleidete ſich eilig an und trat in die mittlere Abtheilung des Zeltes, doch ſie fand dieſe und auch das Vorgemach leer.

Das Schießen dauerte fort und das Getümmel im Lager wurde immer ſtärker. Montargis und die Gefahren, die ihn bedroheten, waren Heloiſens einziger Gedanke. Sie fühlte ſich von unausſprechlicher Angſt um ihn gequält, als der Edelknabe eintrat und mit ihm ein Officier, der ſich ihr ehrfurchtsvoll nahete und ſich ihr als vom Oberſten Montargis an ſie geſandt, ankündigte.

Er lebt! er iſt nicht verwundet? fragte Heloiſe in angſtvoller Spannung.

Ich hoffe es wenigſtens, antwortete dieſer. Die Belagerten verſuchen einen Ausfall und

ehe der Herr Oberst zu Pferde stieg, schrieb er noch einige Worte auf dies Blatt, welches, wie er sagte, ein seiner erlauchten Gefangenen zugehöriges Kleinod enthält, und trug mir auf, es Euch zu überbringen.

Heloise nahm mit zitternder Hand den ihr dargereichten Brief und vermochte kaum ihn zu eröffnen, als der Officier sich entfernt hatte. Er enthielt ein Medaillon und folgende Zeilen:

„Seid ohne Angst; die Engel des Him„mels wachen schützend über Euch. Ich eile „zum Kampf, vielleicht zum ruhmvollen Tod. „Falle ich, so wird Euch der König Eurem „Vater zurücksenden; Ihr könnt auf seinen „Schutz rechnen. — Vergönnt dem Bilde „eines Mannes, dessen letzter Herzensschlag „noch ein Gedanke an Euch seyn wird, Euch „zuweilen an ihn zu erinnern, wenn er nicht „mehr seyn wird, und sagt Euch, daß er „Euch bis zum Tode unendlich und einzig „geliebt hat."

Heloise glaubte, als sie diese Zeilen gelesen hatte, zum Erstenmal inne zu werden, daß sie

liebte; alles was ſie vor dieſer Stunde empfunden hatte, ſchien ihr kalte Gleichgültigkeit zu ſeyn. Sie eröffnete das Medaillon — Montargis Bild leuchtete ihr in all der hohen Schönheit ſeiner reinen edlen Züge entgegen und mit leidenſchaftlicher Innigkeit drückte ſie es an Herz und Lippe. Das Schießen dauerte fort — jeder Schuß ſchien ihr ſeinem Leben zu gelten; ſie ſtürzte auf die Knie nieder und betete mit flehender Inbrunſt zu Gott um ſeine Erhaltung. Endlich hörte das Feuern auf, ſie eilte in das Vorzimmer und ſandte den Edelknaben fort, um Nachricht von ſeinem Gebieter einzuziehen. —

Victoria! rief dieſer, bei ſeiner Rückkehr, die Feinde ſind geſchlagen!

Und der Oberſt? fragte Heloiſe bebend —

Der Siegesjubel des Edelknaben wich hier dem Ausdruck ſchmerzlicher Beſorgniß. Er iſt verwundet, ſagte er, ich ſah ihn auf ſeinen Säbel geſtützt in das Zelt des Königs ſchwanken und ſeine Schärpe war ganz blutig.

Heloiſe hielt ſich an einen Stuhl, um nicht zu ſinken — ſie wollte reden, vermochte aber

die Lippen nur ſtumm zu bewegen. Der Edelknabe ſah ſie mitleidig an. Es wird wohl nicht ſo gefährlich ſeyn, ſagte er tröſtend, ich will ſchnell hinlaufen und mich genauer erkundigen.

Er verließ das Zelt und Heloiſe brachte in der grauſamſten Ungewißheit eine halbe Stunde in erſchöpfendem Wechſel von Furcht und Hoffnung zu. Sie vergoß keine Thräne, ſondern ſaß mit krampfhaft feſtgefalteten Händen unbeweglich — da näherten ſich Tritte — der Vorhang wurde geöffnet und Montargis erſchien. Seine Augen waren erloſchen, ſeine Wangen bleich und ſein linker Arm von einer blutigen Schärpe umwunden. Heloiſe ſchrie bei ſeinem Anblick vor Freude und Entſetzen laut auf; ſie flog ihm entgegen, aber ſie ſtürzte ohnmächtig zu ſeinen Füßen nieder. Die Energie ihrer Empfindung beſiegte nach wenig Augenblicken dieſe körperliche Schwäche — ſie fand ſich in ſeinem Arm wieder — ihre ganze Seele lag in dem Blick, mit dem ſie aufſah — er war bis zu Thränen gerührt; beide vermochten nicht zu ſprechen, aber das Herz be-

gegnete dem Herzen in dem Kuß, den er auf ihre Lippen drückte. —

In dieſem Augenblick trat der Wundarzt in das Zelt — bei ſeinem Anblick erwachte Heloiſens Beſorgniß von Neuem, ſie erblaßte, aber ſie ſchlug es ab, ſich zu entfernen, als der Wundarzt die Wunde, die nah am Handgelenk war, zu verbinden Anſtalt machte und fragte lächelnd, ob ſie der Baron für ſo unbekannt mit den Gebräuchen des Ritterweſens halte, daß ſie nicht wiſſe, wie es Pflicht einer Dame ſey, die Wünden eines tapfern Paladins verbinden zu helfen? — Mit ſorgſamer Geſchäftigkeit war ſie auch dem Wundarzt bei Anlegung des Verbandes behülflich und ſagte ſich ſelbſt, daß ſie gewiß daſſelbe fur jeden fremden, ihr ganz gleichgültigen Menſchen in gleicher Lage thun würde; doch als der Wundarzt das Zelt verlaſſen hatte und ſie ſich mit Montargis allein ſah, fühlte ſie ſich plötzlich von peinlicher Verlegenheit ergriffen. Die Entſchlüſſe, die der Auftritt des vorigen Abends in ihrer Seele erzeugt hatte, ſtanden im offenbarſten Widerſpruch mit den Gefühlen, die

jetzt ihr Herz bewegten und der Zärtlichkeit, die sie eben so unverhohlen an den Tag gelegt hatte. Ein kunstloses, unerfahrnes Kind der Natur war ihr die Kunst fremd, ihre Empfindungen zu verläugnen und andre über die Art und Weise derselben zu täuschen, und in holder Beängstigung setzte sie sich im fernsten Winkel des Zeltes nieder und wagte es nicht, das Auge vom Boden zu erheben.

Montargis schwieg lange und sein Gesicht verrieth die tiefe Bewegung, in der er war. Er hatte sich durch den Ausspruch der Pflicht und der Ehre verurtheilt gefühlt, Heloisen entsagen zu müssen, von der ihn, eh er sie noch als Saint-Dorvals Tochter kannte, nicht blos die Verschiedenheit der Religion, der Unterschied des Standes, sein Ehrgeiz und sein Stolz, sondern auch die Heiligkeit des gegebenen Wortes trennte, denn in jener Stunde, wo er, von langer Krankheit an Geist und Körper ermattet, zuerst wieder die ihn umgebenden Gegenstände zu erkennen vermochte, hatten ihm die Freuden-Thränen seines Vaters, die Ueberraschung, die Prinzessin von Vaudemont an seinem

Lager zu ſehen, und die Dankbarkeit für ihre Großmuth und Liebe, die Kraft zum Widerſtand geraubt, als ſein Vater ihre Hand in die ſeinige legte. Der Tag ſeiner Vermählung wurde feſtgeſetzt; aber trotz der Schönheit der Prinzeſſin, trotz des Adels ihrer Geſinnung, fühlte er, daß er ſie nie lieben könne, wie er Heloiſe liebte und daß er mit dieſer auch zugleich dem Glück entſagt. Von ſeinem Vater hatte er feierlich die Zuſage gefordert und erhalten, daß er noch vor ſeiner Vermählung Heloiſe aus ihrer abhängigen Lage befreien und ihr ein anſtändiges und unabhängiges Schickſal ſichern wolle.

Der ſtürmiſche Wechſel im Gang der öffentlichen Angelegenheiten verzögerte die Ausführung dieſes Plans, aber auch zugleich Montargis Vermählung mit der Prinzeſſin, die in Paris bei einer ihrer Tanten blieb, während er dem König zur Belagerung von Laon folgte.

Hier fand er Heloiſe wieder und dies unter Umſtänden, die ſie ſeinem Herzen theurer denn je machten. Der Heldenmuth, mit dem er ſie dem Tode trotzen ſah, um das Leben ihres Va-

ters zu ſchützen — der Zauber tiefen Gefühls, den ſie in der erſten Unterredung mit ihm entfaltete, mußte auf eine Seele, wie die ſeine, tiefen Eindruck machen. Sittig und doch munter, zärtlich und doch würdevoll, geiſtreich, glänzend und doch ſo tief, ſo zart, ſo glühend empfindend, wie ſie ſich ihm zeigte, erkannte er immermehr in ihr das Ideal ſeiner Seele und doch übte der Zauber der Wahrheit, die der Grundton ihres ganzen Seyns und Weſens in unverkünſtelter Einfalt war, eine noch größere Macht über ihn, als aller Reiz ihrer Schönheit und ihres Geiſtes. Mit männlichem Muth ſuchte er die Glut ſeiner Leidenſchaft zu unterdrücken und ihr die brennende Sehnſucht ſeines Herzens zu verbergen — vielleicht wäre es ihm geglückt, aber er fühlte ſich geliebt und welcher Mann blieb je, in ähnlichen Verhältniſſen, Sieger?

Er wude, als ſie ſich am vorigen Abend aus ſeinen Armen riß, ein Raub furchtbarer Seelenqual. Er liebte Heloiſe, liebte ſie mit unendlicher Leidenſchaft, fühlte, daß er eine Welt hingeben würde, um ſie ſein zu nennen

und doch — ſollte, konnte er die Zärtlichkeit des liebenswürdigſten, ihm verlobten Mädchens, mit dem ſchwärzeſten Undank vergelten? ſein feierlich gegebenes Wort, die Pflicht gegen ſeinen König, gegen ſeinen Vater treulos verlezzen? Der Kampf dieſer gewaltigen Leidenſchaften ſtürzten ihn in ein wahres Seelenfieber und nie war ihm die Aufforderung zur Schlacht und zum blutigen Gefecht ſo willkommen geweſen, als an dem Morgen, der auf dieſe furchtbare Nacht folgte. Er ſtürzte ſich, nachdem er jene Abſchiedszeilen für Heloiſen auf das Papier geworfen hatte, in verzweiflungsvoller Todesluſt dem Feind entgegen — doch Heloiſens Bild folgte ihm in das Gewühl des Kampfes und ſchien gleich einem Schutzengel über ſein Leben zu wachen; er erhielt nur dieſe Wunde am Arm, die ohne Gefahr durch den ſtarken Blutverluſt für ihn ermattend geworden war und der er jezt die ſelige Gewißheit verdankte, von Heloiſen geliebt zu ſeyn. Ihre Angſt um ihn hatte ihm ihr Herz verrathen — nie konnte er wieder dieſen Blick voll Liebe und Sorge, nie dieſen Kuß vergeſſen, der Seele

mit Seele vermählt hatte. Er fand jetzt, daß die Ehre ihm gebiete das Bündniß heilig zu halten, das er vor seiner Verlobung mit der Prinzessin mit Heloise geschlossen habe — hatte er nicht in Montmorell um ihre Liebe geworben? hatte er nicht alles aufgeboten, um ihr Herz zu gewinnen? hatte er nicht dadurch die Verpflichtung übernommen, für ihr Glück zu sorgen! — war ihr Schicksal ihm nicht von der Liebe anvertraut? — sein eigenes Herz durfte er der Pflicht opfern, aber nicht das ihre — ein solches Opfer durfte dem Ehrgeiz seines Vaters und andern irdischen Rücksichten nicht gebracht werden. —

Ja, rief er jetzt und warf sich Heloisen zu Füßen, der Kampf ist entschieden und der Sieg ist Dein, meine Heloise. Kein menschliches, kein göttliches Gesetz kann mich verbinden, Deine Liebe mit Untreue und die Großmuth Deiner Nebenbuhlerin mit Heuchelei zu vergelten. Entscheide selbst: darf ich ihr Schicksal an das Schicksal eines Mannes binden, der sie nur zur Genossin seines Unglücks machen kann? soll ich ihre Liebe mit erheuchelter Zu-

neigung vergelten, oder ihr Herz durch meinen Kaltsinn verletzen? — Nein, ich will kein Heuchler, aber auch kein Bösewicht werden und dies letzte würde ich seyn, wenn ich Dich, die mir der Himmel selbst zuführte, untreu verließe. Ich will selbst zur Prinzessin eilen und ihr offen die Geschichte meines Herzens mittheilen; sie ist stolz und edelmüthig, sie wird meine Hand verschmähen, wenn ich ihr nicht auch zugleich mein Herz geben kann. Wende mir nicht ein, daß nach Beseitigung dieses Hindernisses auch noch der Haß unsrer Väter und die Verschiedenheit unsers Glaubens trennend zwischen uns stehen. Beten wir nicht Beide zu einem Gott? ist Deine Seele nicht von aller Sklaverei leeren Ceremonienwesens frei? Du kannst kein Bedenken tragen zu meiner Kirche überzugehen, und was die Abneigung unsrer Eltern betrifft, so sind wir ja Beide ihre einzigen Kinder und wenn sie uns auch im ersten Aufflammen ihres Zornes zürnen sollten, so wird die Natur bald ihre mächtigen Rechte wieder geltend machen, und Du Holdselige, scheinst von der Vorsehung selbst auser-

ſehen, als ein ſanfter Friedensbote zwiſchen uns verſöhnend zu treten und den Zwiſt unſrer Häuſer in Einigkeit und Liebe aufzulöſen. — Zeit und Gelegenheit ſind uns günſtig. Nur noch ein Tag und der König wird, im Beſitz von Laon, mir gern auf einige Zeit Urlaub geben; ich beſitze am Rande des Ardenner-Waldes ein kleines Gut — das Haus iſt freundlich und einfach, die Gegend himmliſch — dorthin laß uns fliehen und es zum Tempel des ſeligſten Glückes, der unvergänglichſten Liebe einweihen. O Heloiſe, höre die Stimme der Liebe in Deinem Herzen; ſie verkündet Dir den Beruf, den Dir der Himmel gab! Frevle nicht an dem Heiligthum unſers Glückes! Seele meines Lebens, meine Gottheit, mein Schickſal, mein Alles — laß Dich an dies Herz drücken — blicke mir ins Auge — ſie muß Dich ergreifen dieſe Flamme meines Herzens — Du mußt fühlen, daß Du mein biſt, wie ich Dein. —

Heloiſe vermochte nicht zu antworten — eine Flut von Gedanken und Empfindungen ſtürmte auf ſie ein. Montargis deutete ihr

Schweigen zu Gunſten ſeiner Liebe. Du biſt mein, rief er, ſie umfaſſend, und ich ſchwöre hier im Angeſicht des Himmels —

Haltet ein, rief ſie erſchüttert und legte die Hand auf ſeinen Mund, haltet ein — gönnt mir nur eine Minute, mich zu faſſen!

Sie ſtand auf und gieng einigemal tief bewegt im Zelte auf und ab, doch allmälig wurde ſie ruhiger und aus ihren Zügen ſtralte hohe Würde und Klarheit. Mit eben ſo anmuthiger als ſichrer Haltung näherte ſie ſich dem Baron und ſetzte ſich wieder neben ihn nieder.

So ernſt wie in dieſer Minute, ſagte ſie, trat mir das Schickſal noch nicht entgegen und ich mußte mich erſt prüfen, ob meine Seele Kraft beſitze, der an ſie ergehenden Aufforderung zu genügen. Laßt es mich geſtehen, daß ich eine Welt, wenn ſie mein wäre, für den Beſitz Eures Herzens hingeben würde, daß ich mir keine höhere Seligkeit zu denken vermag, als die, für Euch zu leben. — Eh ich Euch kennen lernte, war mein Leben nur ein dämmernder Traum — ich kannte nur Wehmuth,

aber keine Sehnſucht — da erſchient Ihr mir und bei Eurem erſten Blick fühlte ich mich zu einem neuen, reicheren, höheren Daſeyn eingeweiht. Trotz der Niedrigkeit meiner Verhältniſſe, mußte ich Euch doch noch in Eurer Verkleidung unter meinem Stande halten — aber Ihr waret für mich einzig; ich kannte kein menſchliches Weſen, das ich auch nur entfernt hätte mit Euch vergleichen mögen — hätte ich alle Schätze der Welt beſeſſen, ſie wären Euer geworden; ſo beſaß ich nichts als mein Herz, das ich Euch aber auch ganz und ohne Rückhalt hingab. Mit Entzücken wäre ich Euch in die ödeſte Wüſte gefolgt, ſelig, wäre es mir vergönnt worden, für Euch zu ſterben, mit Euch zu leiden zu dürfen —

Heloiſe, meine Heloiſe! rief hier der Baron, unfähig ſeiner Rührung länger Herr bleiben zu können —

Ja, fuhr ſie fort, ja ich liebte Euch und durfte Euch lieben, weil die Welt keine Rechte an mich hatte, die mir Pflichten gegen ſie auferlegte. Allein und verlaſſen ſtand ich im Leben da, unbekannt mit allen Geſetzen der

Konvenienz und der Meinung, in der Liebe zu Euch glaubte ich in Einem Bande alle Bande zu knüpfen, die den Menſchen mit der Menſchheit verbinden. — Allein dieſe Zeit iſt dahin und die Tochter des Grafen von Saint-Dorval darf nie die Gemahlin des Baron von Montargis werden.

Nie! Welch ein Ausſpruch! Bedenkt, meine Heloiſe, daß —

Hört mich ruhig an, ich beſchwöre Euch darum. Seit unſrer Trennung in Montmorell hat ſich meine Lage ganz geändert; ich bin nicht mehr das arme, unbekannte Mädchen, ohne Herkunft und Anverwandte; die Vorſehung hat mich in eine andere Lage verſetzt, und mir dadurch gegen die bürgerliche Geſellſchaft Pflichten auferlegt, die ich verletzen würde, wenn ich dieſer ein Beiſpiel von der verderblichen Gewalt der Leidenſchaft und dem Leichtſinn unbeſonnener Jugend gäbe. Eben ſo wenig werde ich die Ruhe meines Vaters meiner Liebe zum Opfer bringen und ihm eine, ſo lange ſchmerzlich beweinte Tochter von Neuem auf die ſchmerzlichſte Weiſe rauben; die Ver-

gehungen des Kindes sollen nicht zur furchtbaren Strafe für die so schon schwer gebüßten Verirrungen des Vaters werden. Und von Euch, den ich so unaussprechlich liebe, sollte ich das Opfer Eures Ehrgeizes, Eurer kindlichen Pflicht, ja, laßt es mich sagen, das Opfer Eurer Ehre annehmen? Ich sollte unsre Liebe, dies Heiligthum zwei reiner Herzen, entweihen und Euch dazu verleiten, dem feindseligen Haß, der unsre Väter trennt, neue Nahrung zu geben? Ich sollte Euch den Armen Eures Vaters entreißen, sollte es verschulden, daß Ihr Euer feierlich gegebenes Wort und mit ihm das Herz eines liebenswürdigen Mädchens brechen wolltet, das von der Vermählung mit Euch den Lohn seiner edlen Treue, seiner großmüthigen Liebe erwartet! Nie, nie soll das geschehen und ich schwöre —

Heloise, rief hier der Baron leidenschaftlich, bringe mich nicht zur Verzweiflung, fordre nicht von mir die Entsagung auf ein Glück, dessen Werth und Unersetzlichkeit ich nie so lebhaft empfunden habe, als gerade in diesem Augenblick. Glaubst Du, Dein Bild aus meinem

Herzen reißen zu können, wenn Du Dich mir anbetungswürdiger denn je zeigst? Wahrlich die Tugend begehrt keine übermenschliche Opfer und wenn Du mich bereden willst, mein einziges, mein höchstes Lebensglück den Berechnungen einer kaltbesonnenen Klugheit zu opfern, so mußt Du mich nicht mit diesem Blick ansehen, der jeden Pulsschlag meines Wesens zu rascherem Schlag beflügelt; nicht mit einer Stimme, deren Laut Seele und Herz bezaubert, in mich dringen, Dich den unbarmherzigen Gesetzen unmenschlicher Pflicht zu opfern. Nein, ich vermag Dich nicht anzubeten, wie man eine Gottheit anbetet — laß es Dir gefallen, menschlich von mir geliebt zu werden. Um meiner Ruhe, um meines Friedens- und, ich darf hinzusetzen, um Deines eigenen Glükkes willen, beschwöre ich Dich, nimm Dein nur halb ausgesprochenes Gelübde zurück, das Dir nur der Fanatismus der Tugend einzugeben vermochte, oder sprich es ganz aus, indem Du mir gelobst, die Meine werden zu wollen.

Ich könnte nie, Eurem eignen Ausspruch zu Folge, nie Eure Gemahlin werden, da Ihr

die Veränderung meiner Religion von mir fordert. Ihr kennt mich und wißt also, daß ich allen Irrthümern des Aberglaubens abhold bin, aber ich ehre und liebe den Glauben, in dem ich erzogen ward und fühle, daß die wahre Religion mich, zu welcher Kirche ich auch gehörte, doch verpflichten würde, das Herz meines Vaters nicht durch den Abfall von seiner Kirche zu betrüben.

Gut, so lösche diese Bedingung aus. Dein Gott wird stets auch der meine, mein Gott der Deine seyn und bei diesem unserm Gott betheure ich Dir, Du wirst, Du mußt die Meine werden.

Nur dann, wenn Ihr bei meinem Vater geziemend um mich werbt, denn, abgesehen von allen andern Rücksichten, würde ich es mir selbst schon schuldig seyn, mich nie in eine Familie einzuschleichen, von der ich fürchten müßte, sie könne mich mit Unmuth von sich stoßen.

Nun so nimmst Du mir denn auch den Glauben von Dir geliebt zu seyn. Nur die Gleichgültigkeit kann mit der Glut meines Her-

zens ein so kaltes, gefühlloses Spiel treiben. Ich fühle es, es thut der Tochter des Grafen Saint-Dorval wohl, mich so unglücklich zu sehen.

Heloise reichte ihm hier mit nassem Auge die Hand. Gewiß, sagte sie, Ihr könnt nicht an der Innigkeit und Wahrheit einer Liebe zweifeln, die ich Euch so offen eingestanden habe und um die Ihr selbst früher gewußt habt, eh mir das Geheimniß meines Herzens klar wurde.

Verzeihung, bat der Baron, den diese zärtlichen Worte besänftigten, ja, ich glaube an Deine Liebe, aber dann, Geliebte, mußt Du auch fühlen, daß wir für einander geschaffen, von der Welt nichts, gar nichts bedürfen, als uns selbst, um unaussprechlich glücklich zu seyn. O, meine Heloise, wie könnten wir es tragen, von einander getrennt zu leben? laß mich Dich auf meinen Knien anflehen, das himmlische Glück, das uns lächelnd winkt, nicht selbst frevelhaft zu zerstören!

Von der glühenden Innigkeit des Geliebten und vom eigenen Herzen besiegt, antwortete

Heloiſe, im Gefühl dieſer Schwäche, mit mühſam erheuchelter und eben daher zu weit getriebener Gleichgültigkeit. Steht auf, ſagte ſie, es wird Euch nicht gelingen, mich zu überzeugen, daß man durch die Verletzung der heiligſten Pflichten glücklich zu werden vermag.

Zornig ſprang hier der Baron auf. Wir ſtreiten mit zu ungleichen Waffen, ſagte er bitter, aber meine Begriffe von Pflicht und Tugend ſind nicht ſo unwürdig, wie Ihr zu glauben ſcheint, da Ihr ſie den Eingebungen blinder Leidenſchaft unterworfen glaubt. Ich habe Euch indeſſen nichts mehr zu ſagen. Möget Ihr Euch nie für den Triumph beſtraft fühlen, den die Schärfe Eures Geiſtes jetzt über das Herz feiert.

O mein theurer, mein geliebter Freund, rief Heloiſe, untröſtlich ihn ſo gegen ſich erbittert zu ſehen, wie kannſt Du dies Herz ſo verkennen? Wie die Kraft ſchmähen, deren es bedarf, um ſich dem Ausſpruch der Pflicht zu unterwerfen?

Kann denn eine wahre, glühende, unwandelbare Liebe, fragte er halb zärtlich, halb vor-

wurfslos, dieser rauhen Stimme so unbedingt gehorchen? Kann die Pflicht dem Herzen gebieten nicht mehr für den geliebten Gegenstand, mit aller Kraft des Daseyns zu schlagen? — Ach, Heloise, gewiß Du hast nie geliebt!

Ein Blick war ihre Antwort.

Vergieb, vergieb, bat er, und drückte ihre Hände an seine Lippen — sey nachsichtig gegen die Wirkungen der tyrannischen Macht, die Du über mich übst. Nur eine so glühende Seele, voll der flammendsten Begeisterung, wie die Deine vermag die Wunder der Liebe zu empfinden und zu deuten. Ja, Du hast geliebt! Der Wiederschein dieses göttlichen Gefühls ist es ja, der Deine Schönheit mit so himmlischem Reiz verklärt! es stralt ja selbst in diesem Augenblick aus Deinen Blicken, Deinen Zügen, es glüht auf Deinen Wangen, aber eben um dieser seligen Ueberzeugung willen, kann ich dem Glück Deines Besitzes nicht entsagen. Der Himmel selbst hat keinen Lohn für solches Opfer. Fühlst Du nicht wie ich, die unzerreißbare Stärke der Bande, die uns an einander knüpfen! Hat Gott nicht selbst,

durch diesen Einklang unsrer Herzen, durch die geheimnißvolle Sympathie unsrer Seelen, einen Willen ausgesprochen, dem jedes irdische Verhältniß untergeordnet werden muß?

Schweigt, schweigt, rief Heloise, ich will, ich darf nichts mehr hören. Schütze mich, Montargis, schütze mich gegen Dich, gegen mich selbst —

Der Baron umschlang sie — ja, rief er, indem er sie mit Entzücken an seine Brust drückte, die Liebe hat gesiegt — Deine Thränen, Dein Erröthen, verkünden mir, daß Du mein bist auf ewig!

Eine Minute lang siegte die Liebe — doch schon im nächsten Augenblick riß sie sich aus seinen Armen und auf ihre Knien niederstürzend, rief sie rasch: ich schwöre zu Gott und mich treffe der furchtbarste Fluch des Meineids, wenn ich Dir je anders, als mit der Zustimmung unsrer Väter, meine Hand reiche!

Bleich und regungslos sank sie, von der gewaltsamen Anstrengung dieses schweren Kampfes erschöpft, zu den Füßen des Barons, der in unbeschreiblicher Angst neben sie niederkniete.

Auch war sie, wenn gleich bis zur Vernichtung matt, doch nicht ohnmächtig; sie wand sich, als er sie vom Boden aufhob, sanft aus seinen Armen los und sank auf einen Sessel nieder.

Fürchtet nichts mehr, sagte der Baron mit gerührter Stimme — Ihr habt mir jetzt jede Hoffnung geraubt und mir bleibt nichts übrig, als der Versuch Euch nachzustreben. Ja, Heloise, ich unterwerfe mich Eurem Ausspruch — Ich entsage für dies Leben Deinem Besitz, aber ewig werde ich fühlen, daß Du mir durch das heiligste Band angehörst, das Seele mit Seele zu knüpfen vermag. In einer schönern Welt werde ich meinen Anspruch auf Dich einst gültig machen und der Gott der Liebe wird das Bündniß unsrer Herzen segnen. —

Seine Stimme brach hier vor Schmerz. Heiß weinend reichte ihm Heloise die Hand — er drückte sie an sein Herz, an seine Lippen und stürzte dann, das Gesicht mit seinem Mantel verhüllend, aus dem Zelt.

* * *

Heloiſe fühlte ſich durch die Entfernung des Barons erleichtert; ſie fürchtete die geſetzliche Macht ſeiner Beredtſamkeit, ſeiner Blicke, ſeiner Stimme; ſie fürchtete ſich ſelbſt. Sie ſank auf ihre Knie nieder, um Gott zu danken, daß er ihr in der ſchweren Prüfungsſtunde ihres Lebens Kraft gegeben habe, dem erkannten Guten treu zu bleiben und ihr inniges, aus tief bewegtem Herzen ſtrömendes Gebet ſtärkte ihre Seele und ſtillte die ſtürmiſchen Erſchütterungen ihres Gefühls. Das Bewußtſein erfüllter Pflicht — dieſer himmliſche Lohn jedes Opfers, das man dieſer bringt — erhob ſie über Schmerz, Welt und Leben — da brachte ihr der Edelknabe folgendes Blatt:

„Fürchtet nichts beim Anblick dieſer Zei„len — mein Herz hat jeder Hoffnung ent„ſagt und ich werde nicht verſuchen Euch zu „ſchildern, welches Opfer mich dieſe Entſa„gung koſtet. Ich will Euch nur benach„richtigen, daß Euer Vater den Ritter von „Serville hergeſandt hat, um die Freiheit „ſeiner Tochter zu bewirken und ſie ihm zu„rückzuführen. Noch habe ich dieſen theuren,

„hochverehrten Freund nicht gesehen; er ist
„im Zelt des Königs, um dort den Augen=
„blick abzuwartrn, wo er dem Monarchen
„seine Bitte vortragen kann — ich eile aber
„jetzt gleich zu ihm und werde ihn Euch
„dann vorstellen. Er allein ist würdig,
„Euch aus meiner Hand zu empfangen;
„ihm allein vermag ich Euch zu überge=
„ben und doch bricht mir das Herz bei
„dem Gedanken, daß er gekommen ist, um
„mich auf ewig von Dir zu trennen. —
„Nur noch wenige Stunden und der süße
„Laut Deiner Stimme verstummt für mich
„auf ewig und nur im Herzen werde ich
„noch den Wiederhall derselben hören. —
„Fühlst Du, meine Heloise, wie dieser Ge=
„danke mich erschüttert? Kannst Du es
„fassen, wie diese ganze, große Welt plötz=
„lich für mich zu einer öden, freudenlosen
„Wüste geworden ist? — Laß, ich bitte
„Dich, unsre Liebe das tief verschwiegene Hei=
„ligthum unsrer Seelen und ihr Geheimniß
„bleiben. Nie erfahre Dein Vater, daß

„seine Tochter von Montargis angebetet „wird, und eben so wenig werde ich je ver„rathen, daß es Saint-Dorvals Tochter „war, die ich im Schlosse Montmorell sah „und liebte. Das Geheimniß dieser Liebe „ist mein letztes Lebewohl — nur wenige „Augenblicke noch und wir werden von ein„ander scheiden für diesseits, doch nur um „uns dort wiederzufinden, wo kein Vorur„theil, keine Menschensatzung Herzen trennt, „die Gott selbst für einander schuf. Der „Gedanke und die Hoffnung der Unsterblich„keit war mir nie so theuer und so heilig, „als in dieser Stunde, wo alles Glück des „irdischen Lebens von mir weicht. Ich lasse „Dich, aber ich bleibe hier und jenseits mit „allem, was in mir edel und gut ist, Dein „auf ewig."

Heloisens Herz schlug in der innigsten Mitempfindung aller Schmerzen des Geliebten, die ja auch ihre Schmerzen waren, aber doch milderte die Hoffnung sich bald wieder in den Armen ihres Vaters zu sehen, die Herbe ihres Grams. Sie bedeckte dies Blatt mit ihren

Thränen und Küſſen und barg es an ihrem Buſen, ſich ſelbſt gelobend, die letzte Bitte des Geliebten heilig zu halten. Nie, ſagte ſie, ſoll das Geheimniß unſrer Liebe meinen Lippen entfliehen, doch eben ſo treu will ich ſein Bild in meinem Herzen bewahren. Nur Entſagung gebietet die Tugend, nicht Vergeſſenheit — dieſe liegt außer dem Gebiet ihrer Macht und meines Willens!

Sie bot alle Kraft ihrer Seele auf, ſich zu ruhiger Faſſung zu ſammeln und ſich auf Serville's Erſcheinung vorzubereiten. Wie ſie aber nach Verlauf einer Stunde im Vorzimmer Montargis Stimme hörte, fühlte ſie ſich von aller ihrer Kraft verlaſſen und vermochte kaum ſich aufrecht zu erhalten, als der Vorhang ſich öffnete, und dieſer ihr den Ritter zuführte, den er ihr nur mit zitternder, unverſtändlicher Stimme vorzuſtellen vermochte.

Mit dem Ausdruck väterlichen Wohlwollens umarmte ſie den Ritter. Verzeiht mir, dieſe trauliche Begrüßung, mein holdes Fräulein, bat er, aber ich konnte bei Eurem Anblick der Eingebung meines Herzens nicht wi-

derſtehen, das Saint-Dorvals Tochter immer als meine eigene anſehen und lieben wird.

Sein Auge ruhete hier mit Freude und Rührung auf Heloiſen — Wie gleicht ſie ihrer Mutter, fuhr er, zu Montargis gewendet, fort — ſo, gerade ſo erſchien mir Julie von Ribemont, wie ich ſie zum Erſtenmale ſah. —

Bleich und ſchwermuthsvoll ſtand Montargis im Anſchauen der geliebten Geſtalt verloren, die ſeinen Blicken nun bald auf immer entzogen werden ſollte. Ich erinnere mich der Gräfin von Saint-Dorval nicht mehr deutlich genug, ſagte er, um von der Aehnlichkeit urtheilen zu können.

Aber wie geht es meinem Vater, fragte Heloiſe lebhaft? wie ſteht es mit ſeinen Wunden?

Dieſe ſind nicht ſo gefährlich, antwortete der Ritter, und werden, ſobald ſeine Angſt um Euch geſtillt iſt, bald geheilt ſeyn. Ich war noch im Schloſſe Roſemont, als ich ſeinen Brief erhielt — — Seine Stimme bebte hier vor unterdrückter Rührung und Heloiſe, die ſich daran erinnerte, daß in dieſem Briefe ihres

Vaters Roſaliens Abſchiedszeilen eingeſchloſſen geweſen waren, ſenkte das naſſe Auge theilnehmend zu Boden.

Ich eilte ſogleich in das Lager, fuhr Serville fort, und kam dort an, als man Euren Vater verwundet aus dem Gefecht zurückbrachte, das Euch zum Zweitenmal aus ſeinen Armen geriſſen hatte. Sein Kummer und ſeine Angſt um Euch verſchlimmerten ſeinen Zuſtand, und ich erbat von dem Herzog von Mayenne ihn aus dem Lager fort, nach irgend einer friedlichen Freiſtätte bringen zu dürfen, die ich auch glücklich für ihn in dem Dorfe Labâtie fand.

Hier mit ihm angelangt, überließ ich ihn der Sorgfalt ſeines geſchickten Wundarztes und machte mich auf, um Euch aufzuſuchen. Der Himmel ſchenkte mir das Glück, mein Bemühen mit dem günſtigſten Erfolg belohnt zu ſehen und da Labâtie nur zehn Stunden von hier liegt, ſo könnt Ihr heut Abend ſchon in den Armen Eures Vaters ſeyn, denn der König hat mit ſeiner gewohnten edelmüthigen Güte in Eure Freilaſſung gewilligt. Er verſagt es ſich ſogar Euren Dank perſönlich zu

empfangen, weil, wie er meint, ſeine eigene Freiheit leicht das Löſegeld für die Eurige werden und Ihr aus ſeiner Gefangenen leicht ſeine Beſiegerin werden könntet.

Es ſteht alſo, fragte Heloiſe mit ſchwankender Stimme, meiner Abreiſe nichts mehr im Wege?

Durchaus nichts, und alles fordert uns auf, ſie zu beſchleunigen. Montargis warf hier einen Blick auf Heloiſe, vor dem alle ihre Faſſung ſich in das Gefühl unausſprechlichen Schmerzes auflöſete.

Zum Glück für Beide traten in dieſem Augenblick ſeine Diener ein, den Tiſch zu decken und wenn gleich Montargis und Heloiſe nicht zu eſſen vermochten, ſo ſchien der Ritter dafür deſto beſſern Appetit zu haben.

Heloiſe ſaß ihm gegenüber und ihr Blick weilte unwillkürlich auf dem Mann, deſſen Namen ſie ſich ſchon ſeit lange mit der innigſten Hochachtung und Bewunderung nannte und der, als der Schutzgeiſt ihres Vaters, als Stephaniens Geliebter und als der Freund Montargis, gewiſſermaaßen der Vereinigungspunkt

für alle zärtlichen und heiligen Gefühle ihres Herzens war. Aus Serville's Zügen leuchtete die Verklärung eines durch Seelengröße beſiegten tiefen Grames. Der Geiſt, der Scharfſinn, der aus ſeinen Augen ſtralte, wurde durch den Ausdruck der reinſten Güte gemildert; man fürchtete dieſen Forſcherblick, der in die geheimſten Falten des Herzens drang, nicht, weil man fühlte, daß er mit jener Milde vereint war, die in dem Irrenden auch noch da, wo das Urtheil ihn verdammt, den Unglücklichen bedauert und ihn gern tröſten möchte. Zwiſchen den dunklen Augenbraunen, die ſich über großen dunkelblauen Augen wölbten, lag eine Falte, die aber augenſcheinlich eine Folge ernſten Nachdenkens, und noch kein Zeichen des herannahenden Alters war. Die tiefe Trauer, die er trug, ſtimmte zu dem ſanften Ernſt ſeines Betragens und Heloiſe würde in ihm, auf den erſten Blick, das Original des Bildes erkannt haben, das ihr Schweſter Stephanie einſt zeigte. Der Glanz ſeiner Augen war freilich milder geworden — das heitre Lächeln, das in jenem Bilde um ſeine Lippen ſchwebte, war

verſchwunden und die friſchen Farben der Jugend blüheten nicht mehr auf ſeinen Wangen — aber die Seele, die aus dieſen Zügen ſprach, gewann ihm auf den erſten Blick jedes Herz und er war, trotz ſeiner acht und dreißig Jahre, noch immer einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit.

Die Unterhaltung bei Tiſche blieb einſilbig und kaum war man aufgeſtanden, als Serville Heloiſen ſagte, es ſey alles bereit und er warte nur auf ihre Befehle, um den Wagen vorfahren zu laſſen.

Sie ſchwieg erblaſſend; ihre Hand zitterte in der des Ritters und ihr war, als könne ſie den Schmerz dieſes Augenblicks nicht überleben. Serville ſchien ihre Bewegung nicht zu bemerken, aber er verließ das Zelt unter dem Vorwand, ſeinen Leuten noch einige Befehle geben zu wollen.

Langſam hob Heloiſe das Auge zu Montargis auf, der ſich ihr todtenbleich und ſchwankend nahete. Liebe und Verzweiflung ſprachen aus jedem Zug ſeines Geſichts.

Heloiſe! rief er, Heloiſe! doch ſeine be-

benden Lippen vermochten kein Wort mehr hinzuzuſetzen.

Heiß weinend ſank Heloiſe in einen Seſſel. Er ſtürzte zu ihren Füßen nieder und drückte ihre zitternden Hände an ſeine Lippen.

Schont meiner, rief ſie und ſtand auf, o Montargis, ſchont meiner, oder ich vergehe!

Nur noch einen Blick, Heloiſe, nur noch ein Lebewohl —

Sie ſank hier in ſeine Arme und er drückte ſie an ſein Herz, als wolle er ſie ewig halten, als könne er nie von ihr ſcheiden. Da hörte man Tritte im Vorzimmer, Heloiſe riß ſich los und eilte dem Ritter entgegen. Nun bin ich fertig, ſagte ſie, ohne zu wiſſen, was ſie ſprach, und faßte ſeinen Arm, um nicht zu ſinken. Er trug ſie mehr, als er ſie führte, in den Wagen und eilte dann noch einmal in das Zelt zurück, um von ſeinem Freunde Abſchied zu nehmen; doch er fand dieſen nicht mehr und nahm nun neben Heloiſen Platz, die mit geſchloſſenen Augen, den Kopf in die Kiſſen des Wagens zurückgelehnt lag und ſeine

Gegenwart durchaus nicht zu beachten ſchien, ſondern ſich ganz ihrem Schmerz hingab.

Aber in all der Pein dieſer Trennung umſchwebten ſie doch auch, wie lichte, tröſtende Genien, die Erinnerungen der Liebe und des Glücks, die in den letzt verfloſſenen Tagen das Kleinod ihres Lebens geworden waren. Dieſer reine Einklang ihrer Gefühle mit denen des Geliebten, dieſer Wechſeltauſch ihrer Gedanken, dieſe Uebereinſtimmung in ihren Grundſätzen und in ihren Anſichten; dieſe nicht ihrer Schönheit allein, ſondern auch ihrem Geiſte und ihrem Herzen dargebrachten Huldigungen — die reine Flamme ſeiner Leidenſchaft für ſie, die Gelübde ſeiner Treue — die Zuverſicht nie von ihm vergeſſen zu werden — ach welchen Wermuthsbecher vermögen ſolche Erinnerungen, ſolche Träume nicht zu verſüßen! — Ja, ſagte ſie ſich, es iſt das höchſte, das reinſte Glück ſich ſo geliebt und ſich ſolcher Liebe werth zu fühlen und welchen Kaufpreis mir auch das Schickſal dafür abfordert, nie will ich mich über ſeine Grauſamkeit beklagen! —

Allmälig trat nun auch das Bild ihres Vaters, dem ſie, von ihm ungeahnet, ein ſo großes Opfer gebracht hatte, vor ſie und ſie fühlte den Werth des Berufes, ihm durch ihre kindliche Liebe und Pflege den Abend ſeines Daſeyns zu verſchönern. — Sanfte, friedliche Bilder des Lebens das ſie in der Umſchirmung des väterlichen Hauſes erwartete, zogen ihr vorüber, und ſie fühlte, ſie dürfe den Gehalt ihrer Zukunft und ihres jungen Lebens nicht ausſchließlich Einem Gefühl, Einem Verluſt hingeben. Jetzt gedachte ſie auch ihres Geſellſchafters — ſie ſchlug die Augen auf, um ihre Träumerei und ihre anſcheinend gedankenloſe Zerſtreuung bei ihm zu entſchuldigen und fand die ſeinen ſo feſt, ſo forſchend auf ſie geheftet, daß ſie erröthend nur einige unzuſammenhängende Worte zu ſtammeln vermochte.

Habe ich nicht ein Erbrecht auf Eure Freundſchaft, fragte er lächelnd, und heiſcht dieſe nicht, daß Ihr Euch mir gegenüber, von den Regeln ſteifer Förmlichkeit entbunden fühlt, die ſo oft den ſchönſten Regungen unſers Herzens und dem Flug des Geiſtes Feſſeln anlegen? Möge

Euch dieſe lebhafte Fühlbarkeit, dies Anſprechen der Empfindung bei der zarteſten Berührung lange treu bleiben! — Ach, die Welt und die Erfahrung vereinen ſich, um uns dafür abzuſtumpfen und in ſpäteren Jahren bleibt uns von dieſen ſchönen, unentweihten Jugendgefühlen, kaum noch ſo viel zurück, daß wir ihren Verluſt zu beweinen vermögen.

Ich träumte mir das Glück, meinen Vater wieder zu ſehen und ihn bald geheilt und froh in meine Arme zu ſchließen, ſagte Heloiſe mit niedergeſchlagenen Augen.

Waren aber nicht dieſe Träume mit dem Andenken an Euren großmüthigen Sieger verbunden und mit dem Bedauren Euch von einem ſo edelmüthigen Freund ſo ſchnell getrennt zu ſehen?

Heloiſe erröthete, aber ſie geſtand es eben ſo offen als bewegt, daß ſie von dem Baron von Montargis wirklich mit ſo zartem Edelmuth behandelt worden ſey, daß die Sorge um ihren Vater das einzige peinliche Gefühl ſey, welches ſie während ihrer Gefangenſchaft empfunden habe.

Ein andres Betragen habe ich nie von seinem Edelmuth und seiner Großsinnigkeit erwartet, antworte der Ritter, und von dem Augenblick an, wo ich erfuhr, daß Ihr in seiner Gewalt waret, hörte ich auf, für Euch zu zittern. Montargis hat mir, ehe er mich zu Euch führte, erzählt, wie Ihr auf dem Schlachtfelde seine Aufmerksamkeit auf Euch zogt und wie seine Theilnahme und seine Bewunderung des Muthes, den Ihr in so zarter Jugend zeigtet, ihn antrieb, Euch das Leben zu retten. Er schien es ganz vergessen zu haben, daß die Heldin seiner Erzählung die Tochter des Grafen Saint-Dorval war, und ich hoffe daher, meine holde Freundin, daß Ihr, wenn Ihr Eurem Vater Bericht von Eurer Gefangenschaft abstattet, auch vergessen werdet, daß der Baron der Erbfeind Eures Hauses ist.

Werdet Ihr mir nicht erlauben Euch diese Erzählung zu übertragen? Mein Vater schilderte mir, am Abend vor unsrer Trennung, das Loos in die Gewalt eines Montargis zu fallen, als das härteste, was mich und ihn treffen könne; ich kann aber nicht undankbar seyn, ja, ich

kann es nicht einmal aus Rückſicht für ihn ſcheinen wollen, und möchte ihm doch auch wieder gern das Mißvergnügen erſparen, ſeinen Feind von ſeiner Tochter loben zu hören. Mein Platz in ſeinem Herzen iſt mir noch nicht ſicher genug, um nicht der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, ſeine Zuneigung zu mindern, wenn ich in dieſem Fall meiner Neigung folgte.

Ich ehre dieſe zarte Bedenklichkeit und hoffe mich Eures Vertrauens würdig zeigen zu können. Montargis Betragen wird wahrſcheinlich nie zwiſchen Euch und Eurem Vater zur Sprache kommen, da dieſer gewiß nicht ſuchen wird das Geſpräch darauf zu bringen, denn die Großmuth ſeines Karakters macht es ihm zur Pflicht, ſeinen Feind Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und doch wird es ihn, im Kampf mit ſeinem Stolz und ſeinem Vorurtheil unmuthig machen, Montargis Edelmuth anerkennen zu müſſen. Das Glück des Menſchen wird nur zu oft das Opfer ſeiner Vorurtheile und er macht ſelbſt ſeine Tugend von dieſen abhängig. So vermag es auch Euer edler Vater nicht über ſich zu gewinnen, ſeinen

großmüthigen Feind freundlich die Hand zur Verſöhnung zu reichen und ein Herz, das mit dem ſeinen im vollſten Einklang ſchlägt, liebend an ſeine Bruſt zu drücken!

Heloiſens Antwort war ein tiefer Seufzer; doch Serville verſtand ihr Schweigen; er drückte ihr zärtlich die Hand und ſchien dann in eine tiefe Träumerei zu verſinken, die ihr Freiheit ließ, ſich ihren Gedanken und Erinnerungen von Neuem hinzugeben. Gegen Abend kamen ſie in dem Dorfe an, das der Ritter zur Freiſtätte für ſeinen Freund erwählt hatte, und an deſſen äußerſtem Ende, von Maulbeerbäumen beſchattet, das Haus lag, in dem der Graf mit fieberhafter Sehnſucht die Rückkehr des Freundes erwartete, der ihm die leidenſchaftlich geliebte Tochter wiederbringen ſollte. Serville gieng, als ſie ausgeſtiegen waren, zuerſt zu ihm, ihn auf Heloiſens Wiederſehen vorzubereiten und der Wundarzt mußte ihm erlauben, ſie gleich zu umarmen.

Heloiſe flog, als Serville ſie in das Zimmer führte, an ſein Lager und ſank vor demſelben auf die Kniee nieder. Ihr und ihrem

Vater fehlten in der Wonne dieſes Wiederfindens Worte für ihre Liebe und ihr Entzücken, nur Thränen, nur ſtumme Umarmungen wurden die Dollmetſcher ihrer Empfindungen. Tief bewegt war Serville ein Zeuge dieſes Auftrittes; aber er glaubte dem Wundarzt beiſtimmen zu müſſen, der auf Heloiſens Entfernung beſtand, weil der Kranke Ruhe bedürfe. Dieſer drang aber darauf, erſt die Geſchichte ihrer Gefangenſchaft und ihrer Befreiung von ihr hören zu wollen und Serville übernahm es, zufolge ſeiner mit Heloiſen getroffenen Verabredung, ſeine Neugierde zu befriedigen, unter dem Vorwand, daß auch ſie der Ruhe bedürfe. Die Beſorgniß für die Geſundheit ſeiner Tochter ſiegte in dem Grafen über alles andre und er beſtand nun ſelbſt auf ihrer Entfernung.

Heloiſe erfuhr noch an demſelben Abend von dem Ritter, daß der Graf den Bericht von ihrer Befreiung mit ſichtlicher Bewegung angehört habe, aber ohne irgend eine Anmerkung über Montargis Benehmen gegen ſie zu machen. Nur am Schluß, wo der Ritter aus voller Seele das großmüthige Betragen des

jungen Oberſten lobte, antwortete er ihm: Eben ſo würde ich gegen ihn gehandelt haben, wenn das Glück ihn zu meinem Gefangenen gemacht hätte; doch ſein Vater wäre einer ſo edlen Rache nicht fähig geweſen. Er hätte meine ſchuldloſe Tochter hohnlächelnd in den Staub getreten und meines Jammers geſpottet.

Will er denn aber nicht dem großmüthigen Sohn dieſes unerbittlichen Feindes ſelbſt ſeinen Dank auf irgend eine Weiſe bezeugen? fragte Heloiſe.

Ich habe es mir nicht erlaubt, dieſen Punkt zur Sprache zu bringen; allein er würde, wie ich glaube, fürchten, daß man ihm dieſen Schritt als einen Verſuch zur Verſöhnung auslegen könne und um keinen Preis möchte er den Schein auf ſich laden, als ſuche er dieſe.

Der Ritter verließ hier Heloiſen, deren Bläße und Ermattung verkündeten, wie ſehr ſie wirklich der Ruhe bedürfe und kaum ſah ſich dieſe allein, als ſich alle ihre Gedanken dem fernen Freunde zuwandten. Sie hatte nicht die Kraft gehabt, ihm ſein Bild zurückzugeben; es war noch in ihren Händen, ſie zog es

hervor und drückte es an ihre Lippen. Noch, ſagte ſie ſich, iſt der Beſitz dieſes Bildes kein Verbrechen, noch darf es auf dieſem Herzen ruhen, in dem es mit weit helleren Farben ſtralt, als die Kunſt des Malers ihm zu leihen vermochte. O Montargis! wir ſind getrennt — doch vergeſſen? nein, vergeſſen kann die Liebe nicht!

* * *

Der Tag begann kaum zu dämmern, als Heloiſe von ihrem Lager erſtand und in das Zimmer ihres Vaters eilte, den ſie, ſo wie auch ſeine Wärter, ſanft ſchlummernd fand. Auf einem Tiſchchen brannte noch die Nachtlampe und durch die dicht zugezogenen Vorhänge vermochte noch kein Stral des Tageslichtes zu dringen. Sie ſchlich leiſe zu dem Lager ihres Vaters und zu den Füßen deſſelben niederkniend, vereinte ſie ihr Morgengebet mit dem Gebet um ſeine Geneſung. Leiſe Tritte ſtörten ſie in ihrer Andacht — ſie ſah ſich um, es war Serville. Ihm freundlich zulächelnd, legte ſie den Finger auf die Lippen,

um ihm Schweigen zu gebieten und winkte ihm, in einem Lehnſeſſel auf der andern Seite des Bettes Platz zu nehmen. Ohne ihre knieende Stellung zu verändern, lehnte ſie die Arme auf das Lager und ſah ihren Vater an, deſſen bleiche Züge von irgend einem ſchönen Traum immer freundlicher und freudiger erhellt zu werden ſchienen. Leiſe flüſterten ſeine Lippen Heloiſens Namen.

Hier bin ich, mein Vater! rief ſie. Er ſchlug die Augen auf und ſah ſie lange voll inniger Zärtlichkeit an. Nun erblickte er auch Serville und reichte beiden die Hände. So iſt alſo, ſagte er, endlich der ſchönſte meiner Träume wahr geworden! Ich ſehe Euch Beide neben meinem Lager und gewiß bedarf es nur noch einer ſo ſanften, ruhigen Nacht, um mein Leben nun auf zwanzig Jahre verlängert zu fühlen. —

Heloiſe verließ von dieſem Augenblick an das Lager ihres Vaters nicht wieder. Sie leiſtete bei dem Verbinden ſeiner Wunden Handreichung; ſie gab ihm mit der pünktlichſten Genauigkeit die Arzenei ein; ſie ſchwieg, wenn

der Arzt Ruhe forderte, und plauderte wieder heiter und unbefangen, ſobald ihr Vater ſich nach Unterhaltung ſehnte. Ihre unermüdliche Sorgſamkeit wurde durch den glücklichſten Erfolg gelohnt und die Wunden des Grafen heilten ſo ſchnell, daß der Wundarzt nach wenig Tagen das Haus verließ und nur noch täglich einen Beſuch nothwendig fand. Nach Verlauf einer Woche konnte der Kranke das Bett verlaſſen und in einem bequemen Seſſel am offenen Fenſter friſche Luft athmen. Dankbar für das Glück, einen eben ſo edlen als zärtlichen Vater zu beſitzen und ihre Pflicht gegen ihn lebhafter erkennend und tiefer fühlend, als wenn ihr die Heiligkeit dieſes Verhältniſſes ſeit ihrer Kindheit durch die Gewohnheit alltäglich geworden wäre, gab ſie ſich ganz ungetheilt der Erfüllung ihrer Kindespflicht hin und wenn gleich in einſamen Augenblicken ihr Auge oft die Gegend aufſuchte, wo Laon lag und ſüße, aber gefährliche Erinnerungen ihr dann das Herz ſchwer machten, ſo überließ ſie ſich doch nie der Wehmuth, die dadurch in ihr erweckt wurde, ſondern bekämpfte ſie mit ſeltner

Festigkeit. Heloise verband mit tiefer Empfindung hohe Seelenstärke und mit der unbefangenen Kindlichkeit, die ihrem Betragen einen wahrhaft zauberischen Reiz verlieh, die zarte Schüchternheit, die der Druck ihrer klösterlichen Verhältnisse erzeugt hatte, und die ihr in ihren neuen Lebensverhältnissen noch lange treu blieb. Im gewöhnlichen, einfachen Gang des Alltagslebens erschien sie wie ein schönes, heitres, oft selbst muthwillig tändelndes Kind, und nur dann, wenn ernste Ereignisse die Kraft ihrer Seele und ihres Geistes in Anspruch nahmen, entfaltete sie die Großsinnigkeit und Erhabenheit des Karakters, die sie vor Tausenden auszeichnete.

Heloise und der Ritter blieben sich lange eben so fremde, wie sie es am ersten Tag ihrer Bekanntschaft gewesen waren. Sein Ernst, seine Schweigsamkeit und die Ueberlegenheit, die ihm sein Geist und der hohe Adel seiner Seele gab, flößten Heloisen mehr eine furchtsame, ehrfurchtvolle Hochachtung, als Vertrauen und Herzlichkeit ein. Das Leben hatte ihr noch keinen Maßstab zur Würdigung

ſchimmerloſer Tugenden gegeben, ſie ließ zu leicht glänzende Eigenſchaften für Tugenden gelten und ſchmückte ſie mit dem falſchen Glanz der Jugendbegeiſterung und der Phantaſie aus, weil es ihr wohlthat, ſie bewundern zu können. Nach dem Bilde, das ſie ſich von Serville entworfen hatte, glaubte ſie ihn in all den heroiſchen und leidenſchaftlichen Empfindungen glühend zu finden, von denen Montargis voll jugendlicher Kraft und Begeiſterung loderte und ſeine Einfachheit, die das Kennzeichen ſeiner wahren ſittlichen Größe war, erſchien ihr lange nicht ſo anziehend als dieſe. Jeder Verſtellung unfähig, vermochte ſie nicht zu bergen, daß ſie ſich in der Gegenwart des Ritters gedrückt fühlte und die Fähigkeit verlor, ſich in derſelben leicht und natürlich zu bewegen. Trat er in das Zimmer, ſo wurde ſie, wenn ſie noch ſo heiter mit ihrem Vater plauderte, plötzlich ernſt und geſetzt. Begegnete ſie, wenn ſie um ihren Vater tändelte und ſcherzte, während er mit einem Buche beſchäftigt, in einer Ecke des Zimmers ſaß, zufällig ſeinem Blick, ſo erröthete ſie, glaubte darin ſein mißbilligendes Verwun-

dern über ihre Kindereien zu lesen und verstummte beschämt.

So vergiengen vierzehn Tage, als ein Eilbote aus Paris ankam, der dem Grafen mehrere Briefe von seinem dortigen Geschäftsführer und seinem Hausverwalter brachte. Auch der Ritter erhielt mehrere Briefe, und entfernte sich, um diese zu lesen. Sie enthielten die Nachricht, daß Laon sich an den König ergeben habe und dieser nach Paris zurückgegangen sey, um mit dem Herzog von Lothringen Frieden zu schließen. Der Herzog von Mayenne war, wie man allgemein sagte, gleichfalls entschlossen, sich dem König zu unterwerfen. Die edle Herzogin von Guise war mit ihrer Tochter, der reizenden Prinzessin Luise, nach Paris gekommen, um für ihren Sohn die Gnade des Königs anzuflehen, der dem jungen Herzog von Guise auch die Erlaubniß ertheilte, sich ihm zu Füßen werfen zu dürfen, und ihn, statt mit Vorwürfen, mit Liebkosungen empfieng und mit der Benennung seines Neffen beehrte. Doch nicht nur der Herzog, sondern alle, die sich ihm jetzt reuevoll unterwarfen, sahen sich mit glei-

cher Großmuth von ihm aufgenommen und mit einem Vertrauen behandelt, wie es ſonſt nur der Lohn bewährter Treue zu ſeyn pflegt.

Dieſe Nachrichten waren zu wichtig, um ſie dem Grafen verſchweigen zu können, auf den ſie einen tiefen Eindruck machten und Serville benutzte dieſe Gelegenheit, in ihn zu dringen, daß auch er dieſen günſtigen Zeitpunkt benutzen ſolle, um eine ganz verlorne Sache aufzugeben und ſich mit dem König zu verſöhnen.

Saint-Dorval gehörte zu den Wenigen, die aus reinen Bewegungsgründen gegen Heinrich gekämpft hatten, weil ſie ſich verpflichtet glaubten, ihre Kirche und die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gegen ihn vertheidigen zu müſſen und die nur durch die Erkenntniß ihres Irrthums vermocht werden konnten, dieſem zu entſagen.

Auch jetzt konnte Servilles Beredſamkeit und die ſanfte Herzenswärme, mit der er Duldung und allgemeine chriſtliche Menſchenliebe, ohne Rückſicht auf den kirchlichen Glauben des Einzelnen pries, Saint-Dorval wohl erſchüt-

tern, aber doch zu keinem Schritt bewegen, der das Opfer festgewurzelter Vorurtheile forderte. Ich verehre Deine Gesinnungen, antwortete er ihm, ich bewundre Deine Tugenden und Deine Freundschaft ist mir, nächst der Liebe meines Kindes, das Theuerste auf der Welt; aber es giebt Gegenstände, über die wir ewig verschiedener Meinung seyn werden, so einig wir auch sonst im Geist und Herzen sind. Ich bin zu alt und zu gleichgültig gegen die Meinung der Menschen, um Grundsätzen entsagen zu mögen, die mit meinem Daseyn Eins geworden sind — ich besitze keinen Ehrgeiz, der nach Ehrenstellen und größerem Reichthum strebt und so fällt für mich jede Versuchung weg, meine Gesinnungen zu verläugnen. Laß es mich noch einmal wiederholen: Deine Freundschaft und die Liebe meiner Tochter sind mein Glück und ich wünsche mir durchaus kein andres, als mich ihrer still und ungetrübt für die wenigen Tage, die ich wahrscheinlich noch zu leben habe, erfreuen zu dürfen.

Er ließ sich hier von Heloisen nach seinem

Schlafzimmer führen, und bat dieſe dann, ihn zu verlaſſen, weil er ſchlafen wolle.

Die von Serville, in der eben geführten Unterhaltung, entwickelten Anſichten und Grundſätze ſtimmten zu ſehr mit Heloiſens Ueberzeugung und Gefühlen überein, um ſie nicht mit aller Macht der Sympathie zu ihm hinzuziehen. Sie beeilte ihre Rückkehr in das Zimmer, wo ſie ihn gelaſſen hatte und näherte ſich ihm zum Erſtenmale ohne die Schüchternheit, die ihr bis jetzt immer in ſeiner Gegenwart Zwang auferlegt hatte. Vergönnt mir, ſagte ſie mit lieblicher Anmuth, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte, Euch für den warmen Eifer zu danken, mit dem Ihr Euch eben für die Erfüllung meines innigſten Herzenswunſches verwandt habt, denn, wenn gleich unter blinden Eiferern erzogen, hat doch ihr Beiſpiel auf mich nur eine, ihren Lehren ganz entgegengeſetzte Wirkung gehabt; mein Herz hat mich in Gott den Vater aller Menſchen lieben gelehrt und meine Vernunft hat die Einfachheit der Wahrheiten erkannt, auf denen, unabhängig von der kirchlichen Form unſers Glau-

bens, das religiöse und sittliche Daseyn des Menschen, nach der Lehre und im Geiste des göttlichen Stifters unserer Religion, begründet ist.

Der Ritter konnte sich nicht enthalten, die Hand des wundersamen Wesens an seine Lippen zu drücken, das mit der Einfalt der holdesten Kindheit, die Reife ernsten Nachdenkens und klarer, selbstständiger Besonnenheit verband. Gewiß, meine holde Freundin, sagte er ihr, betrauren wir die furchtbaren Wirkungen des Partheigeistes und der Unduldsamkeit, wenn wir sehen, wie sie die Menge verblenden und sie oft zu blutigen Gräuelthaten verleiten — doch viel tiefer schmerzt es uns, wenn wir edle Menschen das Opfer einer ähnlichen Verblendung werden sehen. Kann es ein beklagenswürdigeres Beispiel von der Gewalt des Fanatismus geben, als diese Kluft, durch die er zwei so edle Menschen, wie es Euer Vater und der junge Montargis sind, feindlich von einander getrennt hält? Ihr würdet diese unglückselige Feindschaft eben so tief beklagen,

als ich, wenn Ihr Beide so genau kenntet, wie ich sie kenne.

Heloise senkte bewegt ihr nasses Auge zu Boden und schwieg, weil sie ihre tiefe Bewegung durch den Ton ihrer Stimme zu sehr zu verrathen fürchtete.

Was Montargis jetzt ist, fuhr der Ritter fort, war Euer Vater einst. Dieser besaß als Jüngling dieselbe unwiderstehliche Anmuth und adelige Freiheit der Sitte, die jenem alle Herzen gewinnt, und seine Seele glühete in derselben Begeisterung für alles Schöne, Große und Hohe, die der Grundton von Montargis Karakter ist. — Er hielt hier einen Augenblick inne und fügte dann, das Auge zu Heloisen erhebend, hinzu: der Brief, den ich erhalten habe, ist von Montargis und mit der ihm eigenen Beredsamkeit wahren und tiefen Gefühls geschrieben. Vielleicht wäre es Euch angenehm, seine Schreibart kennen zu lernen — hier ist er —

Zitternd und in schnellem Wechsel bald erbleichend, bald erröthend, nahm Heloise den Brief, ohne zu wissen, was sie that.

Behaltet ihn, sagte der Ritter leichthin, um ihn bei gehöriger Muße ganz nach Eurer Bequemlichkeit zu lesen. —

Nein, erwiderte Heloise, nach der Ueberlegung eines Augenblickes, und gab ihm das Blatt zurück — ich darf nicht — ich bin auch nicht neugierig — ich — — Er ist doch wohl, wie ich hoffe?

Er erwähnt seines Befindens nicht und ist nicht einmal so galant gewesen, sich nach dem seiner schönen Gefangenen zu erkundigen — aber Ihr werdet ihm diese Unterlassungssünde gewiß vergeben, wenn Ihr erfahrt, daß er lebhaften Antheil an der Genesung Eures Vaters nimmt.

Vielleicht läßt er mir die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß meine Gesundheit und mein Glück von dem Befinden meines Vaters abhängen und daß man von diesem keine Nachricht einziehen kann, ohne sie auch zugleich von dem meinigen zu erfragen. — Wo ist er jetzt?

In Paris.

Iſt er, fragte Heloiſe mit kaum hörbarer Stimme, ſchon verheirathet?

Hat er Euch mit ſeiner Verlobung ſelbſt bekannt gemacht?

Das Erſtaunen, das in dem Ton dieſer Frage lag, machte Heloiſen darauf aufmerkſam, daß ſie durch dieſe Erkundigung dem Scharfſinn des Ritters mehr verrathen hatte, als es ihr Wunſch geweſen war. Sie bejahete ſie daher ganz kurz.

Noch iſt er nicht verheirathet, erwiderte der Ritter, aber er wird es wahrſcheinlich in ſehr kurzer Zeit ſeyn. Die Prinzeſſin von Vaudemont liebt ihn ſeit Jahren; ein Zufall ſpielte ihr, noch ehe ſie ihn kannte, ein Bild von ihm in die Hände; ſeine Schönheit gewann ihm ihr Herz und da ſie mehrere Züge ſeines Karakters und ſeines Betragens erfuhr, die ſeinem Geiſt und ſeinem Herzen gleiche Ehre machten, glaubte ſie ſich ihrer Neigung für ihn unbeſorgt hingeben zu dürfen. Es gelang ihr, ihn aus dem Gefängniß zu befreien und bei dem romantiſchen Schwung ihrer Geſinnung und ihrer Empfindungen, prunkte ſie gewiſſermaßen mit dieſer

That und hatte ihrer Liebe für ihn kein Hehl mehr. Der König, der sich ihr für die Rettung seines Lieblings verpflichtet fühlte, interessirte sich für ihre Herzensangelegenheit und schlug den beiden Vätern eine Verbindung zwischen ihren Kindern vor, die beiden angenehm zu seyn schien und gegen die der junge Baron keine Einwendung haben konnte, wenn er gleich, wie ich glaube, die Liebe seiner schönen Braut mehr dankbar erkennt, als sie mit gleicher Innigkeit erwiedert. Sein Zartgefühl legt ihm Pflichten gegen ein liebenswürdiges, achtungswerthes Mädchen auf, das nicht Kraft genug besaß, der Welt die Leidenschaft zu verbergen, die sie für ihn schon zu einer Zeit empfand, wo sie nicht sicher seyn konnte, diese je erwiedert zu sehen und sich die Seine nennen zu können.

Ist sie schön und liebenswürdig?

Die Welt gesteht ihr wenigstens diese Vorzüge zu.

Heloise wagte keine neue Frage und stand auf, um unter irgend einem Vorwand das Zimmer zu verlassen. Der Ritter, dessen For-

ſcherblicke keine Bewegung ihrer Seele entgangen war, machte auch keinen Verſuch, ſie zurückzuhalten; doch von dieſer Stunde an entſpann ſich zwiſchen beiden ein trauliches Verhältniß, und Serville, der mit Freuden die Veränderung in Heloiſens Betragen gegen ſich bemerkte, begann nun auch ſeinerſeits mit heitrer Unbefangenheit die Annehmlichkeiten ſeiner geſellſchaftlichen Talente und den Reichthum ſeines Geiſtes und ſeiner Seele vor ihr zu entfalten. In einſamen Stunden ſprach er mit ihr, was er früher nie gethan hatte, von ſeiner unglücklichen Roſalie und ſie weinten der Verlornen vereint manche Thräne. War aber der Graf gegenwärtig, ſo boten beide alles auf, ihn zu erheitern und Serville wußte dann, auf höchſt liebenswürdige, zartehrende Weiſe, Heloiſen geltend zu machen und ſie täglich in der Achtung ihres Vaters höher zu heben, indem er ihr Gelegenheit verſchaffte, ihre vielſeitige Liebenswürdigkeit und ihren ausgezeichneten Geiſt zu zeigen. Heloiſens Bewunderung für ihn ſtieg mit jedem Tage und ihr Vater bemerkte mit der innigſten Freude, wie durch

gleiche Liebe zu dem Guten und Schönen mit einander verbunden, die Achtung und Zuneigung, die Serville und Heloiſe für einander empfanden, immer inniger und herzlicher zu werden ſchien.

Sobald der Graf die Feder zu führen vermochte, ſchrieb er an die Aebtiſſin des Kloſters, in dem Heloiſe erzogen war, und ſandte ihr für dieſes eine beträchtliche Summe, zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit. Er verband zugleich die Bitte damit, ihm einen ausführlichen Bericht von allen, ſich auf Heloiſens Aufnahme in das Kloſter beziehenden Umſtänden zukommen zu laſſen. Auch ſchrieben er und Heloiſe beide an die Gräfin von Montmorell, um ihr zu danken und Heloiſe, die ſich mit lebhafter Theilnahme aller ihrer früheren Bekannten erinnerte, und ſie an ihrem jetzigen Glück Theil nehmen zu laſſen wünſchte, ſandte dem alten Haushofmeiſter Ambroſius gleichfalls eine Summe, um ſie mit den andern Dienſtboten im Schloſſe zu theilen und ſie alle mit herzlicher Freundlichkeit von ihr zu grüßen. An Theodor ſandte ſie ein koſtbares Geſchenk und

ſo auch der Aebtiſſin ein diamantnes Kreuz und allen Nonnen kleinere, aber mit Geſchmack und Einſicht gewählte Andenken. Nach einigen Tagen kam der mit dieſen Briefen und Geſchenken abgeſandte Bote zurück und brachte die nach Schloß Montmorell beſtimmten Briefe uneröffnet wieder mit. Der Krieg hatte in der Gegend deſſelben mehr und mehr gewüthet; das Schloß war abwechſelnd, bald von der einen, bald von der andern Parthei beſetzt worden und die Gräfin hatte ſich genöthigt geſehen, es zu verlaſſen. Sie war mit dem Pater Ambroſius nach Holland gegangen, um dort ihre Geſchichte der Kreuzzüge drucken zu laſſen und der Bote hatte im Schloſſe nur einen Landmann vorgefunden, der es mit ſeiner Frau, während der Abweſenheit der Gebieterin bewohnte. Von der Aebtiſſin erhielt der Graf einen kalten und ſehr förmlichen Brief, in welchem ſie ihm und Heloiſen freilich Glück wünſchte, ſich aber auch viele Winke und Anſpielungen auf die Nichtigkeit alles Erdenglücks und die Gefahren der Welt erlaubte, die Heloiſe dem Kloſterleben vorgezogen hatte. Sie

meldete ihm genau das Jahr, den Tag und die Stunde, wo Heloiſe an der Kloſterpforte gefunden worden war, vermochte ihm aber keine andre Umſtände mitzutheilen, als die ihm ſchon bekannten. Von den Nonnen erhielt Heloiſe dagegen eine Menge Zettelchen voll Zuſicherungen ihrer Liebe und ihres Dankes, und von all den kleinen Gaben begleitet, welche ihre Kunſtfertigkeit zu liefern vermochte.

* * *

Saint-Dorvals Wunden heilten, aber ſeine Geſundheit war ſo erſchüttert, daß der Arzt eine auszehrende Krankheit für ihn zu fürchten begann und ihm daher vorſchlug, ſtatt nach ſeinem Schloſſe, nach Italien zu gehen, deſſen mildere Luft ihm wohl thun werde. Der Graf ergriff dieſen Vorſchlag mit großer Lebhaftigkeit, verſicherte, daß er ſich vollkommen im Stande fühle, dieſe Reiſe zu unternehmen und daß der Gedanke, die Gegenden wiederzuſehen, wo er allein das Glück des Lebens und der Liebe empfunden habe, ihn ſchon mit neuer Kraft beſeele.

Serville rieth ihm nach Calabrien zu gehen, wo einer seiner Freunde ein Landhaus besaß, das er ihnen gern für die Zeit ihres dortigen Aufenthalts einräumen werde; doch der Graf drang darauf, nach Villa Fiora zu reisen und der Ritter und Heloise mußten nachgeben, weil sie es einsahen, daß jeder längere Widerstand vergeblich seyn würde. Es wurde beschlossen, daß sie in kleinen Tagereisen bis Lyon, und von dort die Rhone hinunter zu Wasser nach Marseille gehen wollten.

Wie oft hatte Heloisens Phantasie, wie oft Wunsch und Sehnsucht sie nach Italien, nach diesem schönen, der Geschichte, der Kunst und der Schönheit gleich heiligen Wunderlande hingezaubert und doch füllte jetzt tiefe Wehmuth ihre Seele, als sie von ihrem Vaterlande scheiden sollte. Auf Frankreichs Boden lebte Montargis und so großsinnig Heloise auch ihr Herz beherrschte, statt sich der Gewalt der Leidenschaft unterwürfig hinzugeben, so liebte sie deshalb nicht minder treu und wahr, und mit einem Schmerze, der ihr selbst nicht klar wurde, dachte sie daran sich so weit von ihm ent-

fernen zu ſollen. Was weine ich denn? fragte ſie ſich oft in ſtiller Einſamkeit. — Werde ich ihm, er mir, nicht eben ſo nahe ſeyn, wenn Meere und Länder zwiſchen uns liegen, als jetzt, wo uns nicht die Ferne, ſondern das Schickſal unwiderruflich von einander geſchieden hat? Empfindungen allein einen und trennen die Herzen, Gedanken die Seelen, und welche Erdenmacht vermag da ſcheidend zwiſchen uns einzutreten? — So fragte ſie ſich oft; aber dieſe Gewißheit, ihr eigenſtes innerſtes Leben ewig in der innigſten Gemeinſchaft mit dem Geliebten fortzuleben, brachte ihr doch keinen Troſt, und mit tauſend heimlich geweinten Thränen verließ ſie Labâtie.

Der Graf ertrug die Reiſe nach Lyon beſſer, als man es zu hoffen gewagt hatte und auch Heloiſen gab der Wechſel der Gegenſtände und die Freude an den ſchönen Gegenden, durch die ſie ihr Weg führte, die ganze Energie ihres Geiſtes und mit ihr die Fähigkeit der vielſeitigſten Auffaſſungsgabe und ihre jugendliche Heiterkeit zurück. Sie war eine ächt poetiſche Natur und ſah das Leben und die Welt,

die ihr beide noch gleich neu waren, nur im schönsten Rosenlicht einer frischen, kräftigen Begeisterung; der innerste Grundton ihres Wesens war die Verherrlichung der Natur und des Lebens durch Liebe und Poesie.

In tiefer Einsamkeit erzogen, hatte sie bis jetzt nur Dörfer, Hütten und einzelne Schlösser gesehen und der Anblick von Lyon, der ersten großen Stadt, die sie sah, machte einen tiefen Eindruck auf sie, nicht als todte Häusermasse, sondern als der Mittelpunkt eines lebhaften Menschenverkehrs, wo sich auch der Kunstgeist in den mannigfaltigsten Erscheinungen offenbarte. Sie besuchte mit dem Ritter die prachtvollen Ruinen des Amphitheaters, die von der versunkenen Herrlichkeit der Römer und ihrer Zeit zeugen und während sie den hohen Ernst bewunderte, durch den der gothische Styl, in dem die Cathedrale erbaut ist, zu dem Styl der Baukunst jener früheren Jahrhunderte einen so auffallenden Gegensatz bildet, erfreuete sie sich auch an den zierlichen Palästen der reichen und vornehmen Bewohner, die der Gegenwart angehörten.

Saint-Dorval blieb zwei Tage in Lyon, um sich mit allem zu versehen, was seine Bequemlichkeit zu der Fortsetzung seiner Reise erforderte und Heloise, die hier zum Erstenmal Putz- und Waarenhandlungen sah, fand großes Vergnügen daran, sie zu besuchen und vieles für sich einzukaufen. Ihr Vater, der kein andres Glück mehr kannte als das, alle ihre Wünsche zu befriedigen, lächelte froh, wenn sie ihren Einkauf vor ihm ausbreitete und sich daran ergötzend, ihm die Schönheit desselben pries und setzte sie durch seine Freigebigkeit in den Stand, ihre mädchenhafte Neigung zu Putz und Schmuck in reichem Maas zu befriedigen. Am dritten Tage schifften sie sich auf einer für sie gemietheten Barke bei Sonnenaufgang ein. Ein günstiger Wind schwellte die Segel, aber Heloise, welche die kühle Frische desselben für ihren Vater fürchtete, bat ihn, sich in die Cajüte zu begeben. Er verweigerte dies, weil er sich, seinem Gefühl nach, durch diesen Wind vorzüglich erfrischt und gestärkt fühlte und der Ritter beruhigte sie durch die Versicherung, daß dieser Wind schon von den Alten für so

heilsam gehalten worden sey, daß der Kaiser Augustus ihm zu Ehren einen Altar errichten ließ.

Der Ritter entfaltete während dieser Fahrt einen seltenen Reichthum von Kenntnissen, als Mineralog, Botaniker und Historiker und der Reiz seiner gehaltvollen Unterhaltung gewann ihm mehr und mehr Heloisens Zuneigung und mit ihrer Hochachtung auch ihr Vertrauen. Sie landeten am ersten Abend in Romans, um hier die Nacht zuzubringen. Der folgende Tag war einer jener schönen himmelblauen, mildwarmen Tage, die uns mit einem erneuten, freudigen Gefühl des Daseyns beseelen und deren Stille uns so gern in jene wonnevolle Träumerei versenkt, deren namenloses, ideales Glück jede Freude des wirklichen Daseyns aufwiegt. Heloise zog ihre Schreibtafel hervor, um ihre Empfindungen in einem Gedicht, das ihr warm aus der vollen Seele entquoll, niederzuschreiben und konnte es nicht verhindern, daß ihr Vater und der Ritter dadurch mit einem Talent bekannt wurden, dessen sich beide mit gleicher Liebe erfreueten und es.

für eine vom Himmel ſelbſt ertheilte Weihe zarterer Naturen hielten, die dieſen eine höhere Welt aufſchließt, ihnen die Offenbarungen derſelben verſtändlicher und die Ahnungen der Liebe, die das Weltall trägt und hält, klarer macht.

Das Fahrzeug glitt ſchnell den ſilberhellen Fluß hinunter, an deſſen Ufern ſich nun allmälig die reizenden Gefilde der Provence ausbreiteten, die Heloiſe mit innigem Gefühl, mit tiefer Bewegung begrüßte. Man begreift es, ſagte ſie zu dem Ritter, beim Anblick dieſer zaubervollen Gegend, wie die Griechen einſt ihr ſchönes Land verließen, um dieſe Gegend in Beſitz zu nehmen und daß ſpäter die Araber aus Iberien nach Frankreich wanderten, um ſich in den entzückenden Thälern von Languedoc anzuſiedeln.

Die Ungeduld des Grafen, bald nach Italien zu kommen, ſtieg mit jeder Stunde, und er ſchlug es aus, in Avignon zu landen, weil er fürchtete, der Ritter und Heloiſe könnten dann in ihn dringen, das Schloß Saint-Dorval, das nur wenig Stunden von dieſer Stadt entfernt lag, zu beſuchen und er dieſe Verzö-

gerung der Fortsetzung seiner Reise vermeiden wollte. Es war so warm, daß man in dem herrlichen Vollmondschein die Fahrt bis Tarascon fortzusetzen beschloß. Der Graf schien, in seinen langen Reisemantel eingehüllt, in leichten Schlummer zu versinken; auch Serville schwieg und Heloisens ganze Seele flog auf den Fittigen wehmuthsvoller Sehnsucht zu dem fernen Geliebten hin. Jede reine Freude, jede Weihestunde des höheren Lebens mußte sie an ihn erinnern. Nur seine Seele begegnete der ihrigen in jedem vollerem Herzensschlage des Daseyns! Serville war ein edler, hoch gebildeter Mann, aber seine Jahre und sein Schicksal hatten ihn zur Ruhe freundlicher Betrachtung geführt — jener jugendliche Enthusiasmus, der in der reinsten Sehnsucht aufflammend, nur in der ungetheilten Hingabe an Ein Gefühl Vollgenuß des Daseyns ahnet und sucht, loderte nur in Montargis Herzen und eben darum mußte Heloise sich ewig sein fühlen und ewig um ihn trauern, wenn sie gleich den Geliebten und sich in ihm zu hoch ehrte,

um dieſer Liebe mit dem Glück, auch den Gehalt ihres Lebens anzuvertrauen. —

Die Glocke eines benachbarten Kloſters ſchlug ſchon Mitternacht, als die Barke an den Wällen des alten Schloſſes der Stadt Tarascon anlegte, wo unſre Reiſenden die Nacht bleiben wollten. Der Graf fühlte ſich aber am Morgen ſo angegriffen und krank, daß er auf Heloiſens Bitte hier einen Tag zu raſten beſchloß. Sie brachte dieſen in ſeinem Zimmer zu, wo ſie, gemeinſchaftlich mit dem Ritter alles aufbot, ihn zu erheitern und erſt gegen Abend verließ ſie ihn, um mit Serville die Ruinen des Tempels zu beſuchen, der in der Nähe von Tarascon dem Marius, zum Andenken ſeines Sieges über die Cimbrier, errichtet worden war.

Der milde Glanz des Abendrothes beleuchtete auf der Rückkehr ihren Pfad. Sie begegneten vielen von der Arbeit heimkehrenden Landleuten und ergötzten ſich an dem freudigen Leben, an dem Geſang und dem heitern Scherz, von dem alle dieſe Gruppen beſeelt zu ſeyn ſchienen, als Heloiſe plötzlich von einer ihr

nicht fremden Stimme eine alte Ballade singen hörte, die sie früher in Montmorell von einer der Kammerfrauen der Gräfin zu oft gehört hatte, um sie nicht gleich wieder zu erkennen. Ueberrascht blieb sie stehen und erblickte ein Frauenzimmer, die mit ihrem Spinnrad unter einem Baume vor der Thür einer nahen Hütte saß und unstreitig die Sängerin war. Heloise eilte auf sie zu; die Spinnerin sah auf und in demselben Augenblick lag sie auch schon mit einem Freudeschrei in ihren Armen. Es war Beatrix, die erste Kammerdienerin der Gräfin, die Heloisen in ihren ehmaligen abhängigen Verhältnissen, stets eben soviel Ehrfurcht und Liebe gezeigt hatte, wie sie ihr als Tochter des Grafen Saint-Dorval nur immer zu beweisen vermocht hätte.

Großer Gott! rief Beatrix, als sie endlich vor Freude und Bewegung zu reden vermochte, wer hätte das gedacht, daß ich unsre junge Klosternovize hier in der Provence wiedersehen sollte! Wahrscheinlich seyd Ihr jetzt die Gemahlin dieses edlen Herrn?

Sie verneigte sich hier tief vor dem Ritter,

doch ihr Blick kehrte augenblicklich zu Heloiſen zurück. Wie viel ſchöner ſeyd Ihr noch geworden! fuhr ſie fort, und wie Ihr geputzt ſeyd! Welch ein prächtiges Kleid! welche koſtbare Spitzen! Die Gräfin Magdalena hatte keine, die dieſen gleichkommen! Aber ich muß Euch ſagen, daß mir das alles in der Nacht Eurer Abreiſe geträumt hat; ich ſah Euch —

Sagt mir lieber, meine gute Beatrix, unterbrach ſie Heloiſe, die ſchon von ehmaligen Zeiten her, ihr Talent Träume zu erzählen kannte, wie Ihr in dieſe von Montmorell ſo weit entlegene Gegend gekommen ſeyd.

Ach, gnädige Frau, nach Eurer Abreiſe konnte es kein Menſch länger im Schloſſe aushalten. Die Mehrſten von uns glaubten, Euer Schutzheiliger ſey Euch zu Eurer uns allen unerklärlichen Flucht, behülflich geweſen und die Kloſterfrauen, die Euch ja ſeit Eurer Kindheit für einen auserwählten Liebling des heiligen Dominikus gehalten hatten, widerſprachen dieſer Meinung nicht; aber die Gräfin wüthete, Pater Anſelmus ſchüttelte den Kopf und ſchlug das Kreuz — die Armen weinten und

der alte Ambrosius meinte gar, Ihr könntet in dem Teich verunglückt seyn, an dessen Rande Ihr immer, unter den Maulbeerbäumen zu sizzen und zu lesen pflegtet und wo man, seit Eurem Verschwinden alle Nacht ein seltsames Geräusch hörte. Aber das war noch nicht alles; zwei Tage nach Eurer Flucht verschwand auch Theodor, der Papagey der Gräfin starb, der meinige brach das Bein und Bernardin, die einzige Mannsperson in dem alten großen Schlosse, mit der man eine Courante tanzen konnte, wurde verabschiedet. Nach allen diesen Begebenheiten wurde es mir unmöglich, es länger im Schlosse auszuhalten; der alte Gärtner des Klosters, der mich, wie Ihr wißt, erzogen und dann bei der Gräfin in Dienst gebracht hatte, wollte nach der Provence in seine Heimath zurückgehen und ich bat ihn, mich zur Führung seines kleinen Haushalts mitzunehmen — er that dies gern und kaufte sich, sobald wir hier angekommen waren, diese Hütte und eine kleine Anpflanzung von Oelbäumen; allein die lange Reise und der Gram bei seiner Heimkehr alle seine Jugendfreunde

und Verwandten todt zu finden, zehrten ſein Bischen Lebenskraft ſchnell auf und wir haben ihn vor acht Tagen begraben.

Sie verhüllte hier ihr Geſicht weinend in ihre Schürze.

In welcher Lage biſt du denn jetzt, arme Beatrix? fragte Heloiſe theilnehmend.

In gar keiner! das Bischen Geld, was der gute Alte beſaß, hat er zum Ankauf dieſer Hütte und zu ſeiner Einrichtung verwandt. Es war ſein Wunſch, daß ich das alles behalten ſollte, aber er hatte kaum die Augen geſchloſſen, als auch ſchon ein Neffe, ein recht garſtiger Menſch, erſchien, der ſeinen ganzen Nachlaß in Beſitz nahm und mir alle Tage droht, mich aus dem Hauſe werfen zu wollen, wenn ich es nicht bald von ſelbſt verließe. Mein Vorſatz iſt, in dieſen Tagen nach Tarascon zu gehen und dort bei einer Tapetenſtikerei Dienſte zu ſuchen, da ich, wie Ihr wißt, eine geübte Stickerin bin — aber wenn mir dieſe Hoffnung fehlſchlägt, weiß ich wahrlich nicht, was aus mir werden ſoll. —

Komm zu mir, ſagte Heloiſe lebhaft; ich

habe meinen Vater, den Grafen Saint-Dorval wiedergefunden, und dieser ist so gut, so liebevoll gegen mich, daß er mir keine Bitte versagt, keinen meiner Wünsche unerfüllt läßt. Wir sind auf dem Wege nach Italien und wenn du dich entschließen kannst, Frankreich zu verlassen, so wird deine Mitreise gewiß keine Schwierigkeit finden.

Beatrix tanzte laut jubelnd umher und küßte Heloisens Hände. Gleich jetzt kann ich mitgehen, rief sie, aber was soll ich auf der Reise anziehen und wo soll ich mit meinen übrigen Kleidern bleiben?

Der Ritter schlug sich hier in's Mittel und erbot sich, Beatrix am andern Morgen so früh abholen zu lassen, daß sie noch vor ihrer Abreise bei ihnen in Tarascon eintreffen könne. Dies Anerbieten wurde von Beiden mit Dank angenommen und als Heloise bei ihrer Rückkehr nach Tarascon ihrem Vater ihr Zusammentreffen mit Beatrix erzählte, und schmeichelnd um die Erlaubniß bat, sie zu sich nehmen zu dürfen, ertheilte er ihr diese mit herzlicher Bereitwilligkeit.

Beatrix traf am andern Morgen zur rechten Zeit mit ihrem Gepäcke ein und unsre Reisenden schifften sich nach Arles ein, wo sie die Nacht blieben und von dort am folgenden Tage zu Lande nach Marseille giengen. Diese Stadt war Rosaliens Geburtsort — hier hatte Serville sie kennen gelernt, hier mit ihr die unvergeßlichen Tage der ersten Liebe verlebt! — Welche Erinnerungen stürmten hier auf ihn ein! Heloise las in seinen edlen Zügen, wie tief, wie schmerzlich sie ihn bewegten und bewunderte die Kraft und die Seelenstärke, mit der er Empfindungen zu beherrschen wußte, denen ein alltäglicher Mensch sich unbedingt hingegeben haben würde, ohne Rücksicht auf den Eindruck, den sein Kummer auf den kranken Freund machen mußte, der der Aufheiterung so sehr bedurfte.

Sie kamen so zeitig in Marseille an, daß der Ritter seiner jungen Freundin vorschlagen konnte, noch vor dem Abendessen einen Spaziergang mit ihm zu machen. Er führte sie nach dem Hafen und Heloise, der die Natur für ihre Schönheiten das Auge eines Land-

ſchaftsmalers, die Phantaſie eines Dichters und das Herz eines frommen, rein und tiefſühlenden Mädchens gegeben hatte, faßte den Zauber dieſer Gegenden mit dem innigſten Entzücken auf und erfreuete ihren Vater bei der Rückkehr durch ihre lebendige Beſchreibung deſſelben. Ihr Geiſt, der ſich im Umgang mit ihm und Serville täglich reicher und glänzender entfaltete, ihre Schönheit und ihre unwiderſtehliche, alle Herzen feſſelnde Anmuth, befriedigten den Stolz ſeines Vaterherzens, während der Adel ihrer Seele und die Kindlichkeit ihres Gemüths ſeine Liebe für ſie mehr und mehr erhöheten. Er ſchlug ihr und Serville bei der Abendmahlzeit vor, einen Tag in Marſeille zu bleiben, damit Heloiſe die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt beſehen könne, und ſie nahm dankbar ein Anerbieten an, welches ſie bei ſeiner großen Sehnſucht in Villa Fiora zu ſeyn, als ein Opfer erkannte, das er ihr brachte und welches ihr um ſo willkommener war, da es ihm die Raſt ſicherte, die er ſich ſonſt nicht vergönnt haben würde.

* * *

Als sie am Morgen noch beim Frühstückstische saßen, trat der Wirth herein und bat den Grafen einen Blick auf den Ring zu werfen, den er ihm überreichte, und ihm sein Urtheil über den Werth desselben zu sagen, da es ihm wichtig sey, diesen zu erfahren und er ihn selber durchaus nicht zu beurtheilen verstehe.

Es war ein mit Rubinen eingefaßter Solitair und die Steine so ausgezeichnet schön, daß der Graf ihn seiner Tochter und Serville hinreichte, um ihn zu bewundern. Kaum aber hatte Heloise einen Blick darauf geworfen, als sie in ihm den Ring erkannte, den sie von Stephanin erhalten hatte und sie erzählte ihrem Vater, wie er ihr im schwarzen Schlosse geraubt worden war.

Auch Serville erkannte jetzt diesen Ring; seine Geliebte hatte ihn einst von ihrer sterbenden Mutter zum Andenken erhalten — er trug die, von ihm selbst dem Reifen eingegrabenen Anfangsbuchstaben ihres Namens und er drückte ihn mit nassen Augen an seine Lippen.

Der Wirth erzählte nun auf genaueres Be-

fragen, er gehöre einem Reisenden, der vor ungefähr acht Tagen in der Nacht in seinem Wirthshause angekommen sey; dieser Mann war Willens gewesen, sich in Marseille einzuschiffen, um nach Spanien zu gehen, allein er war wenige Stunden vor der Stadt von Räubern angefallen, die ihn verwundet und ausgeplündert hatten. Der Wundarzt, den man zum Verband seiner Wunden herbeiholte, erklärte diese für gefährlich; auch sey er von Tag zu Tag kränker und schwächer geworden und habe daher dem Wirth, der sich wegen seiner Bezahlung besorgt zeigte, den Ring gegeben, um ihn zu verkaufen und ihn durch die dafür zu empfangende Summe sicher zu stellen.

Wollen wir nicht selbst zu ihm gehen, um uns zu erkundigen, wie er zu dem Besitz dieses Ringes gekommen ist? fragte der Graf.

Der Ritter stimmte ihm bei und auch Heloise bat beide Männer begleiten zu dürfen, da man von dem Wirth erfuhr, der Kranke habe, der großen Hitze wegen, das Bette verlassen und liege auf einer, nah am Fenster stehenden Ruhebank.

Hier ist der Graf Saint-Dorval mit seiner Tochter, sagte der Wirth beim Eintritt in das Zimmer des Kranken, und der Ritter von Serville, die Euch besuchen wollen.

Erschrocken fuhr der Kranke in die Höhe; das Crucifix, das er in der Hand hielt, entsank ihm, Todesblässe ergoß sich über alle seine Züge er fiel ohnmächtig zurück — der Graf und der Ritter, die hierin nur einen Beweis seiner großen Schwäche sahen, eilten auf ihn zu, und Heloise bog sich über ihn, ihm die Schläfen mit geistigem Wasser zu reiben.

Es ist der Soldat aus dem schwarzen Schlosse, der mir den Ring nahm! rief sie überrascht.

Barmherziger Gott, es ist Stephano! rief der Graf.

Wie, der Diener Deines Vaters, den Du in Villa Fiora in Deine Dienste nahmst? fragte Serville.

Der Kranke schlug hier die Augen auf, blickte wild um sich her und starrte dann den Grafen an. Ja, sagte er, ich erkenne Euch,

Ihr seyd der Graf Saint-Dorval, es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.

Der Graf wandte hier erschüttert sein Gesicht weg. Als Anführer von Juliens Leichenzug hatte er Stephano zum Letztenmal gesehen, denn am folgenden Tage war er aus Villa Fiora verschwunden, ohne daß man je zu erfahren vermochte, was aus ihm geworden sey.

Heloise, die furchtsam einige Schritte zurückgewichen war, als sie in dem Kranken jenen Soldaten aus dem schwarzen Schlosse erkannt hatte, näherte sich jetzt ihrem Vater, als sie ihn so bewegt sah, und faßte zärtlich schmeichelnd seine Hand. Der Kranke, der sie jetzt erst erblickte, schrie vor Entsetzen laut auf und verhüllte das Gesicht in seinem Mantel.

Wovor erschrickst Du, Stephano? sagte der Ritter, Du bist hier unter lauter Freunden, die Dir nützlich zu werden wünschen.

Sagt mir, murmelte der Spanier dumpf, seit wenn hat sich das Grab für diese Todte geöffnet? — ich habe sie sterben, ich habe sie begraben sehen — der Gram um ihr geraubtes Kind tödtete sie — aber sie darf mich nicht

zur Rechenſchaft fordern — ich habe ja ihr Kind dadurch vor ewiger Verdammniß gerettet.

Serville und der Graf ſahen, daß er durch Heloiſens Aehnlichkeit mit ihrer Mutter getäuſcht, dieſe vor ſich zu ſehen wähne und wenn ſie ihn gleich von Fieberträumen befangen glaubten, ſo machte doch die Aeußerung, daß er die Seele des Kindes gerettet habe, Serville aufmerkſam. Dieſe junge Dame, ſagte er ihm, iſt nicht die Gemahlin, ſondern die Tochter des Grafen von Saint-Dorval — wie kann ſie Euch aber die Rettung ihrer Seele zu verdanken haben?

Stephano richtete ſich hier auf und betrachtete, auf ſeinen Arm geſtützt, Heloiſe lange mit ſchweigendem Erſtaunen. Ja, rief er endlich, kein Zweifel, ſie iſts! Wie gleicht ſie ihrer Mutter! Wer hätte das gedacht, als ich ſie einſt in meinen Armen davon trug —

Du alſo, rief der Graf in furchtbarem Ton, Du alſo warſt es, der mir mein Kind raubte, und ſeine Mutter ins Grab ſtieß!

Ihr werdet von mir auf keine Eurer Fragen Antwort erhalten, ſagte der Spa-

nier kaltblütig, bis ich weiß, wie lange ſie in dem Kloſter meines Schutzpatrons geblieben iſt und zu welchem Glauben ſie ſich bekennt.

Erſt vor zwei Monaten habe ich ſie wiedergefunden, antwortete der Graf, und ſie an ihrer Aehnlichkeit mit meiner verſtorbenen Gemahlin, an dem Maal unter dem Schlafe und an dem kleinen Kreuz, das ſie um den Hals trug, erkannt. Bis zu dieſem Zeitpunkt war ſie eine Novize des Kloſters und ſie bekennt ſich zu unſrer allerheiligſten, römiſch-katholiſchen Kirche.

Gott und der heiligen Jungfrau ſey Dank! rief Stephano, nun kann ich im Frieden ſterben, denn durch die Errettung dieſer Seele habe ich mir die Seeligkeit erworben.

Erſchöpft ſank er hier auf ſein Lager zurück und der Graf fürchtete ſchon, daß der Tod des düſtern Schwärmers ihm das einzige Mittel geraubt habe, das Geheimniß, welches auf dem Raube ſeines Kindes ruhete, zu enthüllen. Er war ängſtlich um Stephano bemüht. Wenn Du auf die Verzeihung des allmächtigen Gottes für all' den unſäglichen Jammer hoffeſt, den

Du über mich gebracht haſt, ſagte er ihm, ſobald Stephano die Augen wieder aufſchlug, ſo entdecke mir, warum Du mir mein Kind raubteſt.

Ich habe keine Urſache, die Bewegungsgründe einer That zu verläugnen, die mir die Pforten des Paradieſes öffnet, antwortete er. Ich war noch ſehr jung, als Euer Vater mich aus Spanien mit nach Frankreich nahm; er behielt mich bei ſich, ich hieß ſein Kammerdiener, aber ich war mehr ſein Vertrauter, als ſein Diener. Als Ihr Euch verheirathetet, theilte ich ſeinen Schmerz und ſeinen Unwillen. „Hätte er eine Bettlerin geheirathet, ſagte er mir oft, ich hätte ihm verzeihen können — aber eine Ketzerin, die Mündel, die Braut eines Montargis zu heirathen — und dieſen dadurch mit allen Gütern der Entführten zu bereichern — nein, das kann, das werde ich ihm nie verzeihen!“ — Einige Monate nach Eurer Flucht verließen wir Paris und giengen nach Saint-Dorval; hier ließ mich der Graf eines Morgens in ſein Kabinet rufen. Die Gemahlin meines Sohnes, ſagte er mir, erwartet in

kurzer Zeit ihre Entbindung, aber ich bin fest entſchloſſen, keine ketzeriſche Brut unter meinen Nachkommen zu dulden. Sie iſt eine eifrige Hugenottin, ihr Vater war ein höchſt gefährlicher Feind der Ligue; man weiß alſo was man von ihr zu erwarten hat, wenn mein Sohn ihr die Erziehung der Kinder überläßt und da ſie eben ſo klug als ſchön iſt, wird es ihr nicht ſchwer werden, ſich der Leitung derſelben zu bevollmächtigen. Willſt Du mir nun zu dem frommen Werk behülflich ſeyn, die Seelen meiner Nachkommen vom ewigen Verderben zu retten? — Ich ſchwur dem alten Herrn einen hohen Eid, alles getreulich auszurichten, was er mir auftragen werde, und ich erhielt von ihm die Weiſung nach Italien zu gehen und von Euch die Aufnahme in Euren Dienſt unter dem Vorgeben zu erbitten, daß ich mich mit Eurem Vater überworfen habe und von ihm in Zorn und Unwillen entlaſſen worden ſey. Eine Gelegenheit mich des neugebornen Kindes zu bemächtigen, mußte ſich dann leicht finden und Sebaſtian, mein Landsmann, deſſen Ihr Euch

vielleicht auch noch erinnert, ſollte mich nach Italien begleiten und ſich heimlich in der Gegend von Villa Fiora aufhalten, damit ich ihm das Kind übergeben könne, welches er den Auftrag hatte, nach Frankreich zu bringen und es dort, als ein Findelkind, vor der Pforte eines Kloſters auszuſetzen. Hier ſollte es unerkannt bis zum achtzehnten Jahre bleiben und dann erſt wollte es der Graf anerkennen und zu ſeinem Erben erklären. Reichlich mit Gelde verſehen, trat ich meine Reiſe an; es gelang mir in Eurem Dienſt aufgenommen zu werden, und Eure, bald nach der Niederkunft Eurer Gemahlin erfolgende Abreiſe nach Frankreich, erleichterte mir die Ausführung meines Plans. Vermummt überfielen Sebaſtian und ich eines Abends die Amme bei ihrer Rückkehr von einem Spatziergang, ſchleppten ſie tiefer in das Gehölz und während Sebaſtian die Amme, der wir gleich anfänglich den Mund verſtopft hatten, an einen Baum band, eilte ich mit dem Kinde nach ſeiner Hütte. Er kam mir bald nach und unſre im Voraus getroffenen Anſtalten, begünſtigten ſeine Flucht mit der Kleinen,

die er, der erhaltenen Anweiſung zufolge, nach dem Kloſter der Dominikanerinnen brachte und dann von dort mit einem Briefe nach Saint-Dorval eilte, um ſich die von Eurem Vater ihm verheißene Belohnung abzuholen. Bei meiner Rückkehr nach der Villa fand ich hier alles in der größten Angſt und Beſtürzung — doch Ihr wißt ja, was ſich nun dort begab. Nie hatte ich geahnet, daß der Gram der gnädigen Frau um den Verluſt ihres Kindes ſie tödten würde, und wenn ich gleich nicht bereuen konnte, was ich zur Ehre unſrer allerheiligſten Kirche und zur Rettung der Seele Eures Kindes gethan hatte, ſo konnte ich doch, als Ihr ankamet, den Anblick Eurer Verzweiflung nicht ertragen; ich entfloh noch in der nämlichen Nacht aus der Villa und eilte nach Saint-Dorval, um die mir verſprochene Belohnung in Empfang zu nehmen und dann in mein Vaterland zurückzukehren. Wie groß aber war meine Beſtürzung, als ich erfuhr, der alte Graf lebe nicht mehr! Die Verwirrung, ja die furchtbare Zerrüttung, in der alles bei Eurer Ankunft in Villa Fiora war, hatte mich

verhindert dieſen Todesfall früher zu erfahren. So kam ich um den mir zugeſagten reichen Lohn und war unſchlüſſig, was ich nun unternehmen wolle, als mich der Zufall mit Sebaſtian zuſammenführte, der, da er um des Kindes willen kleine Tagereiſen hatte machen müſſen, erſt nach mir in Saint-Dorval eintraf. Der Tod des Grafen machte ihn erröthend; er drohete mir, Euch alles entdecken zu wollen — ich wurde nun auch hitzig, von Worten kam es zwiſchen uns zu Thätlichkeiten und er ſank todt zu meinen Füßen nieder. — Die Furcht vor der Entdeckung dieſer That bewog mich Frankreich zu verlaſſen, ich gieng nach Spanien zurück. —

Hier hielt Stephano ein. In Saint-Dorvals Zügen las man den Kampf der zornigen Empörung gegen den Urheber ſeines Unglücks, mit der Menſchlichkeit, die ihm verbot, die letzten Stunden eines Sterbenden noch durch ſeine Vorwürfe ſchwerer zu machen. Heloiſe warf ſich in ſeine Arme und ſuchte durch ihre Liebkoſungen die heftige Bewegung zu beſänftigen, in der ſie ihn ſah, während Serville den Kran-

ken fragte, ob er nicht in der letzten Zeit im Heer des Königs von Frankreich gedient habe?

Eine schwache Röthe färbte hier die bleichen Wangen des Spaniers. Ja, antwortete er düster, doch nur die Nothwendigkeit konnte mich zu diesem, allen meinen Grundsätzen und Empfindungen widerstreitenden Schritt bewegen. Nach einer sechszehnjährigen Entfernung kam ich mit den, von dem Grafen von Mannsfeld befehligten spanischen Truppen, wieder in dies Land; ein Officier mißhandelte mich, ich setzte mich zur Wehr und entfloh, als ich wegen dieses Subordinationsvergehens zum Tode verurtheilt wurde. Die Nothwendigkeit zwang mich im Heer des ketzerischen Königs Dienste zu nehmen; aber ich desertirte, sobald ich konnte, und brauche dies jetzt, wo ich mich außer dem Bereich aller menschlichen Gewalt fühle, nicht zu läugnen. Der Zufall hatte mich zum Besitzer einer ziemlich bedeutenden Geldsumme gemacht und ich wollte noch einmal in mein Vaterland zurückkehren; die Furcht als Deserteur erkannt und angehalten zu werden, zwang mich aber abgelegene Wege zu wählen

und auf dieſen fiel ich Räubern in die Hände, die mir all das Meinige bis auf einen Ring nahmen, den ich verſteckt bei mir trug.

Und woher hatteſt Du dieſen Ring? fragte der Ritter.

Das geht Euch nichts an, gnädiger Herr, ſagte der Spanier ſtolz, Ihr ſeyd ja nicht mein Beichtvater.

Erkennt Ihr mich denn nicht? fragte hier Heloiſe, ſeinem Lager näher tretend. Ich war es, in der Verkleidung eines Troubadours, der Ihr dieſen Ring und eine reich gefüllte Goldbörſe im ſchwarzen Schloſſe nahmt; allein Ihr ſchenktet mir das Leben und verhalfet mir zur Freiheit, wofür ich mich Euch noch zum Dank verpflichtet fühle.

Gewiß, murmelte er mit plötzlich ſinkender Stimme, ich bin ein großer Sünder, doch die Rettung Eurer Seele wird mir Vergebung erwerben. —

Hier ſchloſſen ſich ſeine Augen, er ſank bewußtlos zurück und ſein Anblick verkündigte die Annäherung des letzten Todeskampfes.

Serville führte Heloiſe und ihren Vater

ſchnell aus dem Zimmer und überließ den Sterbenden der Fürſorge des Wirthes, der ein Zeuge des ganzen Auftrittes geweſen war. Saint-Dorval drückte ſeine Tochter an ſein Herz, als ſey ſie ihm durch dieſe Aufhellung des Dunkels, das bis jetzt auf ihrer Geſchichte lag, zum Zweitenmal geſchenkt. Allein er war durch dieſen Auftritt ſo angegriffen, daß Serville ihn nach ſeinem Zimmer führte, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Welch einen neuen traurigen Beweis von den Verirrungen, zu denen uns blinder Fanatismus zu verleiten vermag, ſagte der Ritter zu Heloiſen, als er zurückkehrte, liefert uns Stephanos Bekenntniß. Der Glaubenseifer Eures Großvaters hat Eure Mutter ins Grab geſtürzt, Euren Vater gränzenlos unglücklich gemacht und Euch alle Freuden der Kindheit, alle zarte Fürſorge treuer Elternliebe geraubt. Doch wir wollen den Edelmuth Eures Vaters nachahmen, deſſen Lippen auch in der Tiefe ſeines Leids und ſeiner Troſtloſigkeit nie ein Vorwurf gegen ſeinen Vater entflohen iſt. —

Als der Graf zum Mittagseſſen wieder er-

ſchien, war er matter und kraftloſer, wie er es ſeit dem Beginn ihrer Reiſe geweſen war. Stephano ſtarb im Verlauf des Tages — der Graf übertrug dem Wirth die Sorge für ein geziemendes Begräbniß und händigte ihm auch eine Summe zu Seelenmeſſen für den Verſtorbenen ein.

* * *

Am folgenden Tage ſchifften ſich unſre Reiſenden nach Italien ein. Die Reinheit des azurblauen Himmels gewährte ihnen einen ungehemmten Blick auf die nebelfreien Küſten, doch den Grafen machten die traurigen Erinnerungen, die das Zuſammentreffen mit Stephano ihm ſo lebhaft wieder vergegenwärtigt hatte, unempfindlich gegen die Schönheit dieſer Seefahrt und er empfand nur, daß er ſich dem Lande näherte, wo er das Grab ſeiner Julie finden und wahrſcheinlich bald neben ihr ruhen werde.

Nach einer ſchnellen und glücklichen Ueberfahrt landeten unſre Reiſenden in Livorno, von wo ſie, ohne ſich aufzuhalten, der Villa Fiora

zueilten. Die Schönheit dieſes Landſitzes übertraf alles, was Heloiſe ſich von ihr erträumt hatte. Das prachtvolle, im edelſten Geſchmack errichtete Wohngebäude lag in einem Thal, das an Reiz und Zauber mit Tempe ſelbſt wetteifern durfte, aber ihr Entzücken beim Anblick dieſes kleinen Feenpallaſtes wurde durch das Andenken an ihre Mutter und durch die ſchmerzliche, leidenſchaftliche Bewegung, in der ſie ihren Vater ſah, in Wehmuth verwandelt. Der Ritter allein vermochte, mit der ihm eigenen Seelenſtärke, ſein Gefühl zu beherrſchen, um ſich nur mit ſeinem Freunde zu beſchäftigen, dem er beim Ausſteigen ſeinen Arm bot, um ihn in die Villa zu geleiten. Langſam durchwandelten ſie die Vorhalle und den Flur — hier ſtand der Graf ſtill und aus ſeinen Blicken ſprach der hoffnungsloſeſte Gram — er drückte Heloiſens Hand an ſein Herz und ſetzte ſtumm ſeinen Weg fort; doch als er in das Gemach trat, wo er einſt ſeiner Gemahlin das letzte Lebewohl geſagt hatte, ſank er mit einem Schmerzensſchrei ohnmächtig zu Boden.

Man mußte ihn in sein Schlafzimmer tragen und Heloise sowol als Serville fühlten, wie sehr diese Erschütterung die zarten Bande gelöset haben mußte, die seine Seele noch an die Erde fesselten.

Laßt Euch, meine junge Freundin, sagte der Ritter, als er sich später am Abend mit Heloisen allein fand, das Beispiel Eures Vaters zur Warnung dienen, Euch früh die Herrschaft über Euer Gefühl zu erwerben, die uns Vernunft und Religion zur Pflicht machen. Herzen, wie das Eurige, sind nur zu geneigt, sich irgend einem Gefühl ganz hinzugeben, und es zu vergessen, daß der Sieg über den Schmerz stets sittlich schöner ist, als die Hingabe an denselben. Euer Vater würde nicht noch jetzt, nach achtzehn Jahren, so unglücklich seyn, wie er es ist, wenn er sich nicht von jeher zu sehr von seinen Gefühlen hätte beherrschen lassen. —

Kann man denn aber, unterbrach ihn Heloise, durch die Kraft des Willens wirklich einen solchen Schmerz besiegen? Hat die Vernunft für so tief geschlagene Herzenswunden wirklich Heilmittel?

Gewiß, wenn wir nicht aus weichlicher Nachgiebigkeit gegen unſer Gefühl ihre Ausſprüche unbeachtet laſſen und ihr die Oberherrſchaft ſtreitig machen, die ihr über alle unſre Fähigkeiten und Empfindungen gebührt. Geben wir uns jener zu tiefen, an Ueberſpannung gränzenden Fühlbarkeit hin, die die ganze Tiefe des Schmerzes, die höchſten Wonnen des Glükkes zu ergründen und zu empfinden ſtrebt, ſo werden wir dadurch nicht bloß unglücklich, ſondern wir rauben auch dem Erdenleben, das ja für uns nur eine Schule der Prüfung, eine Vorbereitung auf ein höheres Daſeyn ſeyn ſoll, ſeinen edelſten Gehalt, der ja allein in der Entwickelung unſrer ſittlichen Kraft und in ihrer Herrſchaft über unſre Leidenſchaften, die zugleich immer unſre Schwächen ſind, bedingt iſt.

Ich bewundre Euch, ſagte Heloiſe, und werde ſtolz darauf ſeyn, mir Eure Denkungsart und Eure Grundſätze mehr und mehr anzueignen, ich fühle es, die Natur hat mich geſchaffen, um gleich meinem Vater zu empfinden und zu weinen und ich werde Eures Ra-

thes und Eurer Führung bedürfen, um nicht, wie er, zu erliegen.

Serville küßte die ihm dargebotene Hand und Heloiſe kehrte an das Lager ihres Vaters zurück, um ſeinen Schlummer zu bewachen und für ſeine Geneſung zu beten.

Nach einigen Tagen milderte ſich die Leidenſchaftlichkeit des Eindruckes, den die Rückkehr nach Villa Fiora auf den Grafen gemacht hatte, aber eine tiefe Schwermuth zehrte an ſeiner Lebenskraft und er konnte jetzt, wo er für Heloiſe zu leben gewünſcht hatte, ſeiner Stimmung und ſeinen Empfindungen nicht mehr, wie er es früher gewiß zu thun vermocht hätte, eine andre Richtung geben. Heloiſe erblühete hingegen mit jedem Tage in höherer Schönheit und zaubervoller Anmuth. Der Reiz der Gegend, der milde Himmel, die großen Erinnerungen des Landes, in dem ſie waren, alles erhöhete die Begeiſterung, die für ihre Seele das eigentliche Element des Lebens war, und füllte ihre Phantaſie mit den ſchönſten Träumen, ihren Geiſt mit den erhabenſten Gedanken an. Sie fühlte ſich oft, bei ihren

einſamen Wanderungen durch das himmliſch ſchöne Thal, wie von ſeliger Wonne emporgetragen und die innigſte, zärtlichſte Sehnſucht nach dem fernen Geliebten, umſpielte ſie mit leiſen wonnevollen Ahnungen und Hoffnungen. Noch war Montargis nicht vermählt! noch war es nicht gewiß, daß die Prinzeſſin von Vaudemont je ſeine Gemahlin ſeyn werde! Noch war ſie — ihr Herz verbürgte es ihr — geliebt — noch trennte keine Unmöglichkeit der Wiedervereinigung ſie von dem Geliebten! —

Eines Morgens kam ſie von einem Spaziergang mit einer Ueberfülle des Lebens in Herz und Seele heim, die aus allen ihren Zügen, aus jedem ihrer Blicke glänzend ſtralte. Sie fand, als ſie in den Saal trat, ihren Vater und den Ritter noch beim Frühſtück und flog auf den erſtern zu, ihm guten Morgen zu ſagen. Fühlt Ihr Euch nicht auch, fragte ſie koſend, indem ſie ſeine Hand an ihre Lippen drückte, in dieſem wunderſchönen Lande, von einem ganz neuen, unausſprechlichen, himmliſch erquickenden Gefühl des Daſeyns durchdrungen, mein theurer Vater? — Mir iſt, als athme

man hier mit jedem Athemzuge fühlbar Gesundheit, Glück und Freude ein!

Der Graf strich ihr lächelnd die blonden Locken aus der Stirn. Wie ruft sie mir, sagte er zu Serville gewendet, die Zeit zurück, wo auch ich auf Glück hoffte und mich der Ahnungen desselben in schöner Sehnsucht erfreuete! O möge das Schicksal sie nie so rauh wie mich aus diesen Jugendträumen erwecken! Möge sie vor den unglücklichen Folgen dieser ihr angeerbten leidenschaftlichen Fühlbarkeit bewahrt bleiben und nicht durch sie elend werden, wie ich es durch sie geworden bin!

Gewiß, ich muß Dich schelten, sagte der Ritter — nicht nur, daß Du selbst das Opfer Deiner Schwermuth wirst, sondern Du schärfst auch noch durch sie die Fühlbarkeit dieses zarten, vielleicht so schon zu reizbaren Wesens und verschatteſt die glänzende Morgenröthe ihrer Jugend durch die düstern Wolken, die den Abend Deines Lebens verdunkeln. Meine Ansichten von der Welt und dem Leben sind heitrer als die Deinigen und ich möchte wohl,

daß Heloiſe meiner Philoſophie vertrauete und ſich zu ihr bekennen wollte.

Gern will ich Eure Schülerin werden, antwortete ſie, und werde mich glücklich ſchätzen, wenn Ihr mich dazu annehmen wollt. Eurem Beiſpiel nachzuſtreben, Eurem Rath zu folgen, um Euch in Allem nachzueifern, was gut, was ſchön und groß genannt zu werden verdient, wird ſtets der Stolz und das Glück meines Lebens ſeyn.

Sie erröthetete unwillkürlich, als ſie bei dieſen letzten Worten dem Ritter mit kindlicher Innigkeit und Unbefangenheit die Hand reichte. Auch ſeine Wangen färbten ſich mit einem höheren Roth, ſeine Augen glänzten vom Wiederſchein tiefer Empfindung, aber er ſchien es kaum zu wagen, die ihm dargebotene Hand zu faſſen. Der Graf ſtand von ſeinem Sitze auf — ein heitres Lächeln flog über ſein Geſicht, er drückte Heloiſens und Serviles in einander geſchlungenen Hände vereint an ſein Herz.

Ich vertraue Dir dies Kleinod meiner Seele an, ſagte er bewegt; wenn der Tod ihr den

Vater, Dir Deinen Freund geraubt haben wird, so wirst Du in ihrem Herzen die Treue wieder finden, mit der das meine bis zu seinem letzten Schlage für Dich, mein Serville, schlagen wird — und Du, Heloise —

Er hielt hier inne — ein ernster, ihn mächtig ergreifender Gedanke schwebte auf seinen Lippen, doch Heloise, die in seinen Worten ein Vorgefühl seines nahen Todes zu entdecken glaubte, sank weinend an sein Herz. —

Ihre Thränen rührten ihn so tief, daß er, unfähig weiter zu reden, sie an sein Herz drückte, und das Zimmer verließ, indem er ihr und Serville winkte, zurückzubleiben.

Da Heloise auch in den Blicken des Ritters den Wunsch zu lesen glaubte, daß sie bleiben solle, setzte sie sich an ihren Stickrahmen. Er schien einen Augenblick unentschlossen, warf sich aber dann ihr gegenüber in einen Sessel und zog ein Buch hervor; als Heloise aber nach einiger Zeit zufällig aufblickte, sah sie, daß sein Auge, statt zu lesen, mit dem Ausdruck ernster Betrachtung auf ihr ruhete und fragte ihn scherzend, aber doch nicht ohne einen

leiſen Anflug von Verlegenheit, welches Buch ihn denn ſo angelegentlich beſchäftige?

Das inhaltreichſte von allen, antwortete er lächelnd, das Buch des menſchlichen Herzens.

Wahrſcheinlich iſt das, was Ihr darin geleſen habt, zu hoch für meine Faſſungsgabe, ſonſt würde ich Euch bitten, mich damit bekannt zu machen.

Ich wüßte im ganzen Gebiet des Scharfſinns und der Erkenntniß nichts, was ich für Eure Faſſungskraft zu hoch halten würde, antwortete er ausdrucksvoll, allein nur die Erfahrung kann uns lehren in eigenen und fremden Herzen zu leſen, und doch faſt immer ſind die Geheimniſſe deſſelben eine Hieroglyphenſchrift, die wir nicht zu enträthſeln vermögen.

Ich ſollte meinen, ſagte Heloiſe lächelnd, daß es Euch nicht ſchwer fallen könnte, in meinem Herzen zu leſen —

Ich kenne kein edleres, antwortete er innig, keins, dem ich mehr vertraue und wenn ich mir einen Wunſch erlauben dürfte, würde es nur der ſeyn, daß die ausgezeichneten und glänzenden Eigenſchaften, mit denen Euch die Natur

begabt hat, auch mit den geringeren verbunden seyn möchten, die uns fähig machen, die kleinen Neckereien des alltäglichen Lebens und die Schwächen alltäglicher Menschen, die ersten mit Geduld, die zweiten nicht nur mit Nachsicht, sondern mit liebevoller Schonung zu ertragen. Es wird Euch, wenn Ihr in die Welt tretet, wahrscheinlich schwer werden, Euch in die Beobachtung all der kleinen Förmlichkeiten zu finden, die sie sich selbst als Gesetze auferlegt hat, und Ihr werdet manchen Dorn auf Pfaden finden, die die behutsame Alltäglichkeit ungefährdet wandelt. Doch da, wo es Seelengröße und hohen Muth gilt, werdet Ihr Euch dagegen stets im vollsten Glanze Eures seltenen Werthes zeigen.

Heloise erröthete bei diesem unerwarteten Lobe aus dem Munde eines Mannes, der zu groß dachte, um sich je zu einer Schmeichelei zu erniedrigen. Möchten doch, sagte sie, diese Worte eine Prophezeiung enthalten, da ich bis jetzt so wenig Gelegenheit gehabt habe, mich eines solchen Urtheils würdig zu zeigen.

Ich ehre Eure Bescheidenheit, meine holde

Freundin, und breche daher ab, so viel ich auch noch über diesen Punkt sagen möchte und könnte. Laßt mich Euch daher, um auf etwas Andres zu kommen, erzählen, daß ich heut Morgen Briefe aus Paris erhalten habe und zwar von meiner Schwester, der Frau von Rosemont, die noch durch einen Prozeß mit den Erben ihres Mannes in der Hauptstadt festgehalten wird und erst nach Verlauf von einigen Monaten zu uns kommen kann, was mir in mehr denn einer Hinsicht sehr leid thut. Meine Schwester gehört nicht zu den glänzenden Erscheinungen; sie blendet nicht, aber sie ist liebenswürdig und ich hege die Hoffnung, daß es ihr, bei der persönlichen Bekanntschaft mit Euch, gelingen wird, Eure Freundschaft zu erwerben.

Heloise äußerte mit vieler Herzlichkeit ihr Bedauren, die Ankunft der Frau von Rosemont so lange verzögert zu sehen, da sie sich nach dem Umgang mit einer Person ihres Geschlechts sehnte, und sie schon im Voraus als Stephaniens Freundin und als Servilles Schwester liebte und achtete. Dann aber

fragte sie mit erkünstelter Gleichgültigkeit, obgleich mit ängstlich klopfendem Herzen, ob er sonst noch irgend etwas Neues aus Paris erfahren habe?

Meine Schwester schreibt mir, sagte er, ohne sie anzusehen, daß die Vermählung des Barons von Montargis mit der Prinzessin von Vaudemont jetzt der Hauptinhalt aller Tagesgespräche ist. Er zog bei diesen Worten den Brief hervor und las daraus folgende Stelle vor:

„Die Pracht dieser Hochzeit hat alle bis „jetzt in Paris gefeierte Feste dieser Art „übertroffen. Die beiden Herzoge von Vau„demont und von Beauvillers sind von ei„nem gleichen Hang zur Pracht und zum „Aufwand beseelt und suchten sich daher bei „der Verheirathung ihrer Kinder gegenseitig „in dieser Hinsicht zu überglänzen. Der „König und der ganze Hof waren bei der „Trauung gegenwärtig, auf die ein Ca„rousel folgte, wo die Neuvermählte die „Preise austheilte. Am Abend war im Ho„tel des Herzogs von Vaudemont eine große

„Maskerade und am folgenden Morgen rei=
„seten die Neuvermählten nach dem Schlosse
„Montargis ab, das sie für sich zum Auf=
„enthalt erwählt haben.“

Eine Todeskälte schlich sich durch Heloisens Adern und drang erstarrend bis zu ihrem Her=zen — ihr war, als senke sich eine dunkle Wolke auf das Leben nieder, das noch vor wenig Augenblicken so frühlingshell vor ihr lag — Sie wollte reden, aber sie war unfähig ein Wort hervorbringen zu können und bog, um ihre unendliche Schmerzensangst zu verbergen, das Haupt tief auf den Stickrahmen nieder. Serville schien nur mit dem Briefe seiner Schwester beschäftigt und fuhr im Vorlesen desselben fort:

„Ich bin überzeugt, daß diese Verbin=
„dung, von Seiten des Barons nicht aus
„Liebe, sondern nur aus Pflicht und Ehrge=
„fühl geschlossen worden ist — sein Betra=
„gen zeugte von dem Vertrauen, was eine
„so edle Seele, wie die seinige, in ihre ei=
„gene Stärke zu setzen und zu bewähren
„vermag. Die Liebe zu einem andern, un=

„bekannt gebliebenen Gegenstand füllte, wie „man sagt, seine ganze Seele aus, aber er „war stark genug, sie stumm der Tugend „zum Opfer zu bringen und hoffentlich wer„den ihn Jahre des Glücks und des Friedens „dafür belohnen.“

Hier schlug der Ritter den Brief zusammen und verließ, unter dem Vorwand, den Grafen aufzusuchen, den Saal, ohne die Erschütterung bemerken zu wollen, die Heloise nicht länger zu verbergen vermochte.

* * *

Wie qualvoll ist für unser Herz der Augenblick, wo der letzte Hoffnungsschimmer erlischt und die Gewißheit eines unersetzlichen Verlustes uns wie ein Blitz trifft, der alle unsre Hoffnungen auf Glück zerstört und alle bessere Fähigkeiten unsrer Seele auf immer zu lähmen scheint! In diesen ersten leidenschaftlichen Aufwallungen des Schmerzes sind wir unfähig, auf die Stimme der Vernunft zu hören und ihrem Gebot zu folgen — man will dann nichts, als sich ohne Ziel und Maaß be-

trüben und ſich ganz dem Schmerz hingeben, um durch ihn zerſtört zu werden. Heloiſe hätte auf die Nachricht dieſer Verheirathung gefaßt ſeyn ſollen; ſie konnte eigentlich keine andre Wendung des Geſchickes erwarten, aber Liebe und Jugend hatte ſie zu eitlen Hoffnungen bethört und dieſe Begebenheit traf ſie wie ein unerwartetes Unglück. In dem Bewußtſeyn, dem Geliebten ſelbſt und freiwillig entſagt zu haben, lag etwas ſehr Erhebendes für den edlen Stolz ihrer Seele und das Gefühl, daß dieſe Liebe rein und mächtig genug war, um dieſe Entſagung zu überleben, verſüßte das Opfer, das ſie der Pflicht gebracht hatte — aber nun war er es, der ihr nicht bloß auf immer entſagt, ſondern auch einer andern ſeine Hand gereicht und ſich dadurch die Pflicht auferlegt hatte, Heloiſe nicht mehr zu lieben und ihre Kraft erlag dem Schmerz dieſes Gedankens. Sie liebte ihn inniger und mit noch glühenderer Begeiſterung, als in der erſten Zeit ihrer Liebe, weil Seele und Geiſt ſich ſeit ihrer Trennung reicher entfaltet hatten. — Sie war geſchaffen leidenſchaftlich geliebt zu werden und

zu lieben — dieſen ihr vom Himmel gewordenen Beruf hatte ſie in tiefſter Seele erkannt, ihn empfunden in jedem Schlage ihres Herzens und nun war der Mann, deſſen Liebe ſie auf den Fittigen der ſchönſten und edelſten Begeiſterung zum reinſten Vollgefühl des Daſeyns erhoben, und ſich ihr ganzes Weſen angeeignet hatte, auf immer für ſie verloren! Wie oft hatte ſie, ſeit ihrer Trennung von Montargis, mit Thränen des Dankes und der Rührung, die einförmige Alltäglichkeit ihres früheren Lebens mit dem Reichthum an Geiſt und Empfindung, an Schmerz und Wonne verglichen, der ſich ihr in dieſer Liebe erſchloſſen hatte! Es war für ihre Seele durchaus Bedürfniß, ſich von erhabenen Gefühlen angeregt zu empfinden — im gewöhnlichen Gleiſe des Lebens konnte ſie nur welken, nur hinſchmachten. — Nur wenn ſie ſich von Einer großen, ihr ganzes Weſen in jedem Gedanken, jedem Gefühl mächtig ergreifenden Empfindung, auf Adlerfittigen der Begeiſterung zu den Höhen der Menſchheit emporgetragen fühlte, athmete ſie

den Lebensäther ein, der ihr von der Natur zum Element des Daseyns angewiesen war.

Gewiß wollen wir Seelen dieser Art nicht — und am allerwenigsten den Frauen — zum Vorbild aufstellen, da wir weit entfernt sind, eine solche Organisation für wünschenswerth und heilbringend in Bezug auf irdische Verhältnisse zu halten. — Ach, man ist unbeschreiblich unglücklich, wenn man von Gott eine solche Seele und ein solches Herz erhalten hat und sich nun von lauter Menschen umgeben sieht, die uns zu kennen glauben und doch nicht einmal ahnen, welche Tiefe unsäglichen Leids wir stumm mit gleichfalls von ihnen ungeahneter und unbegriffener Seelenstärke ertragen! — aber das glauben wir, ohne selbst der romantischen Ueberspannung beschuldigt zu werden, sagen zu dürfen: Eine solche Seele hat doch auch ein, in ihrer Erschaffung und in ihrer Natur begründetes Recht, zu seyn und zu empfinden, wie Gott es für sie zur Nothwendigkeit gemacht hat, zu empfinden und zu seyn und Ihr alle, die Ihr glücklicher — und — vernünftiger seyd, als eine so arme, hienieden

heimathloſe Seele es zu ſeyn vermag, ſolltet milde gegen ſie ſeyn und es bleiben, wenn ſie in von Euch unverſtandenem Schmerz ſtumm zu Grabe geht, ſtatt ſich, wie Ihr es fordert, in ruhiger Gleichmüthigkeit des Lebens zu erfreuen. Ihr Unglück kommt von Gott und darum ſollte es Menſchen heilig ſeyn. —

Heloiſe ſah in der Beſchleunigung von Montargis Vermählung nur einen Beweis, daß er ſie vergeſſen habe und nicht mehr liebe und dieſer Gedanke drückte ſich mit tauſend Stacheln tiefer und tiefer in ihr Herz. Was die Laſt, die auf ihrer Seele lag, gleichfalls erſchwerte, war die Verpflichtung, ihrem Vater verbergen zu müſſen, daß ſie litt; ſie hoffte ihn um ſo leichter täuſchen zu können, da ihm jede Ahnung ihres Unglücks fremde war, aber wie durfte ſie wähnen, Serviles Blicken zu verbergen, was ſie empfand! — Sie muthmaßte ſchon lange, daß ihm ihre Liebe zu Montargis kein Geheimniß geblieben war, und ſah nun in dem Lobe ihres Geiſtes und ihrer Seelenſtärke, das er ihr als eine Einleitung zu der Nachricht von dieſer Vermählung ertheilt

hatte, nur eine Aufforderung, ſich jetzt, wo der Augenblick der Prüfung und der Bewährung gekommen ſey, ſeines Lobes würdig zu zeigen. Nach Montargis Liebe gab es für ſie nichts Höheres und Wünſchenswürdigeres, als die Achtung und den Beifall des Mannes, den ſie als den edelſten und weiſeſten der Menſchen verehrte und das edle Streben, ſich über die Alltäglichkeit zu erheben und in die Reihen ausgezeichneter Menſchen einzutreten, das ihr angeboren war, wurde jetzt für ſie zum mächtigen Sporn, die Erwartungen noch übertreffen zu wollen, die Serville von ihrem Muth und ihrer Geiſteskraft haben konnte. Sie beſchloß, die Schwäche ihres Herzens nie in ihrem Betragen zu verrathen, und ſich durch unbedingte Herrſchaft über ſich ſelbſt ſeiner Hochachtung und ſeines Beifalls werth zu zeigen.

Dieſen Entſchluß faßte Heloiſe gleich in den erſten Stunden, aber erſt nach drei ſchmerzlich durchkämpften Tagen, nach drei ſchlaflos verweinten Nächten, wurde ihr die Ausführung deſſelben möglich. Ihr Vater war in dieſen Tagen mit dem Entwurf eines Denkmals, das

er in dem Garten der Villa ſeiner verſtorbenen Gemahlin wollte errichten laſſen, ſo beſchäftigt, daß er Heloiſens durch den Vorwand einer leichten Unpäßlichkeit bemäntelte Seelenſtimmung wenig beachtete und Serviles Abweſenheit, der gleich nach ſeiner Unterredung mit Heloiſe, auf einige Tage nach Florenz gegangen war, verleitete ihn dazu, die Schweigſamkeit ſeiner Tochter und den Anflug von Betrübniß, den ſie nicht ganz zu verbergen vermochte, zu mißdeuten. Nach Verlauf dieſer Tage hatte Heloiſe ſich aber Faſſung und Muth errungen; ſie war nicht nur entſchloſſen, alles zu thun, was die Vernunft ihr als zweckmäßig und heilſam anempfahl, um ihres Schmerzes Herr zu werden, ſondern ſie war auch beherzt genug, das Uebel ſelbſt mit der Wurzel aus dem blutenden Herzen los reißen zu wollen. Nein, ſagte ſie ſich, es würde meiner unwürdig ſeyn, die Sklavin dieſer Leidenſchaft zu bleiben; die Natur, die mir Geiſt und Seele gab, legte mir auch die Verpflichtung auf, beide zu bilden und ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Kunſt und Wiſſenſchaft ſollen

mir ihre Schätze öffnen und mein angestrengter Fleiß soll es mir unmöglich machen, meinem Gram nachzuhängen. Warum sollte mir die Laufbahn des Ruhmes verschlossen bleiben? Preiset man es an einem Manne, wenn er für verlornes Glück Ersatz in der Leidenschaft großer Menschen, in Ruhm und Ehre sucht, so will auch ich um diesen Preis ringen. — Ein so edles Streben allein kann mich retten — ich fühle es.

Um alles von sich zu bannen, was eine Liebe zu nähren vermochte, die jetzt, wo Montargis der Gatte einer Andern war, ihrem Ehr- und Pflichtgefühl nur noch als sträfliche Schwachheit erschien, zog sie mit bebender Hand, aber mit thränenlosem Auge, sein Bild hervor, das sie bis jetzt auf dem Herzen, wie im Herzen getragen hatte, und schloß es, ohne einen Abschiedsblick darauf zu werfen, in ein Kästchen, das früher ihrer Mutter gehört hatte, und dessen Schloß so künstlich gearbeitet war, daß es, ohne den dazu gehörenden Schlüssel, auf keine andre Art geöffnet werden konnte,

und dieſen warf ſie dann aus ihrem Fenſter in den Arno, der unter demſelben hinfloß.

Als der Ritter von Florenz zurückkam, eilte ſie ihm freudig entgegen, und war ſtolz darauf, ihn in ihren Blicken, den über ſich ſelbſt errungenen Sieg leſen zu laſſen. Aus ſeinem Auge leuchtete, als er ſich ihr näherte, die zärtlichſte Beſorgniß, die ſich aber in Freude und Ueberraſchung verwandelte, als ſie ihm, etwas bleicher als gewöhnlich, aber in reiner Klarheit der Züge und des Blickes entgegentrat.

Gewiß, ſagte ſie ihm mit einer Kindlichkeit, die ihr einen höchſt verführeriſchen Reiz verlieh, ahnet Ihr nicht, mein theurer Freund, wie ſehr ich mich nach Eurer Rückkunft geſehnt habe!

Soll ich das wirklich glauben, fragte Serville mit anmuthsvollem Lächeln.

Ich kann es bezeugen, ſagte der Graf ungewöhnlich heiter, denn ich habe ſie während Deiner Abweſenheit kaum einmal lächeln ſehen; ſie hat ihr Zimmer wenig verlaſſen und beides beweiſet, wie ſehr Du ihr gefehlt haſt.

Heloiſe erröthete und ſenkte den Blick zur

Erde. Ihr müßt wissen, fuhr sie fort, daß ich in diesen Tagen tausend Plane entworfen habe, zu deren Ausführung mir aber Eure Mitwirkung und Euer Rath durchaus unentbehrlich sind. Ich bin nun schon siebzehn Jahr alt und doch ist meine Erziehung noch in keiner Art vollendet, da die, welche ich im Kloster erhalten habe, nicht für die Welt berechnet wurde, in der ich nun lebe. Ich weiß eigentlich nichts und möchte alles wissen, alles lernen! mein Geist fühlt das Bedürfniß edler Thätigkeit; meine Seele dürstet nach Erkenntniß — ein unermeßliches Reich liegt vor mir und doch verstreicht meine Zeit im Müßiggang und hier in einem Lande, das die Heimath der schönen Künste ist, habe ich bis jetzt nicht einmal daran gedacht, malen und singen zu lernen. Desto eifriger will ich aber jetzt alles Versäumte einholen, wenn Ihr mein theurer Vater, und Ihr, lieber Ritter, mir dazu behülflich seyn wollt.

Der Graf umarmte sie und billigte ihren Vorsatz, wobei er nur bedauerte, daß seine Kränklichkeit ihn verbiete, ihren Unterricht selbst zu

leiten — daß er aber von Servilles Freundschaft hoffe, er werde dies Geschäft gern übernehmen.

Gewiß, sagte dieser, werde ich mir eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, diesem Genius die Bahn anzudeuten, die er zu einem so schönen Ziel zu wandeln hat. Der Wunsch unsrer Heloise, sich nützliche Kenntnisse und angenehme Talente zu erwerben, ist ein neuer Beweis ihrer vortrefflichen Anlagen. Nur die Mittelmäßigkeit ist mit sich und mit einer Bildung zufrieden, die zu leicht erworben werden kann, um auf Achtung Anspruch machen zu dürfen; edlere Seelen aber streben unaufhaltsam zur Vollkommenheit und finden in geistiger Erkenntniß und in der geläuterten Liebe zum Schönen, die sicherste Schutzwehr gegen den Druck des Unglücks, den wir Sterbliche alle früher oder später empfinden müssen.

Heloisens Augen glänzten vor Freude, als sie sich auf eine, für ihr Herz und für ihren Ehrgeiz gleich befriedigende Weise, so zart verstanden und so schmeichelhaft gelobt hörte und schon in wenig Tagen sammelten sich aus dem nahen Florenz die besten Lehrer um sie.

Serville übernahm es, sie im Englischen und Italienischen zu unterrichten, und da ihre Kenntniß der alten Sprachen ihr das Verstehen und Begreifen der grammatikalischen Regeln beider Sprachen leicht machte, so wurde ihr, bei ihrem, für jede, auch die leiseste Biegung des Tones, sehr zarten und richtigen Gehör, die Aussprache und das Erlernen dieser Sprachen durchaus nicht schwer. Im Englischen machte sie indessen nicht so schnelle Fortschritte als im Italienischen, für dessen lieblichen Wohllaut ihr Sprachorgan ganz vorzüglich geeignet zu seyn schien. Serville machte sich eine Freude daraus, ihre Bibliothek mit den besten, von ihm mit eben soviel Sorgsamkeit als Geschmack ausgewählten italienischen und englischen Schriftstellern, so wie auch mit den neueren, französischen Werken, die ihr in Montmorell unbekannt geblieben waren, zu schmücken. Ein berühmter spanischer Tänzer wurde nach Villa Fiora berufen, um Heloisens natürliche Grazie und ihre jugendliche, schwebende Leichtigkeit noch durch das zu verschönern, was man schon damals die Poesie der

Bewegung nannte. Zum Zeichnen und Malen hatte ſie viel Talent und bildete dies unter der Anleitung eines vortrefflichen Meiſters auch vortheilhaft aus; aber die Muſik ergriff mit magiſcher Gewalt ihre ganze Seele und ſie brachte es in unglaublich kurzer Zeit nicht nur bis zur Meiſterſchaft im Geſang, wie im Harfen- und Lautenſpiel, ſondern ſie erfand auch eine ganz neue Art des Vortrages; die Tonkunſt war damals im Ausdruck des Gefühls noch weit zurück — für Heloiſe wurde ſie aber zur Seelenſprache und welch eine feurige, leidenſchaftliche, tief und zart empfindende Seele ſprach ſich in Heloiſens Geſang und Spiel aus! Kein Klang der Empfindung, keine Betonung der Leidenſchaft war ihr fremde und ſie ſchloß das ganze unermeßliche Gebiet der Begeiſterung und des Gefühls vor ihren Zuhörern auf, wenn ſie ihre Harfe mit den ſilberreinen Tönen ihrer Stimme begleitete. —

Von der Natur mit allen Fähigkeiten des Geiſtes und der Seele begabt, die den wahren Künſtler bilden, fühlte ſich Heloiſe mehr und mehr von jenem Enthuſiasmus durchglüht, der

dem Reichthum der höchsten Lebensfülle entströmend, in Lied und Klang und Bild darzustellen strebt, was die Seele erfüllt und ihre Gedichte und ihre Compositionen erwarben ihr das Lob der Kenner und die Bewunderung aller Freunde des Schönen.

Auch sammelte sich allmälig um sie in Villa Fiora ein Kreis ausgezeichneter Menschen, deren Umgang nicht wenig zur Läuterung ihres Geschmackes und ihres Urtheils beitrug, wenn gleich die Kränklichkeit ihres Vaters ihren Umgang nur auf wenige auserwählte Freunde beschränkte. Der Erzbischof Orsalto Giustini, den Freunden der Literatur jener Zeit als Uebersetzer des Euripides bekannt; Signor Dolce, Verfasser des Trauerspiels, Iphigenia in Aulis, die schöne, wegen ihres Geistes und ihres poetischen Talents gleich berühmte Lukrezia Gonzaga und noch einige andre Freunde, bildeten diesen Kreis, der sich fast täglich in Villa Fiora versammelte.

Doch es bleibt für ein weibliches Wesen immer Unnatur, wenn es mehr im Geiste als im Herzen lebt und auch Heloise mußte dies

empfinden und büßen. Ihre Bemühungen, Montargis Bild aus ihrem Herzen zu reißen, blieben nicht ohne Erfolg; aber sie war nur resignirt, nicht glücklich, und oft zerstörte ein Traum, eine Erinnerung alles wieder, was Vernunft und Seelenstärke eben so mühsam als langsam erkämpft zu haben glaubten.

Saint-Dorvals Zustand wurde immer bedenklicher und er näherte sich mit unmerklichen, aber unaufhaltsamen Schritten seinem Grabe. Italiens milde Luft hatte nicht den günstigen Einfluß auf seine Gesundheit, den der Arzt von ihr gehofft hatte, mit jeder Woche schwand mehr und mehr die Täuschung, die Heloisens Unerfahrenheit so lange seine Gefahr verborgen hatte, und sie begann angstvoll für sein Leben zu zittern. Ihr einziger Trost blieb Serville, der nur für seinen Freund zu leben schien und es war ihr daher eben so unerwartet als unerklärlich, als dieser ihr eines Morgens ankündigte, daß er nach Florenz gehen müsse, da noch am vorigen Tage von einer solchen Reise durchaus nicht die Rede gewesen war. Auch entgieng es ihr nicht, daß er beim Abschied

ungewöhnlich bewegt war, so sehr er dies auch zu verbergen suchte.

Ihr kommt doch bald wieder, theurer Ritter? fragte sie mit inniger Herzlichkeit und reichte ihm die Hand zum Abschied.

Die Entscheidung meines Schicksals liegt nicht in meiner Hand, antwortete er, indem er ihre Hand leise an seine Lippen drückte und eilig das Zimmer verließ.

Sie trat an das Fenster, um ihm nachzusehen und seufzte unwillkürlich, als er ihren Blicken entschwand. Wenn er doch nur bald wiederkommt, sagte sie zu ihrem Vater, seine Gegenwart ist uns so unentbehrlich! Ich wüßte wahrlich nicht, wie ich es anfangen sollte, ohne ihn zu leben.

Der Graf sah sie hier an und mit einer Freudigkeit, die sein Auge und alle seine Züge verklärte, zog er sie an sein Herz. Weißt Du wohl, fragte er, daß Du die einzige Veranlassung bist, die unsern Freund von uns hinweg treibt?

Ich, mein Vater? fragte Heloise erstaunt.

Der Gedanke Heloisen schutzlos in einer

Welt zurücklaſſen zu ſollen, deren Anſichten und Meinungen ſo wenig zu dem idealiſchen Schwung ihrer Empfindungen und Ideen paſſten, war Saint-Dorval zu ſchmerzlich, um nicht mit der höchſten, leidenſchaftlichen Innigkeit den Wunſch zu nähren, ſie noch vor ſeinem Tode vermählt zu ſehen. Er glaubte ſchon ſeit lange zu bemerken, wie ſich, unter der Hülle der Freundſchaft und der Hochachtung die Liebe zu Serville ihres Herzens bemächtigt habe und pries den Himmel dafür, als für das höchſte Glück, was ihm hienieden noch zu Theil werden konnte. Heloiſe erblaßte und barg, um ihr Erſchrecken ſeinen Blicken zu entziehn, das Haupt an ſeiner Bruſt, als er ihr jetzt ſeine vermeinte Entdeckung und ſeine Wünſche und Hoffnungen ausſprach. Er küßte die Thräne, die ihrem Auge entfloſſen und die er für Freudenthränen hielt, von ihrer Wange auf. Serville liebt dich, fuhr er fort, doch mit der ihm eigenen Anſpruchloſigkeit wagt er es nicht, ſich von dir geliebt zu glauben und fürchtet, daß ich mich über dein Gefühl für ihn täuſche. Er hat uns daher verlaſſen und

wird nicht eher zurückkommen, bis du ihn selbst schriftlich dazu einladen wirst. Deine Thränen, dein Erröthen sind für mich eine süße Bestätigung meiner theuersten und liebsten Hoffnung und du vergütest mir in diesem Augenblick alle Leiden meines früheren Lebens.

Er drückte hier Heloisen fest an sein Herz und die Bewegung, in der er selbst war, verhinderte ihn, in ihren Zügen die Empfindungen zu lesen, die ihre Seele bestürmten. Ja, als sie sich stumm aus seinen Armen wand und mit verhülltem Gesicht das Zimmer verließ, sah er in ihrer Bestürzung nur ein mädchenhaftes Bangen vor dem Geständniß zarter Neigung und gönnte ihr gern eine einsame Stunde, um sich zu fassen.

Heloise liebte ihren Vater innig, aber dies verblendete sie nicht gegen den ihm noch immer eigenen Hang zu jener Ueberspannung der Gefühle, die ihm die Kraft raubte, die Fehlschlagung einer geliebten Hoffnung muthig zu ertragen. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ihre Weigerung, Servilles Gattin zu werden, sein Leben nicht bloß trüben, sondern auch

unfehlbar verkürzen werde und welches Opfer hätte sie nicht willig gebracht, um sich vor der Last eines solchen Bewußtseyns zu schützen.

Sie war nicht frei von Eitelkeit, aber die Eitelkeit selbst konnte in Servilles bisherigem Betragen gegen sie keine Spur von Leidenschaft auffinden. Er stand dagegen in ihrer Verehrung so hoch, daß es sie unmöglich dünkte, sich den so hoch verehrten Freund, als ihren Liebhaber zu denken, und doch, konnte sie je einen edleren Gatten, einen zuverlässigeren Führer finden? — und das Glück der Liebe? — das war ja längst für sie versunken und verloren! —

Ihre Thränen flossen und sie kämpfte noch mit sich selbst, als mehrere Diener herbeieilten, um sie zu ihrem Vater zu rufen, der einen Anfall von Schlagfluß hatte und den sie, als sie zu ihm flog, besinnungslos in den Armen seines Kammerdieners fand. Das erste Zeichen seines wiederkehrenden Bewußtseyns war, daß er den Namen seiner Tochter lallte. — Der Arzt, den man herbeigerufen hatte, fand ihn bei seiner Ankunft ruhig, aber sehr matt und

erschöpft, and gab Heloisen nur wenig Hoffnung, ihn gerettet zu sehen. Der Kranke nannte einigemal Servilles Namen und Heloise schickte einen Eilboten nach Florenz mit einem Briefe, in dem sie den Ritter um die Beschleunigung seiner Rückkehr bat. Gegen Abend schien es sich mit dem Grafen zu bessern und er vermochte deutlich den Wunsch auszusprechen, die heiligen Sakramente zu empfangen. Bei dieser Forderung vermochte Heloise nicht länger ihre Fassung zu behaupten; sie sank vor seinem Lager auf die Knie nieder und bedeckte seine Hände heißweinend mit ihren Küssen.

Mit jenem täuschenden Anschein wiederkehrender Kraft, der oft der Auflösung unsers Lebens voraufgeht, richtete er sich auf und schloß sie in seine Arme. Wie würden mir diese Thränen und meine Sorge um dich, sagte er, den Tod erschweren, wenn ich dir nicht die Erfüllung des innigsten Wunsches meines Herzens verdankte. Ehe ich dich wiederfand, träumte ich es mir stets als das höchste Glück, der Vater einer Tochter zu seyn, die ich werth achten dürfte, Servilles Gattin zu werden und

ihm durch die Verbindung mit ihr den Besitz der Güter gesichert zu sehen, die ich seiner Großmuth zu verdanken habe und wie versüßt es mir jetzt meinen Tod, daß Gottes Barmherzigkeit mein Flehen so über all mein Hoffen gnädiglich erhört hat! —

Hier sanken sich beide in die Arme und vor der Liebe, die ihre Seelen erfüllte, verschwand jedes irdische Leid und der Engel des Friedens schien diese Stunde der Trennung durch die Bürgschaft des Wiederfindens zu heiligen.

Es war nahe an Mitternacht, der Beichtvater hatte den Kranken schon wieder verlassen und Heloise saß allein an seinem Lager, als sie im Vorzimmer, wo die Diener wachten, Geräusch hörte — sie trat in die Thüre und Serville stand vor ihr.

Gott sey gedankt, daß Ihr wieder da seyd, rief sie, indem sie ihre Hand nach ihm ausstreckte. Nie war mir Eure Gegenwart erwünschter, nie unentbehrlicher, als jetzt —

Serville drückte ihre Hand an seine Lippen und sah sie mit einem Blicke an, der ihr plötzlich ihre letzte Unterredung mit ihrem Vater

und die Zartheit ihres jetzigen Verhältnisses zu ihm zurückrief. Errörhend zog sie ihre Hand weg und wandte das Gesicht ab. — Doch seine milde Ruhe und die Klarheit seiner Besonnenheit gaben ihr bald mit ihrer Unbefangenheit ihr Vertrauen wieder und sie führte ihn zu dem Kranken, der jetzt, als sie an sein Lager traten, die Augen aufschlug und sie anblickte. Seyd Ihr es? stammelte er, o wie süß ist es, in Euren Armen zu sterben!

Er lächelte ihnen hier mit unaussprechlicher Zärtlichkeit zu und ihre Hände zusammenfassend, drückte er sie vereint an sein Herz — die Worte erstarben auf seinen Lippen — segnend hob er die Augen, die schon vom Glanz der Verklärung stralten gen Himmel und mit einem leisen Athemzug entfloh seine Seele zur himmlischen Heimath.

* * *

Nach dem Begräbniß des Grafen wurde in Gegenwart der erforderlichen Zeugen sein Testament geöffnet, das wenig Tage vor seinem Tode niedergeschrieben war. Er ernannte darin

Heloiſe zu ſeiner einzigen Erbin, doch unter der Bedingung ihrer Vermählung mit Serville; ſollte aber, was ihm undenkbar ſey, dieſe Verbindung nicht ſtatt finden, ſo ſollten ſeine Beſitzungen zwiſchen beiden gleich getheilt werden. Zugleich hatte er den Ritter zum alleinigen Teſtaments-Vollſtrecker und zu Heloiſens Vormund ernannt, bis daß ſeine Verheirathung mit ihr, ihm die Rechte eines Gemahls geben werde. Seinen Dienſtboten, dem Kloſter, in dem Heloiſe erzogen war und einigen andern milden Stiftungen, hatte er bedeutende Vermächtniſſe gemacht und am Schluß des Teſtaments pries er in ſehr rührenden Ausdrücken das Glück, welches ihm, beim Scheiden aus dieſem Leben, die Gnade des Himmels durch die Ueberzeugung gewähre, das Schickſal ſeiner geliebten Tochter, durch die Wahl des edelſten Mannes zu ihrem Gatten, geſichert zu ſehen. Auch hatte er beſtimmt, daß ſie die erſten Monate nach ſeinem Tode in Villa Fiora bleiben, und wenn ſie ſpäterhin nach Paris gehe, ihr Aufenthalt in dieſer Stadt nie über drei Monate dauern ſolle, weil er es ſehr be-

ſtimmt wünſche, daß das Schloß Saint-Dorval von ihr nach ihrer Vermählung zum beſtändigen Wohnſitz erwählt werden und ſie dort, für das Glück ihrer Vaſallen lebend, ihnen zugleich das Beiſpiel aller Tugenden der Häuslichkeit und der edlen Güte geben möge.

Heloiſe fühlte ſich durch die Vorleſung dieſes Teſtaments ſo bewegt, daß ſie mit einer ſtummen Verbeugung gegen Serville den Saal verließ, um ſich in ihrem Zimmer einzuſchließen. Seit der Sterbeſtunde ihres Vaters war ihre Seele keinem andern Gefühl, als dem des Schmerzes über ſeinen Verluſt, zugänglich geweſen und dem Ritter waren dieſe Thränen der kindlichen Liebe zu heilig, um ſie in den erſten Tagen ihrer Trauer nicht ganz ſich ſelbſt überlaſſen zu haben. Jetzt aber drang ſich ihr der Gedanke an ihre jetzigen Verhältniſſe und an die durch den Tod ihres Vaters herbeigeführte Aenderung derſelben auf. Sie fühlte ſich verpflichtet, Serville ihre Hand zu geben, aber ſie empfand auch, wie ſehr ihr Vater ſich getäuſcht hatte, wenn er in ihrem Herzen Liebe für Serville zu leſen glaubte. Sie verehrte

den Ritter — sie fühlte sich durch die Anerkennung seines hohen Werthes gewissermaßen selbst geadelt, seine Freundschaft war ihr zum Glück ihres Lebens unentbehrlich geworden, aber sie mußte Montargis nie gekannt haben, um sich jetzt über die Natur ihrer Gefühle für Serville täuschen zu können. Auch von ihm glaubte sie sich nicht geliebt — auch er gab ihr, wie sie wähnte, nur aus edelmüthigem Gehorsam gegen den Wunsch des sterbenden Freundes die Hand und doch hatte der Graf an ihre Vermählung eine Bedingung gebunden, die es ihr und Serville gleich untersagte, ein Band zu lösen, daß die letzten Hoffnungen und Wünsche, der Seegen des scheidenden Vaters geweiht hatte!

Heloise verließ den übrigen Theil des Tages ihr Zimmer nicht wieder und erhielt auch von Serville keine Einladung, ihm, wie gewöhnlich, bei der Mahlzeit Gesellschaft zu leisten; aber früh am andern Morgen sandte er ihr durch Beatrix folgenden Brief:

„Da ich Eure kindliche Liebe kenne,
„zweifle ich nicht an Eurer Bereitwilligkeit,

„Euch in die letzten Anordnungen Eures Va-
„ters zu fügen und bitte Euch daher, Euch
„für das nächste halbe Jahr nicht mehr als
„meinen Gast, sondern als die ausschließ-
„liche Besitzerin und Gebieterin von Villa
„Fiora anzusehen. Das Gebot des Anstan-
„des und der Sitte macht Euch aber jetzt
„die Gesellschaft einer ältern Frau unentbehr-
„lich, und ich habe daher meiner Schwester
„einen Eilboten gesandt und sie dringend ge-
„beten, ihre Ankunft zu beschleunigen. Ge-
„wiß wird sie sich glücklich schätzen, so lange
„bei Euch zu bleiben, wie Ihr selbst es
„wünschen werdet.

„Was mich betrifft, meine holde Freun-
„din, so wird stets von Euch allein die Ge-
„staltung des Verhältnisses abhängen, in
„dem ich zu Euch stehen soll — doch treu
„werde ich den letzten Wunsch meines Freun-
„des erfüllen und es als den Hauptzweck
„meines künftigen Lebens ansehen, für Euer
„Glück zu wachen, und Euch als Euer treue-
„ster Freund schützend und rathend zur Seite
„zu stehen. Für die Dauer Eures Aufent-

„halts in Italien, werde ich Florenz zu mei=
„nem Wohnort erwählen, da die Nähe die=
„ser Stadt mich in den Stand ſetzt, Eure
„Aufträge und Befehle ſchnell erhalten und
„ſchnell vollführen zu können. — Lebt wohl,
„Heloiſe — ich reiſe heute noch nach Avig=
„non ab, wohin ich Eure Intendanten aus
„der Provence und aus Languedoc beſchieden
„habe, um ihre Rechnungen nachzuſehen und
„für die Zukunft die nöthigen Veranſtaltun=
„gen zu treffen. Dort hoffe ich auch mei=
„ner Schweſter zu begegnen und die Ehre
„zu haben, ſie Euch nach meiner Rückkehr
„vorzuſtellen. Das einliegende Blatt ent=
„hält eine Erklärung, zu der ich mich durch
„Ehre, Pflicht und Dankbarkeit verpflichtet
„fühle.“

Das Blatt enthielt folgende Zeilen:

„Ich Unterzeichneter, Auguſt Ritter von
„Serville, erkläre hiermit in Gegenwart der
„unten angeführten Zeugen, daß ich allen
„Anſprüchen auf die Erbſchaft des Grafen
„von Saint=Dorval, mögen dieſe begründet
„ſeyn, worauf ſie wollen, feierlich entſage,

„da ich durchaus und in keiner Art mich „berechtigt glaube, einen gesetzlichen An„spruch darauf machen zu können.

August von Serville.
Legrange, Notarius.
Didier, Prokurator.

Es giebt keine reinere Freude, als die einer Seele voll Begeisterung für alles Schöne und Gute, wenn ihr Gelegenheit wird, eine Handlung bewundern zu können, die von gleicher Gesinnung eingegeben zu seyn scheint. Servillens Uneigennützigkeit und das Zartgefühl, das aus jeder Zeile dieses Briefes sprach, überraschten sie nicht, aber sie füllten ihr Herz mit dem süßen Vergnügen, das uns jeder neue Zug des Seelenadels geliebter Freunde gewährt. Gewohnt sich den Aufwallungen ihres Gefühls hinzugeben, flog sie an den Schreibtisch, um ihm schriftlich auszudrücken, was sie empfand, aber sie vermochte dies nicht und schickte Beatrix zu ihm, mit der Bitte, vor seiner Abreise noch zu ihr zu kommen. Sie brachte die kurze Zeit, die zwischen dieser Einladung und seiner Erscheinung verstrich, in einer unruhigen, aber

keineswegeſ unangenehmen Spannung hin und eilte ihm, als er in ihr Gemach trat, mit eben ſo anmuthiger, als rührender Verlegenheit entgegen. In ihren Augen glänzten Thränen, aber um ihre Lippen ſchwebte ein holdſeeliges Lächeln — ſie ſtreckte ihm die Hand, in der ſie den Brief hielt, entgegen und bot ihm die andre, indem ſie in Thränen ausbrechend das Geſicht abwandte. Faſt eben ſo bewegt als ſie, führte Serville ſie zum Sopha, wo er neben ihr Platz nahm, und ihre Hand ſtumm an ſein Herz drückte.

Ich habe keinen Freund mehr auf dieſer Welt, als Euch ganz allein, ſagte ſie, und doch wollt Ihr mich verlaſſen?

Serville war zu gerührt, um antworten zu können.

Es war mir nicht möglich, fuhr ſie fort, Euren Brief ſchriftlich zu beantworten; ich verſuchte es, aber ich konnte nicht — mögen jetzt meine Thränen für mich reden.

Sie bog hier ihr Geſicht auf ſeine Hände nieder und drückte dieſe an ihre naſſen Augen.

Schonet meiner, Heloiſe, rief Serville lei-

denſchaftlich — ich kann es nicht ertragen Euch ſo bewegt zu ſehen.

Soll ich denn verhehlen, was ich empfinde? verſchmäht Eure ſtrenge Tugend den Dank eines Herzens, das ſtolz darauf iſt, Euren Werth empfinden zu können?

Ihr legt einer ganz einfachen Handlung einen viel zu hohen Werth bei, meine Freundin, und werdet in ruhigeren Augenblicken dies ſelbſt einſehen. Doch jetzt, bitte ich Euch innig, erwähnt ihrer nicht mehr —

Beide ſchwiegen jetzt einige Augenblicke, bis Heloiſe, die die Bewegung mißverſtand, in der ſie ihn ſah, ſchüchtern wieder zu reden begann:

Ich hatte Euch ſo viel zu ſagen, aber ich fürchte Euch läſtig zu werden und will daher lieber ſchweigen, denn Eure leiſeſten Wünſche werden immer für mich Geſetze ſeyn.

Meine Wünſche für Euch Geſetze! Wißt Ihr denn nicht, daß es mein innigſtes Beſtreben, mein einziges Glück iſt, die Eurigen zu errathen und ſie zu erfüllen?

Vergönnt mir wenigſtens Euch für das Vergnügen zu danken, das ich mir von der

Gegenwart Eurer Schweſter verſpreche. Erklärt mir aber auch, wie es Anſtand und Sitte erheiſchen können, daß ich hier noch eines andern Schutzes bedarf, als des Eurigen. Ich begreife das durchaus nicht.

Ein ſo reines Herz, eine ſo edle Seele wie die Eurige, ahnet in der heiligen Argloſigkeit der Unſchuld nicht, daß die Welt ſich nicht nur anmaßt uns nach unſern Thaten, ſondern nach dem Schein und nach ihren eigenen willkürlichen Geſetzen zu richten.

Gewiß aber, mein liebſter, theuerſter Freund, fällt doch, ſobald Eure Schweſter hier iſt, jeder Grund zu Eurer Entfernung weg?

Liebſter, theuerſter Freund! wiederholte Serville, mit zweifelnder Miene.

Nun denn, ſagte Heloiſe errörhend, ſo erlaubt mir, Euch künftig mit dem theuren, ehrwürdigen Namen meines Vormundes zu benennen.

Servilles Züge verdüſterten ſich hier ſichtlich, und er vermochte den Seufzer nicht zu unterdrücken, der ſeinem Herzen entfloh. Er ſtand raſch auf. Wenn Ihr mir, ſagte er,

vor meiner Abreiſe noch einige Aufträge zu geben habt, ſo bitte ich Euch, ſie mich erfahren zu laſſen, denn meine Leute und meine Pferde warten ſchon unten im Hofe auf mich.

Ich habe nur Eine Bitte, nur Einen Wunſch, antwortete Heloiſe gegen ſich ſelbſt erzürnt, dem edelſten, beſten Herzen wehe gethan zu haben, und zwar den, Euch ſobald als möglich wieder zu ſehen.

Ergriffen von dem Gedanken an die Einſamkeit und Verlaſſenheit, in der ſie, nach Serviles Abreiſe, ſeyn würde, zerfloß ſie in Thränen. Wahrlich, ſagte ſie, ich kann Euch nicht eher erlauben, mich zu verlaſſen, als bis Ihr mir verſprochen habt, Villa Fiora auch künftig als Euren Wohnſitz, und mich nur als Euren Gaſt zu betrachten. Gebt mir zu Liebe Euren Vorſatz auf in Florenz wohnen zu wollen; iſt es Euch läſtig mit mir unter einem Dache zu weilen; ſo will ich gern mit Frau von Roſemont eine andre Villa in der Nachbarſchaft beziehen.

Wie könnt Ihr nur einem ſolchen Gedanken Raum geben! Wenn Ihr wüßtet,

welches Opfer ich Euch durch dieſe Entfernung bringe!

Bedenkt doch, daß Ihr nicht bloß mein theuerſter, ſondern auch mein einziger Freund ſeyd und daß ich jetzt, nach dem Tode meines Vaters, ohne Euch, wieder ganz ſo verwaiſet und verlaſſen ſeyn würde, wie ich es in meinen Kinderjahren war.

Ihr vergeßt, ſagte Serville mit mühſam erzwungenem Lächeln, daß Ihr jetzt eine reiche Erbin, und als ſolche beſtimmt ſeyd, in der Welt eine glänzende Rolle zu ſpielen und einen ausgezeichneten Platz in der Geſellſchaft einzunehmen. Es wird Euch nie an Freuden fehlen — Euer Reichthum allein würde ſie Euch ſchon in großer Menge erkaufen. —

Nun, um welchen Preis ſeyd Ihr denn zu haben? fragte ſie mit ſüßem Lächeln.

Heloiſe! Heloiſe! Wahrlich, Ihr ahnet nicht, was Ihr thut, wenn Ihr Eure Macht aufbietet, mich hier zu feſſeln.

Ihr verſprecht mir alſo, nach Eurer Rückkehr aus Frankreich wieder hier in der Villa zu wohnen? — Gebt mir Eure Hand darauf,

ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihn, unter Thränen lächelnd, bittend anſah. Dürft Ihr Euer Mündel verlaſſen? Wißt Ihr nicht, wie ſehr ſie Eurer Leitung und Führung bedarf, um Eurer Freundſchaft würdig zu werden?

Ich verſpreche alles, was Ihr wollt, ſagte Serville heftig bewegt, aber ich beſchwöre Euch, mich jetzt zu entlaſſen. Die Entſcheidung mei= Schickſals liegt ganz in Eurer Hand, doch um Eures Glückes, um meines Friedens willen, täuſchet mich nicht und hütet Euch, Euch ſelbſt zu täuſchen!

Er verließ hier ſchnell das Zimmer. Heloiſe wiederholte einigemal ſeine letzten Worte, die ihr räthſelhaft zu ſeyn dünkten, bis ſie nach dem Nachſinnen einiger Augenblicke entdeckt zu haben glaubte, welchen Sinn ſie ihnen zu geben habe. Sie fürchtete durch ihr Betragen, durch die zärtliche Innigkeit, mit der ſie ihm ihre Dankbarkeit, ihre Verehrung, ihre Freundſchaft in dieſer Stunde lebhaft aufgeregter Empfindung ausgeſprochen hatte, den Glauben in ihm erweckt zu haben, daß ihr Vater ſich nicht irrte, wenn er ihm die Verſicherung gab, von

ihr geliebt zu seyn, und daß er, in dessen Herzen noch Rosaliens Bild wohnte, sich schmerzlich durch die Verpflichtung bewegt fühlte, ihr, der Tochter seines theuersten Freundes, aus Großmuth und Mitleiden die Hand reichen zu müssen! Dieser Gedanke empörte ihren Stolz und auch ihr weibliches Zartgefühl — schon war sie im Begriff ihm nachzueilen und ihm ohne irgend einen Rückhalt, ihr ganzes Herz zu eröffnen — da sah sie ihn schon vom Hofe sprengen und kehrte in ihr Zimmer zurück, wo sie zum Erstenmal erkannte, wie gefährlich ihr im Leben diese leichte und schnelle Erregbarkeit des Gefühls werden konnte, von der sie sich stets unbedachtsam hinreißen ließ, ohne sie der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, die uns allein im Leben eine sichre Haltung und jene unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze zu sichern vermag, an der die Macht der Leidenschaften sich bricht, ohne sie untergraben zu können.

* * *

Während der Abwesenheit ihres Vormun-

des nahm Heloiſe keine Beſuche an und ließ ſelbſt ihre Lehrſtunden abſagen; ſie beſchäftigte ſich in dieſer Zeit faſt ausſchließlich mit dem Plan zur Errichtung eines Waiſenhauſes, das ſie in der Nähe von Villa Fiora erbauen laſſen wollte und ſah voll wehmüthiger Sehnſucht dem Augenblick entgegen, der ihr eine Freundin zuführen werde, bei der ſie einſt eine Freiſtätte hatte finden ſollen, wie ſie ſelbſt ſie jetzt für Verwaiſete zu gründen im Begriffe war. Nach vierzehn Tagen kam der Ritter, von Frau von Roſemont begleitet, zurück. Heloiſe eilte ihnen entgegen und warf ſich tief bewegt in die Arme einer Frau, in der ſie keine Fremde, ſondern Roſaliens Freundin und Serviles Schweſter liebte. Eine Tochter unverkünſtelter Natur, vergaß ſie alle Förmlichkeiten der Etiquette, und lag heißweinend an einem Herzen, das ihre Empfindungen nicht verſtand und dem ſie mehr Neugierde als Theilnahme einflößte.

Roſalie hatte Frau von Roſemont geliebt, weil ſie die Schweſter des Mannes war, den ſie anbetete und ſie mit ihr von ihm reden und jeden kleinen Zug ſeines Karakters, jede

Begebenheit ſeiner Kinderjahre von ihr erfragen konnte — übrigens konnte es aber nicht leicht zwei verſchiedenartigere Frauen geben, als es Servilles Schweſter und Servilles Geliebte von jeher geweſen waren. Stephaniens Großſinnigkeit, ihr hoher Geiſt, ihr glühendes Herz bildeten den entſchiedenſten Gegenſatz zu dem ſchwachen Verſtand, dem kleinlichen Karakter und dem kalten Herzen ihrer Freundin.

Frau von Roſemont hatte ihre erſte Jugend am Hofe der ſchönen Margarethe von Valais, der Gemahlin Heinrich des Vierten verlebt. Damals war ſie eine eifrige Katholikin geweſen, aber ſie heirathete einen Hugenotten und gieng zu der Kirche ihres Mannes über. Unfähig die Grundlage ihres moraliſchen und religiöſen Glaubens irgend einer eigenen Prüfung unterwerfen zu können, bekannte ſie ſich leicht auf fremde Empfehlung und fremdes Anſehen hin zu dieſer oder jener Meinung und vertheidigte dann mit blindem Eifer, was ſie mit blindem Glauben angenommen hatte. Nie hatte ſie tiefes Leid, nie die Seeligkeit eines Glückes, welches die Seele füllt und erhebt,

empfunden; reich, unabhängig, mit den erſten Familien des Reichs verwandt, zog ſie zum Umgang Perſonen vor, die unter ihr ſtanden und ſich daher keinen Widerſpruch gegen ihren Willen und ihre Wünſche erlaubten und von dem Standpunkt aus, den ſie in dieſem Kreiſe behauptete, gieng nun ihre Meinung von ſich ſelbſt und ihre Anſichten von dem geſellſchaftlichen Leben, ſo wie ihre Anſprüche an daſſelbe aus.

Serville liebte ſie mit Bruderzärtlichkeit, ohne ſich durch Sympathie des Herzens und der Seele mit ihr verbunden zu fühlen. Der große Unterſchied zwiſchen dem Karakter ſeiner Mündel und dem ihrigen war ihm nicht unbekannt, doch eben dieſer hatte den Wunſch in ihm erregt, ſie beide mit einander in Verbindung zu bringen. Er hoffte, die ruhige Gleichgültigkeit ſeiner Schweſter, ihr abgemeſſnes geſellſchaftliches Betragen und ihre kühle Beſonnenheit ſollte Heloiſens oft überſprudelnden Jugendmuth dämpfen und dieſe hingegen durch den hohen Reichthum ihrer Seele und ihres Geiſtes, Frau von Roſemont heben und in ih-

rem Gemüth einen Klang wecken, den Serville bei einem ihm so nahe stehenden Wesen ungern vermißte. Doch so vorbereitet Heloise auch darauf war, Frau von Rosemont zu lieben und sich ihr mit achtungsvollem Vertrauen hinzugeben, so bedurfte es für sie doch nur einiger Tage, um sie ganz nach ihrem wahren Werthe würdigen zu lernen und sie fühlte sich durch ihre Gegenwart mehr in ihrer Einsamkeit gestört, als daß sie ihr das Vergnügen eines erheiternden Umgangs gewährt hätte; die Unterhaltung mit ihr wurde ihr eben so schwer, als langweilig, da zwischen ihnen durchaus kein Einklang der Gesinnung, keine Uebereinstimmung der Ideen statt fand.

So war Heloisens Verhältniß zu der Schwester, während ihr Verhältniß zu dem Bruder täglich peinlicher wurde. Serville schien nicht nur seinen Entschluß, die Villa verlassen zu wollen, ganz aufgegeben zu haben, sondern er zeigte sich auch, seit seiner Rückkehr, in seinem Betragen gegen sie auffallend verändert. Früher hatte er sie mit der Zutraulichkeit eines ältern Freundes behandelt; jetzt aber sprach

aus allen seinen Worten und seinen Blicken, aus allem seinen Thun eine zarte, innige Beflissenheit, die oft an Schüchternheit gränzte und der feinsten Galanterie, der zärlichsten Liebe Ehre gemacht haben würde.

Heloise sah aber in dieser Aenderung seines Betragens nur eine Bestätigung ihres Argwohns, daß er sich von ihr geliebt glaube und sich daher großmüthig bestrebe, sie durch den Schein einer Erwiderung ihrer Liebe zu täuschen und ihr Muth einzuflößen, ihm diese zu zeigen. Zu jeder Verstellung unfähig, vermochte sie den Unmuth nicht zu verbergen, den dieser Gedanke in ihr erzeugte und ob sie gleich, weit von jeder Widersetzlichkeit gegen den letzten Wunsch ihres Vaters entfernt, entschlossen war, Serville ihre Hand zu geben, wenn er sich darum bewerbe, so eignete sich doch ihr jetziges Betragen gegen ihn ganz dazu, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen aufzuführen.

Nicht nur unwillkürlich, sondern mit sichtlichem Bedacht vermied sie seine Gegenwart; redete er sie an, so waren ihre Antworten kurz

und kalt; fand er ſie allein im Zimmer, ſo ſtand ſie auf und entfernte ſich unter irgend einem nichtigen Vorwand; forderte er ſie auf, ihre italieniſchen und engliſchen Lehrſtunden wieder anzufangen, ſo entſchuldigte ſie ſich mit einer Aufgabe, die ſie für einen ihrer andern Lehrer zu machen habe und wenn die Höflichkeit ſie nicht verpflichtete, Frau von Roſemont Geſellſchaft leiſten zu müſſen, ſo ſchloß ſie ſich mit ihrer Harfe und ihren Büchern in ihrem Zimmer ein. Dies Betragen bewirkte nach einiger Zeit auch bei Serville eine gänzliche Aenderung des ſeinigen; er fing an ſich von ihr ſo fern als möglich zu halten und ſie wie eine Fremde mit ehrerbietiger, achtſamer Höflichkeit zu behandeln. Es kam dahin, daß beide ſich nur noch bei Tiſche ſahen und nur noch im Lauf der allgemeinen Unterhaltung mit einander flüchtige Worte redeten.

So waren zwei Monate verſtrichen, als Serville eines Morgens, wo Heloiſe bei ihrem Muſiklehrer Stunde hatte, in ihr Zimmer trat und ſich, um jenes Entfernung abzuwarten, mit einem Buch in einen Seſſel warf. Die-

ser Beſuch zu ſo ungewöhnlicher Stunde verwirrte Heloiſe ſo, daß ſie nicht mehr zu ſpielen vermochte und Fehler über Fehler machte. Noch ängſtlicher wurde ihr aber zu Sinne, als ſie ſich, nach der Entfernung des Muſiklehrers, mit Serville allein ſah, der ſein Buch weglegte und ihr die Harfe ſanft aus den Händen nahm, um ſie wegzuſetzen. Könnt Ihr Euch entſchließen, fragte er mit ſanft trauernder Stimme, mich einige Minuten anzuhören? Ich hoffe Euch dadurch für die Folge manche unangenehme Stunde zu erſparen und mir ſelbſt den Frieden wieder zu gewinnen, den ich zu ſchmerzlich ſeit lange verloren habe.

Heloiſe konnte zum Zeichen ihrer Bewilligung ſeines Geſuchs nur ſchweigend das Haupt neigen. Aus dem Ton, mit dem Serville ſprach, klang eine ſo tiefe Wehmuth, eine ſo rührende Innigkeit, daß ihre Augen unwillkürlich naß wurden.

Ich trat, begann er nach dem Schweigen einiger Minuten, in denen er mit ſichtlicher Anſtrengung verſucht hatte, ſich zu ſammeln, in meinem zwanzigſten Jahre mit glühendem

Herzen und ſchwärmeriſcher Begeiſterung für alles Große und Schöne, in die Welt; jung, arglos, ohne Rathgeber, ohne Führer, wurde ich eine Beute aller derer, die mich täuſchen und betrügen wollten; ich machte in kurzer Zeit viel Erfahrungen, aber ich mußte ſie theuer bezahlen; eine treuloſe Geliebte brachte mich um den größten Theil meines Vermögens; von denen, die ſich meine Freunde nannten, ſah ich mich verrathen und verlaſſen; mein Herz litt unendlich, aber der Himmel hatte mir zu dieſem tief und glühend empfindenden Herzen eine feſte, muthige Seele gegeben und das ſchützte mich, meinem Schickſal zu erliegen. Ich zog mich mit den Trümmern meines Vermögens in die Einſamkeit zurück und hier lernte ich Roſalie von Villatte kennen. Sie war nicht nur ſchön und tugendhaft — ſondern auch vor Tauſenden ihres Geſchlechts durch Geiſt und Karakter ausgezeichnet. Im Schooß des Fanatismus und des Aberglaubens erzogen, hatte ihre große, vorurtheilsfreie Seele, aus eigner Kraft, die Feſſeln abgeſtreift, die ihren Flug hemmen ſollten. Sie

wurde der Schutzengel meines Lebens — ihr verdankte ich Wahrheit, Liebe, Friede, Hoffnung, Glaube —

Ihr Bruder, der einzige Verwandte, den sie hatte, sah in ihrer Toleranz nur eine strafbare Hinneigung zur Ketzerei; eben so grausam als bigott, riß er sie aus meinen Armen und stieß mir seinen Dolch in die Brust. Mein Leben wurde erhalten, doch Rosalie war auf immer für mich verloren und in öden Klostermauern vergraben.

Zehn Jahre lang überlebte die Liebe in meinem Herzen den Verlust jeder Hoffnung; doch allmälig wandelte sie sich in sanfte, zärtliche Freundschaft um und mir blieb nur eine sehnsuchtsvolle, wehmüthige Erinnerung an das Gefühl, das viele Jahre lang meine Seele ganz ausschließend erfüllt hatte und das mir durch kein andres Glück je ersetzt werden konnte. Aber aus Scheu vor der Welt und dem Schein des Lächerlichen, den sie so gern auf alles ihr Fremdartige wirft, verbarg ich unter einer kalten Außenseite die noch immer jugendlich warme Fühlbarkeit meines Herzens. — Wer ein-

mal in ſeinem Leben ein Weſen geliebt hat, dem ſich ſeine Seele in ungetheilter Bewunderung zuwenden durfte, weil ihm in der Geliebten zugleich ſein Ideal ſittlicher Schönheit erſchien, weiß es, wie ſchwer es uns wird, von dieſer Höhe herniederzuſteigen und uns mit der Alltäglichkeit der Menſchen und ihren Geſinnungen und Empfindungen zu verſöhnen. Ich liebte die Menſchheit mit mehr denn Bruderliebe: mein ganzes Daſeyn war ihrem Dienſt geweiht, aber vergeblich ſuchte meine Seele auf der weiten Erde nach einem Weſen, das ich lieben konnte, wie ich Roſalie geliebt hatte. Die Sehnſucht meines Herzens nach der Wiederkehr des verlornen Glückes war unvergänglich — aber ihr ward im Lauf vieler Jahre keine Befriedigung. —

Und doch kam ſie, die Stunde, wo ich mir ſagen konnte, jetzt darfſt du, jetzt wirſt du wieder lieben, denn du haſt eine zweite Roſalie gefunden!

Ja, ſagte er und faßte Heloiſens Hand, Dir war es vorbehalten, dies Herz von Neuem mit der reinſten Flamme unvergänglicher Liebe

zu durchglühen! Deine Unſchuld, der Zauber Deiner Kindlichkeit und Anmuth wandelten die Bewunderung, die mir beim erſten Anblick Deine Schönheit einflößte, in Zärtlichkeit um und Dein Geiſt und der Adel Deiner Seele verwandelten dieſe Zärtlichkeit in Liebe. — Lange blieb mir ſelbſt dieſe Liebe ein Geheimniß und als ich ſie entdeckte, bot ich alle meine Kraft zu ihrer Bekämpfung auf, da ich in dem Unterſchied unſers Alters ein unüberſteigliches Hinderniß zu ſehen glaubte. Wenn Kummer und Leid unſre Züge vorzeitig gealtert haben, aber das Herz warm und jung geblieben iſt, vergeſſen wir nur zu leicht, daß andre nur den Eindruck der äußeren Erſcheinung feſthalten und die Jugendlichkeit unſrer Empfindungen von ihnen ungewürdigt bleibt, weil ſie nicht ahnen, daß wir ſie bewahrt haben. Was ich in jener Zeit empfunden und gelitten habe, bleibe in meinem Herzen vergraben — urtheilt aber, was ich empfand, als Euer Vater mir die Entdeckung mittheilte, die er gemacht zu haben glaubte, und mich beſchwur der Gemahl ſeiner Tochter zu werden! — Dieſer Prüfung erlag

meine Kraft — ich wagte es, ein Glück zu träumen, das ich mir bis dahin nicht einmal zu wünschen vergönnt hatte und legte die Entscheidung meines Schicksals zagend in Eure Hand. Ihr erinnert Euch vielleicht noch, daß Euer Vater mit mir die Verabredung getroffen hatte, ein Brief von Euch solle mir mit der Einladung zur Rückkehr nach Villa Fiora zugleich die Zustimmung Eures Herzens zu seinem Wunsch verbürgen. — In unaussprechlicher Bewegung erbrach ich den Brief, den Ihr mir am Tage meiner Abreise sandtet — doch ach! er rief mich an das Sterbebett Eures Vaters zurück und in der ersten Minute unsers Wiedersehens überzeugte ich mich, daß mein Freund sich getäuscht und Euer Gefühl für mich nach seinen Wünschen, aber nicht nach den Eurigen gedeutet hatte!

Ich glaubte während der Vorlesung des Testamentes Eures Vaters in Euren Zügen Schmerz über die von ihm gewünschte Verbindung zu lesen; doch die schmeichelhafte Art, mit der Ihr mich nach Lesung meines Briefes empfingt, Eure Betrübniß, Eure Blicke, Eure

Bitten, der Händedruck, mit dem Ihr ſie begleitetet, täuſchten mich von Neuem. Ich kehrte zurück — ich ſchwankte, zitterte, hoffte — doch bald wurde mir mein Schickſal klar. Der eiſigſte Kaltſinn ſprach aus jedem Eurer Worte, ſtralte mir aus jedem Eurer Blicke entgegen und Ihr zeigtet in Eurem Betragen gegen mich eine Unfreundlichkeit, deren ich Euch nie fähig gehalten hätte, am wenigſten gegen mich, der ich in jedem Augenblick freudig mein Leben für Euer Glück zum Opfer bringen würde. Wie wenig kennt Ihr mich, wenn Ihr mich fähig halten könnt, irgend einen Anſpruch auf Eure Hand anders als mit freiwilliger und freudiger Zuſtimmung Eures Herzens geltend machen zu wollen! Ihr ſeyd frei, durchaus frei. Ich entſage dem Beſitz dieſer Hand, die Euer Vater mir beſtimmte und entbinde Euch jeder Verpflichtung, die Ihr vielleicht gegen mich zu haben glaubt. Vergönnt mir nur als Freund über Euer Glück zu wachen und für daſſelbe zu leben. Nie werdet Ihr wieder ein Wort der Liebe von mir hören — freudig will ich am Altar Eure Hand in die Hand des Man-

nes Eurer Wahl legen, nur seht wieder in mir den treuesten Freund Eures Vaters und den Eurigen.

Heloise fühlte, was Ehre und Tugend von ihr forderten — Servilles Edelmuth begeisterte sie; ihr Herz empfand den Werth des Glückes von einem Mann geliebt zu seyn, den sie wie ein höheres Wesen verehrte und hingerissen von diesen Gefühlen, sank sie vor ihm auf die Knie nieder und hob die Hände bittend zu ihm auf.

Eben so bestürzt als überrascht wollte Serville sie aufrichten.

Nein, sagte sie, wenn diese Stellung die tiefste Demuth der Gesinnung andeutet, so kann ich nur zu Euren Füßen eine Verzeihung erflehen, deren ich doch nicht unwürdig zu seyn glaube.

Was sollen diese Worte bedeuten? rief Serville, was wollt Ihr sagen? indem er sie mit seinen Armen umschloß und sie so vom Boden aufhob.

Sie sprechen es nur aus, daß ich mich Eu-

res Edelmuths, Eurer Liebe unwürdig fühle und doch hoffe, daß —

Was hofft Ihr? redet, theure Heloise —

Daß Ihr den letzten Wunsch meines Vaters nicht unerfüllt lassen werdet.

Heloise!

O könntet Ihr in diesem Herzen lesen, das eine Größe bewundert, die es nicht zu erreichen vermag, so würdet Ihr mich verstehen und mich beklagen, statt mich zu verdammen. Nur von Empfindung beseelt, nur in Empfindung lebend, hat meine Seele nur in einzelnen Minuten Kraft zur Selbstbeherrschung — aber ich fühle was mir fehlt; ich will das Gute, ich liebe es, doch nur von Euch geleitet, darf ich hoffen, mich vor Irrthümern und Verirrungen gesichert zu sehen. Verschmäht es nicht, mein Führer, mein Beschützer, mein Gemahl zu werden! An Eurer Hand werde ich mich bestreben Euch nachzueifern — wohl weiß ich, welch eine Kluft zwischen uns ist — Ihr seyd ganz Seele — ich nur Herz — Ihr seyd die Vernunft selbst — ich nur Gefühl — Ihr besitzt und übt alle Tugenden — ich liebe sie — o

laßt ſie mich in dem Manne lieben, den ich als den edelſten, als den trefflichſten aller Menſchen verehre.

O Heloiſe, wohin führt Euch der Flug Eurer Begeiſterung, die Schwärmerei Eures Herzens!

Nein, ſagte ſie mit edler Würde, ich bin nicht immer eine Schwärmerin und am wenigſtens in dieſer Stunde, wo ich unverblendet von jedem Trug der Phantaſie, nur eine Empfindung meines Herzens ausſpreche, die, von meiner Vernunft gebilligt, doch nicht ihr, ſondern meiner innerſten Seele, meinem eigenſten Gefühl ihr Daſeyn verdankt — Könntet Ihr ein Herz verſchmähen, das ſich Euch mit unbedingtem liebenden Vertrauen ergiebt?

Serville ſank zu ihren Füßen nieder und drückte ihre Hände an ſeine Lippen. Giebt Dir Dein Herz wirklich den Wunſch ein, die Meine zu werden? fragte er feierlich!

Möge Gottes Barmherzigkeit mich in dieſem und jenem Leben verwerfen, antwortete ſie, wenn mein Herz nicht von ihm erfüllt iſt!

Dann iſt das Gebet Deines Vaters vor dem Thron des Ewigen erhört und Du biſt mein. Doch Dir allein bleibe die Zukunft dieſer Liebe anvertraut; beſeeligt durch Deine Neigung, überlaſſe ich es Dir allein zu entſcheiden, wenn ich vor dem Altar einen Schwur wiederholen ſoll, der ſchon von dieſer Stunde an alle Heiligkeit des unwiderruflichſten Gelübdes für mich hat!

Ende des zweiten Theils.

# Heloise

von

## Fanny Tarnow.

GROSSH. REGIERUNGSBIBLIOTHEK SCHWERIN

Dritter Theil.

Leipzig,
Rein'sche Buchhandlung.
1826.

Gedruckt bei Georg Haas.

Der magiſche Duft, der bis jetzt über den Träumen und Ahnungen ihrer Zukunft ſchwebte, war nun geſunken und Heloiſe ſah in klarer Wirklichkeit den Pfad vor ſich, den ſie, von Pflicht und Ehre, von Freundſchaft und Hochachtung geleitet, im Leben zu durchwandeln hatte. Aber troz aller Anſtrengungen ihrer Vernunft, umſchwebten ſie noch oft die Bilder einer reicheren Vergangenheit, in der ſie von Ahnungen der Ewigkeit begeiſtert, in ihrem Buſen eine unermeßliche Fülle des Daſeyns, einen himmliſchen Reichthum deſſelben empfunden hatte, mit dem verglichen, die ſtille, einförmige Friedlichkeit des ihr jetzt beſtimmten Lebensglückes freilich als Verkümmerung und Dürftigkeit erſchien.

Serville zeigte ſich in ſeinem neuen Verhältniß zu ihr eben ſo liebenswürdig als beſonnen und edel. Behutſam in ſeinem Tadel, noch behutſamer in ſeinem Lobe, vermochte er doch nicht das Entzücken zu verbergen, mit dem er ihrer Schönheit und ihren geiſtigen Vorzügen huldigte. Seine Sorge, ſeine zarte Achtſamkeit umgab ſie wie ein mild erfreuendes Element anſpruchloſer Liebe und wurde von ihr mit zärtlicher Verehrung dankbar anerkannt; doch in Hinſicht der Erwartungen, die er auf Heloiſens Verbindung mit ſeiner Schweſter gegründet hatte, fand er ſich ganz getäuſcht. Sie behandelte Frau von Roſemont mit jener unerkünſtelten, freimüthigen Höflichkeit, die ein Kind der Herzensgüte und Gefälligkeit iſt; aber ſie fand durchaus kein Behagen an ihrer Geſellſchaft und ſuchte dieſe nie auf. Frau von Roſemont vermißte in Heloiſens Betragen nicht das Vertrauen und die Zuneigung, die ſie ſo wenig zu würdigen, als zu erwiedern verſtanden hätte; doch jene empfand es oft ſchmerzlich, daß Servilles Schweſter ſo durchaus nicht

dazu geeignet war, die Freundin ihres Herzens zu werden.

Seroille hatte es ſeiner ſchönen Verlobten überlaſſen, den Zeitpunkt ihrer Vermählung feſtzuſetzen und dieſe hatte den Ablauf ihres Trauerjahres dazu beſtimmt. Die erſten vier Monate nach Saint-Dorvals Tode floſſen eben ſo ſchnell als einförmig dahin. Signor Dolce war verreiſet, der Biſchof geſtorben und dies beſchränkte die Geſellſchaft in Villa Fiora faſt ganz auf den kleinen Kreis ihrer Bewohner. Dem Ritter war dieſe Einſamkeit lieb, deren ſtiller Friede ſo ganz zu dem milden Ernſt ſeines Weſens paßte — Frau von Roſemont ließ ſie ſich mit ihrer gewohnten kalten Gleichgültigkeit gefallen — doch Heloiſen that ſie nicht wohl, weil ſie ihrer Phantaſie einen zu freien Spielraum eröffnete. Die Welt, die ſie ſo wenig aus Erfahrung als aus geſellſchaftlichen Unterhaltungen kannte — denn die Geſpräche in Villa Fiora berührten ſelten die flüchtigen Erſcheinungen des wirklichen Lebens, da ſie dagegen das ganze weite Gebiet der Kunſt und der Wiſſenſchaft umfaßten — lag in zaubervollem

Roſenlicht vor ihr da, und ſie bevölkerte ſie mit idealiſchen Weſen, bei denen ſie alles zu finden hoffte, was ihre unbeſtimmte Sehnſucht zu befriedigen, ihr wehmüthiges Bangen zu ſtillen vermochte. Die ernſte Einförmigkeit ihres Lebens ermattete ihre Seele, die für viele ihrer Anlagen und Fähigkeiten keinen Spielraum fand und dem Ueberfluß ihrer eigenen Kraft erlag. Selbſt das Vergnügen, welches ihr bis jetzt die Ausbildung ihrer Talente und ihres Geiſtes gewährt hatte, verlor ſeinen Reiz und ſie erkannte, daß die höchſte geiſtige Bildung für ihre glühende Seele nicht zu der Beglückung ihres Daſeyns ausreiche.

Im Lauf des fünften Monats kam die Marcheſin von Mariotti, eine Couſine der Frau von Roſemont, nach Villa Fiora, um dieſe zu beſuchen. Sie war eine Neapolitanerin von Geburt und die Wittwe eines reichen Toskaniſchen Edelmanns. Die junge, ſchöne und geiſtreiche Frau zeigte gleich ſeit der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft eine Zuneigung für Heloiſe, die eigentlich bei ihr nur eine flüchtige Aufwallung, eine Laune des Augenblicks war,

von dieſer aber mit der vollen Liebe jugendlicher Herzensneuheit erwiedert wurde. Die Marcheſin neckte Serville ſehr anmuthig mit der Selbſtſucht, die ihn bewege, ſeine ſchöne Mündel in ſolche Einſamkeit zu vergraben und drang darauf, Heloiſe müſſe ſie bei ihrer Rückreiſe nach Florenz begleiten und dort einige Zeit bei ihr zubringen. — Es würde Serville nicht ſchwer geworden ſeyn, ihren Bitten und ihrem Schmeicheln und Schmollen die Zuſtimmung zu dieſer Reiſe zu verſagen — aber Heloiſens furchtſam bittenden Blicken konnte er nicht widerſtehen, nicht dem ſüßem Lächeln, das um ihre Lippen ſchwebte, wenn Signora Mariotti ihr mit hinreißender Beredſamkeit die glänzenden Vergnügungen ſchilderte, die ſie in Florenz erwarteten und die Kunſtſchätze, die ihrem Auge dort ſichtbar werden ſollten und er willigte endlich darein, daß Heloiſe ihre neue Freundin auf einige Wochen begleiten ſolle.

Der Hof zu Florenz war damals einer der gebildetſten und glänzendſten in Europa, wo alle Muſen am Throne der Mediciäer Schutz und Aufmunterung ſuchten und fanden. Die

dramatiſche Kunſt, die in Frankreich, England und Deutſchland damals noch in der Wiege lag, war in Italien, von Leo dem Zehnten begünſtigt, ſchon zu einer für jene Zeit bewundernswürdigen Vollkommenheit ausgebildet. Heloiſen wurde gleich am Abend ihrer Ankunft der Genuß, eins von Arioſt's Stücken aufführen zu ſehen, deſſen ſinnreiche, blühende Phantaſie ihn ſchon früher zu einem ihrer Lieblingsdichter gemacht hatte. Der poetiſche Werth des Stückes wurde nun noch durch den Zauber der Muſik und des Geſanges und den feenhaften Glanz eines großen Feuerwerkes erhöht. Heloiſe fühlte ſich wie bezaubert. Eine neue Welt eröffnete ſich vor ihren Blicken und ſie ahnete, mit welchen Anſprüchen ſie berechtigt ſey, in ſie einzutreten.

Am folgenden Morgen war Heloiſens Ankunft, ihre Schönheit, ihre vornehme Abkunft und ihr Reichthum der Hauptinhalt aller Geſpräche der vornehmen Kreiſe in Florenz, und nie war die Converſazione im Palaſt Mariotti ſo zahlreich beſucht worden, als an dieſem Abend. Heloiſe erröthete, ſich von ſo vielen

Blicken angestaunt zu sehen; doch sobald sie die Schüchternheit, welche die Ueberraschung des ersten Eindruckes ihr einflößte, überwunden hatte, bewegte sie sich mit großer Leichtigkeit in diesem ihr neuen Kreise und ihr Geist lernte hier bald seine glänzenden Schwingen entfalten.

In wenig Tagen erhob sie sich zur Modegöttin in diesem Cirkel und berauscht von dem lauten Beifall, den man ihr zollte, von den Huldigungen, die man ihr darbrachte, gab sie sich nicht bloß der Freude, sondern auch dem Streben nach diesem verführerischen und doch ach! so sehr nichtigem Glanze hin. Sie erwarb sich einen ehrenvollen Platz unter den berühmtesten Improvisatoren jener Zeit; dies poetische Talent, verbunden mit der glänzenden, geistreichen Unterhaltungsgabe, die sich unglaublich schnell bei ihr entwickelte; ihr Harfenspiel, ihr Tanz, ihr Gesang, ihre Gemälde und Zeichnungen, und auch ihre Schönheit und Jugend verschafften ihr den Namen der Muse des Arno und ihre Unerfahrenheit ließ sie nicht bemerken, daß mit der Bewunderung auch der Neid er-

wacht war, und sich bemühete den Kranz zu entblättern, mit dem sie sich so stolz und freudig geschmückt sah.

Servilles unerwartete Ankunft weckte Heloisen aus dem bezaubernden Traum, der sie so süß verführerisch umfangen hielt. Liebevoll flog sie dem theuern Freunde, dem hochverehrten Vormund entgegen, denn noch immer war ihr Herz mit dem Gedanken an das noch innigere und zärtlichere Verhältniß, in dem sie zu ihm stand, nicht vertraut genug, um sich ihn nicht vorzugsweise in jenen ferneren Beziehungen zu denken — als sie aber erfuhr, er komme, um sie von dem Schauplatz, wo sie zum Erstenmal ihre Liebenswürdigkeit und ihre Talente von einem großen Kreise gebildeter, geistreicher Menschen anerkannt und gepriesen gesehn hatte, hinweg, in die Einsamkeit zurück zu führen, verdüsterte sich ihr Blick so sichtlich, daß es von Serville nicht unbemerkt bleiben konnte, und ihm die Freude dieses Wiedersehens und ihres zärtlichen Empfangs dadurch getrübt wurde. Doch drang er mit einem Ernst, den er noch nie gezeigt hatte, auf

die Beſchleunigung ihrer Abreiſe und die Marcheſin, deren Freundſchaft für Heloiſe in dem Augenblick erſtorben war, wo ſie durch den Beifall, den man ihr zollte, ihre Eiferſucht erweckte, beſtand auch gerade nur ſoviel, als es die Höflichkeit unumgänglich zu thun gebot, auf der Verlängerung ihres Beſuchs. Es blieb alſo Heloiſen nichts übrig, als dem ſchönen Florenz mit ſchwerem Herzen Lebewohl zu ſagen.

Nicht ohne Zagen ſuchte Serville auf der Rückreiſe dem Geſpräch eine Wendung zu geben, die Heloiſen veranlaſſen konnte, ihm den Eindruck zu ſchildern, den die Erſcheinungen der großen Welt und die Menſchen, die ſie ihr vorgeführt, auf ſie gemacht hatten. Heloiſe überließ ſich kindlich unbefangen dem Vergnügen, bei dieſen ihr ſo lieb gewordenen Erſcheinungen weilen zu können und ſchilderte ihm mit großer Lebhaftigkeit alles, was ſie in dieſen Wochen geſehen, gedacht und empfunden hatte. Ihre Erzählung beruhigte den Liebenden, weil ſie ihn überzeugte, daß kein Mann Eindruck auf ſie gemacht habe, aber doch ko-

ſtete ſie ihm manchen Seufzer, da es ihm nicht entgehen konnte, daß Heloiſens Wünſche und Ideen eine neue, ihn betrübende Richtung erhalten hatten, und daß ſie ſich künftig der Welt und ihrer glänzenden Freuden bedürftig glauben werde, um ſich glücklich zu fühlen. Und leider traf dieſe Befürchtung ein. Villa Fiora kam ihr jetzt wie eine langweilige Einöde vor — alle ihre Talente, alle Schätze ihres Geiſtes ſchienen ihr werthlos, wenn ſie ſie nicht im geſelligen Kreiſe geltend machen und dieſen dadurch verſchönern konnte. Das Lob ihres Vormundes klang ihr, verglichen mit der feurigen Sprache der Anbetung und der feinen, geiſtreichen Schmeichelei, die in den letzten Wochen ihr Ohr bethört hatte, ſo kalt, daß ſie nicht mehr den Werth darauf zu ſetzen vermochte, den es früher für ſie gehabt hatte, und das Andenken an die glänzenden, von Geiſt und Witz überſprudelnden Unterhaltungen in den Paläſten der Hauptſtadt, verleidete ihr die ſanfte Traulichkeit ſeiner ſinnvollen Unterhaltung. Die Leere in ihrem Herzen ließ der Eitelkeit einen für ihren Werth und für ihr Glück

gleich gefährlichen Spielraum. Geſchaffen um heiße Leidenſchaft einzuflößen und ſelbſt mit unendlicher Begeiſterung und Hingebung zu lieben, konnte ſie ſich im ſiebzehnten Jahr nicht die Kraft erwerben, deren ſie bedurft hätte, um ſich mit einem Schickſal in Einigkeit zu ſetzen, das ihr das Glück der Liebe verſagte und ſie verpflichtete, dem Mann ihre Hand zu geben, dem ihre ganze Seele, doch nie ihr glühendes, einer gewaltigen Leidenſchaft bedürfendes Herz angehören konnte. Für einen Blick des Mannes ihrer Liebe, würde ſie die Huldigungen einer Welt verſchmäht haben — doch von dieſem getrennt, hoffte ſie von Glanz und Ruhm ein Glück, das ſie ihrem Herzen nicht abfordern durfte.

Die Zeit, die ihr Vater für die Dauer ihres Aufenthalts in Villa Fiora beſtimmt hatte, war jetzt verſtrichen; ſie ſehnte ſich hinweg, und doch fehlte ihr der Muth Serville zu einer Reiſe aufzufordern. Ihre ſtumme Unluſt wirkte aber nachtheilig auf ihre Stimmung ein, ſie verlor ihre Heiterkeit, ihre Unterhaltung

wurde matt und in ihrem Betragen zeigte ſich nur ſelten noch die ihr ſonſt eigenthümliche Lebhaftigkeit.

In dieſer Stimmung überraſchte ſie Serville ganz unerwartet durch den Vorſchlag Villa Fiora zu verlaſſen. Ihr wißt, meine theure Heloiſe, ſagte er ihr, wie unendlich es mich beglückt, in Eurer Nähe zu weilen, und daß der Ort, wo Ihr lebt, für mich alles in ſich ſchließt, was mir die Welt köſtliches zu bieten vermag — Ihr könnt mich alſo nicht mißverſtehen, wenn ich Euch den Vorſchlag zu einer Veränderung unſers Aufenthalts mache.

Ein freudiges Erröthen überflog hier Heloiſens Wangen.

Warum, fuhr er fort, habt Ihr mir nicht früher Euren Wunſch entdeckt? Doch auch ich verdiene Tadel, daß ich ihm, aus eigennützigem Gefühl nicht zuvorkam, da ich ihn doch ſchon ſeit unſrer Rückkehr aus Florenz in Eurer Seele las und es mir geſtehen mußte, daß der Aufenthalt in Villa Fiora Euch nicht mehr das Glück gewähren konnte, nach deſſen Genuß

Ihr Euch ſehnt und das Ihr von der Ferne und von den Menſchen hofft, die Euch in ihr begegnen werden.

Was könnt Ihr, mein theurer Freund, rief Heloiſe lebhaft, von einer Veränderung unſers Aufenthalts fürchten, da ja unſre Geſinnungen und Empfindungen ſich nicht mit ihm ändern? Immer und überall, in der Welt wie in der Einſamkeit, werdet Ihr mein Beſchützer, mein Freund, mein Führer bleiben — nur werde ich es in dem bunten Gewühl der Welt noch inniger fühlen, wie ſehr ich Eurer Gegenwart zu meinem Glück bedarf und wie nöthig mir Euer Rath und Eure Aufſicht ſind.

Was verſteht Ihr unter dem Gewühl der Welt, meine Heloiſe?

Gehen wir denn nicht nach Paris?

Nach Paris? wiederholte Serville überraſcht und betrübt — ich hoffte, daß Ihr, wenn Ihr Italien verlaſſet, Saint-Dorval zu Eurem Aufenthalt wählen würdet.

Nein, lieber Serville, dazu iſt es ſchon zu ſpät im Jahre. Man hat mir, wie ich in Florenz war, viel davon erzählt, wie ſehr glän-

zend dieſer Winter in Paris ſeyn wird und ich geſtehe es Euch offen, ich brenne vor Verlangen, dieſe Hauptſtadt kennen zu lernen —

Und Euch in den Wirbel dieſer geprieſenen Ergötzlichkeiten zu ſtürzen?

Doch aber nicht, mich von ihm fortreißen zu laſſen!

Ach, meine Heloiſe, ich fürchte, es wird mancher ſchmerzlichen Erfahrung bedürfen, ehe Ihr fähig werdet, im friedlich ſtillen Kreiſe des häuslichen Lebens Euer Glück zu finden. Jetzt tragen noch alle Eure Wünſche, alle Eure Empfindungen der Freude wie des Schmerzes zu ſehr das Gepräge der leidenſchaftlichen Innigkeit, die ein Grundzug Eures Karakters iſt. Das Leben wird Euch noch um viele ſüße Täuſchungen ärmer machen! Vergeßt nur nie, daß Ihr in mir einen Freund beſitzt, dem Euer Glück viel, viel theurer iſt, als das ſeinige! — Beſtimmt nun ſelbſt den Tag unſrer Abreiſe. Morgen werde ich einen Eilboten nach Paris ſenden, der Euren Leuten den Befehl bringt, alle zu Eurem Empfang erforderliche Anſtalten zu treffen und auch die Intendanten Eurer Gü-

ter in Languedoc und der Provence werde ich benachrichtigen, sich nach Avignon zu begeben, damit Ihr bei unsrer Durchreise durch diese Stadt ihre Rechnungen nachsehen und die Summen von ihnen in Empfang nehmen könnt, die Eure Reise und Euer Aufenthalt in Paris erfordern werden, da Ihr dort durchaus mit dem Anstand und dem Glanz auftreten müßt, den Euer Stand und Euer Reichthum von Euch verlangen. Das Hotel Saint-Dorval ist eins der schönsten, wenn gleich auch eins der ältesten in Paris. — Die Herzogin von Guise, die in jeder Hinsicht zu den ausgezeichnetesten Frauen unsers Zeitalters gehört, liebte und achtete Euren Vater zu sehr, um nicht, seinem letzten Wunsch zufolge, die Beschützerin seiner Tochter zu werden; sie wird Euch am Hofe vorstellen und Euch in die Welt einführen. Die Nähe meiner Schwester, deren Hotel an das Eurige stößt, bietet Euch den Schutz, den Eure Jugend in den Augen der Welt nothwendig macht und was mich betrifft, so werde ich so lange bei einem meiner Freunde wohnen, bis —

Er hielt hier ein. Bis Ihr der Gebieter und Herr meines Hauses werdet, sagte Heloise ernst.

Bis es Euch gefallen wird, Paris zu verlassen und nach Saint-Dorval zu gehen. — Ich bitte Euch jetzt nur noch, die Summe auf mich anzuweisen, deren Ihr bedürft, um Euch zur Reise einzurichten. Vor einigen Tagen äußertet Ihr den Wunsch, aus dem Nachlaß eines wegen seiner Kunstliebe bekannten Florentiners, einige Gemälde und Statuen zu kaufen. —

Ach, sagte Heloise entzückt, ich möchte alles kaufen, was er an Kunstwerken besessen hat! Ich habe bei ihm auch sehr schöne Etrurische Vasen und Lampen und einige prächtige venetianische Spiegel und viel andre Herrlichkeiten gesehen, die von Kennern bewundert wurden und die sich gewiß ganz dazu eignen werden, den schwerfälligen Hausrath, mit dem ich mir das Hotel in Paris angefüllt denke, auf geschmackvolle, schöne Weise zu erneuern.

So laßt uns denn Morgen nach Florenz gehen, sagte Serville lächelnd, und einige von

Euren dortigen Freunden bitten, uns beim Einkauf mit ihrem Rath beizuſtehen.

Heloiſens Geſicht ſtralte vor Vergnügen bei dieſem Vorſchlag, doch plötzlich flog ein Zug des Nachdenkens über ihre ſchöne Stirn. Werden wir aber dann, fragte ſie, auch Geld genug zur Vollendung und Ausſtattung meines Waiſenhauſes behalten? — Dieſe Ausgabe muß allen andern vorgehen.

Serville zog ſie hier an ſeine Bruſt. Nein, meine Heloiſe, nie werde ich Deinem Herzen mißtrauen, ſo lange Dir die Freuden der Wohlthätigkeit theurer bleiben als die Genüſſe der Eitelkeit und der Prunkſucht!

Könntet Ihr mich je des Letzteren fähig glauben? fragte ſie im Ton des Vorwurfs und der Klage.

Ihr wißt nicht, meine Heloiſe, wie oft die Liebe zum Schönen der Liebe zum Guten gefährlich wird! Ein Gemälde oder ein andres Kunſtwerk koſtet oft eine Summe, die der Käufer gewiß nicht hingeben würde, um einen Unglücklichen dem Elend zu entreißen und wer ſich

an die Befriedigung koſtbarer Liebhabereien gewöhnt, wird ſich, und wäre er ein Crösus, doch nicht reich genug glauben, wohlthätig ſeyn zu können. Die reine Güte Eures Herzens wird Euch aber, wie ich hoffe, ſtets vor der kalten Selbſtſucht einer ſolchen übertriebenen Kunſtliebhaberei ſchützen.

Ein Lob aus Eurem Munde, ſagte Heloiſe, indem ſie ſchmeichelnd ihre beiden Hände in ſeine legte, wird für mich ſtets eine Aufforderung ſeyn, mich deſſelben würdig zu zeigen. Ehe ich Euch aber jetzt verlaſſe, muß ich noch wiſſen, ob Ihr mir auch zürnt, oder mit mir unzufrieden ſeyd?

Wie kommt Ihr auf dieſen Verdacht, meine holde Freundin?

Mein Verlangen Paris kennen zu lernen, die Langeweile, die mich hier in dieſer angenehmen, ſtillen Einſamkeit drückte, giebt mir, wie ich fürchte, in Euren Augen den Schein des Leichtſinns — aber, mein liebſter Serville, iſt es in meinem Alter nicht verzeihlich, wenn man Freude an dem heitern geſellſchaftlichen

Leben findet und ſich nach dem Anblick neuer Gegenden und neuer Menſchen ſehnt? —

Ich finde dies nicht blos verzeihlich, ſondern auch ganz natürlich — die Jugend bedarf des Spielraums zur Entwickelung ihrer Kraft und die Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe, die das geſellige Leben herbeiführt und die verſchiedenen Karaktere, mit denen es ſie in Berührung ſetzt, regen ihre geiſtigen Fähigkeiten eben ſo angenehm als lebhaft an.

O wie gut ſeyd Ihr! wie nachſichtig gegen alle meine Schwächen! Wie großmüthig ſucht Ihr Thorheiten zu rechtfertigen, die ich mir ſelbſt nicht verzeihen kann. Ach Serville, was wäre ich ohne Euch! Wie unentbehrlich ſeyd Ihr mir zum Glück meines Lebens!

Sie barg hier ihr naſſes Auge an ſeiner Bruſt; zum Erſtenmal drückte er, hingeriſſen von ihrem Liebreiz und ihrer Zärtlichkeit, einen Kuß auf die friſchen, roſigen Lippen, die ihm eben ſo ſüße Worte zugeflüſtert hatten, und fühlte ſich reich für das Opfer belohnt, was er Heloiſen durch ſeine Einwilligung in dieſe Reiſe nach Paris brachte. Ein Opfer, das

seine Vernunft nicht mißbilligte, da er es ihrem Glücke schuldig zu seyn glaubte, ihr vor ihrer Verbindung mit ihm jede Gelegenheit zur Prüfung ihres Herzens zu vergönnen.

* * *

Lächelnd und weinend nahm Heloise, am Morgen ihrer Abreise, Abschied von den blühenden Gestaden des Arno. Ihr Herz flog den Freuden entgegen, die sie sich von ihrer Reise und ihrem Aufenthalt in Paris versprach; aber doch konnte sie nicht ohne Thränen der Wehmuth den Ort verlassen, der die Gräber ihrer Eltern in sich schloß.

Der Ritter hatte ihr vorgeschlagen über Genua nach Avignon zu gehen, dort über die Rhone zu setzen und dann nach Languedoc, Vivarnis und Auvergne nach Paris zu reisen und auf diesem Wege an allen den Orten zu rasten, die durch die Schönheit ihrer Lage oder durch geschichtliche Erinnerungen und Sagen merkwürdig waren.

Mit Entzücken durchflog Heloise das blühende, wunderschöne Thal des Arno, durch

das ſie ihr Weg führte und wo ſich von allen Seiten über die Wipfel der Granaten- und Pomeranzen-Gebüſche, die leichten zierlichen Villen des Toskaniſchen Adels erheben. Die Landleute waren bei dem Klang ländlicher Muſik, die das Echo der nahen Berge wiederhallte, mit dem Einärndten der Oliven beſchäftigt und die ganze Landſchaft voll der reizendſten Bilder anmuthigen Lebens und heitrer Geſchäftigkeit.

Sie verweilten einige Stunden in dem kleinen Dorfe Certaldo, um die Trümmer des Hauſes zu beſuchen, das meiſt von Boccacio bewohnt wurde, deſſen Briefe an Petrarka faſt alle von Certaldo aus geſchrieben ſind. In Lucca, an deſſen Thore, einem alten Herkommen nach, die Reiſenden alles Schießgewehr, das ſie bei ſich hatten, in Verwahrung laſſen mußten, beſuchten ſie die Manufacturen, in denen die berühmteſten Gold- und Silberſtoffe jener Zeit gewebt wurden, und nachdem Heloiſe hier Manches eingekauft hatte, ſetzten ſie ihre Reiſe längſt der Küſte des Mittelländiſchen Meeres fort. Die Majeſtät und Schönheit

der Anſichten, die ſich ihnen auf dieſem Weg eröffneten, begeiſterten Heloiſen. Zuweilen verloren ſie beim Niederſteigen in ein Thal den Anblick des Meeres, dann aber wand ſich der Weg einen Hügel hinan und es lag wieder in ſeiner Unermeßlichkeit, in ſeiner ſtillen Größe vor ihnen, während ſie auf der andern Seite am Fuß der Apenninen, deren ſonnenhelle Gipfel wie glänzende Duftwolken hoch in den azurblauen Himmel emporragten, Städte, Landhäuſer und Klöſter, in abwechſelnder Mannichfaltigkeit erblickten.

Allmälig wurde die Landſchaft rauher, der Boden unfruchtbarer und das Auge folgte zagend den Bergziegen, die auf den ſteilſten Klippen, am abſchüſſigſten Abhang, mit gefährlicher Kühnheit die Kräuter aufſuchten, die aus den Spalten der Felſen dürftig hervorſproßten.

Jetzt kamen unſre Reiſenden in eine ganz wüſte, einſame Gegend, deren weite Sandfläche die Stralen der Sonne blendend zurückwarf. Eine Volksſage bezeichnet dieſe Wüſte als den Ort, wo Maria Magdalena, nach dem Tode

ihres göttlichen Erlöſers, die Verirrungen ihres früheren Lebens beweinte und Heloiſe glaubte gern dieſer Sage, da ihr die ſchöne Büßerin die Theilnahme einflößte, die keiner einem Weſen verſagen kann, dem, wenn gleich zu ſtrafbar, um nicht Tadel zu verdienen, doch auch viel vergeben werden wird, weil es liebte. —

In Genua weilten unſre Reiſenden mehrere Tage und eilten dann der Provence zu. Mit tiefer Rührung begrüßte Heloiſe die vaterländiſchen, blühenden, von klaren Bächen durchrieſelten Ebenen, die buntfarbigen Wieſen und die Hügel bedeckt mit Reben, deren Gewinde die Feigen-, Orangen-, Mandel- und Granatbäume in reichen Kränzen mit einander verband. In Avignon wollte Heloiſe zuerſt zu Laura's Grabe wallfahrten. Auf dem Wege dahin zeigte ihr Serville das Haus, in dem Laura von Sada einſt gewohnt hatte und von dort giengen ſie durch die Straße, in der Petrarka die Holdſelige zum Erſtenmal erblickte, nach der Carmeliter-Kirche, in der ihr Grab unter der Arcade iſt, die den Eingang zur

Kapelle bildet. Eine einfache Marmorplatte bezeichnet es.

Hier, ſagte ihr Führer, iſt das Grab dieſer gefeierten Schönheit. Franz der Erſte ließ es einſt in ſeiner Gegenwart öffnen, um ſich wirklich zu überzeugen, daß Petrarka's Geliebte hier ruhe.

Und was fand er? fragte Heloiſe.

Nichts als einige Gebeine und ein Sonett von Petrarka.

Heloiſe ſeufzte und zog den Schleier über ihre feuchten Augen.

Franz der Erſte, ſagte Serville, indem er ihre Hand ergriff, um ſie von dieſer Stätte zu entfernen, war, wenn ich unſern jetzigen König ausnehme, der tapferſte und liebenswürdigſte Monarch, der je auf Frankreichs Thron geſeſſen hat. Dieſer uns eben von ihm erzählte Zug iſt ein Beiſpiel mehr, wie ſehr er für jene Begeiſterung empfänglich war, welche — ein Kennzeichen wahren Gefühls und ächt dichteriſchen Gemüths — uns ein ſo lebhaftes Intereſſe für die von der Poeſie

verherrlichten Menſchen vergangener Jahrhunderte einflößt.

Einen großen Theil ihrer Zeit mußte Heloiſe während ihres Aufenthalts in Avignon dazu anwenden, die Rechnungen ihrer Beamten ſelbſt nachzuſehen, um ſich, nach Servilles Wunſch, eine klare Ueberſicht ihres Vermögens und ihrer Einkünfte zu verſchaffen. Sie empfing von ihnen eine bedeutende Summe baaren Geldes und entließ ſie mit dem Auftrag, ſich das Wohl und das Glück ihrer Unterthanen treu angelegen ſeyn zu laſſen.

Als ſie das leichte Fahrzeug beſtieg, das ſie über die Rhone nach Languedoc hinüber führen ſollte, mußte Heloiſe, bei dem Blick auf das ſchöne Thal von Avignon daran denken, daß Petrarka mit einer, von ſeinem trüben Schickſal verdüſterten Phantaſie, dieſe Gegend als eine Wüſte und die Rhone als einen ſtets ſturmbewegten Fluß beſchreibt.

Unglücklicher! dachte Heloiſe, die Natur hatte ihm Geiſt, Gefühl, Geſundheit und Schönheit, eine Fülle ihrer herrlichſten Gaben geſchenkt! Die erſten Monarchen Europa's

wetteiferten, ihn durch die schmeichelhaftesten Auszeichnungen zu ehren! Ihm wurde jede Befriedigung, die dem Ehrgeiz zu schmeicheln, den Geist zu erheben vermag und doch blieb sein Herz ohne Trost, sein Daseyn ohne Freude, als er seine Geliebte verlor, und über diese große blühende Natur breitete seine Schwermuth den finstern Trauerschleier!

Gleich dem Tone, von dem, bei Berührung eines Instruments, die gleichgestimmte Saite einer andern Harfe erklingt, erweckte dieser Gedanke an Petrarka's Unglück in Heloisens Seele den Schmerz einer Liebe, die in ihrem Herzen wohl gewaltsam unterdrückt, aber keinesweges durch Vernunft und Zeit besiegt war und von deren Erinnerungen sie sich, seit ihrer Rückkehr nach Frankreich, häufiger denn vorher ergriffen fühlte.

Jenseits der Rhone fanden sie ihre Wagen wieder und folgten nun dem Lauf der Loire, die die schönsten Provinzen des schönen Frankreichs durchströmt. Schnell durchflogen unsre Reisenden den Landstrich von Vivarnis, die schönen Ebenen von Auvergne, das romantische

Limagne und weilten erſt wieder in dem klei-
nen, aber alten Städtchen Uſſon, deſſen Schloß,
oder vielmehr deſſen Feſtung damals der Auf-
enthalt der ſchönen und unglücklichen Marga-
retha von Valois, der Gemahlin Heinrichs des
Vierten war. Frau von Roſemont war vor
ihrer Verheirathung eine der Hofdamen dieſer
Prinzeſſin geweſen; ſeit ihrer Verbindung mit
dem Marquis von Roſemont hatte ſie die Kö-
nigin nur einmal wiedergeſehen und wünſchte
jetzt ihre Durchreiſe durch Uſſon zu benutzen,
um ihr ihre Aufwartung zu machen. Heloiſe
blickte bei ihrer Ankunft ſchaudernd zu der al-
ten Feſtung hinauf, die auf einem faſt unzu-
gänglichen Felſen liegt und durch den finſtern
Schatten ihrer rieſigen Thürme die klare Fluth
des Fluſſes verdunkelt, der am Fuß des Fel-
ſens hinſtrömt.

Ich theile den Eindruck, ſagte Serville, der
in Heloiſens ſeelenvollen Zügen jede Regung
ihres Herzens zu leſen verſtand, den der An-
blick dieſes Gebäudes auf Euch macht, das der
Tochter, Schweſter und Gemahlin unſrer Kö-
nige zum freiwilligen Gefängniß dient. Wäh-

rend des Krieges zwiſchen Karl dem Neunten und ihrem Gemahl, zog ſich Margaretha nach Agen zurück; doch ihr unnatürlicher Bruder entriß ſie dieſer Freiſtätte und ſandte ſie als Gefangene nach Uſſon. Margaretha verſtand es aber, den Befehlshaber dieſer Feſtung, den Marquis von Canailhac zu überliſten und ſich ſelbſt in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Seit dieſer Zeit lebt ſie hier, fern von all dem Glanz irdiſcher Hoheit, zu dem ihre Geburt ſie berechtigt.

Zum Erſtenmal ſah hier Heloiſe einen Anflug von Rührung auf dem Geſicht der Frau von Roſemont. Angenehme Erinnerungen aus ihren früheren Jugendjahren ſchienen ihr kaltes Herz zu erwärmen und mit naſſen Augen erzählte ſie mehrere Züge von der Liebenswürdigkeit und der Herzensgüte dieſer unglücklichen Königin und ſuchte ſie gegen die Beſchuldigungen laſterhaften Leichtſinns, deſſen ſie oft angeklagt worden war, zu rechtfertigen. Nie war ſie Heloiſen ſo liebenswürdig erſchienen und ſie umarmte ſie unwillkürlich, als fühle ſie ſich verpflichtet ihr zu danken, daß ſie

ihr endlich einen Anflug von Gefühl gezeigt habe.

Am Morgen nach ihrer Ankunft in Uſſon ließen ſie die Königin, die gern den Beſuch der Durchreiſenden annahm, um die Erlaubniß bitten, ſich ihr vorſtellen zu dürfen, die ihnen auch gleich ertheilt wurde. Bei ihrem Eintritt in das Audienzgemach erblickten ſie die Königin, die von ihrem kleinen Hofſtaat umgeben, in einem Fenſter des Saals ſtand und mit einigen auswärtigen, vornehmen Officieren ſprach. Sie empfing unſre Reiſenden mit eben ſo würdevoller als freundlicher Huld, und mit einer Innigkeit, die alle Anweſende rührte, erinnerte ſie ſich, als ſie Frau von Roſemont erkannte, des Zeitpunkts, wo dieſe ihre Hofdame geweſen war. Damals ſtralte Margarethens Leben in allem Glanz der Schönheit, der Hoheit und der Macht — ganz Frankreich lag huldigend und anbetend zu ihren Füßen und jetzt war ihr von all dieſer Hoheit nichts geblieben „als der Schönheit ſiegende Gewalt!“

Wenn ſie gleich nicht mehr in der erſten,

frischen Jugend blühete, so war sie doch hinreißender und verführerischer denn je und der Sonnenglanz ihrer schönen Augen, den die Bosheit ihrer Feinde so oft als das Kennzeichen sträflicher Glut geltend zu machen gesucht hatte, leuchtete jetzt in milderer, schönerer Klarheit und gewann ihr jedes Herz.

Heloise fühlte sich tief erschüttert, als sie sie verlassen hatte. O welch einen Schatten, sagte sie, wirft sein Betragen gegen diese liebenswürdige Frau auf den Karakter unsers sonst so ritterlich gesinnten Heinrichs! Unmöglich kann sie so lasterhaft, unmöglich so strafbar seyn, wie er es zur Rechtfertigung seines Betragens gegen sie behauptet.

Man kann seinen, bis zum Abscheu gehenden Widerwillen gegen sie, nur als eine Folge des Partheigeistes und des religiösen Fanatismus ansehen, die vereint alles aufboten ihm eine Verbindung verhaßt zu machen, die, wenn gleich von der Politik geschlossen, doch von der Liebe genehmigt worden seyn würde, wenn Heinrich zu vergessen vermocht hätte, daß Margaretha eine Tochter aus dem Hause Valois

und eine Katholikin war. Er fand leider in ihrem Leichtsinn eine Entschuldigung seiner Abneigung gegen sie, doch bin ich mit Euch überzeugt, daß sie nie so schlecht war, als ihr Ruf es ist und daß sie, von Heinrich geliebt, vielleicht eine eben so würdige als glückliche Gattin geworden seyn würde.

Ohne irgendwo zu verweilen, setzten unsre Reisenden ihren Weg von Usson bis Blois fort, wo sie das in den Jahrbüchern der französischen Geschichte berühmte Schloß besahen, das noch in den neuesten Zeiten der Schauplatz höchst tragischer Begebenheiten gewesen war. Von dem Befehlshaber desselben mit einem Erlaubnißschein versehen und von einem Officier der Garnison begleitet, traten sie ihren Weg zu dem alten prachtvollen Gebäude, dieser Grabstätte so vieler französischen Prinzen an.

Hier, sagte der Officier, indem er sie in einen sehr großen aber düstern Saal führte, wurde die Hochzeit der berühmten Margaretha von Valois, der wunderschönen Schwester Franz des Ersten, mit Albrat, König von Na-

varra, dem Großvater des jetzt regierenden Monarchen, gefeiert.

Sie war nicht nur schön, sagte Serville, sondern auch so talentvoll, so geistreich, daß ihr zuerst der seitdem an mancher Frau verschwendete Name der zehnten Muse und der vierten Grazie beigelegt wurde.

In diesem Saal, fuhr der Officier fort, fand auch eine wichtige Zusammenkunft unsers Heinrichs mit seiner jetzt von ihm geschiedenen Gemahlin, in Gegenwart ihrer Mutter, der grausamen Katharina von Medicis, statt. Die Cypressen-Allee, die Ihr aus jenem Fenster seht, wurde von dieser gepflanzt, ob sie gleich damals wohl noch nicht ahnete, daß es ihr bestimmt war, in den Mauern dieses Schlosses zu sterben.

Jetzt traten sie in das Gemach, in dem der Herzog von Guise ermordet worden war. Das Bett, in dem er geschlafen hatte, stand noch in einem Winkel des Zimmers und der Officier zeigte mit der Spitze seines Degens auf die Thüre, die in ein Nebengemach führte und die noch von dem Blut des Schlachtopfers

röthlich gefärbt erſchien. Heloiſe wich ſchaudernd zurück und ſetzte ſich im Vorzimmer an ein offenes Fenſter, während ihre Gefährten das Gemach aufſuchten, wo auch der Kardinal von Guiſe unter den Dolchen der Mörder ſeines Bruders gefallen war. Die Geſtalten dieſer beiden Brüder ſchwebten Heloiſen hell vor — ſie gedachte des unnennbaren Schmerzes, der die Bruſt der Herzogin von Guiſe, die ihren hohen Gatten unausſprechlich geliebt hatte, durchdrungen haben mußte, bei der Nachricht von dieſem Mord. — Sie gedachte der blutigen Saat, die dieſer blutigen That entſproſſen war — ſie fühlte, was die Mutter des Herzogs und des Kardinals empfunden haben mußte, als ſie bei ihrer Entfernung aus Blois, die Hände gegen das finſtre Schloß ausſtreckte und laut ausrief, ob denn ihr erhabener Großvater, Ludwig der Zwölfte, dieſe Mauern gegründet habe, damit ſie die Begräbnißſtätte ſeiner edelſten Nachkommen, das Grab für die ermordeten Söhne ſeiner Enkelin werden ſollten!

Heloiſens Augen waren noch naß, als Serville mit Frau von Roſemont zu ihr zurück-

kamen. Sie beſahen noch einige Zimmer, deren Thürme und Fenſter mit merkwürdigen Wahlſprüchen und Inſchriften verſehen waren, und kehrten dann nach dem Gaſthof zurück, um ihre Reiſe nach Paris fortzuſetzen.

* * *

Heloiſens Herz klopfte vor Freude, als ſie in Paris einfuhr. Es war ſchon ſpät am Abend und ihre Phantaſie wurde daher nicht durch den widerlichen Anblick der engen, ſchmutzigen und düſtern Gaſſen erkältet, die ihr im Gegenſatz zu den blühenden Gefilden, durch die ihre Reiſe ſie geführt hatte, doppelt unangenehm erſchienen ſeyn würden. Das Hotel Saint-Dorval lag in der Vorſtadt St. Germain; es war ein prachtvolles, aber altes Gebäude, zu dem ein viereckiger, mit hohen Mauern eingeſchloſſener Hof führte. Der Haushofmeiſter hatte alles auf das Beſte zum Empfang ſeiner jungen Gebieterin eingerichtet; man fand die Zimmer erleuchtet und ein ſehr gutes Abendeſſen fertig. Zum Erſtenmal ward Heloiſen die Freude in ihrem eigenen Hauſe die Wir-

thin machen zu können, und ſie erfüllte dieſen Beruf mit all der ihr eigenen Anmuth. Nach dem Abendeſſen nahmen Serville und Frau von Roſemont von ihr Abſchied, um ſich in ihre Wohnungen zu begeben und Heloiſe ließ es, als ſie am andern Morgen erwachte, ihr erſtes Geſchäft ſeyn, ihr Hotel, ihren Schmuck, ihr Silberzeug und alle Herrlichkeiten dieſer Art zu beſichtigen, die zum Beſitzthum einer der reichſten Erbinnen Frankreichs gehörten. Ihre Wohnung war groß und weitläuftig, aber nicht bequem; das Hausgeräth prachtvoll, aber ſchwerfällig und geſchmacklos, und ſie ſelbſt, mit einem Wort, das Einzige Schöne und Jugendliche, was ſich im Hotel Saint-Dorval auffinden ließ.

Die altväteriſche Geſchmackloſigkeit ihres Hausgeräthes mußte Heloiſen um ſo mehr auffallen, da ihr Schönheitsſinn ſich im Anſchaun der unſterblichen Werke eines Raphaels, Tizians, Andreas del Sarto, Leonard da Vinci und eines Michel Angelo's in Italien entfaltet und geläutert hatte, und ihre Phantaſie ver-

lor ſich in Entwürfen zur gänzlichen Umgeſtaltung deſſelben.

Sie bat Serville, als er am Morgen zu ihr kam, ihr die berühmteſten Künſtler, Handwerker und Kaufleute zuzuſenden, um ihre Plane bald möglichſt ausführen zu können; ſeine leiſen Warnungen, nichts zu übereilen und ſich von Klugheit und Beſonnenheit auch hier leiten zu laſſen, blieben unbeachtet und es gelang ihm erſt dann ihren Gedanken eine andre Richtung zu geben, als er ihr erzählte, daß er von ſeinem Freund, dem Baron von Montargis, einen Brief erhalten habe. Ich ſchrieb, ſetzte er hinzu, gleich nach dem Tode Eures Vaters an ihn und bat ihn in einer für mich ſehr wichtigen Sache um ſein Fürwort bei dem König; er ſichert mir in dieſem Briefe die Erfüllung meiner Bitte mit all der Herzlichkeit, die ihn ſo liebenswürdig und ſeinen Freunden über alles theuer macht und bedauert nur, daß ſeine Verhältniſſe es ihm für den Augenblick unmöglich machen, nach Paris zu kommen und perſönlich für die Erfüllung meines Wunſches thätig ſeyn zu können.

Seine Verhältniſſe? fragte Heloiſe furchtſam.

Er lebt ſeit ſeiner Verheirathung in Montargis und hat alle Stellen, die ihn an den Hof feſſelten, gegen den Wunſch des Königs, aufgegeben, um ſich nur der Sorge für ſeine Familie und für das Glück ſeiner Unterthanen zu widmen. Sein Vater iſt aber ſchon ſeit einigen Monaten ſehr kränklich und wird, nach dem Ausſpruch der Aerzte, nicht lange mehr leben; ſeine Gemahlin iſt ihrer Niederkunft nahe und er kann unter dieſen Umſtänden natürlich nicht daran denken, ſie, wenn auch nur auf kurze Zeit, verlaſſen zu wollen. Uebrigens iſt ſein Brief ſchon beinah ein Vierteljahr alt; Montargis hat ihn durch eine Gelegenheit nach Italien geſandt und von dort iſt er mir erſt hieher nachgeſchickt worden.

Heloiſe vermochte ihm nichts zu antworten. Ohne daß ſie es ſich ſelbſt je geſtanden, hatte der Wunſch Montargis wiederzuſehen, mächtig auf die Sehnſucht eingewirkt, die ſie nach Paris zog. In den Augenblicken, wo ſich ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz durch die Huldigungen geſchmeichelt fühlten, die man in Florenz ih-

ter Liebenswürdigkeit und ihren Talenten darbrachte, legte doch unwillkürlich ihr Herz diesen Triumph gegen einen Blick, ein Lächeln des Geliebten in die Wagschale und ach! wie leicht wog da der Beifall der Welt und diese Welt selbst! — Als Serville ihr jetzt seinen Namen nannte, verursachte ihr der theure, so lang nicht gehörte Klang desselben, eine Erschütterung, deren Wellen sich erst dann legten, als sie sich selbst wiederholt sagte: er lebt jetzt nur noch für die Erfüllung seiner Pflicht als Gatte, Sohn und Vater und darf auch nur für diese leben! Das Bild des Troubadours und des Siegers von Laon verschwand vor dem ernsten Gehalt dieser Worte — sie reichte Serville die Hand und sagte ihm mit ruhigem Ton und sanftlächelnd, daß sie von dem Freund ihres Freundes nie etwas anders erwarten könne, als daß er sich in jedem Verhältniß werth zeigen werde, dies zu seyn. — Der Ritter drückte die ihm dargebotene Hand an sein Herz; er schien bewegt und gieng das Zimmer einigemal schweigend auf und ab, ehe er mit Heloisen ein andres gleichgültiges Gespräch an-

zuknüpfen vermochte. Dieſe erklärte ihm ihren Vorſatz nicht eher einen Beſuch machen, oder annehmen zu wollen, bis ſie mit allen von ihr beſchloſſenen neuen Einrichtungen ihrer Wohnung fertig ſey, und ſich ſo lange ganz auf den Umgang mit ihm und ſeiner Schweſter zu beſchränken.

Als er ſie verließ, fühlte Heloiſe ſich ſtark genug, einen Blick in ihr Herz zu werfen und ſich zu geſtehen, daß ſie Montargis noch liebe und das Glück, welches ſie einſt in ſeiner Liebe gefunden hatte, ihr noch immer eben ſo unerſetzlich erſchien, wie es ihr ewig unvergeßlich bleiben werde — aber ſie fühlte ſich auch im Beſitz der Kraft, die Gewalt dieſer Erinnerung zu beherrſchen. Montargis war Gatte und Vater, ſie ſelbſt die Verlobte des edelſten Mannes — Heloiſens Entſchluß nur für ihre Pflicht leben zu wollen, war rein, wie ihr Wille, und doch führte er ſie auf einen Irrweg, denn ſie wähnte, ihre Liebe durch den Glanz und das Getümmel der Welt erſt betäuben und ſo allmälig beſiegen zu können. — Sie wußte noch nicht, daß die Welt uns zur Bekämpfung

unſers Herzens nur vergiftete Waffen zu reichen vermag.

Die in Italien angekauften Kunſtwerke kamen jetzt wohlerhalten in Paris an, und das Hotel Saint-Dorval füllte ſich nun mit Künſtlern und Handwerkern, um Heloiſens ſchöpferiſche Ideen ins Leben zu rufen. Von der Natur mit der blühendſten Phantaſie und den glänzendſten Talenten begabt, eilte ihr Geſchmack ſeinem Jahrhundert zuvor und in der neuen Einrichtung ihres Hotels offenbarte ſich eine Verbindung des Schönen mit der Pracht und der Bequemlichkeit, wie man ſie damals in Paris kaum noch zu ahnen vermocht, aber nie erblickt hatte. Reich gefaltete Draperien waren an die Stelle der geſchmackloſen, buntgewirkten Tapeten getreten; zierliche Ruhebetten und ſchöngeformte Stühle hatten die ſchweren altväteriſchen Lehnſtühle, auf leichten Säulen ruhende Marmorplatten, die buntgeſchnitzten Tiſche verdrängt — kryſtallne Lampen erhellten die mit venetianiſchen Spiegeln geſchmückten Gemächer — der Duft der köſtlichſten Wohlgerüche ſtieg aus etruriſchen Vaſen empor und alle damals üb-

liche Arten von musikalischen Instrumenten waren theils in den Zimmern vertheilt, theils in einem großen Saal versammelt, der mit auserlesenen Gemälden und Statuen verziert war. Heloise vermehrte die Bibliothek, die sie vorfand, mit den neueren Meisterwerken der französischen, englischen und italienischen Literatur; eine Sammlung von Medaillen und geschnittenen Steinen, die sie wenige Tage nach ihrer Ankunft in Paris von Serville zum Geschenk erhalten hatte, wurde von ihr mit Einsicht und Geschmack geordnet und zwischen den Bücherschränken in gläsernen Kästchen aufgestellt und so legte in kurzer Zeit das Hotel Saint-Dorval ein glänzendes Zeugniß von dem Geschmack, der Kunstliebe und dem Reichthum seiner Besitzerin ab. Heloise hatte aber die hiezu erforderlichen Ausgaben nicht berechnet; sie hatte noch keinen Maaßstab für den Werth des Geldes, da sie bis zu ihrer Abreise von Avignon nie im Besitz einer bedeutenden Summe gewesen war; ihr Reichthum erschien ihr unerschöpflich und sie verschwendete ihn ganz so, als ob er dies wirklich gewesen wäre. Dazu

kam noch, daß ſie ſich ihren eitlen Hang zur Pracht und zur Eleganz durch einen Zuſatz von Menſchenfreundlichkeit verkleidete, und ſich an dem Gedanken erfreuete, durch ihren Aufwand ſo vielen Künſtlern Verdienſt, ſo vielen Arbeitern Brod zu verſchaffen. Serville ſah dieſe ungeheuren Ausgaben mit eben ſo viel Mißvergnügen als Beſorgniß; doch erlaubte ihm ſein Zartgefühl nicht, der Verlobten darüber ſo ernſte Vorſtellungen zu machen, wie er es als Vormund ſonſt gethan haben würde und die leiſen Warnungen und Winke, an denen er es nicht fehlen ließ, wurden von Heloiſen in dem Entzücken über ihre neue Schöpfung nicht beachtet.

Unangenehm fühlte ſie ſich aber doch überraſcht, als ſie nun, nach Vollendung des Ganzen, einen Blick auf die ihr gebrachten Rechnungen warf, und entdeckte, daß die große, ihr in Avignon von ihren Intendanten eingehändigte Summe nicht zur Bezahlung derſelben hinreichte und doch war dieſe zur Beſtreitung der Koſten ihres Aufenthalts in Paris, für die ganze Dauer deſſelben beſtimmt geweſen. Sie

ſah ſich genöthigt ein Kapital, das ihr Vater bei einem Wechsler in Paris niedergelegt hatte, zu kündigen, um die ſchon gemachten Ausgaben damit zu decken.

Jetzt glaubte Serville nicht länger ſchweigen zu können; er machte ſie vorzüglich auch darauf aufmerkſam, daß die, durch den letzten Willen ihres Vaters feſtgeſetzte kurze Dauer ihres Aufenthals in Paris, die Thorheit dieſes Aufwands durch ſeine Unzweckmäßigkeit noch vermehre.

Ja, ſagte Heloiſe ſeufzend, ich bekenne mein Unrecht; nur hätte ich nie geglaubt, daß dieſe Ausgaben eine ſolche Summe betragen könnten. Mein Troſt iſt nur, daß ich jetzt, wo ich mit meiner Einrichtung fertig bin, ſehr wenig bedürfen und keine Gelegenheit zu neuen Ausgaben mehr finden werde.

Ein trübes Lächeln flog hier über Serville's Geſicht und er ſchüttelte zweifelnd mit dem Kopf.

Auch dürfen wir nicht aus der Acht laſſen, fuhr Heloiſe fort, daß dieſe Summen doch nicht bloß zu meinem Vergnügen verwandt

ſind; ſie haben doch auch dazu gedient, vielen Künſtlern und Handwerkern Unterhalt und Aufmunterung zu geben.

Es iſt gewiß, meine theure Heloiſe, daß die bürgerliche Geſellſchaft zu dem Anſpruch an Euch berechtigt iſt, etwas für ſie zu thun; doch muß das, was wir unſern nähern Verhältniſſen, unſerm eingentlichen Beruf ſchuldig ſind, ſcharf von dem geſondert bleiben, was wir dem allgemeinen Beſten ſchuldig ſind. Eure Wohlthätigkeit würde z. B. viel edler ſeyn, wenn dieſe Ausgaben Euren eigenen armen Unterthanen zu Gute gekommen wären, als jetzt, wo Euer Geld in die Hände von Menſchen gefloſſen iſt, die in einer Stadt, wie Paris, wo der Luxus und die Prunkſucht der Bewohner, denen, die für die Befriedigung dieſer Neigungen arbeiten, hinlänglichen Erwerb ſichert, Mittel genug zu ihrem Unterhalt finden.

Heloiſe ſchwieg einen Augenblick beſchämt und verlegen. Ihr überzeugt mich, antwortete ſie, daß ich mir dieſen Aufwand nicht als einen Beitrag zu dem Wohl meiner Mitmen-

ſchen in Rechnung bringen darf, aber das werdet Ihr mir doch einräumen, daß meine Wohnung einer andern Einrichtung bedurfte?

Euer Großvater hat dies Hotel bis zu ſeinem Tode bewohnt; er lebte wie ein Prinz, aber doch fand er dieſe Wohnung gut und anſtändig eingerichtet.

Kein Zweifel, daß ich, wäre ich mein Großvater geweſen, ſie auch ſo gefunden haben würde. Iſt es aber meine Schuld, daß ich kein alter ehrwürdiger Herr, ſondern ein junges Mädchen bin?

Ein Seufzer war Servilles Antwort und er fragte, wenn es ihr jetzt gefällig ſeyn würde, der Herzogin von Guiſe ihren Beſuch zu machen?

Je eher, je lieber, ſagte Heloiſe, da ich ſie jetzt mit Anſtand empfangen kann, und ihren Gegenbeſuch nicht mehr zu ſcheuen brauche.

Unter Saint-Dorvals nachgelaſſenen Papieren hatte ſich ein Brief an die Herzogin von Guiſe gefunden, in dem er Heloiſen ihrem Schutz empfahl und dieſe Prinzeſſin bat, ſie in die Welt einzuführen. Serville wollte die-

sen Brief jetzt selbst der Herzogin überbringen; sie nahm ihn mit achtungsvoller Auszeichnung auf und bat ihn, Heloisen zu sagen, daß sie sie am folgenden Morgen erwarte.

Seit lange sah Heloise mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, der ihr die persönliche Bekanntschaft dieser berühmten Frau verschaffen sollte und mit klopfendem Herzen fuhr sie zu der ihr bestimmten Stunde nach ihrem Hotel, wo sie durch eine Reihe prachtvoller Zimmer in das Kabinet der Herzogin geführt wurde, die sie im angelegentlichen Gespräch mit einer Dame fand, deren Haltung eben so würdevoll, als der Ausdruck ihres Gesichts ernst war. Bei Heloisens Eintritt stand die Herzogin auf und umarmte sie mit der anmuthsvollen Freundlichkeit, die ihr aller Herzen gewann. Mit den schmeichelhaftesten Ausdrükken stellte sie sie dann der andern Dame, der Herzogin von Sully, vor, lud Heloise ein zwischen ihnen Platz zu nehmen und gab der Unterredung eine Wendung, die es dieser leicht machte die Schüchternheit des ersten Auftretens zu besiegen, indem sie mit ihr von ihrem ver-

ſtorbenen Vater redete und ihn als einen der treueſten Freunde ihres unglücklichen Gatten pries. Das Geſpräch wurde aber bald durch den Eintritt dreier ſehr ſchönen, prachtvoll gekleideten jungen Damen unterbrochen; die ſchönſte derſelben war die Prinzeſſin von Guiſe, die beiden andern die vertrauteſten Freundinnen derſelben, Fräulein de Beuil und Entregues. Die Damen Guiſe und de Beuil kamen aus dem Louvre und erzählten viel von der an dieſem Morgen beſonders glänzend geweſenen Cour. Vorzüglich belebte Fräulein de Beuil die Unterhaltung durch ihren Witz und ihre Munterkeit; Mademoiſelle de Guiſe zeigte ſich, wenn gleich eben ſo geiſtreich, doch viel zurückhaltender und förmlicher, während Fräulein von Entregues den Unmuth und den Verdruß nicht zu verbergen vermochte, der ihre ſchönen Züge verdüſterte.

Die Herzogin flüſterte Heloiſen, als ſie ſich mit den andern Damen entfernen wollte, die Bitte zu, ihr dieſen Tag zu ſchenken, ihr Sohn ſey mit dem König nach Fontainebleau, und ſie wolle alle Beſuche abweiſen laſſen; Heloiſe

nahm dies Anerbieten um so dankbarer an, da sie sich zu der liebenswürdigen Herzogin unwiderstehlich hingezogen fühlte und seitdem sie den Reiz einer angenehmen und geistreichen Unterhaltung hatte kennen lernen, waren ihr doch noch keine Stunden so schnell entflohen, als die dieses Tages. Heloise war unwiderstehlich bezaubernd, wenn sie gefallen wollte und durch das feine, geistreiche Lob, welches ihr die Herzogin ertheilte, beglückt und aufgemuntert, entfaltete sie ihren Geist und ihre Talente auf eine eben so reizende Weise.

Die Herzogin war wirklich von Heloisens Liebenswürdigkeit entzückt, allein Mademoiselle de Guise, die kein andres Element des Lebens liebte, als das, sich von Schmeichlern und Anbetern umgeben zu sehen, war unmuthig, den Tag einsam mit ihrer Mutter und Heloisen, fern von dem Kreis ihrer Bewundrer zubringen zu müssen, und das gerade in einem Zeitpunkt, wo ihre Neigung für den, wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit berühmten Marquis de Bellegarde, den Freuden der Geselligkeit einen ihr bis dahin unbekannt gebliebenen

Reiz verlieh. Mit mütterlicher Zutraulichkeit lenkte die Herzogin das Geſpräch auf Serville und geſtand, daß, wenn Heloiſe gleich, unabhängig von ihrer Schönheit und ihrer Liebenswürdigkeit, ſchon allein durch ihre Geburt und ihren Reichthum zu einer glänzenden Verbindung berechtigt ſey, doch ihr Glück gewiß nicht edler und ſchöner geſichert werden könne, als durch ihre Verbindung mit einem Mann, über deſſen hohen ſittlichen Werth es durchaus nur Eine Stimme gebe.

Ein leiſer Seufzer, ein Erröthen und eine dankbare Neigung des Hauptes waren Heloiſens Antwort, während über die ſchönen Züge der Prinzeſſin ein ſpöttiſches Lächeln bei dieſen ernſten Anſichten ihrer Mutter von der Liebe und dem Glück der Ehe flog. Die Herzogin beſprach auch mit Heloiſen die Nothwendigkeit, ſich je eher, je lieber, dem König vorſtellen zu laſſen und erbot ſich, dies ſelbſt thun zu wollen. Morgen, ſagte ſie, muß ich ſo mit dem Hofe nach Fontainebleau gehen, wo ich beſtimmt Gelegenheit finden werde, mit dem Könige zu reden und ihm die Vorurtheile zu be-

nehmen, die er vielleicht gegen die Tochter des Grafen Saint-Dorval hegen dürfte. Uebermorgen kommen wir nach Paris zurück und am darauf folgenden Tage hoffe ich die Ehre zu haben, Euch dem liebenswürdigsten aller Könige vorstellen zu können.

Spät erst kam Heloise zu Hause; sie fand aber doch noch Serville, der sie in ihrem Zimmer erwartete und ihr, beim Eintritt in dasselbe, mit froher Hast entgegen eilte. Spottet nicht, sagte er ihr, wenn ich Euch gestehe, daß ich heut schon dreimal hier war und Eure Zuhausekunft mit lebhafter Unruhe erwartet habe. Mir ist jetzt bei Eurem Eintritt in die Welt, wie einer Mutter zu Sinne, die das geliebte Kind zum Erstenmal von der leitenden Hand losläßt, und nun seine ersten Schritte mit eben so viel zärtlicher Besorgniß als Freude beobachtet.

Oder auch wie einem Kinde, antwortete Heloise lächelnd, das seinem gefangenen Vogel soviel Freiheit giebt, als ihm der an seinem Fuß befestigte Faden zu vergönnen vermag und

nun doch bangt, er möchte ſich losreißen und nicht wiederkehren.

Ach, Heloiſe, antwortete Serville bewegt, wie tief würde es mich ſchmerzen, wenn Ihr Euch je als meine Gefangene anſähet, ob ich gleich geſtehen muß, daß ich Euch in meinen Armen feſt an mein Herz drücken möchte, um Euch nie aus dieſer Haft zu laſſen?

Gewiß, mein liebſter Freund, ſagte Heloiſe ſchmeichelnd, wird auch der kleine Vogel, macht es ihm gleich ein augenblickliches Vergnügen ſich ſeiner Freiheit zu erfreuen und die Kraft ſeiner Flügel zu prüfen, doch ſtets gern und willig zu dem zurückkehren, deſſen Liebe und Fürſorge ihm zu ſeinem Glück unentbehrlich geworden ſind.

Doch nur aus Gewohnheit, Heloiſe, aber nicht aus dem Zug irgend einer Empfindung, die dem Gefühl gleicht, was meine Seele für Euch durchglüht.

Kann ich denn nichts ſagen, nichts thun, was Euch gefällt, was Euch Freude macht? fragte ſie halb zärtlich, halb unmuthig.

Serville drückte ihre Hand feurig an ſeine

Lippen. Alles, was Ihr ſagt, Alles, was Ihr thut, meine Heloiſe, erwiederte er, entzückt mich nur zu ſehr; aber es betrübt mich, daß ich nicht gleichen Zauber über Euch zu üben, Euch nicht einzuflößen vermag, was ich für Euch empfinde — doch bin ich nicht ungerecht genug Euch einen Vorwurf daraus zu machen. Erzählt mir nur, wie Ihr Euren Tag zugebracht habt und wie Ihr mit dem Empfang der Herzogin zufrieden ſeyd.

Heloiſe pries mit wahrer Begeiſterung die Liebenswürdigkeit der Herzogin, den Zauber ihrer anmuthsvollen Huld und die Güte, mit der ſie von ihr aufgenommen worden ſey. Auch rühmte ſie ihm die Schönheit der drei jungen Damen, von denen Fräulein de Beuil und Entregues ihr den Wunſch einer näheren Bekanntſchaft ſehr angelegentlich ausgeſprochen hatten und erwähnte dann der Herzogin von Süllh.

Gewiß, ſagte Serville, iſt ſie, wenn gleich nicht die anziehendſte, doch die würdigſte von allen dieſen Damen.

Ihr nehmt doch die bezaubernde Herzogin von Guiſe aus? fragte Heloiſe.

Sie iſt wirklich eine Zauberin und es fehlt auch ihrem Karakter nicht an großen und edlen Eigenſchaften — aber ſie iſt ganz Weltdame, vollendete Weltdame, der Abgott der Menge und um dies zu ſeyn, meine Heloiſe, muß man es in allen Künſten des Scheines zu einer Vollkommenheit gebracht haben, durch die die Wahrheit des Seyns unvermeidlich gefährdet wird. Ihre Tochter iſt ſchön, geiſtreich, aber von den Männern zu allgemein bewundert, um nicht von den mehrſten Frauen beneidet und angefeindet zu werden. Ich will gern glauben, daß Vieles von dem, was man ihr nachſagt, aus dieſer Quelle entſpringt, doch iſt es gewiß, daß ſie ſich nicht vor dem Unglück zu ſchützen verſtanden hat, die makelloſe Reinheit des Rufes, die das höchſte Kleinod der Frauen iſt, einzubüßen, wenn man ihr gleich in ihrer Aufführung keine beſtimmte Thatſache zum Vorwurf machen kann.

Das iſt ja aber abſcheulich, rief Heloiſe.

Es iſt meine Pflicht Euch davon zu be-

nachrichtigen und Euch dadurch gegen eine Vorliebe zu waffnen, der man ſich in Eurem Alter ſo gern ohne nähere Prüfung hingiebt. Ach, meine Heloiſe, wie ſchwer wird es Euch in dieſem Kreiſe oft werden, Liebenswürdigkeit von ſittlichem Werth, das Schöne von dem Guten zu unterſcheiden und zu ſondern! Beides iſt in den höhern Kreiſen des geſelligen Lebens weit öfter feindlich von einander geſchieden.

Dieſe betrübende Warnung raubt mir faſt den Muth mit Euch von dem Fräulein von Entregues zu reden, deren ſchwermuthsvolle Züge ſoviel Gefühl verrathen und zu der ich mich eben dadurch ſehr hingezogen fühle.

Ihre Trauer iſt nur Unmuth, nicht an den Vergnügungen des Hofes Theil nehmen zu können, weil ihre Familie, politiſcher Vergehungen willen, nicht bei Hofe erſcheinen darf. Uebrigens ſind Ehrgeiz und kühne Herrſchſucht die Grundzüge ihres Karakters und keine Intrigue iſt ihr zu niedrig, wenn ſie durch dieſelbe ihren Entzweck zu erreichen hoffen darf. Fräulein de Beuil dagegen iſt noch zu jung, als daß ihr

Karakter ſchon für ganz entwickelt gelten könnte; bis jetzt hat ſie ſich ſo wenig falſch als gefährlich gezeigt; ſie iſt lebhaft, munter und hat den Ruf geiſtreich und witzig zu ſeyn; leider ſetzt ſie aber auf dieſen zu viel Werth, um nicht Gefahr zu laufen, ihn wieder zu verlieren. —

Wie kommt Ihr aber, mein ernſter Freund, zu einer ſo genauen Kenntniß von dem Karakter dieſer jungen Damen? fragte Heloiſe muthwillig lächelnd.

Kann die Liebe irgend etwas aus der Acht laſſen, was auf das Glück des geliebten Gegenſtandes Einfluß gewinnen kann? Seit unſrer Ankunft in Paris iſt es mein angelegentlichſtes Geſchäft geweſen, genaue Kunde von dem Karakter und dem Ruf der Frauen einzuziehen, mit denen Ihr wahrſcheinlich in nähere Bekanntſchaft kommen werdet. Fräulein de Beuil und die ſchöne Entregues ſind die vertrauteſten Freundinnen der Prinzeſſin von Guiſe; ihre Jugend und die Annehmlichkeit ihres Umgangs machten es mir wahrſcheinlich, daß Ihr Euch von ihnen beſonders angezogen fühlen würdet und ſo ſind ſie

der vorzüglichſte Gegenſtand meiner Nachforſchungen geworden.

Dieſer neue Beweis von Servilles treuer, zärtlicher Fürſorge rührte Heloiſe tief. Nie, ſagte ſie, kann ich Euch vergelten, was Ihr für mich thut; glaubt aber auch, mein Freund, daß ich mit ſüßem, heiterm Vertrauen dem Augenblick entgegen ſehe, wo Eure Fürſorge für Euer Mündel ſich in ein unbedingtes Vertrauen umwandeln wird zu Eurer —

Sie hielt hier erröthend inne — das Wort Gattin erſtarb auf ihren Lippen.

Serville drückte ſie voll Entzücken an ſein Herz. O Heloiſe, rief er, wie beglükt mich dies Wort! Wie gern vertraue ich Dir, holder Engel, mein Leben und den Gehalt meiner Zukunft an!

* * *

Am folgenden Morgen fühlte ſich Heloiſe ſehr angenehm durch den Beſuch der Damen de Beuil und Entregues überraſcht und trotz der Warnung des Ritters, erſchloß ſich ihr Herz der einſchmeichelnden Traulichkeit, mit der

beide um ihre Freundschaft warben. Sie bewunderten die eben so prächtige und geschmackvolle, als ganz neue und ungewöhnliche Einrichtung des Hotels und verkündigten Heloisen, daß gleich nach ihrer Vorstellung bei Hofe ganz Paris herbeiströmen werde, um diesen Feentempel zu sehen und der Schöpferin desselben zu huldigen.

Ein Billet der Herzogin von Guise bestimmte den Tag und die Stunde, wo sie sie abhohlen wollte, um sie an den Hof zu begleiten. Heloisens Herz schlug mächtig bei dem Gedanken, den König von Angesicht zu Angesicht sehen zu sollen, dessen Schicksal und Karakter so ganz dazu geeignet waren, ihn zum Abgott seines Volkes zu machen und eine jugendliche Einbildungskraft mit der höchsten Begeisterung für ihn zu erfüllen. Ueber Heinrichs Jugendjahre schwebt ein ganz eigener romantischer Zauber. Bei seiner Geburt trug ihn sein Großvater in seinem Rockschoos nach seinem Zimmer, um ihm zu seiner ersten Nahrung einige Tropfen Wein einzuflößen — dann wurde er ohne alle Verweichlichung erzogen und wie

die Bauernsöhne in Beare gekleidet, mit denen er aufwuchs, mit ihnen die Felsen dieses Landes erkletterte, seine Ströme durchschwamm und mit seinen Spielgefährten die wüsten Thürme der alten Mühle zu Barboste belagerte, bis er am Hofe seiner Mutter in dem reizenden Schloß von Nerac, an den blühenden Ufern der Boise die Liebe kennen lernte, sich aber aus den Armen seiner Florette riß, um in seinem funfzehnten Jahr das Oberhaupt der Calviniſten zu werden. Jetzt entfalteten sich, in der Schule eines Conde und eines Coligni, seine Tapferkeit, seine Tugenden, seine Heldenkühnheit und sein Feldherrntalent. Die Niederlagen von Jarnac und Nonchantour lähmten seinen Muth nicht — bald darauf sah man den sechszehnjährigen Jüngling Languedoc und Burgund wieder als Sieger durchziehen und Paris vor ihm zittern, bis Katharina's arglistige Staatskunst ihn durch einen Frieden entwaffnete, dessen trügerischer Anschein die Gräuel der Bartholomäus-Nacht verhüllte. Heinrich entfloh den Dolchen seiner Feinde und dem Giftbecher, den sie für ihn bereitet

hatten; Karl der Neunte ſtarb und ſein Nachfolger, Heinrich der Dritte, ſah ſich genöthigt, im Lager des Königs von Navarra eine Zuflucht zu ſuchen, deſſen Leben in dieſem Zeitpunkt das abenteuerlichſte Gemälde des bunteſten Schickſalswechſels darbot! Bald ſtand er an der Spitze eines ſiegreichen Heeres, das ſich aber, weil er es nicht zu beſolden vermochte, eben ſo ſchnell wieder zerſtreuete, als es ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt hatte! — heut durch den Verkauf von ſeines Freundes Süllv Waldungen unterhalten, morgen durch das Geld, das ihm unerwartet die Wittwe eines Müllers zum Geſchenke bringt, und dann wieder bei Anbruch des Tages von allen, bis auf einzelne murrende Soldaten verlaſſen, ohne Lebensmittel, ohne Geſchütz, ohne Munition und doch am Mittag deſſelben Tages Sieger im freien Felde, oder Eroberer einer Stadt! Und bei allem dieſen Wechſel des Geſchicks blieb Heinrich guter Dinge, dichtete und ſang zärtliche Lieder und eilte, während ſeine Krieger ſich des erfochtenen Sieges freueten, als Hirt verkleidet, in das Schloß der ſchönen Ga-

briele. Und dann jener Tag, wo er vom Schlachtfeld weg, auf die Jagd zog, sich im Walde von Fontainebleau verirrte und das Gespenst des Oberjägermeisters erblickte und dieses verfolgte, bis es, nachdem es ihn wieder auf den rechten Weg gebracht hatte, verschwand — sein Gespräch mit dem Schiffer, der ihn nicht kannte, und ihn unbefangen tadelte und sich über die Größe der Auflagen beschwerte; das Mittagsmahl, das er einst in der Hütte des Holzhauers Michon einnahm, wo er einen Kohlenbrenner antraf, der es sehnlich wünschte, den König einmal zu sehen, worauf ihn Heinrich hinter sich aufs Pferd nahm, um ihn nach dem Lager zu begleiten, wo er ihm zur Erfüllung seines Wunsches behülflich zu werden versprach — alle diese Züge aus Heinrichs Leben waren damals dem Herzen jedes Franzosen eingegraben und so auch die ritterliche Tapferkeit des herrlichen Mannes. — Wie er einst, von einem seiner einsamen Ausflüge zurückkommend, sein Lager von den Feinden angegriffen fand — sich gleich ins heißeste Gewühl stürzte und dem Obersten Galaty zu-

rief: „Gevatter, ich will mit Euch ſterben, oder auch Euren Ruhm theilen!“ Und wie er, noch ein Jüngling, dem Prinzen von Conde und dem Herzog von Soiſſons beim Beginn einer Schlacht ſagte: „Ihr ſeyd aus dem Hauſe Bourbon, aber ich will Euch, ſo wahr Gott lebt, zeigen, daß ich das Oberhaupt deſſelben bin!“ Und wie er die Soldaten, die ſich zur Flucht wandten, bat, ſich nur noch einmal umzuſehen: „Seht mich wenigſtens ruhmvoll für Euch fallen, wenn Ihr nicht für mich kämpfen wollt!“ Was aber dieſen Monarchen wahrhaft groß macht, was ihn noch jedem fühlenden Herzen theuer und ehrenvoll macht, iſt, daß er Liebe mit Liebe zu vergelten, ſeine Freunde nicht mit Schätzen, aber mit Treue zu belohnen wußte! —

Die Herzogin von Guiſe fand, als ſie von ihrer Tochter und Heloiſen begleitet, in den Audienzſaal des Louvre trat, dieſen ſchon mit Herren und Damen angefüllt und da es bekannt geworden war, daß die Herzogin dem König die ſchöne Erbtochter des Grafen von Saint-Dorval vorſtellen werde, flogen ihr,

als ſie erſchien, alle Blicke entgegen. Der Reiz der Neuheit wirkt oft eben ſo mächtig als der Reiz der Schönheit, und Heloiſe feſſelte um ſo mehr die Aufmerkſamkeit der Anweſenden, da die Miniſter und die Herzogin von Beaufort noch nicht zugegen waren und Eitelkeit und Ehrgeiz daher der Neugierde noch freien Spielraum ließen. Die Bewunderung, die man Heloiſen zollte, war nicht ſowol eine Wirkung ihrer Schönheit — ſie konnte in dieſer Hinſicht mit der Prinzeſſin von Guiſe und mehreren der anweſenden Damen nicht verglichen werden — als eine Huldigung, die dem geiſtreichen Ausdruck ihres Geſichts, ihrem ſeelenvollen Blick, dem zarten Wechſel ihrer Farbe, der ungezwungenen Anmuth ihres Anſtandes und ihrem geſchmackvollen, von ihr ſelbſt erfundenen Anzug, dargebracht wurde. Der Beifall, den ſie in aller Blicken las, die Schmeicheleien, die ſie von Jedem hörte, der ſich ihr näherte, entzückten Heloiſe und verſchönerten ſie augenſcheinlich.

Wahrlich, flüſterte ihr Fräulein de Beuil zu, die ſich neben ihr geſetzt hatte, Ihr ſeyd in

dieſem Augenblick gewiß die Beneidenswürdigſte von Allen, die hier verſammlet ſind.

Und warum das? fragte Heloiſe.

Weil keine ſo bewundert wird, als Ihr heute, und ich würde Euer Loos noch beneidenswerther finden, wenn mir das Glück, in dieſem Kreiſe eine neue Erſcheinung zu ſeyn, nicht auch einſt zu Theil geworden wäre. Drei Tage lang wurde mir der Triumph allenthalben, wo ich mich zeigte, der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit zu ſeyn — aber dann erſchien wieder ein neues Geſicht, und mein Reich war zu Ende. Doch ſeht, da kommt die Frau, deren Zauber noch mächtiger waltet, als der Eurige und der die Macht verliehen iſt, Alle an ſich zu ziehen, ſo lange ſie nicht aufhört, den Einen zu feſſeln, deſſen leiſeſter Wink hier ein Geſetz iſt.

In königlicher Pracht und von einem glänzenden Gefolge umgeben, trat hier die Herzogin von Beaufort in den Saal und Heloiſe erblickte nun zum Erſtenmal dieſe berühmte Schönheit, die ſeit vielen Jahren das Herz des Königs unumſchränkt beherrſchte.

Wollt Ihr nun auch den Mann ſehen, flüſterte Fräulein de Beuil Heloiſen zu, den die Herzogin, dürfte ſie, wie ſie gern möchte, freundlicher denn alle andre empfangen würde? Da kommt er eben.

Meint Ihr den Herrn dort im hellblauen Mantel und dem braunen Federhut?

Nein, jenen andern, im roſenrothen mit Silber geſtickten Mantel. Es iſt der Marquis von Bellegarde, der ſchönſte Mann an unſerm Hofe, der Günſtling des Königs und der ſchönen Gabriele, die ihn ſchon vor ihrer Verbindung mit dem Monarchen geliebt haben ſoll. Doch es ſchlagen für ihn noch mehr zärtliche Herzen und keins feuriger als das der Prinzeſſin von Guiſe. Bemerkt nur, in welcher Spannung ſie ſeit ſeinem Eintritt in den Saal iſt! ihr armer Fächer muß es entgelten — doch, nun beginnt ihr Geſicht zu ſtralen — er nähert ſich ihr!

Der Marquis nahm jetzt auch wirklich neben der Prinzeſſin Platz und Heloiſe konnte, ob ſie gleich die Unzartheit mißbilligen mußte, mit der Fräulein de Beuil die Herzensempfin-

dungen ihrer vertrauteſten Freundin behandelte, ſich doch nicht verwehren, an ihren muthwilligen Bemerkungen Gefallen zu finden. Sie fragte ſie nach dem Namen eines jungen Mannes, der, nicht fern von ihnen, mit zwei andern Männern ſprach, und ihr durch den höchſt geiſtreichen Ausdruck ſeines Geſichts auffiel.

Ihr meint jenen grün mit Gold gekleideten und mit dem heiligen Geiſt-Orden geſchmückten Mann? fragte Fräulein de Beuil, deren lebhafter Blick jetzt dem forſchenden Auge dieſes Mannes begegnete.

Ja, ſagte Heloiſe leiſe und verlegen, weil es ihr nicht entgieng, daß auch ſie jetzt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte.

Es iſt der Marquis von Sancy, Oberſt der Schweizergarde und einer der Lieblinge des Königs, der geiſtreichſte Mann, den es vielleicht in ganz Paris giebt, aber auch zugleich der gefürchteſte, da die Geißel ſeiner Satyre durchaus Niemand verſchont. Der große, ſchöne Mann, der mit ihm redet, iſt der Connetable von Montmorency, den ſeine Vermählung mit der Tochter des Vicomte de Portalier keines-

weges von der Neigung geheilt hat, jedem hübſchen Geſicht den Hof zu machen. Der andre Mann, der mit Sancy redet, iſt der kleine Marquis von Chateauneuf — er ſieht Euch an — um Himmelswillen, werdet nicht ſo roth — er ſetzt Euch ſonſt augenblicklich auf die Liſte ſeiner Eroberungen.

Heloiſens Wangen erglüheten wirklich, denn ſie erkannte jetzt in dieſen drei Männern die Officiere wieder, die ſich einſt im Lager vor Laon in Montargis Zelt geſchlichen hatten, um ſie zu ſehen. Zu ihrer Beruhigung glaubte ſie aber jetzt in ihren Blicken nur Neugierde und keine Erinnerung an jenen Auftritt zu leſen und hoffte daher, daß ſie damals zu flüchtig von ihnen erblickt worden ſey, um jetzt, in ganz andrer Kleidung und in ganz andern Verhältniſſen, von ihnen erkannt zu werden.

Der Marquis de Sancy näherte ſich jetzt der Herzogin von Guiſe und bat ſie, ihn Heloiſen vorzuſtellen, Fräulein de Beuil ſtand jetzt auf, um ſich der Herzogin von Beaufort zu nähern und er nahm ihren Platz neben Heloiſe ein, die voll Scheu vor ſeinem Hang zum

Satyriſiren und in der Erinnerung an die zudringliche Neugierde, von der er ihr ſchon früher Beweiſe gegeben hatte, ihm nur ſchüchtern und einſilbig antwortete; doch die freie Artigkeit ſeines Betragens und der Witz, von dem ſeine Unterhaltung überſprudelte, beſiegte bald ihre Furcht. Sie lächelte anfänglich nur — dann antwortete ſie und endlich ließ ſie ſich unbefangen gehen und fand ſich mit ihm bald in ein witziges Wortgefecht verwickelt, das ihn mit Bewunderung des glänzenden Geiſtes, der ihre Schönheit beſeelte, erfüllte.

Er muſterte alle Anweſende, wußte ihr von Jedem und Jeder etwas Lächerliches zu erzählen und machte ſich vorzüglich über einige alte Damen luſtig, die er die bronzirten Parzen des Hofes nannte. Er begleitete ſeine Spöttereien über den Anzug und die ſteife, förmliche Haltung dieſer Damen, mit ſo komiſchen Blicken und Geberden, daß Heloiſe ſich nicht enthalten konnte, recht herzlich darüber zu lachen. In dieſem Augenblick ſah ſie ſich zufällig um und erblickte Serville, der einige Schritte hinter ihrem Stuhle ſtand und auf

deſſen Geſicht ſie es las, daß er ihre Unterredung mit Sancy gehört hatte und höchſt unzufrieden damit war.

Sie fühlte es bei dem erſten Blick auf ihn, daß der Wunſch, in Sancy's Augen durch Geiſt und Witz zu glänzen, ſie über die Linie zarter Schicklichkeit geführt hatte, und ehe ſie nun den Muth finden konnte, Serville anzureden, hatte er ſich ſchon entfernt, um die Herzogin von Süllly zu begrüßen, die ſich jetzt den von Sancy beſpöttelten Damen mit achtungsvoller Traulichkeit näherte.

Sancy's Muthwillen entgieng der Blick nicht, mit dem Heloiſens Auge ihrem edlen Freunde folgte, doch ehe er ihm freien Lauf laſſen konnte, ward ſein Geſpräch mit Heloiſen durch den Eintritt des Königs unterbrochen.

Von Süllly begleitet trat Heinrich der Vierte in den Saal und gieng, ſo wie er die Herzogin von Guiſe erblickte, auf dieſe zu. Heloiſe konnte nicht hören, was er ſagte, da die Herzogin ihm einige Schritte entgegen getreten war, aber ſchon nach wenigen Augenblicken wandte ſich die Herzogin zu ihr, faßte

ſie bei der Hand und führte ſie, indem ſie ihr ein aufmunterndes Wörtchen ins Ohr flüſterte, zum König. Bewegt und bebend wollte Heloiſe das Knie vor ihm beugen, allein er verhinderte dies mit der ihm eigenen ritterlichen Sittigkeit und ſprach mit ihr, ohne ihres Vaters und ihrer frühern Verhältniſſe zu erwähnen, von Italien und von Florenz, da ihm ihr Aufenthalt dort nicht unbekannt geblieben war. Sie beantwortete ſeine Fragen mit reizender Schüchternheit, aber doch mit der ihr eigenen Anmuth und Gewandtheit. Der König bezeigte ihr ſeinen Beifall auf die allerverbindlichſte Art, ehe er ſich von ihr zu den andern Anweſenden wandte und verſtärkte dadurch nicht wenig den Eindruck, den ihre Schönheit ſchon früher gemacht hatte. Männer und Frauen drängten ſich herbei, um ſich ihr vorſtellen zu laſſen, allein den ſchmeichelhafteſten Triumph las Heloiſe in dem freudigen Stolz, von der ſie Serviles Züge belebt ſah.

Sie begleitete bei der Rückkehr die Herzogin von Guiſe nach ihrem Hotel, wo ſich eine eben ſo glänzende als zahlreiche Geſellſchaft

einfand, und wo alle Anweſende zu wetteifern ſchienen, ihr mit der ſchmeichelhafteſten Auszeichnung zuvor zu kommen. Gegen Abend ſetzte ſich faſt die ganze Geſellſchaft zum Spiele nieder; man lud Heloiſe ein, daran Theil zu nehmen und da ſie ſich mit ihrer Nichtkenntniß deſſelben entſchuldigte, erbot ſich der Marquis de Sancy, der nicht aus ihrer Nähe wich, es ſie lehren zu wollen; ſie nahm dies Anerbieten an, doch achtſamer auf ſeine Schmeicheleien und Einfälle, als auf die Regeln des Spiels, die ſie lernen ſollte, verlor ſie, und bei ihrer großen Gleichgültigkeit gegen das Geld, hörte ſie nicht auf, den Satz zu verdoppeln, bis ſie alles verloren, was ſie bei ſich hatte und dem Connetable von Montmorency noch eine bedeutende Summe ſchuldig war. Beſchämt, dieſe nicht gleich bezahlen zu können, ſtand ſie auf, doch der Connetable verſicherte, er ſey ihr Schuldner, denn er verdanke ihr die ſchönſten Augenblicke ſeines Lebens und jeder in ihrer Nähe verlebte, ſey für ihn ein unſchätzbares Glück. Sancy bot ihr ſeine Börſe an, doch ehe ſie ihm zu antworten vermochte, ſtand Ser-

ville, den ſie an dieſem Abend, wo alles ihr huldigte, alles ſich zu ihr drängte, ganz aus den Augen gelaſſen hatte, neben ihr und überreichte ihr ſeine Börſe. Seine Aufmerkſamkeit rührte ſie in dieſem Augenblick und aus ihren Träumen der Luſt und der Eitelkeit erwachend, bat ſie ihn, ſich zu erkundigen, ob ihre Sänfte da ſey. Er fand ihre Leuee ſchon im Vorzimmer und ſie gab ihm, als er ihr dieſe Nachricht brachte, die Hand, ſie hinunter zu führen.

Er that dies ſchweigend. Ich ſehe Euch doch morgen Vormittag? fragte ſie, als er ſie in die Sänfte hob.

Wenn Ihr es wünſchet.

Wenn ich es wünſche! wiederholte ſie im Ton des Vorwurfs und winkte ihm mit der Hand noch einen Abſchiedsgruß zu.

* * *

Heloiſe fühlte, daß ſie Servilles Unzufriedenheit verdient hatte, ſowol wegen des Leichtſinns, mit dem ſie Saney's Spöttereien belacht, als auch wegen der wirklich bedeutenden Summe, die ſie im Spiel verloren hatte. Aber

der Ausdruck von Beschämung, Bitte und Reue, mit dem sie ihm am andern Morgen entgegen trat, entwaffnete ihn und sein Tadel gestaltete sich zu milden Warnungen, die auf Heloisens Herz um so tieferen Eindruck machten, da sie von ihm erfuhr, daß die gestern von Saney so bitter bespöttelten Damen drei der würdigsten, allgemein verehrtesten Frauen waren, deren Urtheil und Beifall für eine junge Person, bei ihrem Eintritt in die Welt, von dem größten Gewicht seyn mußte, und daß alle drei sich gegen Serville sehr freundlich über sie geäußert hatten.

Serville fühlte aber seit diesem Tage lebhafter denn je, mit welchen Gefahren der Glanz der großen Welt Heloise bedrohte und wie schwer es ihr werden würde, der Gewalt des Beispiels und der Verlockung auf Kosten ihrer Herzensgüte, durch Witz und Geist zu glänzen, zu widerstehen. Nur ein tiefes, mächtiges Gefühl, nur die Liebe hätte ihre Seele so auszufüllen vermocht, daß sie der Eitelkeit unzugänglich geblieben wäre — aber dies Gefühl band sie nicht an Serville! Er selbst liebte sie zu

wahr, zu innig, um ſich darüber täuſchen zu können und ſeine große Seele bereitete ſich in der Stille auf das ſchwerſte Opfer vor, das er vielleicht künftig ihrem Glück zu bringen ſich genöthigt ſehen konnte.

So neu Heloiſen auch der Ton des Hofes und der Pariſer Geſellſchaften war, ſo eignete ſie ſich die Feinheit deſſelben doch ſchnell an, und es bedurfte nur einer unglaublich kurzen Zeit, um ſie zum Abgott des Tages, zur Geſetzgeberin der Mode zu erheben und ihr dadurch die Berühmtheit zu verſchaffen, die ſie ſich ſeit ihrer Kindheit gewünſcht und von ihr ein Glück gehofft hatte, das ſie nicht zu gewähren vermag. Das Hotel Saint-Dorval wurde in wenig Wochen der Sammelplatz von allen, die durch ihren Stand oder durch ihre Talente einen ausgezeichneten Rang in der Geſellſchaft einnahmen. Heloiſe war die Göttin dieſes Kreiſes, dem ſie, aus der Fülle ihrer blühenden Einbildungskraft und bei ihrem großen Vermögen, jeden Tag in reicher Abwechſelung neue Vergnügungen zu bereiten wußte. Ihr Enthuſiasmus für die Kunſt, ihre ver-

ſchwenderiſche Freigebigkeit gegen Künſtler, erwarben ihr den Ruf einer Beſchützerin der Künſtler und Gelehrten, und ihre Wohnung ward der Tempel der Gaſtfreiheit, für jedes ausgezeichnete Talent.

Vorzüglich gelang es dem Dichter Servei ſich ihr Wohlwollen zu erwerben. Sein Geiſt war glänzend, ſein Talent bewundernswürdig; er war der größte Dichter ſeiner Zeit, aber zugleich der unwürdigſte Menſch, der mit den glänzendſten Eigenſchaften, die den Geiſt zu ſchmücken vermögen, alle Laſter vereinigte, durch welche die Seele entwürdigt werden kann. Seine freie Sitte und ſeine geſellſchaftliche Liebenswürdigkeit verblendeten Heloiſe; er gewann ſich ihre Bewunderung und mit dieſer das Recht ihre Börſe zu benutzen; ein Recht, das er auf unverſchämte Weiſe mißbrauchte, ohne daß ſie, bei ihrer Nichtachtung des Geldes, eine für ihn ungünſtige Folgerung daraus gezogen hätte.

Ihre Verlobung mit Serville gab ihr im Umgang mit Männern eine Sicherheit, die ihr eben ſo gefährlich als vortheilhaft wurde. Hei-

ter und unbefangen nahm sie die ihr dargebrachten Huldigungen an, da sie sah, daß es bei allen Frauen, sowol verheiratheten als unverheiratheten, zum guten Ton gehörte, sich von Anbetern umgeben zu sehen. Sancy zeichnete sich unter Heloisens Bewundern als einer der wärmsten aus und schien auch von ihr am mehrsten begünstigt zu werden. Geschmeichelt durch das Vergnügen, das sie seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft an seiner Unterhaltung zu finden schien, und stolz auf das Lob, welches sie mit der ihr eigenen Wärme des Gefühls seinen Talenten zollte, gefiel sich seine Eigenliebe in jedem Triumph, den sie in der Gesellschaft feierte und er bot alles auf, sie darin zu heben. Der Connetable von Montmorency, dessen erschöpftes Herz sich Heloisen gegenüber, durch den Reiz der Neuheit und der Originalität erfrischt fühlte, huldigte öffentlich ihrer Schönheit und selbst der König pries mehremale die Liebenswürdigkeit und die Anmuth der reizenden Heloise von Saint-Dorval, und dies war mehr als hinlänglich, um

einen Schwarm von Bewunderern um ſie zu verſammeln.

Heloiſe war zu arglos, zu unerfahren, um die Schlangen zu ahnen, die unter dieſen Blumen lauſchten. Sie war ſich der vollkommſten Reinheit des Wandels und der Geſinnung bewußt, und fürchtete daher keine Mißdeutung und noch weniger irgend eine feindſelige Geſinnung gegen ſich. Wollte ſie doch allen wohl, bereitete ſie doch jedem Freude, der ſich ihr nahete — warum ſollte man denn gegen ſie anders geſinnt ſeyn? Doch Serville war anderer Meinung; er bangte, den Ruf und das Glück der Geliebten durch ihre Lebensweiſe gefährdet zu ſehen und tadelte ſie, wo ſie ſich von Allen bewundert fühlte. Er ſah ſie mit geſchloſſenen Augen am abſchüſſigen Rand eines Abgrunds wandeln und einer gefährlichen Gewalt preisgegeben, die ſie unwiderſtehlich in denſelben hinabzuſtürzen drohete. Vergeblich verſuchte er es mehremale ſie aus dieſem betäubenden Rauſch der Eitelkeit und der Weltluſt zu wecken; ihr gränzenloſer Aufwand und ihre Verſchwendung wurden der Inhalt jedes

Gespräches, das er mit ihr unter vier Augen hatte und die Folge davon war, daß sie jeder einsamen Unterhaltung mit ihm auszuweichen suchte. In einer dieser Unterhaltungen gab ihr Serville auf die zartsinnigste Weise zu verstehen, daß es sie der Mißdeutung aussetzen könne, Sancy in seine Bewerbungen um ihre Gunst aufzumuntern, wenn sie nicht mit Gewißheit berechtigt sey, ihm ernste Absichten auf ihre Hand zuzutrauen.

Eine solche Warnung aus dem Munde eines Mannes, der in wenig Monaten ihr Gemahl werden sollte, mußte sie befremden. Wie kann mir gegenüber, noch bei irgend einem Mann die Rede von ernsten Absichten seyn? fragte sie bewegt — wie soll ich mir diese Aeußerung von Euch erklären?

Seht sie als einen Beweis meines Entschlusses an, antwortete Serville innig, Eurem Glück, wenn es seyn muß, das schwerste Opfer zu bringen. Die wahre Liebe kennt nichts Höheres, als das Glück des geliebten Gegenstandes und vermag sich diesem selbst zu opfern. Ja, Heloise, ich kann Euch entsagen, wenn

Euer Herz ſich einem Glücklichern zuwenden ſollte, aber ich kann nicht wünſchen, daß Sancy der Mann Eurer Wahl würde. Ein ſieggewohnter Eroberer im Reich der Galanterie, iſt ſein Herz nicht mehr jener Liebe fähig, die in hoher Begeiſterung aufflammend, zwei Seelen für mehr als ein Daſeyn mit einander verbindet — Gewiß, Heloiſe er iſt Eurer nicht würdig — er kann Euch nicht glücklich machen!

Heloiſe barg hier das Geſicht heißerröthend in ihre Hände.

Vergebt mir, fuhr Serville fort, wenn ich Euer Herz verletzt habe, indem ich der Stimme des meinigen folgte.

Euch vergeben? rief ſie — bin ich denn wirklich in Eurer Achtung ſo tief geſunken, daß Ihr mich fähig halten könnt, Euren Edelmuth und Euer Herz auch nur einen Augenblick zu verkennen? der Himmel iſt mein Zeuge, daß dies Herz, das Ihr für ſo unverzeihlich leichtſinnig haltet, keinen Mann ſo hoch, ſo zärtlich verehrt als Euch und von keinem innigeren und tieferen Gefühl beſeelt wird, als

das, welches mich an Euch mit unzerreißbaren Banden knüpft!

O Heloiſe, rief Serville gerührt, warum iſt es mir nicht vergönnt, Dich ſo glücklich zu machen, wie es der feurigſte Wunſch meiner Seele iſt, Dich zu ſehen! Nein, ich weiß es, Du liebſt dieſen Sancy nicht — die Liebe iſt für Dich noch ein nicht ausgeſprochenes Geheimniß des Daſeyns — aber es iſt für Dich Bedürfniß, Dich irgend einem Gegenſtand leidenſchaftlich anzuſchließen, Dich durch ein mächtiges alles andre in Deiner Seele beſiegendes Intereſſe begeiſtert zu fühlen und daher könnte es einem Mann, der Dein Herz kalt läßt, doch vielleicht gelingen, ſich Deiner Phantaſie zu bemächtigen und Dir dadurch gefährlich zu werden. O glaube es mir, Heloiſe, Du biſt nicht für dieſe Welt geſchaffen, in der Du jetzt lebſt; ihr Glanz kann Dich betäuben, doch nie werden ihre Freuden Dich befriedigen — Du kannſt von Andern als beneidenswerth geprieſen werden — aber glücklich wirſt Du nicht ſeyn — mögeſt Du Dich ſelbſt, mögeſt Du Dein eigenes Herz nicht zu ſpät für

Dein Glück und meinen Frieden richtiger erkennen lernen!

Tief bewegt verließ er sie, ohne ihre Antwort abzuwarten. Ja, rief Heloise heißweinend, er hat Recht: ich bin nicht glücklich! aber es ist grausam von ihm, den Schleier so kühn zu zerreißen, den ich selbst über meine Gefühle decke und mir die Täuschung zu rauben, die mir für einzelne Stunden verhüllt, daß ich nie, nie glücklich werden kann! Daß ich mit dieser Fülle des Lebens und der Liebe in meiner Seele, mit diesem Bewußtseyn so unaussprechlich glücklich werden zu können, ins Grab sinken muß, ohne je glücklich gemacht zu haben, ohne je glücklich gewesen zu seyn!

Zum Erstenmal, seit ihrem Eintritt in die Welt, schwand der buntfarbige Nebel, der ihr die Dürftigkeit, die Verkümmerung ihres inneren Lebens, bei so viel äußerm Glanz, verhüllt hatte. Sie verstand sich jetzt ganz in der Wehmuth, die oft ihren Frohsinn verdüsterte und in einsamen Augenblicken durch Thränen das Auge trübte, aus dem in der Gesellschaft so glänzend der Triumph geschmeichelter Eitel-

keit ſtralte. Sie hatte es ſich nie ganz verbergen können, daß alle dieſe ihr dargebrachten Huldigungen ihre Seele leer ließen und ihre Sehnſucht nur noch ſchmerzlicher machten. Was kann mir, fragte ſie ſich jetzt ſelbſt, das Lob der Welt gelten, wenn es nie zu dem Ohr des Einzigen dringt, deſſen Beifall ich mir wünſche? Was können mir alle dieſe Freuden gelten, an denen das Herz nie Theil nimmt!

O wie oft hatte ſie nicht, nach einem im Rauſch des Vergnügens entflohenen Tag, es am Abend gefühlt, daß ſie im Lauf deſſelben auch nicht um eine Erinnerung reicher geworden war! Wie oft beneidete die reiche, ſchöne allgemein gefeierte Heloiſe von Saint-Dorval, auf den ſeidenen Pfühlen ihres weichen Lagers, die Träume, die ehemals die arme, verwaiſete Kloſterjungfrau umſchwebten? Wie viel ſchöner waren die Bilder aus jener Zeit der erſten Liebe, als alles, was die Welt ihr zu bieten hatte!

Doch ſie war entflohn jene Zeit der Hoffnung und der Seeligkeit! ihr Geſchick unwie-

derbringlich entſchieden und das einzige Glück, für das ihre Seele ganz geſchaffen war, ihr für immer geraubt. Allein nicht ſtark genug um dieſe klare Anſchauung ihres Schickſals tragen und ſich mit der Härte deſſelben verſöhnen zu können, glaubte Heloiſe im Geräuſche der Welt Zerſtreuung, im Glanz Erſatz für verſagtes Glück finden zu können und ahnete nicht, wie weit abwärts dieſer Pfad von dem Frieden führt, der in ſich Troſt für jedes Leid hat!

* * *

Heloiſens neunzehnter Geburtstag brach an; am Morgen deſſelben trat Serville in ihr Zimmer und überreichte ihr ein Papier, das ſie zu ihrem Erſtaunen mit dem königlichen Siegel bezeichnet ſah. Es war ein königlicher Brief, durch den der bis jetzt nur auf die männlichen Erben ihres Hauſes übergehende Titel der Grafen von Saint-Dorval, mit allen damit verbundenen Rechten, jetzt Heloiſen und ihren Nachkommen ertheilt wurde. Thränen dankbarer Rührung zitterten in ihren Au-

gen, als sie nach Lesung dieses Blattes, Serville die Hand gab und ihm sagen wollte, wie tief sie diesen neuen Beweis seiner Fürsorge und seiner Liebe empfinde.

Ich habe auf Euren Dank diesmal nur den Anspruch, sagte er ihr, den mein Wunsch Euch nützlich zu werden mir giebt. Die Macht, die glückliche Macht von dem König diese Gunst für Euch zu erhalten, war einem Freunde aufbewahrt, der es mir aber zur Pflicht gemacht hat, Euch seinen Namen zu verschweigen. Der König hat befohlen die Euch erwiesene Gnade öffentlich bekannt zu machen und erwartet, Euch morgen bei Hofe erscheinen zu sehen, um ihm zu danken.

Als Heloise am andern Tage, von der Herzogin von Guise und der Marquisin von Bellisle begleitet, bei Hofe erschien, hatte sie zum Erstenmal die Trauer abgelegt, die sie bis dahin um ihren Vater getragen hatte, und erschien, mit eben so viel Pracht als Geschmack gekleidet und glänzend von Juwelen, schöner und bezaubernder denn je. Der König empfing ihren Dank mit einer Art, die für sie

zur ſchmeichelhaften Huldigung wurde und als ihr, da ſie den Handſchuh auszog, um die Hand des Königs zu küſſen, ihr Armband entfiel, hob Heinrich es ſelbſt auf und befeſtigte es nicht nur wieder um den wunderſchönen Arm, ſondern er küßte auch bei dieſer Gelegenheit ihre Hand mit einer ſo zärtlichen Galanterie, daß die ſchöne Gabriele erblaßte und alle Damen und Herren, die in der Nähe ſtanden, ſich bedeutende Blicke zuwarfen und den Schlüſſel zu der Heloiſen erzeigten Gnade gefunden zu haben glaubten.

Heloiſe ahnete nicht den Bewegungsgrund, der alle dieſe feilen Höflingsſeelen heute eifriger und kriechender denn je um ſie ſammelte: ſie ſah in dieſer Theilnahme an ihrem Glück nur einen Beweis freundlichen Wohlwollens und empfing die Wünſche und die Huldigungen, die man ihr darbrachte, mit der holdſeeligſten Anmuth! doch in welches Nichts verſanken alle dieſe Huldigungen, als ihr Auge jetzt, wo es freudeſtralend den Kreis der Anweſenden überflog, einem Blick begegnete, der ihre Seele mit einem Gefühl füllte, wie es die

höchſte, glänzendſte Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit nie in ihr zu wecken vermochten.

Nein, es war kein Traum, keine Täuſchung, der Troubadour aus der Provence war der Zeuge des eben von ihr gefeierten Triumphes! Nach einer zweijährigen Trennung ſah ſie ganz unerwartet den Mann ihrer erſten und einzigen Liebe wieder! Mit in einander geſchlagenen Armen lehnte er ihr gegenüber an einer Säule — die Roſen der Geſundheit blüheten nicht mehr wie ehemals im Schloſſe Montmorell auf ſeinen Wangen — Muth und Lebensfülle blitzten nicht mehr wie einſt im Lager vor Laon aus ſeinen Augen — aber ein milderes Licht erglänzte in ihnen, als ſein Blick Heloiſens Blick begegnete und ein ſanftes Roth färbte ſeine bleichen Wangen. In dieſem Augenblick trat der König zu ihm und führte ihn mit ſich aus dem Saale fort. Die Blicke aller Anweſenden folgten ihnen, nur Heloiſe ſchlug das Auge zu Boden. Ein Wonneſchauer unausſprechlichen Glückes bebte durch ihre Seele — ſie hätte die Arme ausbreiten,

es laut ausrufen mögen, daß er da sey — unwillkürlich legte sie die Hand auf das Herz, als wolle sie den mächtigen Schlag desselben zügeln — als sie wieder aufsah, erblickte sie Serville, der sie ernst und sehr forschend beobachtete; ihr war, als erstarre das Blut in ihren Adern, sie ergriff den Arm der Marquise von Bellisle, die neben ihr stand, um nicht zu sinken. Diese hielt die Hitze, die in dem Saale herrschte, für die Ursache dieser Anwandlung und führte sie zu einem Fenster, wo sie ihr ein Balsamfläschchen zum Riechen gab. Heloise strengte alle ihre Kraft an, um sich schnell zu fassen und da Serville, wie sie sah, den Saal verlassen hatte, gelang es ihr auch und sie vermochte die Fragen und Erkundigungen, die von allen Seiten auf sie einstürmten, nicht nur ruhig, sondern selbst scherzend zu beantworten.

Sie gab Sancy, der sich sehr eifrig um sie besorgt zeigte, die Hand, sie zu ihrem Wagen zu führen und auf diesem Gang erblickte sie in einem der Vorzimmer, Montargis noch einmal, der Arm im Arm mit Serville die Treppe hinuntergieng, die die Tuilerien mit dem Louvre

verbindet. Heloiſens Hand zitterte in Sancys Hand ſo, daß dieſer ſie bedeutungsvoll anſah und mit ſonderbarem Ton fragte, ob ſie den Herzog von Beauvilliers kenne?

Heloiſe, deren Herz und Sinn nur mit dem Bilde des Freiherrn von Montargis beſchäftigt war, antwortete: Nein.

Ihr kennt ihn nicht? wiederholte Sancy ungläubig lächelnd? vielleicht iſt er Euch unter dem Namen Montargis bekannter. Vor ſeiner Verheirathung war er der Abgott aller unſrer Damen und wer weiß, welches Glück ihm jetzt lächelt, da er, wie Ihr an ſeiner Kleidung geſehen haben werdet, Wittwer iſt.

Heloiſe wechſelte hier die Farbe und war außer Stande ein Wort erwidern zu können.

Er hat das ungeheure Glück gehabt, fuhr Sancy fort, in einer Woche einen mürriſchen Vater und eine alberne Frau zu verlieren, die noch obendrein ſo artig geweſen iſt, ihm einen Sohn zum Erben ihrer großen Beſitzungen zu hinterlaſſen. Wahrſcheinlich iſt er nach Paris gekommen, um ſich zu erheitern und ſich in der Gunſt des Königs von Neuem feſtzuſetzen und

ich freue mich nun ſchon auf die Bewegung, die er im Kreiſe unſrer heirathsluſtigen Mütter und Töchter hervorbringen wird, die ſämmtlich nicht verfehlen werden, ihre Netze auszuſpannen, um den jungen, reichen und ſchönen Herzog darin zu fangen.

Heloiſe konnte, als ſie ihren Wagen erreicht hatte, nur ſchweigend von ihm Abſchied nehmen. Unbeſchreiblich bewegt kam ſie nach Hauſe. Montargis war frei — war jetzt unbedingt Herr über ſein Herz und ſeine Hand — liebte er ſie noch? galt es ihm noch für das höchſte Lebensglück, ſie ſein zu nennen? — Wer wahrhaft liebt, begreift Vergeſſen nicht und auch Heloiſe fühlte, ſie ſey noch geliebt — durfte ſie aber die Seine werden? ſie, Serviles Verlobte? Ehre und Pflicht antworteten feſt und entſchieden: Nein!

Sie warf ſich, als ſie zu Hauſe ankam, in einen Seſſel und ließ ihren Thränen freien Lauf, als ſie durch den Beſuch der Damen Guiſe, d'Entregues und de Beuil überraſcht wurde, die zu ihr kamen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, an dem ſie wirklich

für dieſen Tag innigen Theil nahmen, da Heloiſe für den Abend eine Geſellſchaft von hundert und zwanzig Perſonen eingeladen hatte und es den jungen Damen ſehr unangenehm geweſen ſeyn würde, dies Feſt durch Heloiſens Unpäßlichkeit vereitelt zu ſehen. Sie beruhigte ſie darüber und verſuchte mit gewohnter Leichtigkeit an der Unterhaltung Theil zu nehmen, als einer ihrer Diener ihr ein Billet von Serville brachte, welches die Bitte enthielt, ihr am Abend den Herzog von Beauvilliers mitbringen zu dürfen. Fräulein de Beuil entgieng der Eindruck nicht, den dies Billet auf Heloiſe machte; mit ihrem gewohnten Muthwillen ſpottete ſie darüber und bat Heloiſen ſo neckend und liebenswürdig, ſie doch eine Probe von den Liebesbriefen eines ſo ernſten Philoſophen, wie Serville, ſehen zu laſſen, daß dieſe ihr nur ſchwachen Widerſtand leiſtete, als ſie ihr endlich das Billet aus der Hand riß.

Wahrhaftig, ſagte ſie, als ſie es geleſen hatte, ich hätte den Ritter nicht für ſo kühn gehalten, den ſchönſten, liebenswürdigſten und

reichſten Mann in ganz Frankreich ſelbſt bei Euch einzuführen.

Ich kann ſeine Unerſchrockenheit nur loben, antwortete Heloiſe, und einen Beweis darin finden, daß er ſich und mich kennt.

Trotzet nicht, warnte Fräulein d'Entregues — dieſer Herzog iſt wahrlich eine gefährliche Bekanntſchaft für ein Weſen Eurer Art. Er iſt ſchwärmeriſch — glühend — voller Begeiſterung — voller Talente — gerade wie Ihr —

Und hatte eine Frau, unterbrach ſie Fräulein de Beuil, die von allen dieſem das Gegentheil war. Man ſagt auch, daß er ſie nie geliebt hat, wenn er ſich gleich ſehr edel und liebreich gegen ſie betragen haben ſoll. Gewiß kommt er nach Paris, um hier für ſeine erlittenen Leiden Schadloshaltung zu ſuchen, und ich geſtehe offen, ich würde ſie ihm nicht verſagen, wenn er ſie von mir forderte.

Die Damen Guiſe und d'Entregues neckten ſie mit dieſem offenherzigen Geſtändniß und entfernten ſich dann mit dem Verſpre-

chen, am Abend zur rechten Zeit wieder erſcheinen zu wollen.

Die Geſellſchaft war ſchon verſammelt und alles zu dem Concert, das die Freuden dieſes Abends einleiten ſollte, bereit, aber Serville und der Herzog fehlten noch. Beklommen ergriff Heloiſe ihre Harfe und nahm unter den Tonkünſtler den für ſie beſtimmten, etwas erhöheten Sitz ein, als Beide eintraten und ihr gegenüber Platz nahmen. Eine rauſchende Symphonie erklang — doch allmälig ſchwanden die Töne leiſer und leiſer hinweg und man hörte nur noch das zarte Liſpeln der Harfe — Erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen vermochte Heloiſe ihren Zuhörern nicht die Befangenheit zu verbergen, von der ſie ſich beklemmt fühlte, bis allmälig der Genius der Tonkunſt den Sieg errang. Der Blick, der, als ſie zu ihm aufzuſehen wagte, aus ſeinen Augen in ihre Seele leuchtete, hob ſie über jede irdiſche Rückſicht hinweg — entzückt, fortgeriſſen von der Gewalt wonnevoller Rührung und glühender Liebe ſpielte und ſang ſie, wie ſie nie geſpielt und geſungen hatte.

Der rauſchendſte Beifall erklang, als ſie endete und nun ſchön, wie eine Grazie, mit einem Himmel der Begeiſterung und der Liebe im Auge anmuthsvoll an ihre Harfe gelehnt, da ſtand und mit ſittſamer Beſcheidenheit das Lob und die Huldigungen annahm, die jeder ſich beeilte ihr darzubringen.

Bis zu dieſem Augenblick hatten alle Triumphe befriedigter Eitelkeit in ihrem Gedächtniß faſt keine Spur hinterlaſſen — zum Erſtenmal wurden ſie nun durch die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte, zu einem Genuß für ihr Herz und erhielten dadurch die Dauer unvergänglicher Erinnerung.

Sobald der Schwarm, der ſich um ſie drängte, ſich verloren hatte, näherte ſich ihr Serville, um ihr den Herzog vorzuſtellen.

Seit vielen Jahren, ſagte er bewegt, iſt es mein inniger Wunſch geweſen, die Häuſer Saint-Dorval und Montargis durch die Bande der Freundſchaft mit einander verbunden zu ſehen, und ich hoffe jetzt um ſo mehr auf die Erfüllung deſſelben, da ich, der Freund der Gräfin Saint-Dorval und des Herzogs von

Beauvilliers, auf dieſer Erde nichts kenne, was mir theurer und heiliger wäre, als das Glück und die Freundſchaft dieſer beiden edlen und geliebten Weſen.

Der Herzog verneigte ſich tief und ſchweigend vor Heloiſen, die es nicht wagte das Auge vom Boden zu erheben. Wie verſchieden, fuhr Serville fort, iſt dieſer Augenblick des Wiederſehens von jenem der Trennung, als ich Eure liebenswürdige Gefangene aus dem Lager vor Laon abholte? Damals war alles Streit und Kampf, Unruh' und Gefahr — hier finden wir uns jetzt umgeben von allen Regungen, allen Vergnügungen des Friedens wieder!

Und doch, ſagte der Herzog, iſt das Glück ſo unabhängig von den Umgebungen, ſo einzig eine Blüthe der tiefinnerſten Sinnes- und Empfindungsweiſe, daß vielleicht in dieſen glänzenden, der Freude geweiheten Sälen manches Herz bange klopft, das mitten im furchtbaren Getümmel des Krieges Seeligkeit kennen lernte und empfand.

Es giebt aber auch Menſchen, fiel Sancy,

der ſich zu ihnen geſellt hatte, ein, die das Unglück eben ſo eifrig aufſuchen, wie wir andern das Glück. Der angeborne Stolz des Menſchen findet eine Genugthuung darin, unglücklich zu ſeyn — man hält ſich dann ſo leicht für heldengroß und glaubt Rechte auf die Bewunderung und die Theilnahme eines jeden Augenzeugen unſers Geſchicks zu haben und das thut uns ſo ſchmeichelnd wohl. Heloiſe fühlte ſich unfähig dies Geſpräch länger fortſetzen zu hören und willigte daher ein, mit Mademoiſelle von Guiſe noch ein Duett ſingen zu wollen. Nach Beendigung deſſelben näherten ſich ihr Serville und der Herzog wieder. Hat die Gräfin nicht, fragte Serville, ihr herrliches muſikaliſches Talent zum Bewundern in Italien ausgebildet?

Ich hatte noch nie einigen Unterricht empfangen, ſagte Heloiſe, als ich die Ehre hatte, den Herrn Herzog kennen zu lernen und er ſelbſt iſt ein zu vortrefflicher Sänger, um an der unvollkommenen Leiſtung einer Anfängerin, wie ich, Vergnügen zu finden.

Unmöglich, antwortete der Herzog, können

Sie ſelbſt ein Talent, daß allen Ihren Zuhörern Bewunderung abnöthigt, ſo verkennen. Die Art und Weiſe Ihres Geſanges kann nicht erlernt werden und die vollendeteſte Kunſt nur eine Nachahmung ſeines Zaubers ſeyn — er ſelbſt iſt Seelenſprache und drückt alle jene tiefen geheimnißvollen Regungen des Herzens aus, für welche die arme Sprache keine Worte hat. Wie ſeelig iſt der Mann zu preiſen, dem es gelang, dieſe tief im Herzen ſchlummernden Himmelsmelodien zu erwecken und dem das Recht geworden iſt, ſie zu deuten.

Der Herzog ſah hier Serville mit einem Blicke an, der dieſe Anſpielung deutete und Heloiſens Wangen mit höherem Roth färbte. — Sie zuckte innerlich ſchmerzlich zuſammen und eine unbeſchreibliche Wehmuth bemächtigte ſich ihrer, als der Herzog ſich bei ihr beurlaubte, und eine früher angenommene Einladung vorwandte, die ihn des Vergnügens beraube, dem Abendeſſen und dem Ball, der dieſem folgen ſollte, beizuwohnen. Es war ihr nach ſeiner Entfernung unmöglich, ſich zu ſammeln und wie ſonſt für die Unterhaltung ihrer Gäſte zu

ſorgen. Ihre Zerſtreuung und die ungewöhnliche Spannung, in der ſie war, wurden allgemein bemerkt und wirkten, wie gewöhnlich in ſolchem Falle, auf die Stimmung der Geſellſchaft zurück, die auch früher, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde, auseinander gieng.

Und ſo endete ſich dieſer Tag, von dem Heloiſe ſo viel gehofft, ſo viel erwartet hatte, mit Thränen, die ſie auf ihrem ſchlafloſen Lager vergoß. Sie erwachte ſpät aus einem unruhig bewegten Morgenſchlummer und ſaß noch am Frühſtückstiſch, als Fräulein d'Entregues ſchon zu ihr eintrat und beim Anblick ihrer rothgeweinten Augen die Hände zuſammenſchlug.

Großer Gott, rief ſie, was bedeutet dieſer Zuſtand, in dem ich Euch finde! Ach, wenn die junge, ſchöne, reiche, angebetete Gräfin von Saint-Dorval Gram und Thränen kennt, ſo darf gewiß keine andre Sterbliche auf Glück hoffen.

Ich bin nicht unglücklich, ſagte Heloiſe, aber auch das heiterſte Leben hat trübe Augenblicke —

Ihr braucht Euch nicht vor mir zu verbergen, unterbrach sie das Fräulein, ich habe schon lange vermuthet, daß Euch alle diese schändlichen Verläumdungen, diese boshaften Klatschereien nicht unbekannt bleiben würden.

Von welchen Klatschereien redet Ihr? ich weiß von keinen —

Warnen muß ich Euch aber, das ist Freundschaftspflicht — alle diese Menschen, die Ihr für Eure Freunde und Bewundrer haltet, wetteifern hinter Eurem Rücken mit einander, Euren guten Namen zu untergraben.

Quält mich nicht länger. Ich bitte Euch, sagt mir ohne weitere Umschweife, was Ihr mir zu sagen habt.

Wenn Ihr denn durchaus darauf besteht, es wissen zu wollen, so muß ich es Euch freilich sagen. Man erzählt sich, daß Ihr nur eine angenommene Tochter des Grafen Saint-Dorval seyd, mit dem Euch früher ein ganz andres Band verbunden haben soll. Als seine Geliebte hättet Ihr ihn ins Feld begleitet und wäret von dem damaligen Baron von Montargis gefangen genommen, der aber bald aus Eu-

rem Sieger Euer Sklave geworden sey. Auch Ihr sollt so wenig grausam als unerbittlich gegen ihn gewesen seyn, doch unerwartet erschien Serville, um Euch zu seinem Freund, dem Grafen von Saint-Dorval zurückzuführen, der Euch dafür auf seinem Todesbette aus Dankbarkeit an ihn vermachte und Euch, um Euch den Besitz seines Vermögens zu sichern, für seine Tochter erklärte.

Und nun setzte Fräulein d'Entregues noch hinzu, was dieser, was jener gesagt habe; welchen Einfall sich dieser Mann auf Heloisens Unkosten, welche bittre Bemerkung sich jene Frau über sie erlaubt haben solle — welche Deutung man am vorigen Tage ihrer Anwandlung von Ohnmacht bei dem Anblick des Herzogs von Beauvilliers und ihrer Stimmung am gestrigen Abend gegeben habe und das alles mit einer Gleißnerei, die unter dem Schein von Freundschaft, Giftropfen auf Giftropfen in das Herz zu träufeln sucht, dessen Frieden ungetrübt bleiben würde, wenn es diese in den sogenannten vornehmen Kreisen so

sehr einheimischen Klatschereien und Witzeleien nie erführe.

Fräulein d'Entregues hätte aber nie für den Erfolg ihrer freundschaftlichen Absichten einen ungünstigeren Augenblick wählen können, als gerade diesen, wo ein viel mächtigeres Gefühl Heloisen gegen diese Kränkungen unempfindlich machte.

Ich bitte Euch, Fräulein, sagte Heloise mit ruhiger Würde, erspart Euch künftig die Mühe, mir ähnliche Klatschereien zu wiederholen. Sie sind zu ungereimt, um irgend eine ernste Beachtung zu verdienen und müssen von selbst in das Nichts zurücksinken.

Das Fräulein umarmte sie hier, lobte ihren Gleichmuth und betheuerte, daß nichts der Liebe und Bewunderung gleichkomme, mit der sie ihr ergeben sey, so wie nichts fester, als ihre Ueberzeugung, daß nur Heloisens hoher Werth und ihre glänzenden Talente den Neid erweckten, der die Quelle aller dieser Verläumdungen sey.

Heloise athmete leichter, als sie sich wieder allein sah. Ein Bild, ein Gedanke füllte

nun ihre ganze Seele — ihr war als erwache sie aus der Betäubung eines erſtarrenden Schlummers, und werde ſich von Neuem des Gefühls zu leben und der Fähigkeit zu denken und zu empfinden bewußt. Welt und Leben ſchmückten ſich für ſie mit neuem Zauber bei dem Gedanken, daß Er in Ihrer Nähe war, daß ſie ihn heute morgen ſehen könne, ſehen werde. Wie von einem Sonnenſtrahl, der plötzlich durch düſtres Gewölke bricht, fühlte ſie ihr ganzes Weſen von einem unausſprechlichen Gefühl von Glück erwärmt. Aber Serville! — und dann die Gleichgültigkeit, mit der der Herzog auf ihr Verhältniß zu ſeinem Freunde hingedeutet hatte — der Verdacht, in dem man ſie hatte, daß ſie den Herzog liebe, da ſie doch im Begriff war einem Andern ihre Hand zu geben — ach, gewiß, glücklich konnte ſie nicht werden! Ihr Stolz legte ihr aber die Pflicht auf, alles aufzubieten, um es der Welt zu verbergen, daß ſie es nicht war und Ehre und Zärtlichkeit geboten ihr, ſich gegen den Herzog eben ſo gleichgültig zu zeigen, wie er es gegen ſie geworden zu ſeyn ſchien und das

Wort, das ſie Serville gegeben hatte, mit allem Anſchein der Freudigkeit treu zu halten.

Sie glaubte zur Erreichung dieſer Abſichten nichts beſſeres thun zu können, als ſich eifriger denn je den Zerſtreuungen und Vergnügungen der großen Welt hinzugeben, da ſie fühlte, die Einſamkeit raubte ihr vollends die Kraft, ſich und ihr Gefühl beherrſchen zu können.

Die Feſſeln, die mir dieſe Lebensweiſe anlegt, ſagte ſie ſich, kann ich ja abſtreifen, ſobald es mir gefällt und da meine innerſte Neigung ihr widerſtreitet, brauche ich mich auch vor ihren Gefahren nicht zu fürchten.

Hätte Heloiſe auf die Stimme der Vernunft und der Klugheit ſorgſamer geachtet, ſo würde es ihr nicht verborgen geblieben ſeyn, daß ſie durch ihr Betragen die Gefahren ihrer Lage nur vermehren konnte und daß es für ſie kein ſicheres Rettungsmittel gab, als die Entfernung von dem Schauplatz, an den ſie ſich eben jetzt ſo unwiderſtehlich gefeſſelt fand; ſie mußte dem Herzog ganz entſchieden ausweichen, mußte Serville ihre Hand geben, und ihn je eher, je lieber nach Saint-Dorval be-

gleiten. Aber ach, was vermögen Vernunftgründe gegen die Sophistereien der Leidenschaft! Heloise täuschte sich über ihre Stimmung und ihre Gefühle, weil sie sich täuschen wollte. Täglich wurde der Kreis, der sich um sie im Hotel Saint-Dorval versammelte, größer und bunter, die Vergnügungen desselben abwechselnder und rauschender. Wo sie außer dem Hause erschien, sah sie sich mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung empfangen — ganz Paris schien zu ihren Füßen zu liegen, doch der einzige, der sie vermied, der bei keinem ihrer glänzenden Feste erschien, war der Herzog von Beauvilliers. Nur am dritten Orte sahen sie sich, und selbst dann konnte nur der Zufall sie einander näher führen, oder ein Gespräch zwischen ihnen einleiten; aber welche Tiefe, welche Innigkeit des Gefühls, welche wunderbare Gewalt der Sympathie erklang aus dem gleichgültigsten Wort, das sie mit einander wechselten! Zu welcher süßen Offenbarung verwandter Seelen wurde jeder Blick! Pflicht und Ehre zügelten aber die mächtigen Schläge dieser glühenden Herzen — die goldene Täuschung ver-

ſchwand ſtets mit dem Augenblick, der ſie erzeugte und alles um ſie her war wieder hoffnungslos und kalt. — Heloiſe glaubte es zu billigen, daß der Herzog ſie augenſcheinlich vermied und ſich nie bei ihren Feſten zeigte, aber ſie mußte es ſich doch endlich eingeſtehen, daß es ſie ſchmerzte, tief ſchmerzte, und ungerechter Weiſe ließ ſie dies, ohne es zu bemerken, Serville entgelten. In ihrer Achtung konnte dieſer reine, edle Menſch nie verlieren — aber ſie empörte ſich gegen ſeinen Rath und den Einfluß, den er bis jetzt doch noch immer auf ihr Betragen gehabt hatte. Vergebens bat und warnte er ſie mit der Zärtlichkeit eines Freundes und dem Ernſt eines Vormundes — hingeriſſen und im Innern zerriſſen — viel unglücklicher und hoffnungsloſer, als ſie es ſich ſelbſt einzugeſtehen wagte, ſuchte ſie immer eifriger den Gram ihrer Herzens unter den Trophäen befriedigter Eitelkeit zu verbergen und alles zu überglänzen, was bisher noch neben und über ihr bewundert worden war. Sie bewies durch ihr Betragen, daß man edel geboren und herzensgut, gebildet,

geiſtreich, unendlich liebenswürdig, laſterein und doch in ſittlicher Hinſicht höchſt ſtrafbar ſeyn kann. Gefühl und Neigung waren Heloiſens Führer durch's Leben — ſie war edel geboren, ſie konnte in einzelnen Fällen ſchön, ſelbſt groß handeln, aber der fromme Ernſt ſtrenger Pflichterfüllung fehlte ihr und mit ihm die erhabene, einfache Kraft, gut zu ſeyn.

Auch am Hofe gab es in dieſem Zeitpunkt viel glänzende Feſte; Heloiſe wurde, als eine Zierde derſelben, zu allen eingeladen und von dem König ſelbſt aufgefordert, den Hof nach Fontainebleau zu begleiten, wohin er auf einige Tage gehen wollte, um dort zu jagen. Heloiſens Stolz fühlte ſich durch dieſe Einladung, die für eine höchſt ehrenvolle Auszeichnung galt, geſchmeichelt, aber ihr Herz durfte ſich von dieſer Reiſe kein Vergnügen verſprechen, denn der Herzog von Beauvilliers wurde durch eine Unpäßlichkeit in Paris feſtgehalten und Serville hatte das Anerbieten der Herzogin von Guiſe, ſich für ihn verwenden zu wol-

len, damit auch er zum Begleiter des Königs ernannt werde, abgelehnt.

Je mehr Heloiſens Seelenfrieden durch ihre Irrthümer und Schmerzen gefährdet wurde, je mehr verlor ſie die Sicherheit ſich in ihrem Beſtreben, Heiterkeit und Frohſinn zu erkünſteln, auf der zarten Linie des Wahren und des Schicklichen erhalten zu können; ihre Munterkeit artete oft in Luſtigkeit aus, ihre Prachtliebe in unſinnige Verſchwendung. Auch auf dieſer Reiſe hatte ſie alles aufgeboten, um alle andre anweſende Damen, die ſchöne Gabriele mit eingeſchloſſen, durch ihren Aufwand und die höchſt geſchmackvolle Pracht ihrer Jagdkleidung zu überſtralen, aber ſie führte ihre Rolle mit innerm Widerſtrebn durch und ſie, die am Tage ſo oft von ihren Bewundern der blühenden Göttin der Jugend und der Freude verglichen wurde, verweinte manche Nacht ſchlummerlos auf ihrem ſeidenen Lager. Nach vier Tagen kam ſie, ermattet und überſättigt von dieſen Vergnügungen, nach Paris zurück, troſtloſer denn je in ihrem Herzen und doch mit dem Wunſch und der Hoffnung, daß man in

der Hauptſtadt ſchon erfahren haben möge, wie ſie in Fontainebleau gefeiert und ihr vor allen andern Frauen der Preis der Schönheit zuerkannt worden ſey. Sie ließ ſich gleich bei der Ankunft in ihrem Hotel das Verzeichniß derer geben, die ſich, nach damaliger Sitte, hatten melden laſſen, um ſie am Abend ihrer Rückkehr zu beſuchen, und ſah, daß ungewöhnlich wenig Frauen, dafür aber deſto mehr Männer darauf ſtanden, doch der Herzog von Beauvilliers war nicht unter dieſen.

Wie überraſchte ſo ſie daher, als er am Abend, von Serville begleitet, zu ihr eintrat! Es gelang ihr, ihre Erſchütterung unter der Freude zu verbergen, mit der ſie Serville willkommen hieß, aber in dem Blick, mit dem ihr Auge den Herzog begrüßte, lag ihre ganze Seele.

Man überhäufte den Herzog mit Fragen, warum er nicht in Fontainebleau geweſen ſey. Ihr habt dabei mehr verloren, als Ihr glaubt, ſagte ihm Sancy, denn noch nie wurden dieſe Feſte durch den Zauber verſchönt, der ihnen diesmal ganz neue, unvergeßliche Reize lieh.

Und wollt Ihr die Göttin ſehen, von deren Gegenwart dieſer Zauber ausgieng, ſetzte Servie hinzu, ſo könnt Ihr ihr hier in der Gräfin Saint-Dorval huldigen.

Die arme Göttin! ſpöttelte Heloiſe — und hat ihre Rückkehr Euch doch nicht einmal zu einem Gedicht zu begeiſtern vermocht.

Ach meine Leier ertönte, wenn ich den Triumph Eurer Schönheit ſingen wollte, nur von wehmuthsvollen Klagen über Eure Abweſenheit.

Nun ſo ſingt mir dieſe vor, ſagte ſie und ſtand auf, um in den Concertſaal zu gehen. Ein furchtſamer Blick, den ſie erröthend auf den Herzog war, lud dieſen ein, ihr zu folgen. Sancy und noch einige andre begleiteten ſie gleichfalls; der größte Theil der Geſellſchaft blieb aber am Spieltiſch, oder im Geſpräch verwickelt, zurück. Servie war ein vortrefflicher Improviſator; er ergriff eine Laute und nach einem kurzen Vorſpiel richtete er an Heloiſe einige Verſe voll der feinſten Schmeichelei — ſein Geſang und der Inhalt deſſelben ärndteten ſo viel Beifall, daß Sancy dadurch

zum Wetteifer angeſpornt, die Laute ergriff, die Servie ihm bot, und gleichfalls Heloiſens Schönheit in einigen recht geiſtreichen Verſen beſang. Als er geendet hatte, überreichte er dem Herzoge mit muthwilligem Blick die Laute.

Ich verſtehe ſie nicht zu ſpielen, antwortete dieſer mit einer höflichen Verneigung.

Aber doch die Harfe? fragte Servie, und ſtand auf, ſie herbeizuholen.

Hier begegneten ſich Heloiſens und des Herzogs Blicke — beide errötheten. Unwillkürlich nahm der Herzog die ihm dargebrachte Harfe — Heloiſe wagte kaum zu athmen — doch wie fühlte ſie ſich bewegt, als ſie gleich bei ſeinen erſten Tönen die Melodie wieder erkannte, deren magiſcher Klang ſie zuerſt mit dem Zauber der Tonkunſt und der Liebe bekannt gemacht hatte — ja, es war dieſelbe Weiſe, daſſelbe Lied, das ſie einſt im Schloſſe Montmorell von dem Troubadour aus der Provence gehört hatte! Die Gegenwart verſank vor ihren feuchten Blicken — ſie war wieder ganz jene Heloiſe, die mit ſeeligem Ent-

zücken den Liedern lauſchte, zu denen ſie den Sänger begeiſtert hatte!

Als der Herzog endete, erklang der Saal von Beifallsbezeigungen — Heloiſe allein blieb ſtumm. — Tief in ſich verſunken, ſah ſie erſt nach geraumer Zeit auf, und fand ſich mit dem Herzog allein — die andern Zuhörer hatten ſich entfernt, um die Erfriſchungen einzunehmen, die eben herumgereicht wurden.

Ihr hattet dies Lied noch nicht vergeſſen? fragte er bewegt.

Vergeſſen? wiederholte ſie — bei dem erſten Ton erkannte ich es gleich — ſie hielt hier plötzlich ein.

Ich ſang es, als ich Euch zum Erſtenmal erblickte — es war im Kabinet der Gräfin von Montmorell — ſie ſaß mir in aller ihrer ſteifen Förmlichkeit gegenüber und hinter ihrem Stuhle ſtandet Ihr. Ein Sonnenſtral, der durch das Fenſter gerade auf Euch fiel, zeugte Euch mir im himmliſchen Glanz. — Die Gräfin forderte mir einen Beweis meiner Kunſt ab —

Und Ihr ſangt dies Lied — ſagte Heloiſe kaum hörbar —

Mußte ich nicht ſingen, was ich empfand? konnte ich in jenem Augenblick der ſüßeſten Begeiſterung etwas anderes ſingen? Als mein Lied geendigt war, verließ ich Euch, doch nur um Euch bald wieder zu finden. Der Mond war aufgegangen — eine Nachtigall ſang in der alten Linde, welche die Terraſſe des Schloſſes beſchattete, Ihr lauſchtet von der Schönheit des Abends hinausgelockt ihrem Geſang und die ſüßen Laute Eurer Stimme tönten wehmuthsvoll wie Nachtigallenklage durch die Abendſtille — ich wagte es, mich Euch zu nähern —

Jedes Wort des Herzogs vermehrte Heloiſens Bewegung — unbewußt deſſen, was ſie that, ſtand ſie von ihrem Sitze auf, als wolle ſie dieſen Erinnerungen entfliehen und ſank wieder zurück. In dieſem Augenblick nahete ſich ein Diener mit Erfriſchungen — verlegen füllte ſie einen Becher und bot ihn dem Herzog, der raſch darnach griff und mit dem Becher zugleich ihre zitternde Hand erfaßte.. — So,

gerade ſo ſtand ſie einſt im Zelte vor Laon vor ihm, um ihm nach dem Verbande ſeiner Wunde einen Becher zur Erquickung zu reichen. Dies Andenken erwachte in Beiden — jeder las in den Blicken des Andern, mit welcher Gewalt er ſich dadurch ergriffen fühlte. —

O Heloiſe, rief der Herzog, damals und jetzt!

Sie wollte ihre Hand, die er noch immer mit dem Becher gefaßt hielt, zurückziehen, dieſer fiel darüber zur Erde und zerſprang klirrend in tauſend Scherben. Dies Geräuſch rief aus den Nebenzimmern Mehrere herbei und unter ihnen auch Serville. Der Herzog erblaßte, als er ihn erblickte, faßte ihn unter dem Arme und verließ mit ihm das Zimmer.

Heloiſe blieb unbeweglich auf ihrem Platze ſtehen — ihre Augen ſchimmerten, um ihre Lippen ſpielte ein ſüßes Lächeln — Glück und Wonne beflügelten den Schlag ihres Herzens — da näherte ſich ihr Sancy, der aus der Ferne ihre Unterhaltung mit dem Herzog beobachtet hatte. Wenn die Sonne verſchwindet,

ſagte er ihr, ſo darf ein armer Sklave hoffen, wieder ſichtbar zu werden.

Ich verſtehe dieſe Anſpielung nicht, antwortete Heloiſe erröthend.

Trauet Ihr mir denn ſo viel kaltes Blut zu, um wie Serville mich wie ein Märtyrer freudig allen Qualen der Eiferſucht preiszugeben, blos um die Stärke zeigen zu können, mit der ich ſie zu erdulden vermag?

Heloiſe war ſchon ſo daran gewöhnt, ihren edlen Vormund beſpötteln zu hören, daß es keinen Eindruck mehr auf ſie machte; da ſie aber jede nähere Erklärung zu vermeiden wünſchte, verſuchte ſie der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, indem ſie Sancy fragte, ob er dieſen Abend ſchon ſein Glück im Spiel verſucht habe.

Nein, ſagte er, aber wenn Ihr eine Partie machen wollt, ſtehe ich zu Befehl?

Sie ließ ſich von ihm zu einem Spieltiſche führen und nahm dieſen Vorſchlag um ſo lieber an, da ſie ſich durchaus zur Unterhaltung mit ihm oder Andern unfähig fühlte. Das Spiel machte ihr kein Vergnügen und ſie kannte

die Regeln deſſelben beinahe noch eben ſo wenig, als an dem Tage, wo ſie im Hotel de Guiſe zum erſtenmal ihr Geld verlor, und doch hatte ſie ſich dieſem gefährlichen Zeitvertreibe, um der Mode zu huldigen, mit eben ſo vielem Eifer, als fortdauerndem Unglück hingegeben. Ihre Spielſchulden waren ſchon zu einer beträchtlichen Summe angewachſen, doch beachtete ſie dies um ſo weniger, da ſie bis jetzt faſt nur immer an ihre Freundinnen und an andere Damen verloren hatte.

Vielleicht gab es in ganz Frankreich keinen geſchicktern Spieler in dem damaligen Modeſpiel à la Prime, als Sancy, und keine unwiſſendere Spielerin, als Heloiſe. An dieſem Abend nun vollends, wo ſie tief bewegt und in ſich verſunken kaum wußte, was ſie ſagte und that, ſpielte ſie ſo unachtſam und ungeſchickt, daß ſie bald all ihr vorräthiges baares Geld verlor und dem Marquis doch noch eine dreifach größere Summe, als den Betrag deſſelben, ſchuldig blieb. Er ſchlug ihr vor, ihr Glück noch einmal auf die Probe zu ſtellen und quitte ou double gegen ihn zu ſpielen; mit

ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit nahm sie diesen Vorschlag an und sah bei Endigung der Partie ihre Schuld verdoppelt.

In der Regel konnte Niemand mit mehr Gleichgültigkeit und guter Laune verlieren, als Heloise — doch zum erstenmal verließ sie jetzt ihr unbefangener Gleichmuth und sie stand in einer sichtlichen Bestürzung vom Spieltische auf, die noch vermehrt wurde, als sie Serville, dessen Rückkehr in den Saal von ihr unbemerkt geblieben war, jetzt neben sich erblickte. Sie begegnete, als sie mit Sancy von ihrer Schuld sprach und ihm den Betrag derselben am folgenden Tage zu übersenden versprach, dem Blick des Ritters und sah, daß er die Farbe wechselte und sich voll Unmuth und Unruhe von ihr abwandte. Sancy drang darauf, daß sie ihn des Glückes, ihr Gläubiger zu seyn, nicht so schnell berauben solle, da eigentlich doch nur er, so lange sie ihm dasselbe zugestehe, als Schuldner betrachtet werden könne. Er suchte sie nun mit der ihm eigenen liebenswürdigen Leichtigkeit in ein anderes Gespräch zu verwikkeln, aber sie vermochte nicht, darauf einzuge-

hen, und freute sich, als die Gesellschaft aufbrach, da sie sich mehr denn je nach Einsamkeit sehnte. Als sie aber ihren Frauen klingelte, um sie auszukleiden, trat Beatrix mit strahlendem Gesicht zu ihr ein und versicherte, daß sie ihr eine höchst wunderbare Begebenheit zu erzählen habe.

So wenig Heloise sich auch in ihrer jetzigen Stimmung geneigt fühlte, ihrem Geschwätz das Ohr zu leihen, so zeigte sie sich doch mit ihrer gewohnten freundlichen Güte bereit, sie anzuhören.

Ihr hattet mir doch erlaubt, fing sie an, die Kammerfrau der Herzogin von Guise heut Nachmittag zu besuchen; ich fand da sehr hübsche Gesellschaft, und Herr François, der Kammerdiener des Herrn Marquis de Sancy, schlug uns vor, nach den Tuilerien spazieren zu gehen. Hier begegneten wir einem jungen, hübschen Officier, der nahe bei uns vorbeiging, und als ich ihn recht ansah, glaubte ich in Ohnmacht fallen zu müssen. Denken Ew. Gnaden nur, es war Theodor, unser kleiner Edelknabe, nur viel größer und hübscher, als sonst, sah er aus.

Erkannte er Dich auch?

Im Augenblick, Ew. Gnaden, und die gute Seele fiel mir vor Aller Augen vor Freude um den Hals und ging mit mir. In einem Nu hatte ich ihm Eure Geschichte erzählt, und wie ich das Glück gehabt hätte, Euch in der Provence wieder zu finden, als ich, von allen Menschen verlassen, nicht aus, nicht ein wußte. Er lachte und weinte, als ich von Euch sprach, wurde bald blaß, bald roth und erzählte mir dann, auf mein Befragen, wie er dazu gekommen sey, im Regiment Beauvilliers Dienste zu nehmen. Aber nun kommt das Wunderbarste. Könnt Ihr wohl errathen, wer der Herzog von Beauvilliers ist? Kein anderer, als Orlando, unser Troubadour! Was sagt Ihr dazu, gnädige Gräfin? Habt Ihr schon eher etwas so Seltsames erlebt?

Ich wußte es schon, antwortete Heloise — der Herzog sah sich damals durch die Verfolgung seiner Feinde zu dieser Verkleidung genöthigt, aber ich mache es Dir bei dem Verluste meines Zutrauens und meiner Liebe zur Pflicht, dieses Umstandes gegen Niemand zu erwähnen,

da ihm das Bekanntwerden deſſelben ſehr unangenehm, ſeyn würde.

Ich nehme alle Heiligen zu Zeugen, erwiederte Beatrix eifrig, daß ich es ohne Ew. Gnaden Zuſtimmung meiner eignen Mutter nicht erzählen würde, wenn dieſe noch lebte, geſchweige denn ſonſt irgend Jemand. Selbſt Herr François ſoll kein Sterbenswörtchen davon erfahren, ſo neugierig er auch geſtern Abend war, zu wiſſen, wer der junge, ſchöne Officier ſey. Theodor begleitete mich nach Hauſe, und das nur, um unterweges noch von Ew. Gnaden ſprechen zu können. Er hat mir auch geſagt, daß der Herzog, der ihn gleich bei der erſten Waffenſchau erkannte, ſich ſeiner wie ein Vater angenommen und ihn gleich zum Officier befördert hat. Das Regiment ſteht in der Bretagne; Theodor iſt in Geſchäften hierher an den Herzog geſandt worden und kann nur einige Tage in Paris bleiben.

Hoffentlich werde ich ihn aber doch noch vor ſeiner Abreiſe ſehen?

Er hat mich dringend gebeten, ihm die Erlaubniß dazu von Euch zu erbitten.

Heloiſe freute ſich auf das Wiederſehen des Jünglings um ſo mehr, da ſie ihm jetzt die ihr früher geleiſteten Dienſte vergelten zu können hoffte, allein ſie konnte es ſich auch nicht verhehlen, daß dies Zuſammentreffen mit ihm leicht für ſie zu einer neuen Quelle von Sorgen und Unannehmlichkeiten werden könne.

Sie hatte Serville bis jetzt ihre frühere Bekanntſchaft mit dem Herzog im Schloß Montmorel verſchwiegen, weil ſie ſich durch das dem Letztern verheißene Geheimhalten derſelben dazu verpflichtet glaubte. Ihre Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe hatten ſie dagegen oft zu dieſem Geſtändniſſe aufgefordert, da ihr Herz das Bedürfniß empfand, Serville's Zärtlichkeit und Edelmuth wenigſtens mit dem unbedingten Vertrauen, das ſie ihm als Freund ſchuldig war, zu lohnen, wenn ſie dem Liebenden nicht Liebe mit Liebe zu vergelten vermochte; doch wenn bisher das ſchüchterne Zagen, das ſcheue Bangen des Gefühls, welches ſie an den Herzog band, und ihr ihm gegebenes Verſprechen, ſie ſtets von dieſem Geſtändniß zurückgehalten hatten, ſo fühlte ſie jetzt,

wo Serville so leicht durch einen Andern von Beauvilliers Aufenthalt im Schlosse Montmorel unterrichtet werden konnte, wie strafbar dies Verschweigen sie in seinen Augen machen könne.

Die Bewahrung dieses Geheimnisses hing jetzt nicht mehr von ihr, sondern von einem Jüngling ab, der keine Verpflichtung hatte, es zu verschweigen, und von einer Zofe, die nur zu leicht aus Einfalt verrathen konnte, was sie vorsätzlich und wissentlich nie eingestanden haben würde. Verloren in diesen Gedanken, erschöpft von den widerstreitenden Empfindungen, die sie im Laufe dieses Abends bewegt hatten, ließ Heloise Beatrix ungestört fortschwatzen, ohne eigentlich zu hören, was sie sagte, als eine ihrer Frauen eintrat und ihr ein Billet von Serville überreichte, in dem er sie dringend um die Erlaubniß bat, sie noch auf einige Minuten sprechen zu dürfen. Bestürzt durch die Unerklärlichkeit dieser Bitte ging sie in den Concertsaal, wo der Ritter sie erwartete.

Ich danke Euch herzlich, redete er sie an, für die Erfüllung meiner Bitte, aber ich mußte

Euch noch heut Abend sprechen, da ich morgen mit Tagesanbruch Paris auf einige Zeit verlasse.

Wie? Ihr wollt verreisen, und das so unerwartet und plötzlich?

Ich habe dem Herzog von Beauvilliers versprochen, ihn einige Tagereisen weit zu begleiten.

Der Herzog verläßt also gleichfalls Paris?

Er geht zu seinem Regiment, wo seine Gegenwart nothwendig ist.

Heloisen war, als müsse ihr Herz bei dieser Nachricht brechen; sie erblaßte und faßte mechanisch den Tisch, an dem sie stand, um sich zu halten. Doch es ist schon spät, fuhr Serville fort, und ich muß daher das, was ich Euch zu sagen habe, in wenig Worten zusammenfassen. Ihr seyd dem Marquis de Sancy heut Abend eine bedeutende Summe schuldig geblieben, und wenn es gleich keine Schulden giebt, die weniger ehrenvoll sind, als gerade Spielschulden, so erfordern diese doch die höchste Pünktlichkeit in ihrer Bezahlung. Es geziemt sich auch auf keinen Fall, daß eine junge Dame

einem Manne, wie Sancy, Geld schuldig bleibt, und dies um so weniger, wo sich die Welt so schon manch schiefes Urtheil erlaubt, das nicht unbeachtet bleiben sollte.

Ich verstehe Euch nicht ganz, sagte Heloise, die sich eben so verletzt, als beschämt fühlte.

Vielleicht möchte ich auch nicht einmal ganz von Euch verstanden seyn. Es ist noch mein einziger Trost, daß diese arglose Unschuld Eures Herzens, dieses sanfte Vertrauen hingebender Güte, die Einfachheit der Sitte, des Geschmackes und des Betragens in Eurer Seele überdauert haben, die Ihr ehmals eben so schön, als edel damit verbandet.

Heloise fühlte die Schärfe dieses Vorwurfes, aber auch die Gerechtigkeit desselben; sie wagte nicht, etwas darauf zu erwiedern, sondern schlug seufzend die Augen nieder.

Verzeiht mir, bat Serville herzlich; ich habe es mir, wie Ihr wißt, schon seit einiger Zeit versagt, Euch durch die liebevollen Warnungen einer zärtlichen Besorgniß für Euer Glück lästig zu werden, allein mir blutet das

Herz, wenn ich Euch auf so gefahrvollem Wege sehe.

Eine Thräne fiel hier aus seinen Augen auf Heloisens Hand, die er an seine Lippen zog, und raubte ihr vollends die Fassung, die sie bis jetzt nur mit ziemlicher Anstrengung zu bewahren vermocht hatte. Sie brach in heiße Thränen aus.

Gott weiß, rief Serville bewegt, daß ich Euch nicht betrüben wollte, und einzig in der Absicht her kam, meine Pflicht zu erfüllen. Diese Börse enthält den Betrag der Summe, die Ihr Sancy schuldig seyd — nehmt sie und —

Von einem unwiderstehlichem Gefühle fortgerissen, warf sich Heloise in seine Arme. Nein, rief sie, ich bin dieser himmlischen Güte nicht werth, die ich schon so oft mißbraucht habe! Ich verdiene diese treue Sorge nicht, und eben so wenig Euer Vertrauen, denn ich habe Euch getäuscht und Euch bisher verschwiegen, was seit lange kein Geheimniß mehr für Euch hätte seyn sollen! Der Herzog —

Sie hielt hier ein, um Athem zu schöpfen.

Ihr kanntet ihn schon, ehe Ihr vor Laon seine Gefangene wurdet? fragte Serville ernst.

Gott im Himmel! Ihr wißt —

Ich weiß nur das, was mir der Herzog diesen Abend selbst erzählt hat. Es schien seinem edlen Herzen ein Bedürfniß zu seyn, mir zu vertrauen —

Bebend, kaum noch athmend, vermochte Heloise fast nicht zu fragen: Und was hat er Euch gesagt?

Daß sein Hang zu Abentheuern ihn damals auf der Flucht vor seinen Feinden vermocht hätte, im Schlosse Montmorel unter der Verkleidung eines Troubadours eine Zuflucht zu suchen; daß er es sich aber jetzt zum Vorwurfe mache, von Euch bei Euerm Abschied im Lager vor Laon das Versprechen erbeten zu haben, diesen Jugendstreich, dessen er sich damals schon als einer lächerlichen Unbesonnenheit geschämt habe, zu verschweigen.

Heloisens Thränen versiegten; tief innerlich empört sagte sie:

Auch ich betrachte jenes Abentheuer als eine Thorheit, von der man späterhin nicht gern re-

den hört — allein so unbedeutend und kindisch die Sache auch an und für sich selbst seyn mag, so hätte ich sie Euch doch auf keinen Fall so lange verschweigen sollen.

O Heloise! rief hier Serville, warum fehlt Euch bei diesem Herzen, dieser Seele, der Muth, Euch der Welt und Euren Freunden stets so zu zeigen, wie Ihr wahrhaft seyd!

Er umarmte sie hier zärtlich und verließ sie, nachdem er ihr den Tag seiner Zurückkunft bestimmt hatte. Sie blieb nach seiner Entfernung noch lange wie erstarrt unbeweglich auf ihrem Platze sitzen. In Einen Gedanken, Einem Gefühl flossen alle ihre Gedanken und Gefühle zusammen — Beauvilliers liebte sie nicht mehr!

Sie hatte im Anfang dieser Unterredung und im Nachklang ihres Gespräches mit ihm geglaubt, daß er Serville seine Liebe zu ihr gestanden habe — und statt dessen hatte sie nun erfahren, daß er sein früheres Verhältniß zu ihr wie eine flüchtige Jugendneigung ansah, an die er nur noch zufällig zuweilen erinnert wurde. Die Verbindung mit seiner Gemahlin,

die Zeit, die Liebe zu seinem Sohn hatten in seiner Seele längst das leidenschaftliche und glühende Gefühl, das einst sein ganzes Herz auszufüllen schien, erstickt — sie war ihm nichts mehr, als eine Bekannte — als die Braut seines Freundes, und diesem gegen sie so gleichgültig gewordenen Mann hatte sie nun diesen Abend noch verrathen, welche Gewalt er noch über ihr Herz hatte! Diese Liebe, das Unglück und die Seligkeit ihres Lebens, vergalt er jetzt nur noch mit demüthigendem Mitleid! Dieser Gedanke brachte sie zur Verzweiflung. Nein, sagte sie sich, er kennt dies eben so stolze, als gefühlvolle Herz nicht, wenn er mich für fähig hält, das Opfer einer unerwiederten Liebe zu werden! Diesen Wahn seiner Eitelkeit muß ich ihm benehmen und müßte ich in dem grausamsten Schmerz untergehen, so will ich ihm doch beweisen, daß er mir gleichgültig, ganz gleichgültig ist!

* * *

Heloisens erstes Geschäft am andern Morgen war, an Sancy zu schreiben, um ihm den

Betrag ihrer Schuld zu überſenden, doch ein lautes Geſpräch in ihrem Vorzimmer ſtörte ſie in dieſem Geſchäft; ſie unterſchied eine laute, ſcheltende Männerſtimme und eine weinende, bittende weibliche Stimme und ſchellte, um die Urſache dieſes Lärms zu erfragen. Der eintretende Diener ertheilte ihr die Nachricht, es ſey eine Frau draußen, die trotz aller Abweiſungen und Drohungen des Hausverwalters darauf beſtehe, mit der gnädigen Gräfin ſelbſt reden zu wollen.

Und warum verwehrt man ihr den Zutritt zu mir? fragte Heloiſe ernſt. Habe ich Euch je den Befehl gegeben, meine Thüre vor den Armen und Nothleidenden zu verſchließen?

O, ſie begehrt kein Almoſen, ſonſt würde ich ſie gleich vorgelaſſen haben — ſie will nur eine Rechnung bezahlt haben, und Ew. Gnaden haben befohlen, Leute ſolcher Art an Herrn Le Brun zu verweiſen.

Laßt dieſe Frau hereinkommen, ſagte Heloiſe erröthend.

Der Diener öffnete die Thür und eine bleiche, ärmlich gekleidete Frau trat, an jeder

Hand ein Kind, schüchtern ein. Furcht und Sanftmuth schienen die Energie, die sie im Vorzimmer gezeigt hatte, schon wieder ganz besiegt zu haben. Sie verneigte sich ehrerbietig, als Heloise sich ihr nahete und sich liebkosend zu den Kindern neigend, ihr einen Stuhl anbot und freundlich fragte, welches Anliegen sie zu ihr führe. Die Frau schien, durch diese Güte bis zu Thränen gerührt, mit ihren Gefühlen zu kämpfen. Die höchste Noth, sagte sie endlich zögernd, hat mich zu einem Schritte gezwungen, vor dem ich jetzt erröthe, aber ich war im Voraus überzeugt, daß Ew. Gnaden, wenn es mir nur gelang, Euch selbst sprechen zu können, sich meiner und dieser armen Kinder erbarmen und uns den Mann und Vater wiederschenken würdet.

Sagt mir nur, liebe Frau, was ich für Euch thun kann — es wird mir ein Vergnügen seyn, Euch zu helfen.

Mein Mann hat alle die Tapeten zu Euern Zimmern, so wie auch die Seidenstoffe zu den Vorhängen geliefert; als er diesen Auftrag erhielt, hatten wir gerade in unserm Handel ei-

nen bedeutenden Verluſt erlitten, und er ſah ſich daher genöthigt, die Ew. Gnaden zu liefernden Sachen ſelbſt auf Rechnung aufnehmen zu müſſen, und da Euer Intendant ihm bis jetzt die Bezahlung dafür verweigert hat, iſt er wegen ſeiner Schuld, die wir nicht zu entrichten vermochten, ehe wir von Ew. Gnaden Geld erhielten, verhaftet worden. Seit vier Wochen ſchmachtet er im Gefängniſſe — ein ſchleichendes Fieber zehrt ſein Leben auf — meine armen Kinder ſchreien um Brod — die Verzweiflung trieb mich heut her, das Aeußerſte zu wagen —

Die Frau verſtummte hier ſchluchzend, aber auch Heloiſens Thränen floſſen — ſie nahm die Kinder auf den Arm, ſetzte ſie an den Tiſch nieder, wo ihr Frühſtück noch unberührt ſtand, und legte ihnen ſelbſt vor; dann eilte ſie zu ihrem Schreibtiſche, zog die am vorigen Abend von Serville zur Bezahlung ihrer Spielſchuld erhaltene Börſe hervor und zahlte der Frau den Betrag ihrer Rechnung aus. Dann bot ſie jedem Kinde ein Goldſtück zum Geſchenk und herzte ſie freundlich.

Die Frau weinte, sah auf das Geld, wollte reden und konnte ihr nur verstummend zu Füßen fallen. — Beschämt mich nicht, bat Heloise, indem sie sie liebend aufhob — die Bezahlung meiner Schuld ist eine einfache, von der Gerechtigkeit mir auferlegte Pflicht — aber womit soll ich das vergüten, was Ihr um meinetwillen gelitten habt? —

Ach, Ihr seyd ein Engel, rief die Frau, und Gott wird Euch Eure Güte lohnen! sie küßte ihr hier die Hände mit gen Himmel erhobenen Augen. Man sah, daß die Thränen, die sie vergoß, keine Thränen des Schmerzes waren, und aus allen ihren Zügen stralte ein Entzücken, das sie nicht mit Worten auszusprechen vermochte, dann stand sie auf, winkte ihren Kindern und verließ das Zimmer.

Ach, seufzte Heloise, indem sie sie mit ihren Blicken begleitete, wenn es schon solche Wonne gewährt, blos gerecht zu seyn, wie schön muß dann nicht der Friede und das Glück eines ganz edler Güte gewidmeten, reinen, durchaus vorwurfslosen Lebens seyn, wie Serville es lebt!

Heloiſe konnte leider dieſen Betrachtungen, die ihr ſo heilſam hätten werden können, nicht lange nachhängen, denn ein Diener meldete Herrn von Merville und ſie erkannte in den blühenden, jungen Mann, der zu ihr eintrat, auf den erſten Blick ihren treuen Freund Theodor. Sichtlich bewegt näherte er ſich ihr, und als Heloiſe ihm mit freundlicher Huld ihre Hand zum Willkommen reichte, bog er ehrfurchtsvoll das Knie, indem er ſie an ſeine Lippen drückte. Sein Anblick rief ihr zu viel theuere Erinnerungen zurück, um ihn gleichgültig empfangen zu können, und Theodor war von der Freundlichkeit und Herzlichkeit ihrer Aufnahme entzückt.

Ach, gnädigſte Gräfin, rief er, Ihr ſeyd jetzt ſo reich, ſo vornehm, aber noch immer der holdſelige, wunderſchöne freundliche Engel, der Ihr ſonſt wart!

Und Ihr ſeyd, antwortete ſie lächelnd, noch immer eben ſo galant, als in der Zeit, wo Ihr in den alten Gewölben des Schloſſes Montmorel Euch die Paladine der Ritterzeit

zum Muſter wählte und Tag und Nacht Ritterromane laſet.

Es war eine glückliche Zeit! erwiederte er, und doch ahnete ich damals mehr den Zauber und die Gefahr, mit denen ſie mich bedrohte, als daß ich ſie klar, wie jetzt, zu empfinden vermochte!

Heloiſe befragte ihn nach den ſpätern Ereigniſſen ſeines Lebens, doch dieſe waren durch den großmüthigen Schutz des Herzogs von Beauvilliers, eben ſo einfach als glücklich, und der Bericht, den er ihr davon abſtattete, enthielt nur das Lob ſeines Beſchützers, den er ihr feurig mit jeder Liebenswürdigkeit, jeder Tugend geſchmückt ſchilderte, die den Helden und den Mann zu adeln vermögen. O, wie froh bewegt lauſchte Heloiſe dieſen Lobſprüchen, aber wie tief und ſchmerzend empfand ſie es auch, daß dieſer Mann nicht nur für ſie verloren war, ſondern daß er ſie auch nicht mehr liebte, daß ſie ihm gleichgültig geworden war! —

Theodor erwähnte im Laufe ſeiner Erzählung auch mehreremale der verſtorbenen Ge-

mahlin des Herzogs, doch ſtets mit einer ſolchen Zurückhaltung, daß es Heloiſen keinen Aufſchluß über das Glück und das Unglück dieſer kurzen Ehe gab, ſo wie er auch zartſinnig jede Anſpielung auf die ehmalige Verkleidung des Herzogs und ſeinen Aufenthalt in Montmorel vermied. Als Theodor nach einer langen Unterredung Abſchied nehmen wollte, lud Heloiſe ihn ein, am folgenden Tage bei ihr zum Mittag zu eſſen, was er voll freudigen Dankes annahm.

Sie hatte ſtets gewünſcht, ihm die wichtigen Dienſte, die er ihr ehemals geleiſtet hatte, auf eine ihrer großſinnigen Freigebigkeit würdige Art zu vergelten und glaubte es jetzt zu können, wenn ſie ihm durch ihre Verwendung oder durch Geld eine Hauptmannsſtelle verſchaffte. Sie durfte wohl gewiß ſeyn, daß Sancy ihr die Gewährung dieſes Wunſches, den er, als Oberſter der Schweizergarden, leicht erfüllen konnte, nicht verſagen werde, allein ihr Zartgefühl verbot ihr, ſich ihm zu verpflichten, ſo lange ſie ſeine Schuldnerin war. Die Börſe, die ſie von Serville zur Tilgung dieſer Schuld

erhalten hatte, war leer und ſie wußte nicht einmal, ob er dies Geld von ihrem Intendanten erhoben, oder es ihr aus ſeinem eigenen Vermögen vorgeſchoſſen habe. Sie ließ daher ihren Intendanten rufen und frägte ihn, ob er die Summe, deren ſie zur Bezahlung ihrer Spielſchuld bedurfte, geben könne. Er zuckte die Achſeln — Ew. Gnaden werden verzeihen, ſagte er, aber ich vermöchte nicht, Euch den zwanzigſten Theil derſelben zu liefern. Der Herr Ritter war geſtern Abend ſehr ſpät ſelbſt bei mir, um mir in Euerm Namen dieſe Summe abzufordern, aber ich konnte ihm kaum 100 Thaler geben.

Unbeweglich blieb Heloiſe wie verſteinert bei dieſer Nachricht ſtehen.

Meine Kaſſe müßte den Inhalt von zwanzig Kaſſen unſrer reichſten Wechsler in ſich faſſen, um nicht durch all die Rechnungen und Forderungen erſchöpft zu werden, die ſeit Monaten täglich bei mir eingereicht ſind.

Dann muß ich, ſagte Heloiſe, nach der Provence ſchreiben, um von meinem dortigen Intendanten die benöthigten Summen zu beziehen

und bis dahin bitte ich Euch, die Menschen, deren Forderungen nicht augenblicklich befriedigt werden können, wenigstens höflich zu behandeln und zu keinem Auftritt, wie der von diesem Morgen, wieder Anlaß zu geben.

Sehr verstimmt setzte sie sich, nach der Entfernung des Intendanten, an ihren Schreibtisch, Sancy um Nachsicht zu bitten, bis sie von dem Intendanten ihrer Güter in der Provence Geld erhalten haben werde; dann schrieb sie an diesen Intendanten selbst, um auf das dringendste die Herbeischaffung der erforderlichen Summen von ihm zu fordern.

Heloise kannte die Sittenlosigkeit der großen Welt nicht genug, um das Verhältniß gehörig zu würdigen, in dem sie als Sancy's Schuldnerin, von der Welt und ihm selbst angesehen werden konnte, aber sie war doch auch nicht leichtsinnig genug, um nicht das Unziemliche ihrer Lage ihm gegenüber schmerzlich zu fühlen, und das Billet, das sie ihm schrieb, wurde mit den Thränen ihres empörten Stolzes benetzt. Servilles Abwesenheit war jetzt eine große Erleichterung für sie, da es ihr da-

durch möglich wurde, ihm die Nichtbezahlung ihrer Schuld an Sancy zu verschweigen, und es ihr eben so unerträglich, als durchaus unmöglich erschien, ihm die Zerrüttung ihrer Vermögensumstände und den Unfall mit der Frau des Seidenhändlers zu gestehen.

In trübe Gedanken versunken saß sie am Nachmittag einsam in ihrem Zimmer, als sie plötzlich Serville und den Herzog vor sich sah. Ihre von Thränen gerötheten Augen und die Bewegung, in der sie war, konnte von beiden nicht unbemerkt bleiben. Das ist ein unerwarteter Besuch, theuere Heloise, sagte Serville, indem er ihr zärtlich die Hand küßte, aber ich habe einen Triumph gefeiert, der den Bemühungen aller unsrer Schönheiten versagt blieb. Der Herzog hat mir versprochen, seine Reise nach der Bretagne bis zu unserer Abreise nach St. Dorval aufzuschieben.

Die inhaltsschwere Bedeutung dieser letzten Worte ergriff Heloisen tief, denn ihre Ankunft zu St. Dorval war der zu ihrer Vermählung mit Serville schon früher von ihm und ihr gemeinschaftlich festgesetzte Zeitpunkt — doch noch

nie hatte der Ritter, selbst nicht unter vier Augen, desselben so offen und unbefangen erwähnt.

In wenigen Wochen, setzte er lächelnd hinzu, ist, wie ich glaube, die Zeit Eures Urlaubs verstrichen.

Heloise wußte, daß dies sich auf die von ihrem Vater festgesetzte Dauer ihres Aufenthaltes in Paris bezog und antwortete kaum hörbar: So ist es.

Wie freundlich wäre es aber von Euch, fuhr Serville, sich zu dem Herzog wendend, fort, wenn Ihr uns, statt nach Bretagne zu gehen, nach der schönen, blühenden Provence begleitetet und unsere Vermählung durch Eure Gegenwart verschönertet?

Ich muß der Pflicht folgen, die mich nach der Bretagne ruft, antwortete Beauvilliers, und überdem denke ich von dort nach England zu gehen, um meinen Freunden in jenem Lande einen längst versprochenen Besuch abzustatten.

Er fing nun, dem Scheine nach, ganz unbefangen an, von England zu reden und von einigen neuen Dichterwerken, die erst erschienen waren, bis er nach einer Viertelstunde aufstand

und von Heloiſen wie von einer alltäglichen Bekannten, ganz gleichgültig Abſchied nahm. Es war ihr unmöglich, eine gleiche Herrſchaft über ſich zu zeigen — nur höchſt einſylbig vermochte ſie an der Unterhaltung Theil zu nehmen und kaum konnte ſie die Thränen zurückdrängen, die in ihren Augen ſchimmerten.

Sie bebte, ſobald ſie ſich mit Serville allein ſah, vor Angſt, daß er ihrer Schuld an Sancy erwähnen könne, und beeilte ſich daher, ihn von ihrer Zuſammenkunft mit Theodor zu unterhalten und ihn um Rath zu fragen, auf welche Art und Weiſe ſie ihm am beſten ihre Dankbarkeit beweiſen könne.

Er billigte ihren Wunſch, ihm eine Hauptmannsſtelle zu verſchaffen und fragte, ob ſie es ihm übertragen wolle, für die Erfüllung deſſelben zu ſorgen. Wenn ich auch ſelbſt kein Regiment habe, ſetzte er hinzu, ſo habe ich doch Freunde, denen es leicht wird, aus einem Lieutnant einen Hauptmann zu machen. Bittet ihn nun auf morgen Mittag zu Tiſche und ich hoffe, daß Ihr ihm dann ſein Hauptmanns-Patent werdet überreichen können.

Das Erstere habe ich schon gethan, antwortete sie — glaubt Ihr aber wirklich, in so kurzer Zeit das Letztere erhalten zu können?

Laßt das meine Sorge seyn, erwiederte Serville scherzend, aber ich bedinge es mir zur Vergeltung dafür aus, daß Ihr eine Woche lang keine Karte anrührt.

Gern, gern, sagte sie lebhaft, indem sie ihm die Hand reichte, und er erzählte ihr nun, der Herzog habe gestern Abend, als er sie verlassen, die Nachricht vom Tode seines Sohnes erhalten, der in den Armen seiner Großmutter, der Herzogin von Vaudemont, gestorben sey. Es war schon bei der Geburt des Kindes entschieden, setzte er hinzu, daß es nicht leben bleiben könne, und der Herzog war seit Wochen auf diese Nachricht vorbereitet. Doch traf sie ihn schmerzlich und bestimmte ihn wahrscheinlich, Paris so schnell verlassen zu wollen, dessen rauschende Freuden ihm in solcher Stimmung weniger denn je zusagten. Ich fürchte, setzte er nach einer Pause hinzu, die Heloise nicht zu unterbrechen vermochte, daß er, trotz des edlen Ernstes seiner Grundsätze und der Seelengröße

seines Charakters, doch noch das Opfen seiner tiefen, leidenschaftlichen Fühlbarkeit wird, und daß die Flamme derselben, die er so sorgsam verbirgt, nur desto gewaltiger in der Tiefe seiner Seele glüht. Es ist mir unbeschreiblich schwer geworden, ihn zu bereden, dieser schnellen Abreise aus Paris zu entsagen, zu der er sich gerade jetzt, in einem Augenblick, entschlossen hatte, wo sie ihm höchst nachtheilig werden mußte, da der König ihn ausdrücklich zum längern Verweilen in seiner Nähe aufgefordert hat und ihm einen glänzenden Beweis seiner Gunst zudenkt. Beauvilliers hat aber von jeher Heinrichs Freundschaft der Gunst des Monarchen weit vorgezogen, und bei seinem hohen Ehrgefühl ist er stets bereit, sein Glück der uneigennützigen Großsinnigkeit seines Charakters aufzuopfern, und das in einem Zeitalter, wo man fast allgemein für einen Heuchler gehalten wird, sobald man sich nicht käuflich und selbstsüchtig zeigt.

Dies Lob aus Serville's Munde bewegte Heloisen so, daß sie durchaus keiner Sylbe mächtig, den Kopf abwandte, um dem Ritter

den Anblick ihrer Thränen zu entziehen. Er ſchien auch dieſe nicht zu bemerken und verließ ſie, ohne nach der Urſache derſelben zu forſchen. Heloiſe verſank nach ſeiner Entfernung in ein Meer von Gedanken und Empfindungen, die ſich aber alle in der Theilnahme an der heiligen, herzvertrauten Freundſchaft zwiſchen Gerolthe und Beauvilliers ſammelten und ſie zu der feſten Ueberzeugung führten, daß der Erſtere durchaus die Liebe nicht ahnete, die früher ſeine Braut und ſein Freund für einander empfunden hatten und daß des Herzogs Betragen gegen ſie mehr und mehr von ſeiner durchaus veränderten Geſinnung gegen ſie zeuge. Leidenſchaftlich heftig wünſchte ſie ſich, eben ſo gleichgültig gegen ihn zu ſeyn, wie er gegen ſie war — doch dann empfand ſie wieder, wie dieſe Liebe zu innig Eins geworden war mit ihrem ganzen Daſeyn, um ſie je in ſich ertödten zu können — ihre einzige Hoffnung beruhte darauf, daß ihr Stolz ihr die Kraft geben und erhalten werde, das Geheimniß dieſer Liebe vor jedem menſchlichen Auge tief, tief in ihrer Seele zu verſchließen.

In all dem Schmerz, all der namenloſen Bitterkeit dieſer Stunden, wurde ihr am folgenden Tage die Freude, die Schuld ihrer Dankbarkeit gegen Theodor abtragen und ihm ein Patent als Hauptmann in dem Regiment des Herzogs überreichen zu können, das ihr Serville für ihn überbrachte. Sie begleitete daſſelbe mit einem koſtbaren Diamantring zu ihrem Andenken, und Theodor ſchied mit einem Herzen voll der glühendſten Dankbarkeit für ſie, die er wie eine Göttin ehrfurchtsvoll anbetete.

Sancy kam ſelbſt, um Heloiſens Billet mündlich zu beantworten, und zeigte ſich ernſtlich gekränkt, daß ſie wegen einer Schuld, die er eine unbedeutende Kleinigkeit zu nennen beliebte, ſo viele Umſtände mache; er verſicherte ihr, daß ſie, nur etwas vertrauter mit den Gebräuchen und Sitten des Kreiſes, in dem ſie lebe, dergleichen Armſeligkeiten ganz ſo zu behandeln lernen würde, wie ſie behandelt zu werden verdienten und daß übrigens in jedem Fall ſein Geld in ihren Händen ſichrer aufgehoben ſey, als in ſeinen eigenen. Obgleich

Heloiſens verletzter Stolz durch ſeine ſüßeinſchmeichelnde Beredſamkeit beruhigt wurde, blieb ſie doch bei dem Entſchluß, dieſe Schuld von dem erſten Gelde zu bezahlen, das ſie von ihrem Intendanten aus der Provence baldmöglichſt zu erhalten hoffte.

Hoffnungsloſer denn je, verarmt an Glück und Freude, in ihrem Innern durch den Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht, Stolz und Schmerz zerriſſen, ſtrebte die viel beneidete und doch höchſt unglückſelige Gräfin von St. Dorval mit aller Kraft ihres Geiſtes, die Welt und ihre Freunde über ſich zu täuſchen und ihr tiefes Leid unter dem Anſcheine eines heitern Leichtſinnes und eines ungeregelten Hangs zu rauſchenden Vergnügungen zu verbergen. Sie bot allen Reichthum ihrer erfinderiſchen Phantaſie auf, neue Feſte zu erſinnen und ſich bei denſelben in dem höchſten Glanz verſchwenderiſcher Pracht zu zeigen — aber in den ſeltnen Augenblicken des Einſamſeyns mit ſich ſelbſt erkannte ſie mit Schaudern die Nichtigkeit, der ſie den Gehalt ihres Lebens opferte, und ſchaudernd ſah ſie ſich am Rande eines Abgrunds,

dem ſie nicht mehr zu entfliehen die Kraft hatte, denn mit dem Glauben an Liebe war ihr auch der Muth, dem Leben kühn die Stirn zu bieten, entflohen.

Die Frauen wurden allmählig kälter und fremder gegen ſie, ſo wie der Kreis ihrer Anbeter größer und lauter wurde. Nächſt Sancy fuhr der Connetable von Montmorency fort, ſich als den eifrigſten ihrer Verehrer zu erweiſen, doch Heloiſe kannte, wenn gleich von dem Ton ihrer Zeit zu manchem Irrthum fortgeriſſen, doch noch nicht hinlänglich die Erſchlaffung der Ehre und der Sittlichkeit, die er gut hieß, um in der Huldigung eines verheiratheten Mannes mehr, als die Wirkung einer ritterlichen, übrigens aber bedeutungsloſen Galanterie zu ſehen. Die Welt urtheilte aber anders darüber, und als jetzt im Hotel Montmorency die Vorbereitungen zu einem glänzenden Feſte getroffen wurden, hieß es allgemein, der Connetable gebe es Heloiſen zu Ehren, und es ſey nur ein leerer Vorwand, wenn er behaupte, es gelte der Geburtstagsfeier ſeiner Gemahlin.

Man ſprach lange Zeit vorher in ganz Pa-

ris nur von dieſem Feſte. Zwölf junge Männer aus den edelſten Geſchlechtern waren von dem Herzog auserwählt, durch ihre Prachtliebe und ihre Schönheit daſſelbe zu verherrlichen und nach der Mode jener Zeit ein Ballet aufzuführen. Heloiſe war ſchon wegen der Grazie und der Kunſtfertigkeit ihres Tanzes berühmt, ob ſie gleich noch keine Gelegenheit gehabt hatte, ihr ausgezeichnetes, glänzendes Talent zu pantomimiſchen Darſtellungen zu zeigen; ſie kam daher der Bitte des Connetable und ſeiner Gemahlin, für die durch Schönheit und Grazie ausgezeichneteſten Damen des Hofes gleichfalls ein Ballet anzuordnen, freundlich entgegen und wählte die Fabel der Pſyche zum Inhalt deſſelben. Der Herzogin von Montmorency gab ſie die Rolle der Proſerpina, zu der ihre Schönheit und die Würde ihres Anſtandes ſie vorzüglich eigneten; die Prinzeſſin von Guiſe ſollte die Venus vorſtellen und die Damen Entregues und de Beuil die beiden Schweſtern der Pſyche. Der junge Montmorency, ein bildſchöner Knabe, erhielt die Rolle des Amors und Heloiſe die der Pſyche.

Der zu dieſem Feſte beſtimmte, von Vielen ungeduldig herbeigeſehnte Tag brach endlich an. In reicher Mannigfaltigkeit reihete ſich im Lauf deſſelben Feſtlichkeit an Feſtlichkeit, bis zu dem Ballet der Damen, das, als die Krone des Feſtes, den Beſchluß machen ſollte. Die Damen Montmorency, Guiſe, d'Entregues und de Beuil ärndteten den Beifall, der ihrer Schönheit gebührte, auf dem ihnen ſämmtlich aber ihre Darſtellung und ihr Tanz kein beſonderes Recht gab, da ſie in ihre Rollen nichts zu legen wußten, als genau das, was der Balletmeiſter ihnen beigebracht hatte — Heloiſe allein beſeelte ihre Rolle — ſie empfand, was ſie darzuſtellen hatte, und von ihrem Genius begeiſtert, vergaß ſie und mit ihr die entzückten Zuſchauer, daß Pſychens Unglück, ihre Liebe und ihr Leiden nur eine Dichtung waren. Im Anfang erſchien ſie blaß und ſchmachtend — dann, von aller Seligkeit der Liebe begeiſtert, blühend, wie eine Frühlingsroſe, und dann wieder, zur Strafe ihres Vorwitzes, den Verfolgungen des Haſſes und des Neides hingegeben von Gewiſſensbiſſen gequält, voll Ver-

zweiflung und dem Wahnsinn nahe. So flößte sie den Zuschauern abwechselnd Entzücken, Bewunderung, Erstaunen, Mitleid ein, und als das prachtvolle Schauspiel ihrer Aufnahme in den Olymp das Ganze schloß, fühlten Alle sich geneigt, ihr wie einer Göttin zu huldigen

Nie hatte sich Heloise so enthusiastisch bewundert und gefeiert gesehen, als an diesem Abend, und doch war es nicht der Triumph befriedigter Eitelkeit, sondern ein viel mächtigeres Gefühl, das ihr ganzes Seyn durchdrang und ihre Brust mit Ahnungen von Glück und Seligkeit füllte. Sie hatte gleich bei ihrem ersten Erscheinen den Herzog von Beauvilliers unter den Zuschauern bemerkt, und aus seinen Blicken stralte ihr ein so leidenschaftliches, liebessehnsüchtiges Entzücken entgegen, daß sie sich dadurch allein zu dieser wunderherrlichen Entfaltung ihres seelenvollen Talentes begeistert fühlte. Die Welt verschwand vor ihr, und den tosenden Beifall der Menge achtlos überhörend, suchte sie nur sein Auge und den Blick, dem allein unsterbliche Gewalt über ihr Herz und ihr Leben gegeben war. Er allein sagte

ihr nach Endigung des Ballets kein Wort des Lobes, allein er weilte den ganzen übrigen Abend, wie durch Zauber festgebannt, in ihrer Nähe, und Heloise glaubte zu fühlen, daß es keiner Worte bedürfe, um Seele mit Seele zu verständigen.

Berauscht von ihrem Triumph kehrte Heloise erst gegen Morgen nach ihrem Hotel zurück, doch vergeblich suchte sie, trotz ihrer Ermüdung, auf ihrem Lager den Schlaf. Die magischen Bilder des verlebten Tages zogen ihr in bunter Reihefolge vorüber, und das Gefühl, dem Mann ihrer geheimen Liebe doch noch theuer zu seyn, beseligte ihr Herz. Sie wähnte, ohne Verletzung ihrer Pflicht gegen Serville, eine Liebe in ihrer Brust hegen zu dürfen, die durch Entsagung geläutert, stark und rein genug sey, um nichts zu ihrem Glücke zu bedürfen, als die Gewißheit ihres eignen Daseyns. Entschlossen, der Ehre und der Pflicht jede Hoffnung auf den Besitz des Geliebten zu opfern, fehlte ihr doch der Muth, der Seligkeit zu entsagen, die ihr der Augenblick der Gegenwart bot. In der Erwartung, diesen Morgen

eine Menge Beſuch zu erhalten und in der noch ſüßeren, auch den Mann ihres Herzens zu ſehen, ging ſie, höchſt geſchmackvoll gekleidet, in ihr Bibliothekzimmer, wo ſie des Vormittags gewöhnlich ihre Beſuche annahm, als ihr Hausverwalter um Gehör bitten ließ.

Er trat mit einem von Zorn und Unmuth gerötheten Geſicht ein. Verzeihen Ew. Gnaden, bat er, wenn ich zur ungelegenen Stunde erſcheine, allein dieſe unverſchämten Handwerksleute bringen mich noch um den Verſtand; vergeblich habe ich ſchon ein halbes Dutzend von ihnen zum Hauſe hinauswerfen laſſen, die Schurken kommen immer wieder und wollen durchaus nicht mehr weichen.

Was wollen ſie denn? fragte Heloiſe, im Voraus vor der Antwort erbebend.

Da iſt erſtlich der Lichthändler Dubois; er hat ſeit Ew. Gnaden Ankunft die Kerzen zur Erleuchtung des Hotels geliefert und noch keinen Sous dafür erhalten.

Warum habt Ihr ihn aber nicht ſchon lange bezahlt?

Weil ich die dazu beſtimmte Summe auf

Ew. Gnaden Befehl an Herr Servin habe geben müſſen und die ſeitdem eingegangenen Gelder kaum zur Deckung der laufenden Ausgaben hingereicht haben. Dann iſt der Weinhändler, Herr Denis, draußen und macht einen ſolchen Lärmen, daß ich mich bald mit eigenen Händen an ihm vergriffen hätte. Der alte Deschamps iſt nun vollends, wenn nicht der lauteſte, doch der unerträglichſte von Allen; er hat für Ew. Gnaden Tafel das Federvieh, wie auch Obſt, Milch und Butter geliefert und wimmert mir nun täglich die Ohren voll, wie er ſeine Kühe verkaufen muß, um ſeinen Pachtzins zu bezahlen, wenn ich ihm kein Geld ſchaffe, und von einer Krankheit ſeiner alten Mutter und von dem Jammer und der Nöth ſeiner Frau und ſeiner Kinder. Der Schneider Mercier iſt auch da, der die Staatslivreen für die Dienerſchaft, geliefert hat, wie Ew. Gnaden wiſſen, und dann —

Um Gotteswillen, rief Heloiſe bewegt, quält mich nicht länger mit dieſer Herzählung, die mir das Herz zerreißt! Es iſt unverzeihlich,

daß Ihr alle dieſe Rechnungen nicht gleich bezahlt habt!

Und wie hätte ich das möglich machen ſollen? Das Geld kommt langſam und geht bei dem ungewöhnlich großen Aufwand, den Ew. Gnaden ſtandesmäßig machen, unglaublich ſchnell fort.

Wann kann ich von meinem Intendanten aus der Provence Antwort auf meinen letzten Brief erhalten?

Gegen Ende der künftigen Woche.

Was ſollen wir aber bis dahin mit allen dieſen armen Leuten anfangen, die doch nur das fordern, was ihnen von Gottes- und Rechtswegen zukommt?

Ich habe einen Freund, der auf billige Zinſen leiht und ſich, wie ich glaube, bewegen laſſen würde, Ew. Gnaden die erforderliche Summe vorzuſchießen.

Heloiſe war in Geſchäften dieſer Art ſo unerfahren, daß ſie von Le Brun eine nähere Erklärung dieſes Vorſchlags fordern mußte, um ihn klar zu verſtehen, allein ihr Stolz erlaubte ihr, als ſie dieſe erhielt, nicht, zu einem

Wucherer ihre Zuflucht zu nehmen, und ſie wurde dadurch vor einem Schritte geſchützt, deſſen Gefahr ſie nicht einzuſehen vermochte. Auch wagte ſie es nicht, ohne Servilles Wiſſen einen Wechſel auszuſtellen und ſcheute, bei dem hohen Werth, den ſie auf ſeine Achtung ſetzte, nichts ſo ſehr, als den Gedanken, ihm die Zerrüttung ihrer Geldangelegenheiten bekannt werden zu laſſen. Sie verwarf daher entſchieden das Anerbieten ihres Hausverwalters und entließ ihn mit dem Auftrag, ihre Gläubiger freundlich auf die baldige Ankunft der Gelder aus der Provence zu vertröſten.

Kaum hatte er ſich entfernt, als Fräulein von Entregues erſchien. Ihr Anblick wirkte wie ein Zauber auf Heloiſen — ſie ergriff lebhaft den willkommenen Anlaß, die unangenehmen Empfindungen, die eben in ihr erweckt worden waren, zu übertäuben und freute ſich, mit ihr von dem geſtrigen Abend ſchwatzen zu können.

Aber das Fräulein ſchien auf dieſe Unterredung nicht eingehen zu wollen. Gewiß, ſagte ſie ihr, wart Ihr geſtern Abend ſo ſchön, wie

ein Engel, und doch wünſchte ich um Euretwillen, daß Ihr nicht ſo viel Beifall gefunden hättet. Neid und Bosheit rächen ſich durch zu ſchändliche Verläumdungen an Euch — ich bitte Euch aber, fordert von mir keine nähere Erklärung. Ich habe nur eben erſt um Euretwillen einen heftigen Aerger gehabt.

Um ſo mehr muß ich Euch bitten, mir alles zu ſagen. Dies Halbwiſſen, dieſe unbeſtimmten Vermuthungen ſind für mich eine wahrhaft unerträgliche Qual, und ich bitte Euch daher innig, mir nichts zu verhehlen.

Wer kann Euren Bitten widerſtehen? ſagte die Heuchlerin, die eine wahre Freude daran fand, Heloiſen die Gifttropfen, die ſie für ſie bereit hatte, einzeln einzuflößen. — Ich komme eben aus St. Denis, wo es ungeheuer voll war, da der Erzbiſchof die Meſſe las, Pater Juſtin predigte und der König mit dem ganzen Hofe zugegen war. Das Gedränge beim Weggehen war ſo groß, daß viele von uns in der Vorhalle der Kirche warten mußten, ehe unſre Sänften herankommen konnten. Die Unterhaltung ging bald von der eben gehörten Pre-

digt auf das geſtrige Feſt über und alle anweſenden Frauen fielen mit einer wahren Wuth über Euch her. „Wo iſt denn die kleine Circe heut Morgen?“ fragte mich Dufresne; „billig hätte ſie heut doch durch Buße und Gebet Verzeihung für alle geſtern Abend von ihr verübten Sünden ſuchen ſollen.“ „Sie hat meiner Meinung nach,“ ſagte die alte Herzogin Novilles, „unſern Töchtern ein ſchlechtes Beiſpiel gegeben! Ich habe ſie freilich geſtern Abend nicht geſehen, aber man hat mir geſagt, daß eine ehrbare Frau ihren Tanz und ihren Anzug nicht ohne Erröthen anzuſehen vermochte. Wie kann man nur in unſerm Stande ſolch ein Benehmen dulden?“ — „Allem Anſchein nach,“ fiel ihr die Gräfin von Sauves in das Wort, „hat dieſe neugebackene Gräfin ihre Kunſt nicht immer blos in geſellſchaftlichen Kreiſen geübt, es giebt Leute, die ſie früher auf dem Theater in Florenz geſehen haben wollen.“ — „Was Ihr ſagt!“ rief hier die alte Gräfin Buſſy, „ſie iſt alſo früher Theatertänzerin geweſen?“ — „Ich will das gerade nicht behaupten,“ erwiederte jene, boshaft lä-

chelnd, „aber keine von uns hat je eine vornehme Dame so tanzen sehen und, meiner Meinung nach, schickt sich solches auch nicht für uns und unsers Gleichen. Zu der Zeit Franz des Ersten sprach man viel von der einreißenden Sittenverderbniß, doch so etwas —." „Immerhin," unterbrach sie der junge Graf von Nemours, „mag die schöne St. Dorval ihre Tanzkunst erlernt haben, wo sie will, so bleibt es doch wahr, daß sie gestern wie eine Göttin aussah und tanzte und ich hätte tausend Herzen haben mögen, um sie ihr alle zu Füßen zu legen." — „Nun ja, einer Göttin aus dem Gefolge der Venus sah sie freilich gleich," sagte Euer Schützling Servin mit dem impertinentesten Ton und Blick, den ich noch von ihm gehört und gesehen habe. — „Der größte Fehler der Gräfin ist wohl," sagte ich, „daß sie alle andere Frauen durch ihre Talente überglänzt." — „Sie ist ein Phönix," antwortete mir die alte Sauves, „doch welche Mutter möchte einen solchen Phönix zur Tochter haben?" — „Warum nicht," fragte Servin, „wenn es die Bestimmung dieser Tochter wäre,

eine egyptiſche Alme, oder eine indiſche Baja-dere zu werden?" — Ein lautes Gelächter folgte dieſem Einfall und die Unterredung ging in dieſem Tone fort, ohne daß auch nur einer der Anweſenden Eure Vertheidigung übernommen hätte. Alle fielen über Euch her und zerriſſen Euern Ruf und Eure Aufführung mit ſolcher Bosheit, daß ich tief empört davoneilte. — Nehmt Euch dies aber nicht ſo zu Herzen, fuhr ſie fort, als ſie Heloiſens Bewegung und die Thränen in ihren Augen ſah; Ihr ſeyd ſchöner und glänzender, als Andere, und ſo müßt Ihr nun auch die Folgen davon geduldig ertragen.

Mit dieſen Worten umarmte ſie Heloiſen und nahm Abſchied. Schmerzlich verletzt blieb dieſe zurück — nicht blos ihre Eitelkeit, auch ihr Ehrgefühl war tief verwundet. Das alſo, rief ſie, iſt dieſe große, glänzende Welt, nach der ich mich ſo ſehnte und die meine Phantaſie in ſo roſigem Zauberlichte ſah! Wo ſind denn nun die edlen, hochgebildeten Menſchen, denen ich zu begegnen hoffte? — wo die tieffühlenden Herzen, denen mein eignes Herz ſo liebe-

voll entgegenſchlug? Allen habe ich zu gefallen, allen Freude zu bereiten gewünſcht — keine niedere Regung hat je meine Seele entweiht und doch ſind Alle, Alle gegen mich und unter allen denen, von welchen ich mich vergöttert glaubte, fand ſich kein Freund, kein Vertheidiger! —

Servins ſchwarzer Undank ſchmerzte ſie tiefer, als alle andere Läſterungen. Sie hatte, voll von der wärmſten Bewunderung ſeines Talents, viel für ihn gethan und ihn mit unzähligen Beweiſen ihrer Freundſchaft und ihrer verſchwenderiſchen Freigebigkeit überhäuft — ſie glaubte ſich nicht blos von ihm bewundert und verehrt, ſondern ſie hatte ihn auch für einen ihr treu ergebenen Freund gehalten und der Gedanke, daß ein durch Geiſt und Talente vor ſo vielen Tauſenden ausgezeichneter Mann ſo unedel zu handeln vermöge, laſtete ſchwer auf ihrer Seele. Bis jetzt hatte ſie den Werth einfacher Güte und ſchimmerloſer Tugend nie erkannt; Geiſt und Talent galten ihr für die ſicherſte Bürgſchaft des Seelenadels und dieſer Wahn griff zu tief in alle ihre Anſichten von

Lebensgenuß uud Menſchenwerth ein, als daß ſie ihn ohne tiefe Erſchütterung aufzugeben vermochte. Ihr Leben und ihr Herz waren rein und vorwurfsfrei und ſie konnte, wenn ſie den Urſprung aller dieſer Verläumdungen und dieſer nicht blos ſtrengen, ſondern auch ungerechten Urtheile zu erforſchen ſuchte, es ſich nicht verhehlen, daß ſie ihn in ihrer Nichtachtung mancher durch Herkommen und Gebrauch geheiligten Form der geſelligen Verhältniſſe zu ſuchen habe, und zum erſtenmale erkannte ſie die Gefahr, der eine Frau, auch in der allerunabhängigſten Lage, ſich ausſetzt, wenn ſie in ihrem Betragen und in ihren Grundſätzen eine Selbſtſtändigkeit zeigt, die, obgleich von der Vernunft gebilligt, ſie doch zum Gegenſtand allgemeiner Mißbilligung macht. Die Welt vergiebt uns nie die Geringſchätzung der Vorurtheile und Gebräuche, die ſie ſich ſelbſt zum Geſetz gemacht hat, und wehe nun vollends dem weiblichen Weſen, das durch irgend eine geiſtige Ueberlegenheit Neid erweckt! Schönheit, Rang und Reichthum ſind lange nicht ſo gefährliche Gaben; ſie ſind die Götzen, denen die Welt

huldigt und vor deren Geweihten die Menge willig das Knie beugt — aber Seelen- und Geiſtesadel! woher ſollte der Menge die Anerkennung deſſelben kommen? — wie kann man würdigen und ſchätzen, was uns ſelbſt durchaus fremd und unverſtändlich iſt? — Heloiſens große Fehler und die ſtrafwürdigen Verirrungen, zu denen ſie ſich hatte verleiten laſſen, blieben unbeachtet und ungerügt — nur ihre wirklich herrlichen und glänzenden Talente und Eigenſchaften zogen ihr Haß und Verfolgung zu. Sie beneidete jetzt das Loos der demüthigen Mittelmäßigkeit, die, frei von Ehrgeiz, unbeachtet vom Neide, friedlich, ungelobt wie ungetadelt durch das Leben geht, während ſie die Himmelsgaben Geiſteshoheit und Seelenadel nicht blos wie eine Krankheit — denn dafür gelten ſie den Menſchen in der Regel — ſondern wie ſtrafwürdige Vergehungen büßen mußte. Ach, dachte ſie, wie viel glücklicher, als ich, iſt doch Frau von Roſemont, deren ſeelenloſe Alltäglichkeit ſie früher ſo oft zu einem Gegenſtand des Mitleidens, zuweilen wohl gar der Geringſchätzung für mich machte!

In dieſem Augenblick wurde Frau von Roſemont gemeldet. Sie kam, um ihrer jungen Freundin Lebewohl zu ſagen, da ihr ſchon lange gehegter Wunſch, nach Roſemont zurückzukehren, ſie jetzt bewog, ſich einer ihr befreundeten Familie anzuſchließen, deren Güter an die ihrigen gränzten und die im Begriff ſtand, Paris zu verlaſſen. Mit einer Wärme und Herzlichkeit, die Heloiſe ihr bis jetzt nicht zugetraut hatte, drang ſie in dieſe, ihre Verbindung mit ihrem Bruder nicht länger zu verſchieben. Heloiſe fühlte, daß ſie, von den ungünſtigen Urtheilen über ſie unterrichtet, ihr den Schutz eines Gatten zu ihrer Sicherheit wünſchte und dieſe zärtliche Beſorgniß und Theilnahme rührten ſie um ſo mehr, da ſie ſie nicht von Frau von Roſemont verdient zu haben fühlte, die ſie ſeit ihrer Ankunft in Paris auffallend vernachläſſigt hatte. So gehaltlos ihr auch bis jetzt die Geſellſchaft dieſer phlegmatiſchen Freundin erſchienen war, ſo koſtete der Verluſt derſelben ſie jetzt doch Thränen, und beide nahmen gerührt und zärtlich Abſchied von einander. Sie fühlte ſich nach dieſer Trennung ſo angegriffen,

daß sie ihren Leuten befahl, für diesen Tag keine weiteren Besuche anzunehmen, weil sie in der Einsamkeit Kraft sammeln wollte, den Schmerz, den ihr Undank, Neid und Bosheit bereitet hatten, vor den Augen der Menge zu verbergen.

Sie suchte bei ihren Büchern Aufheiterung und Zerstreuung, doch vergebens; ihre Augen ruheten auf den Blättern, ohne daß sie wußte, was sie las — sie ergriff ihre Harfe, allein jeder Ton, den sie ihr entlockte, dünkte sie ein Mißton zu seyn. Wie kann ich mich noch, fragte sie sich selbst, an Talenten erfreuen, die dem Glück und dem Frieden meines Lebens so nachtheilig geworden sind?

Ruhelos wanderte sie den übrigen Theil des Tages in ihren Zimmern umher, deren Pracht mit stummen, aber gewaltigen Vorwürfen ihr Gewissen aus seinem Schlaf weckte. Am Abend ließ sie sich das Verzeichniß derer geben, die im Laufe des Tages zum Besuch da gewesen waren — es enthielt, mit Ausnahme des Herzogs von Beauvilliers, die Namen von fast allen Männern ihrer Bekannt-

ſchaft, doch die Herzogin von Guiſe und ihre Tochter waren die einzigen Damen, die bei ihr vorgefahren waren, und die Karte, die ſie zurückgelaſſen hatten, enthielt zugleich ihr Lebewohl, weil ſie Paris am nächſten Morgen auf mehrere Wochen verlaſſen wollten. Der jüngſte Sohn der Herzogin, der Graf von Joinville, hatte ſich durch ſeine Aufführung das Mißfallen des Königs zugezogen und ſeine liebenswürdige Mutter folgte ihm in die entlegene Provinz, in die er verbannt worden war, um, ſo viel möglich, durch ihre Gegenwart ſeiner Verſchwendungsſucht und ſeinem Leichtſinn Zügel anzulegen.

Tiefer, als in jedem andern Augenblick, traf dieſe Abreiſe gerade jetzt Heloiſen; ſie drückte die Abſchiedskarte der Herzogin weinend an ihre Lippen — So verlaſſen mich denn alle meine Freunde! rief ſie klagend — doch nein! nicht alle, ſetzte ſie hinzu, als ihr ein Billet von Serville in die Augen fiel, das der Diener mit dem Verzeichniß der Beſuche auf den Tiſch gelegt hatte; es enthielt nur eine Erkundigung nach ihrem Befinden und ſprach zugleich

ſein Bedauern aus, abgewieſen zu ſeyn, als er ſie am Nachmittage habe beſuchen wollen. — Dieſes Zeichen ſeiner Theilnahme und das Andenken an dieſen edlen, treuen Freund trug viel zur Beſchwichtigung ihres Unmuthes bei, und ſanftere Empfindungen traten allmählig an die Stelle der Demüthigung, die ſie empfunden hatte. Sie ſagte ſich nun, daß ſie dem Geſchwätz einiger alten, von Vorurtheilen befangener Frauen, zu viel Gewicht beigelegt habe und daß ſie es nicht achten müſſe, wenn der Neid, dieſer unverſöhnliche Verfolger jedes ausgezeichneten Menſchen, ſie zu verläumden ſuche. Es wäre ja meiner unwürdig, dachte ſie, wenn ich den glänzenden Standpunkt, den ich in der Geſellſchaft behaupte, freiwillig aufgeben und mich furchtſam unter das Joch beugen wollte, das mir Bosheit und Albernheit auflegen möchten, um mich zu ſich hinab zu ziehen. Nein, ich will meine Feinde beſiegen, ſtatt ihnen zu weichen — das allein iſt meiner würdig.

Sich ſo von Neuem den Trugſchlüſſen ihrer Eitelkeit und ihrer jugendlichen Unerfahrenheit hingebend, befahl ſie, am folgenden Tage alle

Beſuche anzunehmen und ſo ſah ſie ſich nach dem Mittagseſſen bald von allen ihren Anbetern und Verehrern umgeben; doch waren auch jetzt nur zwei Damen, die Fräulein von Entregues und de Beuil, anweſend.

Heloiſe hatte eben ihre Laute ergriffen, um ein von ihr neu componirtes Lied zu ſingen, als Serville eintrat und mit ihm der Herzog von Beauvilliers. Sie neigte nur den Kopf, um ſie zu begrüßen, aber ihre Stimme bebte, ihre zitternde Hand vermochte keinen Ton rein zu greifen und ſie reichte, um die Verlegenheit zu verbergen, Sancy die Laute, der es aber verweigerte, ſich nach ihr hören zu laſſen. Nun, ſagte ſie, ſich zum Scherz zwingend, wenn Ihr nicht liebenswürdig ſeyn wollt, ſo ſollt Ihr Euch zur Strafe dafür nützlich machen — und mit dieſen Worten ergriff ſie eine Docke Goldfaden, die neben ihr auf ihrem Stickrahmen lag, und winkte ihm, ſie ihr zum Abwinden zu halten, wozu er, vor ihr das Knie beugend, willig die Hände bot.

Am andern Ende des Zimmers unterhielten ſich Serville und der Herzog mit einigen an-

dern Männern, doch beider Blicke hingen an Heloiſen, die, ſich ihrer Laune hingebend, allen Reichthum ihres Muthwillens und ihres Witzes im Wortgefecht mit den ſie zunächſt umgebenden Männern entfaltete. Serville näherte ſich endlich und flüſterte ihr ſein Bedauern zu, ſich in ſeiner Hoffnung, ſie, als Nachfolge ihrer geſtrigen Unpäßlichkeit, allein zu finden, getäuſcht zu ſehen.

Sie belächelte ſeinen Ernſt. Freut es Euch denn nicht, fragte ſie, mich wieder geneſen und von meinen Freunden umgeben zu finden?

Von Freunden? ſagte er kopfſchüttelnd, ich bedauere Euch, wenn Ihr Euren Anbetern und Schmeichlern dieſen Namen gebt und ihn dadurch entweiht.

Ihr thut mir Unrecht, wenn Ihr mich fähig glaubt, die Heiligkeit der wahren Freundſchaft und ihren Werth zu verkennen; aber ich geſtehe, daß dieſe ernſte Göttin mir viel liebenswürdiger erſcheinen würde, wenn ſie, ſtatt des Tadels, auch zuweilen zartſinnig Lob zu ſpenden wüßte.

Das kann ſie da nicht, wo Schmeichelei

ſchon ſo berauſcht und bethört hat, daß das Ohr für ihre treuen, liebevollen Warnungen taub geworden zu ſeyn ſcheint.

Sancy hatte ſich, da Heloiſe mit dem Abwickeln des Goldfadens fertig war, bei Serville's Annäherung entfernt, doch ſie winkte ihn jetzt von Neuem herbei: Kommt, Marquis, rief ſie, und ſteht mir in meiner Vertheidigung gegen den Ritter bei. Ihr ſeyd ja beide Philoſophen, ſetzte ſie ſcherzend hinzu, wenn gleich von verſchiedenen Schulen — er iſt ein ſtrenger Stoiker und Ihr ein heiterer Epikuräer. —

Sein Wahlſpruch heißt: Entbehrung, und der meinige: Genuß! rief Sancy.

Er will die Tugend von jedem Reiz entkleidet, fuhr ſie fort, und ich will ſie verbündet mit Glück und Freude, um ſie deſto inniger lieben zu können.

Da darf man wohl nicht noch fragen, ſagte Serville ſcharf, ob ſie Euch für mehr als ein Verfeinerungsmittel des Sinnengenuſſes gilt — Wer ſie nicht als Mittel, ſondern als die höchſte Fülle des Daſeyns nur um ihrer ſelbſt willen

liebt, erläßt ihr den irdiſchen Reiz, deſſen ihre himmliſche Schönheit nicht bedarf.

Schade, daß dieſe ſo unſichtbar iſt, ſpöttelte Heloiſe, ich verſichere Euch, daß Ihr und Eure Göttin beide dabei gewinnen würdet, wenn Ihr es nicht verſchmähtet, Euch in dieſer irdiſchen Welt auch irdiſch liebenswürdig zu zeigen.

Serville verneigte ſich ſchweigend und die bitterſte Antwort würde Heloiſen nicht ſo verletzt haben, als es die kalte Gleichmüthigkeit that, mit der er dieſen unartigen Ausfall keiner Erwiederung werth zu achten ſchien. Es war das erſtemal, daß ſie die Achtung, die ſie ihm ſchuldig war, aus den Augen geſetzt hatte; ſie fühlte ihr Unrecht, allein ſie fühlte ſich auch durch ihn gekränkt und als ſie jetzt das Auge erhob, um ihn um Verzeihung zu bitten, begegnete ihr Blick dem Blick des Herzogs, der ſich, von ihr unbemerkt, genähert und ihre Aeußerung gegen Serville angehört hatte. Erſtaunen, Unmuth, Schmerz und ein für ſie höchſt demüthigendes Mitleid ſprachen aus dieſem Blick, der ihr Herz traf; ſie wandte ſich

ab und verſuchte mit den ſie Umgebenden eine andere Unterhaltung anzuknüpfen, aber ſie vermochte ihrer Beſchämung und ihrer peinlichen Beſtürzung nicht wieder Herr zu werden. Der Ritter verließ den Saal, die andern Herren folgten ihm und der Herzog, der mit ſeiner Entfernung zögerte, ſah ſich gezwungen, die Hand anzunehmen, die Fräulein de Beuil ihm bot, um ſie zu ihrer Sänfte zu führen.

Erſchöpft warf ſich Heloiſe nach der Entfernung ihrer Gäſte in einen Seſſel. Jetzt erſt hatte ſie das Schrecklichſte erlitten, ſie hatte die Achtung des Herzogs verloren. Vorgeſtern noch hatte ſich ihr Herz nach langer ſtummer Qual wieder der Hoffnung geöffnet, ihm noch theuer zu ſeyn — ſein Anblick hatte ſie, als er eintrat, ſo ergriffen, daß ſie ſich aller Freiheit, aller Geiſtesgegenwart beraubt fühlte nnd die Munterkeit, die ſie erheucheln mußte, um ihre Empfindungen den Blicken der Anweſenden zu entziehen, hatte ſie ja allein zu den Fehlgriffen verleitet, für die er ſie durch jenen unausſprechlich gemiſchten Blick ſo grauſam beſtraft hatte. — Sie weinte bitterlich, als Bea-

trix mit einem kleinen, zerbrochenen Käſtchen in der Hand hereinſtürzte und die Zertrümmerung deſſelben mit einem Strom von Worten zu entſchuldigen ſuchte. Eine von Heloiſens andern Frauen hatte es, als ſie es vom Staube reinigen ſollte, auf die Erde fallen laſſen. Heloiſe ſicherte Beatrix Verzeihung für dieſe Unbeſonnenheit zu und winkte ihr dann freundlich mit der Hand, ſich zu entfernen. Sie gehorchte, und tief bewegt zog Heloiſe, ſobald ſie ſich allein ſah, aus dem zerbrochenen Käſtchen das Bild des Troubadours Orlando hervor. Vor zwei Jahren hatte ſie es mit dem Muth der Unſchuld und der Tugend darin verſchloſſen und den Schlüſſel in die Fluthen des Arno verſenkt, und jetzt gab es der Zufall wieder in ihre Hände und ſie vermochte ſich das Anſchauen der edlen, geliebten Züge nicht zu verſagen.

In dieſem Anſchauen beſiegte die Liebe die Macht des Schickſals, das ſie von ihm getrennt hatte — das war nicht das Bild des ernſten, düſtern, zürnenden Herzogs von Beauvilliers, das waren die ſeelenvollen Züge, das

liebeſtralende Auge des Troubadours, und ſie drückte es unter Thränen mit leidenſchaftlicher Innigkeit an ihre Lippen — da war es, als halle ein zweites Herz den ſtummen, gewaltigen Schmerz ihrer Bruſt als Seufzer wieder — zagend blickte ſie auf und mit einem lauten Ach! des Schreckens und der Ueberraſchung barg ſie das Gemälde des Mannes an ihrem Buſen, der in dieſem Augenblick zu ihren Füßen ſank.

Keines Wortes mächtig ſchlug ſie beide Hände vor das Geſicht. Was fürchtet Ihr, fragte er mit ſchwankender, unſicherer Stimme, wenn Serviles Bild, noch naß von Euren Thränen, an dem Herzen ruht, das ihm, wie dieſer Augenblick mich überzeugt, mit heißer Liebe ergeben iſt? Warum erſchreckt Ihr vor ſeinem Freunde, der nur Euer Glück will und den die treue Sorge für die Braut des Freundes bittend zu Euren Füßen führt?

Todeskälte ergoß ſich durch Heloiſens Adern. Unfähig, ihm auch nur ein Wort erwiedern zu können, erhob ſie ſich, um ihn zu verlaſſen, aber er faßte flehend ihre beiden Hände.

Hört mich, rief er dringend — um seinetwillen, ach, um Eurer selbst willen, beschwöre ich Euch, mich anzuhören.

Ihr Stolz gab ihr die Kraft, sich von ihm losreißen zu wollen, doch während des durch seinen Widerstand erzeugten augenblicklichen Streubens entglitt das Bild ihrem Busen — sie sah es zu des Herzogs Füßen niederfallen und sank halb ohnmächtig in ihren Sessel zurück.

Der Herzog, der ihre beiden Hände mit seiner rechten Hand gefaßt hielt, hob mit der linken das Gemälde auf. Hier, bei dem Bilde Eures Geliebten beschwöre ich Euch, sagte er — Doch plötzlich erstarben die Worte auf seinen Lippen — seine Augen starrten unverwandt das Bild an — dann stürzte er zu Heloisens Füßen nieder und barg sein Gesicht in ihr Gewand, das er mit Feuerküssen an seine Lippen drückte. Nur Seufzer, nur Thränen unterbrachen das Verstummen der tiefsten, leidenschaftlichsten Erschütterung. Unter heißen Thränen drückte der Herzog Heloisens Hände an sein Herz, als wolle er dadurch den gewaltigen

Schlag deſſelben zügeln — doch plötzlich ſprang er auf — Alles haſt Du mir geraubt, ſagte er dumpf, nur nicht die Ehre! — Laß ſie mir, laß ſie mir, Du biſt die Braut des Freundes —

Er ſtürzte hier zum Zimmer hinaus und ließ Heloiſen ohnmächtig zurück.

Das Leben kehrte ihr früher, als die Beſinnung zurück; vergeblich ſuchte ſie ſich alles zu vergegenwärtigen, was zwiſchen ihr und dem Herzog vorgefallen war — ſie war nur eines Gedankens mächtig, und dieſer belaſtete ſie mit unvertilgbarer Schmach! ſie hatte dem Manne, der nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe nichts mehr für ſie war, nichts mehr für ſie ſeyn wollte, als Serville's Freund, ihre Liebe verrathen! Der Herzog war, wie ſie glaubte, mit einem Auftrag des Ritters an ſie zu ihr zurückgekehrt — er ſollte ſie wahrſcheinlich tadeln, ermahnen, ſie mit ihm verſöhnen, und wie hatte er ſie gefunden! ſein Bild in ihren Händen, mit ihren Thränen, ihren Küſſen bedeckt! —

Ach, dachte ſie, ich würde es nicht bedauern,

ihm das Geheimniß meiner Liebe unwillkürlich verrathen zu haben, wenn er mich liebte, wie ich ihn liebe — ja ſelbſt ungeliebt könnte ich mich tröſten, wenn ich nur des vollen Beſitzes ſeiner Achtung gewiß wäre — aber jetzt von ihm gering geſchätzt, bemitleidet — o, dieſer Gedanke könnte mich wahnwitzig machen! —

Sie zerfloß in Thränen und vermochte ſich kaum zu faſſen, als ihr ein Page eine Einladung überbrachte, am folgenden Vormittag im Louvre zu erſcheinen, um an einer Lotterie Theil zu nehmen, die der König für die erſten Damen des Hofes veranſtaltet hatte und zu der er ſie in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken einladen ließ.

In dieſer Stunde, wo ſie ſich ſo ganz verlaſſen gefühlt hatte, rührte ſie die Güte und Auszeichnung, mit der der Monarch ſie beehrte, tief. Sie beſchloß, glänzender denn je zu erſcheinen und dem Herzog und Serville zu beweiſen, daß ſo wenig die Gleichgültigkeit des Einen, als die ſtoiſche Strenge des Andern, ihr Herz und ihren Sinn zu brechen vermöge und daß ſie durch ſich allein alle ihre Feinde

und Neider zu beſiegen wiſſe. Ach, ſie verſtand, ſie begriff ſich ſelbſt nicht, aber ſie fühlte, daß ſie unausſprechlich und hoffnungslos unglücklich war!

* * *

Nie war Heloiſe weniger geſtimmt geweſen, bei einem Feſte durch Heiterkeit und Geiſt zu glänzen, als am folgenden Tage, und doch ſchmückte ſie ſich mit einer wahrhaft morgenländiſchen Pracht und verließ mit allem Anſchein froher Erwartung ihr Zimmer, um nach dem Louvre zu fahren, als ihr in ihrem Vorzimmer Serville begegnete.

So ernſt hatte ſie ihn noch nicht geſehen. Er verneigte ſich kalt und bot ihr die Hand, ſie ſchweigend in ihr Zimmer zurückzuführen. Ich muß Euch bitten, ſagte er, mir eine halbe Stunde Gehör zu ſchenken.

Eine halbe Stunde, erwiederte ſie, iſt an einem ſo wichtigen Tage eine halbe Ewigkeit. Mein Wagen iſt ſchon angeſpannt und ich bin im Begriff, nach dem Louvre zu fahren.

Ich habe ſchon befohlen, daß er nicht vorfahren ſoll.

Und mir alſo dadurch die Mühe gemacht, antwortete ſie mit von Unmuth gerötheten Wangen, meinen Befehl noch einmal wiederholen zu müſſen.

Sie griff nach der Klingel, doch der Ritter faßte abwehrend ihre Hand. So mächtig auch der Ruf des Vergnügens ſeyn mag, ſagte er, das Euch erwartet, und ſo wenig Ihr noch für irgend etwas Anderes Sinn und Ohr zu haben ſcheint, ſo müßt Ihr Euch in dieſer Stunde doch dazu bequemen, mich anzuhören.

Er bot ihr hier einen Stuhl und Heloiſe, die ihre Angſt unter erheucheltem Unwillen zu verbergen ſuchte, bat ihn düſter, ſich ſo kurz als möglich zu faſſen.

In wenig Worten alſo, antwortete er mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt, werde ich das Anliegen der Unglücklichen zuſammendrängen, die Ihr durch Eure unſinnige Verſchwendung ins Elend geſtürzt habt und die ſeit Monden vergeblich von Eurer Barmherzigkeit erflehen, was

ſie von Euch als Schuldigkeit zu fordern berechtigt ſind.

Er zog hier ein großes Packet Papiere aus der Taſche und las Heloiſen daraus das Verzeichniß ihrer Gläubiger und den Betrag ihrer Forderungen vor. Unter dieſen befand ſich auch die Rechnung ihres Juweliers, deren Betrag noch übertrieben hoch war, ob er gleich ſchon ſehr beträchtliche Summen auf Abſchlag erhalten hatte. Die letzten, von ihm erſt ganz kürzlich gekauften Kleinodien, waren eine Schmucknadel, die Heloiſe an Fräulein von Entregues zu ihrem Geburtstag geſchenkt hatte, und ein Ring, den Servin von ihr für die Compoſition einer zu ihrem Lobe gedichteten Cantate erhalten hatte.

Einer Fürſtin, ſagte Serville, würden ſolche Geſchenke als Beweiſe ihrer Freigebigkeit Ehre machen, aber in Eurer Lage ſind ſie nicht blos Beweiſe unbeſonnener Verſchwendung, ſondern ſelbſt vom Mangel pflichtmäßiger Rechtlichkeit. Man darf, wenn man Schulden hat, keine Geſchenke von ſolchem Werth machen; man muß gerecht ſeyn, ehe man freigebig ſeyn darf.

Hört auf, ſagte Heloiſe bitter, und erſpart mir eine Zurechtweiſung, deren Strenge ich nicht verſchuldet zu haben glaube.

Wenn Ihr nicht in Eurem Betragen ſeit einiger Zeit ſo auffallend Euer beſſeres Selbſt verläugnet hättet, würde ich mich nie genöthigt geſehen haben, dieſe Rechnungen zu ſammlen und Euch Vorwürfe zu machen, die mich ſelbſt tief ſchmerzen.

Ihr mißbraucht Eure Rechte als Vormund und ſcheint es zu vergeſſen, daß Ihr noch kein Recht habt, mir gegenüber den Herrn und Gebieter zu ſpielen.

Meint Ihr denn, fragte Serville, daß der Beſitz Eurer Hand mir noch wünſchenswerth erſcheinen kann, wenn Ihr jeden Gecken zu dem Wahn berechtigt, auf Euer Herz Eindruck gemacht zu haben? Achtet Ihr mich ſo gering, daß Ihr mich fähig glaubt, ein Mädchen zu meiner Gattin zu wählen, das ſich von Eitelkeit und Glanzſucht beherrſchen läßt? Was wart Ihr, und was ſeyd Ihr jetzt? Die Heloiſe, die ich liebte und deren Beſitz der Stolz und das Glück meines Herzens ausmachte, war

ſanft, liebenswürdig, edel und beſcheiden — ich ehrte in ihr die zärtliche, gehorſame Tochter, die edle, zartfühlende Freundin und Geliebte, deren Geiſt über Vorurtheile erhaben, das Wahre und Gute erkannte, das ihr Herz mit der Unſchuld eines Engels liebte — ſo wart Ihr, und, o, Heloiſe, was ſeyd Ihr jetzt!

Bewegt hielt er hier inne — dann fuhr er raſcher und leiſer fort: Ich bin es Euch, ich bin es mir ſchuldig, das Band zu löſen, das Euer Vater knüpfte, und Euch des Wortes zu entbinden, das Ihr mir einſt in edler Begeiſterung freiwillig gabt. Ihr ſeyd frei! — Was ich Euch jetzt noch zu ſagen habe, muß ich als Vormund ſagen. Ich fand geſtern einen Brief von Eurem Intendanten aus der Provence vor, der es bei der Unmöglichkeit, Eure an ihn gemachte Forderung zu befriedigen, für Pflicht hielt, mich von dieſer zu benachrichtigen. Ich eilte, ſo wie ich ihn geleſen hatte, zu Eurem Hausverwalter, ließ mir ſeine Bücher und die unbezahlten Rechnungen einhändigen und überzeugte mich von Eurer unſinnigen Verſchwen-

dung. Selbſt Euer Ehrgefühl iſt von ihr beſiegt worden: Ihr habt Eure Spielſchuld an Sancy noch nicht bezahlt. — Meine Liebe, meine Bitten, meine Warnungen haben Euch nicht von dem abſchüſſigen Pfad des Verderbens zurückzuhalten vermocht — Ihr habt ſie mir mit herzloſer Kälte, mit Spott und Muthwillen vergolten — Ihr habt alle Eure wahren Freunde von Euch entfernt, und mir bleibt nichts übrig, als mit blutendem Herzen von Euch zu ſcheiden.

Er griff hier nach ſeinem Hut und entfernte ſich langſam — doch an der Thüre wandte er ſich noch einmal um, ſah ſie an und fragte mit tiefbewegtem Ton: Habt Ihr mir nichts zu ſagen, Heloiſe? —

Sie ſtand mit abgewandtem Geſicht an einem Tiſch, den ſie krampfhaft gefaßt hielt, um nicht zu ſinken, und winkte ihm verneinend mit der Hand.

So ſey es denn! rief er mit erſtickter Stimme; lebt wohl auf ewig!

Nach einer halben Stunde ſtand Heloiſe noch unbeweglich, wie er ſie verlaſſen hatte;

ihre Augen waren erloſchen, Todesbläſſe lag auf ihren Wangen und ein krampfhaftes Zittern durchzuckte von Zeit zu Zeit ihren Körper — endlich machte ein Thränenſtrom ihrer Todesangſt Luft — ſie warf ſich in einen Seſſel und weinte, bis daß eine gänzliche Erſchöpfung die furchtbare Spannung ihres Gemüthes löſete. Jetzt erſt durchſchauerte ſie die inhaltſchwere Bedeutung von Serviles Worten. Sie war alſo von dem Manne verlaſſen und verworfen, deſſen Achtung ihr bis jetzt in jedem nebelfreien Augenblick immer als der ſchönſte Lohn jeder guten That, jedes beſſeren Strebens erſchienen war, den ſie als den edelſten der Menſchen ehrte und als den treueſten und zärtlichſten Freund liebte! Gott, wie tief mußte ſie geſunken ſeyn, wie ſchwer mußte ſie gefehlt haben, um von ihm, dem weiſen, milden, liebevollen Mann, ſo ſtrenge gerichtet zu werden!

Zum erſtenmal prüfte ſie jetzt, unverblendet von Eigenliebe und Schmeichelei, ihre Aufführung, und mußte ſich mit tiefer Beſchämung und voll der ſchmerzlichſten Reue geſtehen, daß Serville nur gerecht, nicht hart gegen ſie ge-

weſen war. Alle, durch ihre Verirrungen allmählig betäubten edleren Fähigkeiten und Gefühle ihrer Seele erwachten wieder — ſie fühlte ſich durch eigne Schuld elend, aber ſie fühlte auch, daß ſie Kraft habe, umzukehren und ſich mit ſich ſelbſt zu verſöhnen.

Vor kurzer Zeit noch würde ſie Servilles freiwillige Entſagung auf den Beſitz ihrer Hand für ein Glück gehalten haben, doch jetzt erſchien ſie ihr wie die kränkendſte, demüthigendſte Strafe für ihre begangenen Fehler; jetzt erſt empfand ſie den vollen Werth des Mannes, der ſich auf immer von ihr losgeriſſen hatte! Wie zürnte ſie jetzt dem Hochmuth, der ſie verleitet hatte, ihm gegenüber ſtumm zu bleiben! Wie gern wäre ſie jetzt zu ſeinen Füßen niedergeſunken und hätte ihn im Bewußtſeyn, keiner zärtlichern Empfindung werth zu ſeyn, nur um ſein Mitleid angefleht!

Aber er hat mich verlaſſen, auf ewig verlaſſen! rief ſie händeringend, und jetzt erſt iſt St. Dorvals unglückliche Tochter eine vaterloſe Waiſe zu nennen!

Hier trat Beatrix ein, um ſich zu erkundi-

gen, ob der Kutſcher vorfahren ſolle, ihre Gebieterin nach dem Louvre zu bringen, aber Heloiſens Anblick gab allen ihren Gedanken ſchnell eine andere Richtung.

Um Gotteswillen, rief ſie, was iſt Ew. Gnaden begegnet? Wie kann man nur weinen, wenn man ſo ſchön geputzt iſt! Iſt es denn wirklich wahr, was ſich die Bedienten draußen erzählen? Hat Euch der Herr Ritter wirklich verboten, nach Hofe zu fahren? Wie könnt Ihr Euch das nur von ihm gefallen laſſen? Aber, Jeſus Maria, Ihr ſeyd wohl gar krank? Eure Lippen und Wangen ſind ja ſo bleich wie der Tod!

Mir iſt ſehr unwohl, ſtammelte Heloiſe, die ſich durchaus unfähig fühlte, nach Hofe fahren zu können, ziehe mich nur aus und beordre, daß ich heut den ganzen Tag für Niemand zu Hauſe ſeyn will.

Sie brachte den Tag in jenem Gemüthszuſtande hin, wo man, unfähig einen Gedanken klar zu denken und ihn feſtzuhalten, ſich wie auf ſtürmiſchem Meere hin und her geſchleudert fühlt. Sie empfand jetzt, wie viel leichter es

ihr werden würde, ein Unglück zu ertragen, daß sie durch die Schuld ihrer Feinde und Verfolger, oder als eine Schickung Gottes getroffen hätte; ein solches Unglück erzeugt Muth und erweckt die in unserer Seele schlummernden Kräfte; die Würde der Ergebung, mit der wir es tragen, läutert unsern Charakter; die Festigkeit, mit der wir es bekämpfen, findet in unserm erhöheten Selbstbewußtseyn ihren Lohn, und die Theilnahme der Menschen hilft es uns tragen und mildert den Schmerz — aber wenn wir in Verhältnissen, die uns zum Schutz gegen jede Verführung werden und uns unsere Pflichten doppelt lieb und heilig machen sollten, durch unsere Schwäche einzig und allein die Urheber unsers Unglücks geworden sind, dann giebt es für unser verwundetes Herz keinen Trost, keine Hoffnung mehr: Wir erleiden dann das Herbeste, was man erleiden kann: selbstverschuldetes Weh, und statt jener milden Genien können uns nur Reue und Buße vom Verderben aufwärts auf den verlassenen Pfad zurückführen, auf dem aber selten wieder Blumen des Glücks und der Freude erblühen.

Spät erſt in der Nacht ſuchte Heloiſe auf ihrem Lager die Ruhe, die die Ermattung ihres Körpers forderte. Eine Felſenlaſt lag auf ihrer Bruſt, und ſelbſt in den wenigen Augenblicken, wo die Erſchöpfung ihrer Kräfte ſie in Schlummer wiegte, wurde ſie von ſchweren Träumen gepeinigt, und durch dieſe der Vergeſſenheit ihrer Leiden beraubt.

* * *

Sie ſtand am Morgen nicht geſtärkter, ſondern noch ermatteter auf und vermochte es weniger denn je zu faſſen, wie ſie ohne Serviles Rath und Beiſtand ſich aus dem Labyrinth ihrer Angſt und Sorge befreien ſolle. Die Gewohnheit, ſich ganz auf ihn zu verlaſſen, war ihr zur andern Natur geworden, und nie hatte ſie den Werth dieſes unſchätzbaren Freundes ſo erkannt, als jetzt, wo ſie ihn auf immer verloren zu haben fürchten mußte. Sie beſchloß, an ihn zu ſchreiben, ſo ſchwer es ihr auch ſchien, den Uebergang von ihrem übermüthigen Betragen am vorigen Abend zu der De-

muth zu finden, die jetzt der Grundton ihrer Empfindungen war. Nachdem ſie mehrere Briefe geſchrieben und wieder zerriſſen hatte, ließ ſie es bei zwei von ihrem Herzen eingegebenen und von ihren Thränen faſt verlöſchten Zeilen bewenden, in denen ſie ihn bat, ihr noch eine Unterredung zu gewähren, ehe er auf immer von ihr ſcheide. Der Diener, dem ſie das Billet zur Beſtellung übergab, fragte im Namen des Kutſchers, ob ſie am Vormittag auszufahren befehle — im erſten Moment verneinte ſie es, aber nach einem augenblicklichen Beſinnen gab ſie den Befehl zum Anſpannen. Sie bedachte, daß ſie in den letzten Tagen von keiner Dame einen Beſuch erhalten habe und glaubte daher, ſich zeigen zu müſſen, damit nicht ihre plötzliche Zurückgezogenheit und ihr Nichterſcheinen bei dem Hoffeſt des vorigen Tages, die auf ihre Unkoſten im Umlauf gebrachten Verläumdungen zu beſtätigen ſchiene. Sie fuhr zuerſt nach dem Hotel Montmorency; der Diener, der ſie meldete, erhielt die Antwort, die Herrſchaft ſey nicht zu Hauſe, doch als Heloiſe beim Umwenden des Wagens zu-

fällig nach den Fenstern hinaufblickte, gewahrte sie die Herzogin von Montmorency und neben derselben Sancy und die Damen Entregues und de Beuil.

Im ersten Augenblick überwältigte Heloisens beleidigter Stolz jedes andere Gefühl und machte sie zur besonnenen Ueberlegung unfähig. Der Kutscher fuhr, den früher erhaltenen Befehlen zufolge, von Haus zu Haus, und die vor wenig Tagen noch allgefeierte Gräfin St. Dorval fand jetzt alle Thüren verschlossen und fühlte sich zur Dankbarkeit verpflichtet, als sie endlich bei der Marquise von Bellisle angenommen wurde.

Diese in ihrer Jugend wegen ihrer Schönheit und ihres Leichtsinns gleich berühmte Frau war jetzt eine Betschwester geworden, und als Heloise in das Zimmer trat, fand sie dieselbe von einem großen Kreis von Geistlichen und ihr gleichgesinnten alten Damen umgeben.

Der Erzbischof von Rouen, den Heloise kannte und ehrte, begegnete ihr beim Eintritt in das Zimmer und sie redete ihn mit der ihr eignen liebenswürdigen Anmuth an, bemerkte

aber, daß er verlegen zu ſeyn ſchien und ihr nur ganz einſylbig antwortete, während ſeine Blicke auf den Kreis geheftet waren, der ſich um die Frau vom Hauſe gebildet hatte, und den Heloiſe, ihrer Stellung nach, nur theilweiſe überblicken konnte. Um die Veranlaſſung ſeiner ſichtlichen Verlegenheit zu erkunden, wandte ſie ſich jetzt nach jenem um und ſah Aller Blicke auf ſich geheftet, während Alle aufmerkſam auf das zu horchen ſchienen, was eine Dame, die neben der Marquiſe von Bellisle ſaß, dieſer erzählte.

Die Worte: „eine entlaufene Novize aus dem Kloſter der Dominikanerinnen," trafen jetzt Heloiſens Ohr und in demſelben Augenblick erkannte ſie in der Sprechenden die Gräfin von Montmorel, und neben dieſer den Pater Anſelmus. Es dunkelte ihr vor den Augen; unwillkürlich griff ſie nach dem Arm des Erzbiſchofs, um ſich zu halten, und dieſer führte ſie, auf die Alle mit ſchadenfroher Bosheit und Neugierde blickten, ſchnell aus dem Zimmer und zu ihrem Wagen. Die friſche Luft gab ihr ihre Beſinnung zurück; ſie weinte und

drückte dankbar die Hand des Erzbiſchofs an ihre Lippen. Ich beklage Euch von ganzer Seele, ſagte der ehrwürdige Greis bewegt, und fühle mich geneigt, trotz des Scheins an Eure Unſchuld zu glauben. —

An meine Unſchuld! rief Heloiſe erſtaunt — doch er war ſchon wieder in das Haus zurückgegangen und ſie warf ſich in einer Betäubung in ihren Wagen, aus der ſie erſt geriſſen wurde, als ihr Kutſcher in einer Straße, wo er vor Gedränge nicht durchkommen konnte, halten mußte. Sie ſah aus dem Wagen und erblickte neben dem ihrigen den Wagen der Herzogin von Montmorency, der gleichfalls zu halten genöthigt war, und in ihm die Damen, die ſie vor einer Stunde im Hotel Montmorency am Fenſter geſehen hatte. Furchtſam bog ſie ſich zurück, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, allein in demſelben Augenblick wurde der Schlag ihres Wagens aufgeriſſen und zwei finſter ausſehende Männer riefen ihr zu, auszuſteigen, weil der Wagenverfertiger Taxier auf ihre ihm noch nicht bezahlte Kutſche Arreſt gelegt habe. Heloiſe erſtarrte

bei dieſen Worten — die Damen in dem Wagen der Herzogin ſteckten die Köpfe hervor, um ſich an dieſem Auftritt zu ergötzen und Heloiſens Leute ließen ſich mit den Gerichtsdienern in einen Wortwechſel ein, der das Aufſehen und das Gedränge mehr und mehr vergrößerte. Plötzlich drängte ſich ein reich gekleideter junger Mann durch die Menge und bat Heloiſen ehrfurchtsvoll um die Erlaubniß, ſie in ſeinem Wagen zu Hauſe bringen zu dürfen, da der Augenblick ihm zur Aufklärung dieſes unangenehmen Mißverſtändniſſes nicht geeignet zu ſeyn ſchien. Verlegen und bis zur Todesangſt beſchämt, ſah Heloiſe in ihm einen Schutzengel und reichte ihm eilig die Hand, ſie aus ihrem Wagen zu heben und zu dem ſeinen zu führen, den er, als der Zufall ihn zum Augenzeugen ihrer Verlegenheit machte, ſogleich verlaſſen hatte, um ihr zu Hülfe zu eilen. Beim Ausſteigen bemerkte Heloiſe Servin unter den Zuſchauern, der ſich mit ſpöttiſchem Lächeln von ihr wegwandte und zu den Damen eilte, die in dem Wagen der Herzogin gefühlloſe Zuſchauerinnen ihres Unglücks geblieben waren.

Dieſer Anblick belebte Heloiſe mit neuer Kraft; ſie empfand es tief im Herzen, daß ſie einer ſo herzloſen Gleichgültigkeit bei fremden Leiden nie fähig ſeyn würde und daß ſie, trotz aller ihrer Verirrungen, beſſer war, als dieſe Menſchen, die ſich berechtigt glaubten, ſie ſo grauſam zu verlaſſen und über ſie den Stab zu brechen. Mit ſich ſelbſt gewiſſermaßen, wenn auch nur für den Augenblick, ausgeſöhnt, wandte ſie ſich zu ihrem Führer, um ihm zu danken, und erkannte jetzt erſt in ihm den Marquis von Chateauneuf, denſelben jungen Mann, über den ſie ſich mit Sancy, am Tage ihrer erſten Vorſtellung bei Hofe, ſehr luſtig gemacht hatte und der ſeitdem der Gegenſtand ihrer Witzeleien geblieben war.

Die Nachſicht gegen ſich ſelbſt, zu der ſie ſich eben tröſtend und beruhigt geſtimmt gefühlt hatte, machte jetzt wieder ganz entgegengeſetzten Gefühlen Platz, und ſie war bis zu Thränen gerührt, als er ſie vor ihrem Hotel aus dem Wagen hob und ſie ihm ihren tief empfundenen Dank auszuſprechen verſuchte.

In das finſtere Dunkel der Leiden und der

bitteren Erfahrungen dieſes Tages leuchtete ihr noch die Hoffnung, Serville wiederzuſehen. Sie fragte gleich bei ihrer Zuhauſekunft nach ſeiner Antwort auf ihr Billet, und erhielt dieſes unerbrochen zurück, da der Ritter ſchon vor Tagesanbruch mit dem Herzog von Beauvilliers verreiſet war, ohne daß man wußte, wohin und auf wie lange.

So habe ich denn alſo nun auf der ganzen weiten Erde keinen Freund mehr! rief ſie verzweifelnd aus und ehe ſie ſich noch von dieſem unerwarteten Schlag zu erholen vermochte, trat ihr Hausverwalter, Herr Le Brun, ein und legte einen großen Haufen Papiere vor ihr auf den Tiſch. Da ſind noch einige Rechnungen, ſagte er, von Leuten, denen es gewiß nicht eingefallen ſeyn würde, Ew. Gnaden damit zu beläſtigen, wenn nicht von allen Seiten ſo manche böſe Gerüchte im Umlauf wären. Auch bitten der Laufer, der Koch, der Tafeldecker, der Kammerdiener und die Stallleute um ihren rückſtändigen Lohn oder um ihre Entlaſſung.

Beides ſoll ihnen werden! antwortete Heloiſe feſt und entſchieden.

Hier ſind ihre Rechnungen. Was mich betrifft, ſo will ich Ew. Gnaden gern noch länger dienen, ob mir gleich eine andere, ganz vortreffliche Stelle angetragen iſt.

Reicht mir, ſagte Heloiſe ſtolz, Eure Rechnung ein, übergebt mir alle Bücher und Papiere, die noch in Euren Händen ſind, und benachrichtigt meine Leute, daß ſie morgen ſämmtlich bezahlt und entlaſſen werden ſollen.

Alle? fragte Le Brun.

Alle, mit Ausnahme derer, die ich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, und derer, die ich mitgebracht habe. Dieſen laſſe ich die Wahl, ob ſie gehen oder bleiben wollen.

Und ich, Ew. Gnaden?

Ihr gehört zu denen, die ich entlaſſen werde.

Wie werden es aber Ew. Gnaden anfangen, das Geld zur Bezahlung des rückſtändigen Lohns aufzutreiben?

Dies iſt meine Sorge, und nicht mehr die Eurige.

Herr Le Brun zuckte die Achſeln und entfernte ſich ſchweigend.

Unter dem Druck eines plötzlich hereinbre-

chenden Unglücks erwacht der Geist zum Vollgefühl seiner Kraft, und wenn der betäubende Zauber des Glückes sich löset, regt der Genius wieder die Fittige und siegt da, wo die Alltäglichkeit in ihrer gehaltlosen Ohnmacht dem Schicksal erliegt. Von ihren Freunden verlassen und der Verfolgung ihrer Feinde schutzlos preisgegeben, ohne Rath, ohne Beistand, erhob sich Heloise zu heldenmüthigem Entschluß und rascher That; sie waffnete sich muthig gegen die Demüthigungen, die ihr bevorstanden, und beschloß, die Folgen ihres Leichtsinns standhaft zu ertragen. Ruhig und gefaßt untersuchte sie mit gehörigem Bedacht den Zustand ihrer Angelegenheiten und gelobte es sich, nicht zu ruhen, bis es ihr gelungen sey, so viel als möglich alles zu vergüten, was sie gefehlt habe. Nachdem sie alle ihre Bücher und Rechnungen nachgesehen und geordnet hatte, vermochte sie den Betrag ihrer Schulden zu übersehen und sich, so groß auch derselbe war, doch, wenn sie ihn mit ihren jährlichen Einkünften verglich, zu überzeugen, daß er sie nur augenblicklicher Noth und Verlegenheit aussetze, aber in eini-

gen Jahren durch Sparſamkeit wieder ausgeglichen werden könne, ohne ihr Vermögen ſelbſt zu vermindern. Dieſes konnte ſelbſt dann noch beträchtlich genannt werden, wenn es ihr auch, wie ſie hoffte, gelingen würde, Serville zur Annahme jenes Theils ihrer Erbgüter zu bewegen, den ſie ihm, nach dem Teſtament ihres Vaters, abtreten ſollte, wenn ihre Verbindung mit ihm durch ihre Schuld rückgängig würde. Der Druck ihrer gegenwärtigen Lage entſtand aus der Schwierigkeit, augenblicklich baares Geld zur Bezahlung ihrer Schulden zu erhalten. Sie kannte den Werth ihrer koſtbaren Gemäldeſammlung und der Statuen und Antiken, die ſie mit großen Koſten aus Italien hatte kommen laſſen, ſehr gut, allein als Kunſtkennerin war der Beſitz derſelben für ſie unſchätzbar, und nur der feſte Entſchluß, kein perſönliches Opfer zur Vergütung und Büßung ihrer leichtſinnigen Verſchwendung zu ſcheuen, konnte ihr den Muth geben, ſich von dieſen Schätzen zu trennen. Die Rechnungen dienten ihr zum Maaßſtab für den Werth des Schmuckes, des Silberzeugs und des Hausgeräthes,

das sie zu dem, in ihrem Hotel vorgefundenen und von ihren Eltern ererbten Schmuck und Silberzeug noch zugekauft hatte; es kam also nur darauf an, alle diese Gegenstände, mit so wenig Verlust, als möglich, wieder zu verkaufen, und sie sann eben über die beste Art und Weise nach, dies zu bewerkstelligen, als man ihr einen alten Mann anmeldete, der es dringend wünsche, sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Wahrscheinlich einer meiner Gläubiger, seufzte Heloise, doch um so weniger bin ich berechtigt, ihm Gehör zu versagen.

Ein alter, von der Last seiner Jahre niedergebeugter Mann trat zu ihr ein; seine Gestalt war in einen langen schwarzen Mantel gehüllt; dicke, graue Haare beschatteten sein Gesicht, ein schneeweißer Bart floß bis auf seine Brust nieder und ein dicker, schwarzer Stock diente ihm zur Stütze.

Er verneigte sich tief vor Heloisen und nahm, ohne sich zu weigern, den Stuhl an, den sie ihm bot. Auf ihre Frage, was ihn zu ihr führe? antwortete er in einem Ton, der den Juden verrieth, es sey der Wunsch, ihr

nützlich zu werden. Die Welt, fuhr er fort, nennt mich einen Wucherer, der sich auf Kosten derer bereichert, die durch eigne oder fremde Schuld in Geldverlegenheiten gerathen sind — doch ihr werdet dieser Verläumdung keinen blinden Glauben zugestehen, da ihr aus eigner Erfahrung wißt, wie falsch und unzuverlässig ihre Urtheile sind. Ich weiß, daß Euch Schulden drücken, gnädige Gräfin; ich habe Geld und bin erbötig, Euch dieses gegen eine billige Vergeltung vorzustrecken, da Ihr Güter habt, die dem Darleiher Sicherheit gewähren.

Wenn gleich das Gewerbe dieses Greises geeignet war, Heloisen Mißtrauen gegen ihn einzuflößen, so lag doch in seinem Ton und in seiner Haltung etwas, das ihr Vertrauen zu seiner Rechtlichkeit gab. Es schmerzte sie freilich, ihre Lage so öffentlich bekannt zu wissen; sie mußte sich aber auch gestehen, daß sie dieser Bekanntwerdung ein Hülfsmittel verdankte, das ihr in ihrer Bedrängniß nur willkommen seyn konnte, und sie versicherte daher dem Wucherer, daß sie ihm das Anerbieten seiner Dienste Dank wisse und bereit sey, sie anzunehmen.

Wie hoch beläuft sich die Summe, deren Ihr bedürfet? fragte der Jude.

Heloise klingelte nach Licht; der Alte bat, als es gebracht wurde, um die Erlaubniß, zur Schonung seiner schwachen Augen seinen groſsen Hut mit breitem Rande aufsetzen zu dürfen, was sie freundlich bewilligte und ihm dann ein Papier einhändigte, welches ein Verzeichniß ihrer sämmtlichen Schulden und also auch den Betrag der Summe enthielt, deren sie zur Tilgung derselben bedurfte.

Der Wucherer setzte seine Brille auf, überlas das Verzeichniß einigemal sehr aufmerksam und schüttelte mit dem Kopfe.

Es ist eine sehr groſse Summe, sagte Heloise besorgt, aber ich habe Silberzeug, Juwelen, Gemälde und Hausgeräth, die das Doppelte werth sind —

Ihr werdet Euch aber doch von diesen Schätzen nicht trennen wollen? fragte der Jude erstaunt. Selbst bis in meine Hütte ist der Ruf Eurer Talente und Eures Ruhms als Künstlerin und Kunstkennerin gedrungen, und ich kann es mir daher denken, wie höchst

schmerzlich es für Euch seyn mußte, dem Besitz dieser Schätze zu entsagen.

Wenn man, wie ich, gefehlt hat, antwortete Heloise, so muß man das Opfer seiner Liebhabereien und Neigungen nicht scheuen, wenn es darauf ankommt, die begangenen Fehler zu vergüten. Auch muß ich Euch gestehen, daß ich nicht das Recht zu haben glaube, auf meine Güter diese Summe aufzunehmen. Ich sehe sie als ein von meinen Vorfahren nicht blos mir, sondern auch ihren späteren Nachkommen hinterlassenes Besitzthum an und glaube mich verbunden, sie für diese schuldenfrei, wie ich sie erhielt, bewahren zu müssen. Auch gehört mir nur ein Theil der Verlassenschaft meines Vaters, da er die Hälfte derselben für einen Fall, der leider eingetroffen ist, seinem treuesten und besten Freund vermacht hat.

Sie seufzte hier unwillkürlich und schlug die Augen nieder, um die Thränen zu verbergen, die darin glänzten.

Der Wucherer stand auf und ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder.

Hoffentlich werdet Ihr auch nach genauerer

Beſichtigung finden, daß mein perſönliches Beſitzthum zur Deckung meiner Schulden hinreicht, ſagte Heloiſe.

Er bat ſie, ihm ihre Juwelen zu zeigen. Hier, erwiederte ſie, indem ſie ein Schuckkäſtchen hervorzog, ſind die Diamanten meiner Mutter, die mein Vater mir geſchenkt hat; ich wünſche nicht, ſie zu verkaufen, aber ich bin erbötig, ſie zu verpfänden — dies aber, fuhr ſie fort und zog ein anderes Käſtchen hervor, ſind die Juwelen, die ich mir ſelbſt gekauft habe; die Steine ſind vielleicht nicht ſo ſchön, als jene, allein ſie ſind nach der neueſten Mode gefaßt und ich will ſie gern alle verkaufen. Die Rechnung des Juweliers zeigt, was ſie mir gekoſtet haben, und ich muß leider geſtehen, daß ſie kaum erſt zur Hälfte bezahlt ſind.

Der Jude beſah den Schmuck und zog, nachdem er die Rechnung des Juweliers überleſen hatte, eine ſchwere Geldbörſe hervor, aus der er den ganzen Betrag der Rechnung vor Heloiſen hinzählte, die ihn voll Erſtaunen anblickte.

Ich nehme dieſen Schmuck, ſagte er ihr,

für das an, was er Euch gekoſtet hat, um Euch zu beweiſen, daß ich nicht Willens bin, Eure Verlegenheit zu mißbrauchen, ſondern mir nur einen billigen Vortheil zu ſichern wünſche. Der Juwelier hat Euch nicht übertheuert; ſie ſind nach Euren Angaben und Zeichnungen ſo modiſch und geſchmackvoll gefaßt, daß ich gewiß ſeyn kann, darauf zu verdienen, da ich den Auftrag habe, einen Brautſchmuck dieſer Art zu beſorgen. Die Juwelen Eurer Mutter werde ich ſchätzen laſſen und Euch dann darauf den Werth derſelben gegen billige Zinſen vorſtrecken. Was nun die Statuen und Gemälde anbetrifft, ſo vermag ich freilich den Werth derſelben nicht zu beurtheilen, allein Eure Sammlung iſt ſo berühmt, daß ich ſie auf Treu' und Glauben zu dem Preiſe annehmen kann, den Ihr ſelbſt dafür bezahlt habt. Dergleichen Sachen ſind jetzt Mode; jeder will ſo ein Bildchen haben, und man wird ſich um den Beſitz derſelben ſtreiten, wenn man weiß, daß ſie Euch gehört haben. Daſſelbe gilt auch von Euren Möbeln und von Euren Equipagen; ich kann Euch mit einigen Procenten Abzug

Eure Auslage dafür wieder erstatten und darf doch hoffen, dabei zu gewinnen und Euch zugleich zu überzeugen, daß Ihr in keine schlechten Hände gefallen seyd.

Gewiß, antwortete Heloise gerührt, könnte ich mir keinen bessern und edelgesinnteren Käufer wünschen.

Wird Euch aber die öffentliche Versteigerung aller dieser schönen, Euch gehörenden Sachen nicht kränken?

Muß diese hier in meinem eigenen Hause statt finden?

Nein; ich werde ein Verzeichniß davon aufnehmen und sie dann nach meinem Hause senden, wo sie verkauft werden sollen. Nur erfordert mein Vortheil, daß es öffentlich bekannt gemacht wird, daß alle diese Sachen Euch gehört haben.

Heloisens Stolz kämpfte hier einige Augenblicke mit dem von ihr gefaßten Entschluß, keine persönliche Kränkung zu scheuen, um das zu erfüllen, was ihr als Pflicht erschien, aber sie unterdrückte die Regungen desselben. Mag es denn so seyn, antwortete sie; ich willige in

Alles. Es liegt mir aber viel daran, ſobald als möglich Geld zu erhalten — ich habe Ehrenſchulden, die ich mit höchſter Ungeduld bezahlen zu können wünſche; meine Gläubiger beſtürmen mich, meine Leute haben mir aufgeſagt, und meine Lage iſt um ſo trauriger, da ich keinen Freund zur Seite habe, ſondern, von Allen verlaſſen, ganz ſchutzlos und ohne Berather daſtehe. —

Sie vermochte hier ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten — der Jude wandte ſich ab, um ein an der Wand hängendes Gemälde zu betrachten und ſagte ihr dann, nach einem minutenlangen Schweigen, er wolle ihr morgen früh das Geld bringen.

Könntet Ihr denn nicht ſchon heut Abend das Verzeichniß der von Euch gekauften Sachen aufnehmen?

Der Alte erklärte ſich dazu bereit; Heloiſe ließ Le Brun rufen, um ihm beim Niederſchreiben deſſelben behülflich zu ſeyn, und durchwandelte nun, von Beiden begleitet, die prachtvollen Säle und Zimmer ihres Hotels, die noch vor Kurzem der Schauplatz ihrer Triumphe und

der glänzenden Trugbilder ihrer Eitelkeit gewesen waren. Jetzt traten sie in den Concertsaal — hier hatten ihre Talente sonst die Macht eines unwiderstehlichen Zaubers über alle ihre Zuhörer ausgeübt — hier hatte sie so oft die an Vergötterung gränzenden Huldigungen ihrer Schmeichler und Anbeter empfangen — hier hatte sie den Herzog von Beauvilliers zum erstenmale als Gast in ihrem Hause gesehen, und die Harfe, der ihre zarten Finger damals die seelenvollsten Töne der Liebe und der innigsten Empfindung entlockten, stand nun stumm und verlassen da. — Unwillkürlich näherte sie sich dem Instrument — ihre Hand griff in die Saiten — der Akkord wiederhallte in ihrem tiefsten Herzen — sie bog sich auf das Instrument nieder und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

Sollen wir diese Harfe auch aufschreiben? fragte der Alte.

Nein, rief Heloise, ich vermag mich nicht von ihr zu trennen! Die Hand, aus der ich sie einst zum Geschenk erhielt, weiht sie mir

zu einem heiligen Andenken an unvergeßliches, unerſetzliches Glück!

O, wie tief ergriff ſie in dieſem Augenblick die Erinnerung des Tages, wo ſie ſie erhalten hatte! Sie ſaß in dem ſchönen Saal in Villa Fiora neben ihrem Vater, als ihr Serville dieſe Harfe brachte, die er für ſie aus Florenz hatte kommen laſſen. Wie herzlich freute er ſich ihres Entzückens über dies Geſchenk! Damals war ſie ſo glücklich! Sie konnte ohne Reue auf die Vergangenheit zurückblicken — ſie durfte noch ſo Vieles von der Zukunft hoffen — und jetzt, jetzt — o Gott, was war jetzt hinter ihr verſunken!

Sie vermochte den Schmerz dieſer Erinnerung nicht zu bemeiſtern und zog ſich, ſobald der Wucherer ſein Geſchäft vollendet hatte, in ihr Schlafzimmer zurück, wo ſie den größten Theil der Nacht dazu anwandte, ſich einen feſten Plan für ihr künftiges Leben zu entwerfen. Sie wollte, ſobald ſie die ihr von dem Juden verſprochene Summe erhielt, alle ihre Dienſtboten entlaſſen, ihre Gläubiger bezahlen und dann augenblicklich nach St. Dorval ab-

reiſen. Dort wollte ſie in ſtiller Einſamkeit, fern von der Welt, nur der Sorge und der Thätigkeit für fremdes Wohl und fremdes Glück leben. Wenn dann, ſagte ſie ſich ſelbſt, mein Gewiſſen beruhigt und die erlittenen Kränkungen und Demüthigungen verſchmerzt ſind, werde ich mich auch wieder mit mir ſelbſt verſöhnt fühlen, und nur dies Herz, das ſich ſelbſt um alle ſeine Hoffnungen betrogen hat, wird bluten, ſo lange es in dieſer Bruſt ſchlägt!

Der Wucherer erſchien früh am Morgen, wie er es verſprochen hatte, und brachte ihr die Summe, die er ſich anheiſchig gemacht hatte, ihr zu zahlen. Zugleich erſchienen aber auch eine Menge Arbeiter, um die von ihm gekauften Sachen nach ſeinem Hauſe zu ſchaffen. Heloiſe trennte ſich von dieſen mit ſo großem Aufwand und geläutertem Kunſtſinn geſammelten Schätzen höchſt ungern, allein ein Blick auf die dafür erhaltene Summe verſöhnte ſie mit dieſem Opfer und ließ ſie zum erſtenmal den wahren Werth des Geldes empfinden. Ihr erſtes Geſchäft war nun die Verabſchiedung ihrer zahlreichen Dienerſchaft, die größ-

tentheils durch Untreue und Vernachlässigung viel zu der Zerrüttung ihrer Vermögensumstände beigetragen hatten. Mehrere von ihnen, die ihrer großmüthigen, gütigen Gebieterin wirklich ergeben waren, wünschten zu bleiben, doch sie besaß Festigkeit genug, ihren Bitten zu widerstehen, und behielt außer Beatrix nur noch die alten, bei ihrer Ankunft in Paris vorgefundenen Diener ihres Vaters. Dann versammelte sie alle ihre Gläubiger und gestand ihnen mit rührender Offenheit, wie sehr strafbar sie sich gegen alle die fühle, die durch die Nichtbezahlung ihrer Forderungen gelitten hatten. Meine Unerfahrenheit, sagte sie ihnen, und mein argloses Vertrauen zu den Menschen, denen ich die Verwaltung meiner Einkünfte überließ, sind Schuld daran; aber trotz der Unbesonnenheit meiner Aufführung verdiene ich, wie ich hoffe, Eure Nachsicht und Vergebung.

Ihre Schönheit, ihre Beredsamkeit und dies freimüthige Eingeständniß ihrer Schuld rührte viele von ihren Gläubigern so, daß sie sich unaufgefordert erboten, ihr eine längere Frist zur Bezahlung einzuräumen, doch sie nahm dies

Anerbieten nicht an und genoß der Beruhigung, alle diese Rechnungen quittirt in der Hand zu halten und sich von ihren Gläubigern, die vorzüglich durch die Unverschämtheit ihrer Diener aufs Aeußerste getrieben worden waren, mit Dank und Segenswünschen überhäuft zu sehen. Jetzt hatte sie nur noch ihre Spielschulden abzuzählen und einzusiegeln, als ihr folgende Briefe gebracht wurden.

No. 1.

„Fräulein von Entregues sieht sich genöthigt, die Gräfin von St. Dorval um „Bezahlung der Kleinigkeit zu bitten, die „sie ihr zu drei verschiedenen Malen in „einer Partie à la Prime schuldig geblieben ist.“

No. 2.

„Keine Eurer Freundinnen beklagt Euer „Geschick so wie ich, und wenn ich dem „Urtheil der Welt Trotz zu bieten wagen „dürfte, würde ich selbst zu Euch kommen, „um Euch meine Theilnahme zu bezeugen,

„aber ſo muß ich mir dieſen Troſt verſa-
„gen. Iſt es Euch möglich, mir die Klei-
„nigkeit zu bezahlen, die Ihr mir im Lans-
„quenet ſchuldig geblieben ſeyd, ſo werdet
„Ihr durch deren ſchleunige Ueberſendung
„ſehr verbinden

Eure

ergebenſte

Jaqueline de Beuil.

No. 3.

„Vor 14 Tagen führte mich die Göttin
„der Freude in Eurer Geſtalt, ſchöne Grä-
„fin, an den Spieltiſch — Ihr ſetztet Euer
„Geld, ich mein Herz auf die Karte; wir
„verloren beide — ich bezahlte augenblick-
„lich, aber die Göttin ſcheint es vergeſſen
„zu haben, daß ſie hundert Piſtolen ſchul-
„dig blieb an

Ihren

Sie zärtlich verehrenden

Servin.

No. 4.

„Zweimal war ich an Eurer Thüre,
„und beide Male wurde ich abgewieſen,
„welches ich dem Irrthum zuſchreibe, in
„dem Ihr, ſchöne Heloiſe, vielleicht über
„den Bewegungsgrund ſeyd, der mich zu
„Euch führte. Nicht als überläſtigen Mah-
„ner, nein, als zärtlich flehenden Liebhaber
„würdet Ihr mich zu Euren Füßen geſehen
„haben. Kümmert Euch nicht über den
„Verluſt Eures Vermögens, das, wie man
„ſagt, Serrillen in Euren jetzigen Verhält-
„niſſen zu ihm anheim fällt — Ihr beſitzt
„einen Reichthum an höheren Schätzen,
„der Euer Loos noch immer vor dem vie-
„ler Tauſenden Eures Geſchlechts benei-
„denswürdig machen muß: Jugend, Schön-
„heit und ein für das Glück der Liebe em-
„pfängliches Herz. — Was bedeutet alles
„Geld der Erde gegen die Herrlichkeit eines
„ſolchen Beſitzthums? Von der Bosheit
„Eurer Feinde verfolgt, verrathen von de-
„nen, die ſich Eure Freunde nannten, von
„Serville verlaſſen, von Beauvilliers auf-

„gegeben, werdet Ihr nicht undankbar seyn,
„wenn ich Euch versichere, daß mein Herz
„ungetheilt für Euch schlägt und daß ich
„nur auf Eure Erlaubniß warte, um Euch
„dies Herz und mein Vermögen zu Füßen
„zu legen.

Sancy.

Diese Briefe lüfteten vollends den Schleier, der Heloisen die Gehaltlosigkeit dieser Menschen verhüllt hatte; die kalte Gefühllosigkeit des Fräuleins von Entregues und Servins Spott machten indessen einen weit tieferen und schmerzlicheren Eindruck auf ihr Herz, als Jaquelinens Leichtsinn und Sancy's von ihr kaum verstandene Frechheit.

In der ersten Aufwallung ihrer Empfindung wollte sie allen Vieren schriftlich antworten, aber sie fühlte bald, daß sie diesen herzlosen Menschen nichts zu sagen hatte und nichts Besseres thun konnte, als jedem die ihm schuldige Summe, in den von ihm erhaltenen Brief eingewickelt, zuzusenden. Sie athmete, sobald dies geschehen war, freier — ihre Schulden waren bezahlt, ihre Güter schuldenfrei geblie-

ben, und die Summe, die noch in ihren Hän=den war, reichte zur Beſtreitung ihrer Reiſe=koſten nach St. Dorval. Sie ſank auf ihre Knie nieder und dankte Gott aus voller Seele für das Erbarmen, mit dem er ſie aus dem Labyrinth dieſer nichtigen Weltfreuden gerettet habe, und bat ihn um Kraft, dem von ihr er=kannten Guten künftig unwandelbar treu zu bleiben.

Jetzt, nach Beſeitigung ihrer peinlichſten Beſorgniſſe, ihrer drückendſten Noth und nach=dem ſie das von ihr Andern zugefügte Unrecht ſo viel möglich vergütet hatte, erwachte nun aber auch in ihrer Bruſt das Gefühl des ihr wi=derfahrenen Unrechts und der erlittenen ſchmach=vollen Kränkungen, und es durchſchauerte ſie die Furcht, daß ihr Ruf vielleicht unwieder=bringlich verloren ſey. In der ſtrengen Schule des Unglücks geprüft und geläutert, konnte ſie alle ihre Unbeſonnenheiten und Fehler durch feſteren Willen, reinere Güte, zweckmäßigere Thätigkeit und weiſe Sparſamkeit vergüten — aber konnte ſie durch ein Leben voll der edel=ſten Tugendübung je ihrem, von der Verläum=

dung vergifteten Ruf den Glanz ungetrübter Reinheit wiedergeben? — Dieſer Gedanke brach ihr Herz. Nun erſt verſtand ſie Serville's Warnungen vor Sancy und ſeine Bitten und Ermahnungen, die unbefangene Traulichkeit ihres Betragens gegen ihn und ſeines Gleichen, die ein Erzeugniß der Unſchuld ihres Herzens und ihres heitern, jugendlichen Frohſinns war, in würdevolle Bedachtſamkeit umzuwandeln — nun erſt wurde es ihr klar, was ihr Beauvilliers in der letzten Zuſammenkunft mit ihm zu ſagen gehabt hatte, wie er ſie beſchwor, ihn, um ihrer ſelbſt willen, anzuhören — zu ſpät, ach, zu ſpät erkannte ſie die Bedeutung dieſer Warnungen vor einer Gefahr, deren Daſeyn ſie, voll Zuverſicht zu dem Adel ihrer Grundſätze und der Makelloſigkeit ihres Betragens, nie geahnet hatte!

Welche heiße Thränen der Reue weinte ſie jetzt! Dieſer Schmerz war bitterer, denn alles, was ſie früher erlitten hatte. Ihre treue Beatrix fand ſie in dieſer Verzweiflung, als ſie zu ihr eintrat, um ihr mit freudigem Geſicht einen Brief zu übergeben, den ein reichge-

kleideter Bedienter gebracht hatte und der, wie ſie meinte, gewiß eine frohe Nachricht enthalten werde. Das Andenken an Serville und Beauvilliers war Heloiſen zu gegenwärtig, um nicht ihr Herz der leiſen Hoffnung, von ihnen nicht unwiderruflich verlaſſen zu ſeyn, zu öffnen; ſie ließ ſich Licht bringen, befahl Beatrix, ſich zu entfernen und erbrach dann den Brief, in dem ſie obenauf folgendes Blatt fand:

„Ein unbekannter Freund fühlt ſich ver„pflichtet, der Gräfin von St. Dorval den „Einſchluß in der Hoffnung zu überſenden, „daß dies reizende Gemälde ihres vergan„genen Lebens dazu beitragen kann, ihr „ihre jetzige Einſamkeit theurer zu machen.“

Voll Erſtaunen griff Heloiſe nach den andern Blättern, die den Titel führten: „Biographie der berühmten Gräfin Heloiſe von St. Dorval, mit ihrem Bildniſſe als Pſyche.“

Dies Bild war wirklich ähnlich, aber die Stellung und das Coſtüme, in dem es gezeichnet war, machten es zu einer höchſt boshaften Karrikatur.

Heloiſe bedurfte einiger Augenblicke, ſich zu

ſammeln, ehe ſie dieſe Blätter zu durchlaufen vermochte, die eine Reihe ſchändlicher Verläumdungen, mit ſo viel wahren Zügen aus ihrem Leben vermiſcht, enthielten, daß es dem Leſer faſt unmöglich wurde, die einen von den andern zu ſondern.

„Die ſogenannte Gräfin St. Dorval, hieß es, ſey als ein armes Findelkind aus Barmherzigkeit in einem Kloſter erzogen worden, aus dem ſie, während ihres Probejahres, von dem Edelknaben einer vornehmen Dame, die in jenem Kloſter einen Beſuch abgeſtattet habe, entführt worden ſey. Nach manchem Abentheuer ſey ſie, als Troubadour verkleidet, in dem Lager vor Laon erſchienen, wo es ihr gelang, die Eroberung des Herzogs von Beauvilliers, der damals noch Baron von Montargis hieß, zu machen; dieſer ſey ihrer aber bald überdrüſſig geworden und habe ſie verlaſſen, worauf ſie die Geliebte des Grafen von St. Dorval geworden ſey, der, bei einem großen Hange zum Romanhaften, den Entſchluß gefaßt habe, das ſchöne Mädchen zur vornehmen Weltdame bilden

und erziehen zu wollen; er habe sie in dieser Absicht zu einem seiner Freunde gebracht, der nahe bei Florenz auf einer Villa wohnte; hier entfaltete sie, von den besten Meistern unterrichtet, wunderbar schnell die glänzenden Talente, denen sie in spätern Zeiten das Ansehen und die Berühmtheit verdankte, die ihr zu Theil wurden. Ihre Gewalt über den Grafen wurde so groß, daß er sie in Florenz für eine, ihm in ihrer Kindheit entführte Tochter ausgab und ihr bei seinem Tode sein ganzes Vermögen vermachte. Der Besitzer der Villa, der Ritter von Serville, wurde sein Nachfolger in ihrer Gunst; sie blieb mehrere Monate nach des Grafen Tode bei ihm auf seiner Villa; doch bald fand sie diesen Schauplatz zu enge für ihre Talente; sie verließ Toskana und begab sich nach Paris, wohin sie der Ritter in der Rolle ihres Vormundes und ihres Verlobten begleitete. Ihre Schönheit, ihre Talente, ihre Reichthümer und der Schein von feiner Sitte, den sie sich zu geben verstand, verschafften ihr hier die günstigste Aufnahme; der König

selbst ließ sich täuschen und erkannte sie förmlich als die Erbtochter des Hauses St. Dorval an. Doch ihre unsinnige Verschwendung, ihr leichtsinniges Betragen und die Art, wie sie die Zügel des Anstandes und der Sitte durch zahllose Neuerungen in den geselligen Vergnügungen und der Form der eingeführten Zusammenkünfte zu lösen suchte, führten bald zu einer Enthüllung ihrer früheren Lebensverhältnisse, und ihr blieb von all ihrem Glanze nur der Ruhm, eine der schönsten und verschmitztesten Abentheuerinnen zu seyn, die je auf der Bühne der großen Welt eine Rolle zu spielen versucht haben."

Hier entsank das Blatt Heloisens Händen, und als Beatrix wieder in das Zimmer trat, fand sie ihre Gebieterin ohne Bewußtseyn und mit Blut überströmt auf der Erde liegen, da sie sich im Fallen die Stirne verletzt hatte. Ihr Angstgeschrei rief die andern Dienstboten herbei; man hob die unglückliche Heloise auf und sandte nach einem Wundarzt. Dieser fand die Wunde nicht gefährlich, aber ihre Augen und die Farbe ihrer Wangen zeugten von dem heftigen Fieber,

das in ihren Adern glühte und in wenig Stunden mit furchtbarer Gewalt zum Ausbruch kam.

Man hatte sie in der Bestürzung des ersten Augenblickes nicht gleich nach ihrem Schlafzimmer gebracht, und nun war es zu spät dazu und man mußte sie in dem öden, von allem Hausgeräth schon entblößten Gemache lassen, wo man sie auf ein Kanapee bettete. Hier lag nun, von allen ihren Freunden und Bekannten verlassen, diese Heloise, die noch vor wenig Tagen, von allen Großen der Hauptstadt gefeiert und vergöttert, ein Gegenstand des Neides gewesen war! — Jetzt lag auf diesen Wangen, auf denen sonst die Rosen der Jugend und der Gesundheit so herrlich blüheten, nur die Gluth des Fiebers, und dies schöne, voll Geist und Leben blitzende Auge hob sich jetzt, von aller Erdenfreude abgewandt, nur mit der Thräne eines gebrochenen Herzens zum Himmel!

Kein befreundetes Wesen war ihr geblieben, an dessen Brust sie ihr Haupt lehnen konnte! Kein Ohr belauschte die leisen Klagen ihrer Schmerzen, kein Auge verstand den Blick des

ihren zu deuten! Ach, wenn es ſchon in geſunden Tagen das herbſte, ſchwermuthsvollſte Gefühl des trüben Erdenlebens iſt, ſich einſam und verlaſſen zu fühlen, ſo reicht es doch nicht an den ſtummen Jammer, ſich auf dem Krankenbette von ſeinen Freunden, von denen, auf deren Liebe und Pflege man ſo feſt rechnete, verlaſſen und gefühlloſen Miethlingen preißgegeben zu fühlen! Sechs Tage lang lag Heloiſe in ununterbrochener Fiebergluth, die ihr nur ein unvollkommenes Bewußtſeyn ihres Elends ließ — am ſiebenten trat eine Criſis ein, und am achten gab der Arzt Hoffnung, ſie gerettet zu ſehen. Ihre Jugend beſiegte die Gewalt ihrer Seelen- und Körperleiden, und nach 14 Tagen war ſie im Stande, ihr Lager wieder zu verlaſſen.

Der Arzt, den man am erſten Tage ihrer Krankheit herbeigerufen, hatte ſie täglich beſucht, und hiermit noch nicht zufrieden, am zweiten Tage einen Gehülfen mitgebracht, der Heloiſens Lager faſt nicht verließ und ſich als der ſorgſamſte Krankenwärter bewährte; doch von dem Tage an, wo ſie ihre volle Beſinnung

wieder erhielt, blieb er aus, und als sie nach ihm fragte, um sich für seine Bemühung dankbar zu erweisen, erfuhr sie, es sey ein Engländer gewesen, der von dem Arzte zu ihr geführt worden sey, um seine Meinung über ihren höchst gefährlichen Zustand zu erfragen und sich aus Menschenliebe ihrer Pflege gewidmet habe, bis man ihrer guten Natur allein den Fortgang ihrer Genesung anvertrauen durfte. Jede Vergeltung für seine Mühe hatte er im Voraus verbeten, und Heloise mußte sich darauf beschränken, ihm einige Zeilen zu schreiben, die ihr Arzt ihm zu senden versprach.

Heloisens Thränen benetzten die Zeilen, in denen sie ihm ihren Dank aussprach und es ihm frei gestand, daß sie ihn in doppelter Hinsicht als ihren Wohlthäter verehre. „Von allen denen verlassen, schrieb sie ihm, die sich meine Freunde nannten, erkenne ich es um so tiefer, daß ich der Menschenliebe eines Unbekannten die Erhaltung meines Lebens zu danken habe, und meine Seele bedurfte dieser erneuerten Bürgschaft für den Adel der menschlichen Natur mehr noch, als mein Körper der Arzenei.“

Neue Lebenskraft durchdrang jetzt mehr und mehr Heloiſens ganzes Weſen; auf ihren Wangen erblühte wieder die ſchöne Röthe jugendlicher Geſundheit und ihre Augen leuchteten wieder in dem klaren, milden Glanze, der ihrem Blicke einen eigenen, faſt unwiderſtehlichen Zauber verlieh. Sie beſtrebte ſich ernſtlich, jede Erinnerung zu meiden, die dem neu erblühenden Frieden ihrer Seele gefährlich zu werden drohte, und war feſt entſchloſſen, eine ganz neue Lebensweiſe an die ganz neuen Verhältniſſe knüpfen zu wollen, in die ſie zu treten im Begriff ſtand; doch auch ungefragt erfuhr ſie von Beatrix, daß keiner ihrer Bekannten es während ihrer Krankheit der Mühe werth gehalten hatte, ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu laſſen. — —

Nach einigen Tagen fühlte ſie ſich ſtark genug, ihre Reiſe nach St. Dorval antreten zu können. Ihr Weg führte ſie bei Anbruch des Tages durch die Hauptſtraßen von Paris; unwillkürlich blickte ſie um ſich her und konnte den trüben Erinnerungen nicht entfliehen, die der Anblick manches Pallaſtes, manches Hotels

in ihr erweckte. Erſt als ſie jenſeits der Vorſtädte das freie Feld erblickte, athmete ſie leichter, aber doch mußte ſie es mit herzzerſchneidendem Weh empfinden, wie ſie vor wenig Monaten Paris voll goldener Hoffnungen, ausgeſtattet mit allen Vorzügen des Reichthums, des Ranges und eines makelloſen Rufes, geſund an Seel' und Herz, an der Seite des edelſten, vortrefflichſten Freundes betreten hatte und es nun mit einem durch Verſchwendung zerrütteten Vermögen, mit einem von der ſchwärzeſten Verläumdung, der ihr Leichtſinn bei der Welt Eingang verſchafft hatte, angefochtenen Ruf und ohne irgend einen Freund verließ, der ihr durch ſeinen Troſt und ſeine Liebe die Laſt ihres ſelbſtverſchuldeten Elends erleichtert hätte.

O, Serville, ſagte ſie ſich ſelbſt, du hatteſt Recht, mich zu verlaſſen! Du durfteſt nicht länger der Zeuge meiner Thorheiten und Verirrungen ſeyn, da ich alle deine Warnungen unbeachtet, deine Bitten unerfüllt ließ — wüßteſt du aber wenigſtens nur, wie tief mein Herz

deinen Verluſt fühlt, wie ſchmerzlich ich mein Unrecht bereue!

An dieſe Klagen reiheten ſich Erinnerungen noch zärtlicherer, aber gefährlicherer Art, die ſie vergebens zu entfernen ſtrebte und die ihr Herz mit jener namenloſen Wehmuth füllten, mit der die Jugend um das verlorne Glück der Liebe und des Lebens weint. — Es war gegen Abend, als ſie zum erſtenmale die hohen Thürme des Schloſſes St. Dorval erblickte; ſie hatte ſchon von Paris aus dem Schloßverwalter den Tag ihrer Ankunft gemeldet und fand daher alles zu ihrem Empfange feſtlich bereitet vor, als ihr Wagen langſam durch die hohe Allee, die zu dem Schloßthor führte, fuhr.

Das Schloß war in einem edlen Styl mit großartiger Pracht erbaut; am Eingange deſſelben wurde ſie von ihrer ſämmtlichen Dienerſchaft empfangen, an deren Spitze der Schloßverwalter, ein ſilberhaariger Greis, der ſchon bei ihrem Großvater gedient hatte, ſie mit einer Anrede empfing, deren unverkünſtelte Herzlichkeit Heloiſen wohlthat. Sie dankte ihm mit der freundlichen Anmuth, die den Großen dieſer

Erde so leicht die Herzen ihrer Untergebenen gewinnt, und trat nun, von ihm geführt, in die hohe, mit farbigem Marmor gepflasterte Vorhalle, deren gewölbte Decke mit gothischen Zierrathen eben so sinnreich, als kunstvoll verziert war. In der Mitte derselben hing eine ungeheuer große Lampe, deren bläuliches Licht die Winkel der Halle nicht zu erhellen vermochte, wohl aber die breite Treppe zeigte, die zu den obern Gemächern führte. Am Fuße derselben erblickte Heloise eine weibliche Gestalt, die in ihrer Kleidung, so wie in ihrer Haltung einem früheren Jahrhundert anzugehören schien.

Frau Gertrud, sagte der alte Schloßverwalter Geoffroy, die schon seit 32 Jahren mit der Führung des hiesigen Haushalts beauftragt gewesen ist.

Frau Gertrud beugte sich, um ihrer jungen Gebieterin den Rock zu küssen, doch diese verhinderte es und reichte ihr freundlich die Hand. Eure langen Dienstjahre, sagte sie ihr, sind die beste Bürgschaft für Eure Treue und Geschicklichkeit und ich freue mich, Eure Erfahrung und Eure Meinung bei der Einrichtung und der

Führung meines Haushaltes zu Rathe ziehen und benutzen zu können.

Frau Gertrud verneigte sich noch tiefer, als das erstemal, und ihre welken Wangen überflog ein bleiches Erröthen der Freude und des Dankes. Alle Anwesende waren von der Huld ihrer jungen Herrin entzückt und Geoffroy führte sie mit gerührter, triumphirender Miene die schwarze Marmortreppe, die auf der einen Seite ein vergoldetes Gitter hatte, während auf der andern mannichfache Siegstrophäen und eroberte Banner aufgepflanzt waren, hinauf in eine lange, mit den Bildern ihrer Ahnen geschmückte Gallerie, und aus dieser in ein großes, hell erleuchtetes, von einem mächtigen Kaminfeuer gut durchwärmtes Gemach, das mit reichen Tapeten behängt, Lehnstühle und Sessel von purpurfarbigem Sammet hatte. Geoffroy setzte die beiden großen, silbernen Armleuchter, die er trug, auf den Marmortisch unter dem breiten Spiegel und harrte dann ehrerbietig der weiteren Befehle seiner Gebieterin.

Sagt mir doch, fragte Heloise, die an das

Fenſter getreten war, um bei dem falben Scheine der Abenddämmerung noch einen Blick auf die Gegend zu werfen, wie heißt das Schloß, deſſen erleuchtete Fenſter ſo nachbarlich traulich hier herüberblicken?

Das iſt Schloß Montargis; es iſt von unſerm Schloſſe nur durch die Durance getrennt, aber Ew. Gnaden iſt gewiß die bittere Feindſchaft nicht unbekannt, welche die Bewohner beider Schlöſſer ſchon ſeit Jahrhunderten von einander getrennt hält.

Ein kalter Wind wehte über die Flur, aber doch öffnete Heloiſe das Fenſter, bog ſich weit hinaus und ſeufzte.

Dort in jenem Flügel deſſelben, fuhr Geoffroy fort, wohnte Eure Frau Mutter, als unſer junger Herr Graf ſie entführte. Ich beſinne mich noch ſo gut, als ſey es erſt geſtern geweſen, auf den Tag, wo ich ſie zum erſtenmale ſah, da ich mit in dem Bote war, als der Herr Graf ſie vom Ertrinken rettete. Sie war zum Entzücken ſchön, aber ſo bleich und ſo matt, daß der junge Herr ſie auf ſeinen Armen die Treppe hinauf in dies Zimmer trug.

Es kam uns allen seltsam vor, eine Dame aus Schloß Montargis hier zu sehen, aber wir verwunderten uns noch weit mehr, als er sie am folgenden Tage besuchte, da seit einem Jahrhundert kein St. Dorval die Schwelle eines Montargis betreten hatte. Bald darauf entführte er sie und die edle Dame sah diese Gegend nie wieder.

In wehmüthiges Sinnen verloren, schwieg Heloise. Der Alte trat einen Schritt näher und fuhr mit der gutmüthigen Schwatzhaftigkeit seiner Jahre fort: Seit dem Tode des alten Herzogs geht es drüben sehr still zu, aber Ihr hättet den Jubel bei der Hochzeit seines Sohnes hören sollen! Es war, als ob die Durance in Feuer stände, so hell funkelte sie von dem Wiederscheine der Illumination und des Feuerwerkes. Doch die Herrlichkeit hat nicht lange gedauert; der alte Herr und die junge Baronin starben in einer Woche, und bald darauf hatten wir noch mit jenen Ketzern einen harten Strauß. Einige von ihnen, mit denen wir nicht weit von dem nah gelegenen Kloster zusammentreffen, schalten uns Päpstler

und ſpotteten unſrer Heiligen — da ergrimmten wir, und ob die Spitzbuben gleich jünger und an Zahl ſtärker waren, als wir, ſchlugen wir uns doch tapfer mit ihnen herum, bis plötzlich der junge Baron herbeiſprengte, ſich zwiſchen uns warf und uns allen eine ſchöne Rede hielt, worin er uns zu bedenken ermahnte, daß wir ſämmtlich Chriſten, Landsleute und Brüder wären, und daß überhaupt von keiner Zwiſtigkeit, keiner Feindſchaft zwiſchen ſeinem und unſerm Hauſe mehr die Rede ſeyn ſolle und dürfe. — Seit der Zeit habe ich nun oft ſo meine eigenen Gedanken gehabt — der junge Herr, oder der Herzog, wie ſie ihn jetzt nennen, iſt ein ſchöner Herr und eben ſo gut und brav — er iſt auch mit dem Herrn Ritter von Serville recht gut Freund, und wenn Ew. Gnaden nur vergeſſen könnten, daß er ein Ketzer iſt, ſo ließe ſich die alte Feindſchaft vielleicht ausgleichen, wenn Ew. Gnaden erſt mit dem Herrn Ritter vermählt ſeyn werden.

Das wird nie geſchehen, ſagte Heloiſe bewegt, meine Verlobung mit dem Ritter iſt zurückgegangen —

Das thut mir leid! rief Geoffroy, kein andrer Mann auf Erden iſt einer ſo ſchönen und edlen Braut würdiger, als er! Doch Ew. Gnaden haben wohl bedacht, daß er Euer Vater ſeyn könnte und —

Nicht mein Wille, ſondern ſein Wunſch hat unſer Bündniß aufgelöſet, antwortete Heloiſe ernſt. Sagt mir doch, fuhr ſie erröthend fort, iſt der Herzog jetzt in Montargis anweſend?

Nein, und er wird auch, wie ich höre, noch lange nicht erwartet, da er eine Reiſe außer Landes unternommen hat.

Hier traten die Diener ein, um die Abendtafel zu bereiten, und nach beendeter Mahlzeit begab ſich Heloiſe, von der Reiſe ermüdet, gleich in ihr Schlafzimmer.

Als ſie am andern Morgen das Fenſter öffnete, um den balſamiſchen Hauch der Morgenluft einzuathmen, wurde ſie von der Schönheit der Landſchaft, die in allem Zauber des erſten Frühlingsreizes vor ihr lag, entzückt. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ihre Hände falteten ſich unwillkürlich und ihre Seele

hob ſich im Gebet zu Gott empor; doch als die Erde an die Erdgeborne ihr Recht wieder geltend machte und ſie ſich umwandte, um ihre Wonne, ihre Begeiſterung auszuſprechen, fühlte ſie es plötzlich, daß ſie allein, allein und einſam war. O, rief ſie mit ſtrömenden Thränen, dieſer Augenblick enthüllt mir meine Zukunft! Vereinzelt und unverſtanden zu leben iſt für ein Herz, wie das meinige, tauſendfacher Tod, und doch beſtimmt mich mein Schickſal dazu! Ich kann mich noch des Glückes würdig zeigen, doch nie, nie kann ich wieder glücklich werden!

Sie wollte ſich faſſen, ſich ermannen und durchwanderte, um ſich zu zerſtreuen, nach dem Frühſtück das ganze Schloß, von Geoffroy begleitet, der eine lebende Chronik ihrer Familie war. Dann ließ ſie ſich von ihm auf die Wälle führen, die es umgaben und von denen ſie mit einem Blick alle ihre in der Provence gelegenen Beſitzungen überſehen konnte. Gewiß, gnädigſte Gräfin, ſagte ihr Geoffroy, iſt dies die ſchönſte Ausſicht, die es weit und breit giebt. Dort jener Schneegipfel im Norden iſt der Berg Ventoux in der Dauphine — jenes,

von der Sonne ſo glänzend erleuchtete Gefilde iſt das Thal von Venaiſſin; jenſeits der Thürme von Avignon ſeht Ihr die St. Clara-Kirche, und dort, gegen Weſten, liegen die hohen Hügel und die Felſen von Vauclüſe.

Von Vauclüſe? fragte Heloiſe; liegt das ſo nahe?

Drei bis vier Stunden von hier, antwortete Geoffroy, aber ich möchte eben ſo gerne, daß es mit ſeinen finſtern Wäldern, ſeinen Höhlen und den Geſpenſtern, die darin hauſen, hundert Meilen von hier läge.

Ich hoffe doch, ſagte Heloiſe lächelnd, daß Eure Furcht vor dieſen Euch nicht abhalten wird, mich bei einem Beſuch derſelben zu begleiten — und wirklich faßte ſie auch den Vorſatz, dieſe durch das Andenken an Petrarka geweihten Gegenden oft zu beſuchen.

Die Nachricht von Heloiſens Ankunft im Schloſſe St. Dorval zog alle ihre Vaſallen herbei, um ihr ihre Huldigungen darzubringen; ſie wurden mit freundlicher Huld aufgenommen und gaſtfrei bewirthet. Entſchloſſen, nur für das Glück ihrer Unterthanen und der ſorg-

ſamſten Erfüllung ihrer Pflichten zu leben, entwarf ſich Heloiſe einen Plan zur Eintheilung ihrer Zeit, den ſie pünktlich befolgte. Durch den günſtigen Erfolg ihrer erſten Schritte auf dieſer neuen Bahn ermuthigt, ſchritt ſie raſch darauf fort und zeigte ſich ganz als das Gegentheil der eitlen, prunkſüchtigen Weltfrau, die ſie früher geweſen zu ſeyn erröthete. Sie vernachläſſigte ihre Talente nicht, aber ſie ſah ſie nur als Mittel zur Erholung von ernſteren Geſchäften an und zeigte in ihrem ganzen Weſen und in allen ihrem Thun, daß ihre Verirrungen wirklich für ſie eine Schule der Erfahrung und der Läuterung geworden waren.

Der Frühling war jetzt rund um ſie her in ſeiner zaubervollſten Pracht erblüht; ſie machte täglich lange Spaziergänge und kehrte auf dieſen oft in die Wohnungen ihrer Unterthanen ein, um mit ihren Verhältniſſen und Bedürfniſſen genauer bekannt zu werden. Es wurde ihr liebſtes Geſchäft, die Kranken zu pflegen, die Betrübten zu tröſten, Dürftige zu unterſtützen und Streitende zu verſöhnen. Sie wurde bald allgemein wie ein ſichtbar gewor-

dener Engel geliebt und verehrt, und dieſe Liebe und das Glück, das ſie mit weiſer Beſonnenheit rund um ſich her zu erſchaffen ſtrebte, begannen auf ihr eigenes Daſeyn wohlthätig zurückzuwirken, und der verlorne Friede erblühte allmählig wieder in ihrer Seele — aber die Natur hatte in ihr Herz eine Fähigkeit gelegt, die ſelten beglückt und doch der Bürge unſers Adels und unſerer Unſterblichkeit iſt — ſie bedurfte zum Vollgefühl ihres Daſeyns, zur Entfaltung ihrer edelſten Seelenkräfte, zur Klarheit ihres Selbſtbewußtſeyns, der Fülle eines mächtigen, tiefen, leidenſchaftlichen Gefühls — ſie mußte den Menſchen bewundern können, deſſen Liebe ſie beglücken ſollte. Es war nicht ihre Schuld, daß ſie für Herz und Seele, für Glück und Leben mit alltäglichen Menſchen und alltäglicher Gutmüthigkeit nicht auszureichen vermochte. — Ihre Vergangenheit gab ihr die Kraft, entſagen zu können, aber ein Leben ohne Liebe und Begeiſterung blieb ewig für ſie ein Zuſtand trüber Verkümmerung und ihre Stimmung die eines Verbannten, der ſich mit un-

endlicher Schmerzensſehnſucht nach der himmliſchen Heimath zurückſehnt.

Der Sommer verging ehe ihr Plan einer Wallfahrt nach Vauclüſe zur Ausführung kam. Endlich aber machte ſie ſich, nur von Geoffroy begleitet, auf den Weg, der ſie längs der Ufer der Sorgun nach dem erſehnten Thale führte.

Am Eingang deſſelben ließ ſie Geoffroy zurück, dem es zu ſchwer geworden ſeyn würde, den raſchen, leichten Schritten ſeiner Gebieterin zu folgen, und ſetzte, trotz aller der Bitten und Warnungen, mit denen er ihr anlag, einen Führer mitzunehmen, allein ihren Weg fort. Sie wollte keinen andern Begleiter, als den Band des Petrarka, den ſie bei ſich trug, und keine andere Geſellſchaft, als ihre eigenen Gedanken und Empfindungen.

Die Natur hat dies berühmte Thal in reicher Mannichfaltigkeit ſowohl mit lieblichen, als mit erhabenen, mit romantiſchen, als ſchauerlichen Schönheiten geſchmückt. Der breite, blumige Weg, auf dem Heloiſe anfänglich wandelte, verengerte ſich allmählig zu einem ſchmalen Fußpfad; ein banges und doch an-

genehmes Gefühl durchdrang Heloiſen beim Anblick der hohen, ſenkrechten Felſenmaſſen, die das Thal im Hintergrunde zu ſchließen ſcheinen, von deren Gipfel und aus deren Höhlen die Bäche hervorſtrömen, die der berühmten Quelle von Vauclüſe das Waſſer zuführen, hier mit donnerndem Getöſe als Waſſerfall niederbrauſend und dort als ſilberhelle, klare Bänder ſich durch das Grün der Wieſen ſchlängelnd.

In den Trümmern eines alten Schloſſes, auf der Spitze eines dieſer Felſen, erkannte Heloiſe bei der genauen Beſchreibung, die Petrarka von dieſem Thale giebt, bald die Burg der ehemaligen Beſitzer von Avignon, die zu Petrarka's Zeit von ſeinem Freunde, dem edlen Erzbiſchof von Cavaillon, bewohnt wurde.

Eine namenloſe, ſüße Wehmuth füllte Heloiſens Seele. Sie konnte nicht an Petrarka denken, ohne ſich des Tages zu erinnern, wo Montargis ſich im Lager vor Laon einige ſeiner ſchönſten Sonnette überſetzte, und dann auch der ſpäteren, unvergeßlichen Tage, in denen ſie von dem edlen Freund und Bildner

ihrer Jugend, von Serville, italieniſch lernte und mit ihm den Petrarka las und überſetzte.

O wie wahr iſt es, ſagte ſie, indem ſie zugleich die Stelle aufſchlug und ſie laut las, was Petrarka einſt hier niederſchrieb: „Vor der Verfolgung der Menſchen, vor ihrem Haß und ihrem Unwerth können mir dieſe Wälder, dieſe Höhlen Schutz gewähren — aber wo iſt auf Erden eine Zuflucht gegen den Schmerz unglücklicher Liebe!“

Sie barg hier das Geſicht in ihre Hand — aber wie erſchrak ſie, als ihr in dieſem Augenblick ein tiefer Seufzer die Nähe eines unſichtbaren Zeugen verrieth. Scheu und furchtſam blickte ſie um ſich her — alles blieb einſam und ſtumm und ſie begann das Ganze für eine Täuſchung ihrer erregten Einbildungskraft zu halten; doch getraute ſie ſich nicht länger an dieſer Stelle zu verweilen, ſondern ſetzte ihren Weg fort, um den Platz aufzuſuchen, wo Petrarka's Hütte geſtanden haben mußte, die, wie er ſagt, zwiſchen dem Fluſſe und dem Thale lag. Bald hatte ſie auch einen Ort gefunden, der ſeiner Beſchreibung entſprach. Ihre

Einbildungskraft zauberte eine verſunkene Vergangenheit wieder herbei — ihr war, als ſehe ſie die alte Frau vor ſich, die Petrarka's kleinen Haushalt beſorgte, und deren Züge ihm, wie er behauptete, Lybien und Aethiopien vergegenwärtigten, und mit ihr den alten Fiſcher, den er zu den Waſſerthieren zählte, und den treuen Hund, den er würdig hielt, beſungen zu werden. Sie ſah den unſterblichen Sänger ſelbſt und vertiefte ſich ſo in dieſe Träume und Gebilde, daß die Sonne ſchon hinter die hohen Felſengipfel verſchwunden war, ehe ſie von dieſem Platze ſchied, um die berühmte Höhle aufzuſuchen.

Nie hatte Heloiſe die Nichtigkeit alles irdiſchen Glanzes, aller eitlen Weltfreuden tiefer empfunden, als in dieſer Stunde, wo in ihrer Seele kein Gedanke war, unwerth von einer Unſterblichen gedacht zu werden. — Der Eingang zu der Höhle iſt ſo düſter, ſo grauſenvoll, daß man ſie am ſchönſten, ſonnenhellſten Tage nicht ohne ein leiſes Bangen zu betreten vermag, und Heloiſe konnte ſich jetzt, bei der abendlichen Beleuchtung und den leichten Luft-

gebilden, die aus der Tiefe aufstiegen, eines Schauders nicht entwehren, als sie am Eingange stand — furchtsam trat sie einige Schritte vor; ihr war, als sey das Innere der Höhle in undurchdringliche Finsterniß gehüllt, bis sich ihr Auge allmählig an die Dunkelheit gewöhnte und sie die seltsame Gestaltung der Felsenmassen zu erkennen vermochte. Hin und wieder fiel ein einzelner Lichtstrahl durch die Spalten des Gewölbes und gab diesen bestimmtere Umrisse. Vorzüglich zog ein Felsenblock Heloisens Aufmerksamkeit auf sich, der einer menschlichen, in weite, faltige Gewänder verhüllten Gestalt glich, die in ruhender Stellung an der Wand zu lehnen schien. Dieses Spiel der Natur interessirte sie und doch wurde ihr, je länger sie darauf hinstarrte, banger und banger zu Sinne — da war ihr, als höre sie das Gewand rauschen, als bewege sich die Gestalt, und mit einem lauten Schrei floh sie mit der Schnelligkeit eines gescheuchten Rehes aus der Höhle so weit hinweg ins Freie, als ihre zitternden Füße sie zu tragen vermochten, bis sie blaß und athemlos unter einem Baume niedersank.

Hier fand ſie Geoffroy, der, durch ihr langes Verweilen in dem verrufenen Thale beunruhigt, einen Wegweiſer genommen hatte, um ſie aufzuſuchen. Die heilige Jungfrau ſey gelobt, ſagte er ihr, daß wir Ew. Gnaden wohl und geſund wiederſehen. Als ich im nahen Kloſter die Veſper läuten hörte und die Schatten länger werden ſah, ergriff eine traurige Ahnung mein Herz und ich begreife nicht, wie Ew. Gnaden Vergnügen daran finden können, dieſe wüſte Gegend zu durchirren, da Ihr doch zu Hauſe ſelbſt einen ſo ſchönen Schloßgarten, voll Blumen und Springbrunnen und Terraſſen habt.

Ob ich gleich, ſetzte der Führer hinzu, ſeit meiner Kindheit hier am Eingange des Thales wohne, möchte ich doch um keinen Preis in ſpäter Abendſtunde, geſchweige denn zur Nachtzeit, darin umherſtreifen. Es iſt nur zu gewiß, daß der Herr Petrarka und die Dame Laura alle Abende an der Quelle zuſammen ſpazieren gehen und bis Sonnenaufgang leiſe Klage- und Liebeslieder ſingen.

Heloiſe lächelte und ſchämte ſich ihrer kin-

diſchen Angſt, da ſie Faſſung genug wieder gewonnen hatte, ſich zu ſagen, daß wahrſcheinlich ein Wandrer ſchon vor ihr in die Höhle gegangen ſey und ſie durch ſeine Erſcheinung ſo erſchreckt habe; ſie fragte daher den Führer, ob ſie die einzige Fremde ſey, die an dieſem Tage das Thal beſucht habe.

Die einzige, antwortete er, wenn ich einen Pilger ausnehme, der heute, ehe Ihr kamt, bei meiner Wohnung vorüberging und jetzt wahrſcheinlich Avignon ſchon erreicht hat, wo er die Nacht zuzubringen dachte. Meine Frau wollte ihm Geld geben, um für die Seele unſers jüngſt verſtorbenen Kindes zu beten, aber er weigerte ſich, es anzunehmen, und ſie glaubt daher, daß es ein Menſch iſt, der zur Büßung einer ſchweren Sünde auf einer Wallfahrt begriffen iſt. Sie meint, er habe gerade wie ein Mörder ausgeſehen, doch hat ſie nicht viel von ſeinem Geſicht erblicken können, da er den großen, breiten Hut ſo tief in die Augen gedrückt hatte, daß dieſer es ganz verdeckte.

Jetzt war alſo das Geheimniß erklärt und dieſer Pilger aller Wahrſcheinlichkeit nach das

Gespenst, welches sie in der Höhle so erschreckt hatte; doch wurde Heloisens Besorgniß dadurch nicht gemindert — das Bild eines Mörders war ihrer Phantasie noch grauenvoller als das eines Bewohners der Unterwelt und sie freuete sich, als sie bei der Wohnung des Führers angekommen waren, wo sie ihre Pferde fand und nach St. Dorval zurückeilte.

* * *

Heloisens Leben glich jetzt dem stillen Laufe eines klaren Baches und wenn sie einen Blick auf ihre stürmisch bewegte Vergangenheit zurück warf, konnte sie gegen das Glück ihrer jetzigen, so friedlich und ungetrübt dahin schwindenden Tage, nicht blind seyn, dennoch vermochte sie nicht es sich zu verhehlen, daß sie dies Glück eben nur zu erkennen, aber nicht mit Herz und Seele zu empfinden fähig sey.

Sie fuhr indessen fort, alle Tugend edler Güte zu üben und ihren Geist durch nützliche Thätigkeit, ernste Lectüre und einsames Nachdenken zu kräftigen. Die Irrthümer, die ih-

ren angebornen Seelenadel umhüllt hatten, wurden jetzt von dieſem überwältigt und ſie immer feſter, immer klarer im Erkennen des Guten und in liebevoller Ausübung deſſelben.

Acht Tage waren ſeit ihrem Beſuch in Vaucluſe verſtrichen, als ſie eines Abends, wo ſie an den Ufern der Dürance einſam luſtwandelte, von einem ihrer Unterthanen angeredet wurde, deſſen Frau, welche die Pflegerin ihres alten Vaters und Mutter mehrerer Kinder war, an der Auszehrung ſchon ſeit einigen Wochen hoffnungslos darnieder lag. Heloiſe hatte ſie ſchon einigemal beſucht und alles, was menſchliche Hülfe zu leiſten vermochte, zu ihrer Pflege und Heilung aufgeboten, doch Rettung war hier unmöglich und alles was ſie erreichte, war, die letzten Lebenstage der Leidenden zu erheitern und ihr den Abſchied vom Leben zu erleichtern.

Ach, Ew. Gnaden, redete ſie jetzt der Bauer an, nun wird es mit meiner guten Claudine bald aus ſeyn, und ſie hat mich hergeſandt Euch ihre letzte Bitte vorzutragen.

Du kannſt der Erfüllung derſelben im Voraus gewiß ſeyn, antwortete Heloiſe.

Gott ſegne Ew. Gnaden, ſagte Juſtin, indem er mit der Hand die Thränen trocknete, die über ſeine braunen Wangen floſſen, Ihr ſeyd ja der wahre Engel aller Unglücklichen. Claudine wünſcht ſo innig, Euch noch einmal vor ihrem Tode zu ſehen und läßt Euch daher bitten, dieſen Abend zu ihr zu kommen, da ſie, wie wir alle fürchten, die Nacht nicht mehr überleben wird.

Heloiſe begleitete ihn ſogleich in ſeine Hütte, wo ſie die Kranke, todtenbleich und todesmatt auf ihrem Lager, kaum noch athmend, fanden. Ihr Haupt ruhete an der Bruſt ihres Vaters, deſſen Thränen langſam auf ihre kalten Wangen niederrollten — mit der rechten Hand hielt ſie ein kleines, bitterlich weinendes Mädchen umfaßt und die linke hielt ein Pilger, der achtſam und beſorgt die Schläge ihres ſchwachen Pulſes zu zählen ſchien. Ein andrer Fremdling, gleichfalls als Pilger gekleidet, ſaß in einem Winkel der Hütte, und auf ſeinem Schooß ein allerliebſter kleiner Junge, deſſen

um ein Jahr älterer Bruder zu seinen Füßen spielte.

Ueberrascht durch die Gegenwart dieser Pilger, aber zu tief von dem traurigen Anblick ergriffen, der sich ihren Augen darbot, um der Neugierde zugänglich zu seyn, trat Heloise an das Bett der Sterbenden, sie faßte Claudinens Hand und sprach ihr in den sanftesten Tönen der Theilnahme und der Menschenliebe Trost und Muth ein. Die Gesichtszüge der Kranken verklärten sich, eine schwache Röthe überflog ihre Wangen; sie zog Heloisens Hand an ihre Lippen und wollte reden, aber sie besaß nicht mehr die Kraft dazu und nur Blicke die von ihrem Vater auf ihre Kinder fielen und dann Heloisens Augen aufsuchten, sprachen ihren letzten Erdenwunsch, ihre letzte Erdensorge aus.

Scheide in Frieden, sagte Heloise tief gerührt, Deinen Vater und Deine Kinder nehme ich als Dein Vermächtniß an und wann wir uns dereinst vor dem Thron unsers himmlischen Vaters wiedersehen, sollst Du mir das Zeugniß geben, daß es mir heilig gewesen ist.

Da hob die Sterbende das Haupt von der Bruſt des Greiſes, ein himmliſches Lächeln ſchwebte um ihren Mund, ſie drückte Heloiſens Hände, überblickte noch einmal den Kreis, der alle Gegenſtände ihrer irdiſchen Neigungen in ſich ſchloß, und ſchloß es dann auf immer! —

Heloiſe ſank betend auf ihre Kniee nieder und verbarg, als ſie ſich wieder erhob, die Thränen des Mitgefühls nicht, die dem Herzen der Betrübten ſo wohl thun, wie der Thau des Himmels einer welkenden Blume. Sie ſagte dem Vater und dem Gatten einige Worte frommen Troſtes und rief dann die Kinder, um ſie mit ſich hinweg zu führen. Demuthsvoll verneigten ſich die Pilger, als ſie das kleine Mädchen auf dem Arm, die Knaben an der Hand bei ihnen vorübergieng. Sie erwiederte huldvoll ihren Gruß und ließ es, als ſie im Schloſſe ankam, ihr erſtes Geſchäft ſeyn, die Kleinen der Dame Gertrud und ihrer Beatrix zur ſorgſamen Verpflegung zu empfehlen und dann warf ſie ſich in dem großen, vom Mond nur halb erleuchteten gothiſchen Saal, auf das Sopha, um den ern-

sten Betrachtungen nachzuhängen, welche der feierliche und rührende Auftritt, dessen Zeuge sie eben gewesen war, in ihr erweckte.

Da trat Geoffroy ein und meldete die beiden Pilger, welche die Dame des Schlosses dringend um einige Augenblicke Gehör bitten ließen. Ich habe ihnen schon gesagt, setzte er hinzu, daß ein solches Gesuch in später Abendstunde unziemlich sey, aber sie bestehen darauf und es sind auch gewiß sehr fromme Männer, denn seit den acht Tagen, daß sie sich in dieser Gegend aufhalten, haben sie viel Gutes gethan, viele Kranke geheilt und die Betrübten väterlich getröstet. Sie nehmen dabei von Keinen eine Gabe an, spenden aber selbst viele Wohlthaten.

Laßt sie heraufkommen, antwortete Heloise. Gewiß wollen sie, wenn sie auch für sich selbst keiner Unterstützung bedürfen, doch für irgend einen Unglücklichen, oder sonst zu einem frommen Zweck, meine Hülfe erbitten.

Das Halblicht, welches der Vollmond in dem großen und hohen Saale verbreitete, gab, als sie jetzt eintraten, den beiden tiefverhüllten

Geſtalten etwas Geiſterartiges und nicht ohne einen Anflug leiſer Bangigkeit fragte Heloiſe nach der Veranlaſſung, die ſie zu ſo ſpäter Stunde noch zu ihr führe.

Wir ſind, antwortete der eine, auf einer Wallfahrt begriffen, um von unſrer Heiligen Verzeihung für ein gegen Sie begangenes Verbrechen zu erflehen —

Verbrechen! rief Heloiſe unwillkührlich aus.

Ja, erwiederte der andre Pilger, unſer Vergehen verdient dieſen Namen, und Ihr allein könnt entſcheiden, ob wir Verzeihung hoffen dürfen.

Hier warfen beide das Pilgergewand ab; Heloiſe ſah Serville und den Herzog von Beauvilliers zu ihren Füßen, und ſank ohnmächtig zurück. Als ſie wieder erwachte, fand ſie ſich in Servilles Armen wieder — ihr Haupt ruhte an ſeinem Herzen, der Herzog lag zu ihren Füßen und hatte ihre Hand gefaßt, während der alte Geoffroy ihr ein Balſambüchschen zum Riechen vorhielt. Sie glaubte ſich von einem holden Traum befangen, bis der wohlbekannte Laut von Servilles

Stimme ihr die Ueberzeugung gab, es ſey keine Täuſchung, ſondern ſie dürfe ſich wirklich des Glückes erfreuen, das der ſehnſuchtsvollſte, theuerſte Wunſch ihrer Seele war, ohne daß ſie je auf die Erfüllung deſſelben zu hoffen gewagt hatte.

O Heloiſe, rief Serville, könnt Ihr uns dieſe Ueberraſchung und die Verkleidung, die ſie herbeiführte, verzeihen?

Was könnte ich Euch zu verzeihen haben? ſagte ſie leiſe, während ein lebhafteres Roth ihre Wangen überflog und ihre naſſen Augen ſchüchtern zur Erde ſanken — ich durfte nicht hoffen — ich fühle daß ich es nicht verdiene —

Die Worte erſtarben auf ihren bebenden Lippen.

Du verdienſt die innigſte Verehrung, die innigſte Liebe, antwortete Serville, indem er ſie mit dem Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit an ſein Herz drückte.

Der Herzog ließ beim Anblick dieſer Umarmung Heloiſens Hand los, ſtand raſch auf und gieng nach dem andern Ende des Saals. Geoffroy, der bis jetzt vor Erſtaunen und Ue-

berraſchung ſtumm geblieben war, begann jetzt ſeine Freude auszudrücken. Das iſt bei meiner armen Seele, rief er, indem er ſich die Hände rieb, der hübſcheſte Spaß, den ich je erlebt habe. Wer hätte glauben ſollen, daß der Herr Ritter darauf fallen könnte, ſich ſo zu verkleiden? Ihr wart ſonſt, mit Euer Erlaubniß, ſelbſt als Knabe kein Freund von dergleichen Poſſen und ich erinnere mich noch recht gut, daß Ihr einmal, da der ſeelige Herr Graf —

Und ich, mein guter alter Freund, antwortete ihm Serville ſcherzend, erinnere mich daran, daß wir heute den ganzen Tag noch nichts gegeſſen haben und daher noch einen Beweis Eurer mir wohlbekannten Geſchicklichkeit, als Keller- und Küchenmeiſter verlangen.

Gleich, gleich Herr Ritter, ſollt Ihr bedient werden und Euch überzeugen, daß unſer Wildpret und unſre Fiſche nichts von ihrem Wohlgeſchmack verloren haben und unſre Tafel noch eben ſo gut damit verſehen iſt, als zu der Zeit, wo Ihr ſo oft des Morgens bei Tagesanbruch mit dem Herrn Grafen auszo-

get, um mit ihm zu jagen und zu fiſchen und was unſre Weine anbetrifft, ſo giebt es in allen Schlöſſern, viele Meilen in der Runde, keinen ſo gut verſehenen Keller, als den unſrigen.

Heloiſe hatte während dieſes Geplauders ihre Faſſung wieder gewonnen, und als Geoffroy jetzt den Saal verließ, hieß ſie ihre Gäſte mit der ihr eigenen Holdſeeligkeit willkommen, und lud beide durch einen Blick ein, ſich neben ihr zu ſetzen.

Wißt Ihr auch, ſagte der Ritter lächelnd, was Ihr bei Eurer gaſtfreundlichen Aufnahme wagt? Es bedarf nur eines Wortes und ich bleibe auf Lebenszeit Euer Gaſt und der Herzog mögte gleichfalls dadurch verleitet werden, für die Dauer ſeines Aufenthalts in der Provence Euer Schloß zu ſeinem Hauptquartier zu wählen.

Unſtreitig würde es mich ſehr glücklich machen, antwortete Beauvilliers ſehr ehrerbietig aber kalt, hier länger verweilen zu können, doch zwingen mich meine Geſchäfte, mich noch dieſen Abend nach Montargis zu begeben.

Wie Herzog, jetzt am Ziele unſrer Wallfahrt, fragte Serville ſcherzend, könntet Ihr Euren treuen Gefährten ſo ſchnell verlaſſen wollen? Seht doch unſre Heilige an — ihr freundliches Lächeln ladet Euch zum Bleiben ein.

Serville nahm hier Heloiſens Hand und legte ſie in die Hand des Herzogs. Laßt mich, ſagte er, im Schloſſe St. Dorval den Bund freundlicher Gaſtfreiheit, zwiſchen der Erbtochter dieſes Hauſes und dem Beſitzer von Montargis ſchließen und ſo das Andenken ehmaliger Feindſeeligkeit in Vergeſſenheit begraben.

Der Herzog bog hier vor Heloiſen das Knie und drückte ihre Hand an ſeine Lippen. Laßt uns, fuhr Serville fort, das Glück dieſes Zuſammenſeyns unbeſorgt genießen — wir haben es alle ſchwer erkauft. Das Andenken an alles, was ſie gelitten hatte, füllte hier Heloiſens Augen mit Thränen und auch beide Männer fühlten ſich tief ergriffen. — Ich bin Euch, nahm Serville nach einigen Minuten das Wort, eine Erklärung ſchuldig, wie wir, zu einer Zeit, wo Ihr uns in England glaubet, hierher kommen und kann ſie Euch nicht geben,

ohne Euch zugleich die Urſache meines ganzen bisherigen Betragens gegen Euch zu enthüllen. Ich hatte, ſchon vor unſrer Ankunft in Paris, Euren Karakter zu ſorgſam ſtudirt, um Euch ohne Beſorgniß in eine Welt treten zu ſehen, der eben die ausgezeichneteſten Eigenſchaften Eurer Seele die gefährlichſten Waffen gegen Euch geben. Ich kannte die Erhabenheit Eurer Geſinnungen, die Reinheit Eurer Seele, den tiefen Strom mächtiger Empfindung in Eurem Herzen, aber auch den Mangel an Klugheit und geſunder Vernunft, der Euch bei dem Wunſch eine glänzende Rolle zu ſpielen, ſo verderblich werden mußte. Von der trügeriſchen Außenſeite des glänzenden Weltlebens getäuſcht, gabt Ihr Euch jedem neuen Eindruck hin und warbet um die Liebe und die Bewunderung der Menge, der Ihr zutrautet, ſie müſſe Geiſt, Talente und Seelenwerth bei Euch erkennen und ſchätzen, wie Ihr dieſe Himmelsgaben ehrtet, wo Ihr ſie bei Andern fandet. Doch weh dem, der ſich mit dem Eitlen und Nichtigen, wenn auch nur ſpielend, befreundet; er kann ſich dann vor dem Roſt nicht bewahren, der

dem edleren Gehalt ſeines Weſens Glanz und Ehre raubt! — Ihr wurdet nicht taub gegen die warnende Stimme der Freundſchaft, aber Ihr beachtetet ſie nicht mehr — die anfangs nur glatte Bahn begann unmerklich abſchüſſig zu werden, und ich mußte mich endlich überzeugen, daß nur eine gewaltſame Erſchütterung Eure betäubte Vernunft zu erwecken, und Eurer Seele die edle Kräftigung des ernſten Willens und des ernſten Thuns zurückzugeben vermöge. Darum ſchied ich von Euch und entſagte dem Schein nach, jeder ferneren Theilnahme an Eurem Geſchick; ich ließ Jederman in dem Glauben, daß ich nach England gegangen ſey, aber ich hielt mich in der Nähe von Paris in einem Landhauſe verborgen auf, das dem Herzog zugehört. Euer Betragen entſprach meiner Erwartung — ganz Euch ſelbſt überlaſſen, ranget Ihr Euch ſiegreich aus allen Bedrängniſſen hervor. — Ein Freund, der gleich mir, unſichtbar alle Eure Schritte bewachte, nahete ſich Euch in der Verkleidung des Juden, der Euch Eure Kunſtſammlung und Euren Schmuck abkaufte, und der Bericht,

den ich ihm von Eurem Betragen verdankte, überzeugte mich, daß ich bis jetzt Euren wahren Werth, doch nur noch mehr geahnt, als ganz erkannt hatte. Wie oft fühlte ich mich versucht zu Euch zu eilen und Euch zu sagen, wie hoch Euch Euer Betragen in meinen Augen hob, aber ich durfte Euch den Sieg nicht rauben, den Ihr ohne allen Beistand zu erkämpfen, im Begriff wart — da erhielt ich die Nachricht Eurer Krankheit und flog unter der Verkleidung eines englischen Arztes zu Euch, um selbst über die Erhaltung Eures Lebens zu wachen. Als Eure Wiederherstellung Euch vergönnte, Eure Reise nach St. Dorval anzutreten, begleitete ich Euch, von Euch unbemerkt und schied erst, als ich Euch in Eurem Schlosse wohl und sicher angelangt wußte. Dann erfüllte ich, das dem Herzog früher gegebene Versprechen und begleitete ihn nach der Bretagne. Ein Briefwechsel mit Eurem Intendanten, verschaffte uns wöchentlich Nachricht von Euch und gab uns einen ausführlichen Bericht von all dem Guten, das Ihr thatet und von der vortrefflichen Richtung, die

Ihr Euren Geiſtesfähigkeiten und Eurer Thätigkeit gabt. Länger vermochte ich nun aber die Trennung von Euch nicht zu ertragen — der Herzog, den ohnedies Geſchäfte nach der Provence riefen, erbat ſich, mich zu begleiten und um uns Euch unerkannt nahen zu können, legten wir dies Pilgergewand an und ſchlugen unſre Wohnung in einer nicht ferne von St. Dorval gelegenen Hütte auf, um von dort die Gegend zu durchſtreifen, und uns an dem Lobe zu erfreuen, mit dem alle Bewohner deſſelben Euch ſegnend rühmten. Heut waren wir auf dem Rückweg nach unſrer Behauſung, als die Klagen die aus Juſtin's Hütte erſchallten, uns dorthin zogen; Claudinens unglücklicher Gatte enteilte ihrem Sterbebette, um auf ihre Bitte den Engel herbeizurufen, von dem ſie den Troſt ihrer letzten Stunde hoffte und der Auftritt, deſſen Zeugen wir wurden, machte es uns unmöglich, die Erfüllung unſers Wunſches, zu Euren Füßen unſre Verzeihung zu erbitten, länger aufzuſchieben. Dies Jahr, meine Heloiſe, hat über den Gehalt Eures künftigen Lebens entſchieden; Ihr habt die Ge-

fahren des Ehrgeizes und der Berühmtheit zu gut kennen lernen, um Euch ihnen je wieder preis zu geben — Ihr habt die Kraft gewonnen, unerschütterlich den Grundsätzen und Ansichten treu zu bleiben, die Euch jetzt leiten, und dürft daher die Leiden und die Irrthümer jeder Vergangenheit nur noch als den Kaufpreis ansehen, den Ihr für Tugend, Weisheit und Erfahrung der menschlichen Gebrechlichkeit abbezahlt habt.

Die mannigfaltigen wechselnden Empfindungen, die Serville's Erklärung in Heloisens Herzen erweckte, machten es ihr lange unmöglich, ihm zu antworten. Mit dankbarem Erstaunen vernahm sie, von welchen Beschützern sie unter der Gestalt des Wuchrers und des englischen Arztes umgeben gewesen war, und wenn der Gedanke, daß der Freund ihrer Seele nie aufgehört habe liebevoll über sie zu wachen, sie still beglückte, so füllte die Gewißheit, daß Beauvilliers seine Sorge für sie treu und ununterbrochen getheilt habe, ihr Herz mit einer unaussprechlichen Wonne.

Nach dem Verstummen einiger Minuten

wandte sie sich an Serville und bekannte ihm mit edler Offenheit, daß sie sich viel starkbarer finde, als seine liebevolle, großmüthige Nachsicht sie schildre. Sie hatte in der Einsamkeit viel über sich nachgedacht, und glaubte entdeckt zu haben, daß ihre Erziehung im Kloster, schon den Grund zu ihren Verirrungen im Weltleben gelegt habe. Das Leben in diesen heiligen Mauern, sagte sie, sollte freilich eine Schule der Selbstverläugung seyn, in der alle irdische Leidenschaften, von der Macht der Religion bezwungen, ersterben — statt dessen, wurden aber die Keime des Stolzes und des Ehrgeizes, die in meiner Seele lagen, durch die Klosterfrauen genährt, die alle, ohne die, der menschlichen Natur eigenthümlichen Triebe zu verlieren, nur in der Einsamkeit die Gegenstände gewechselt hatten, denen sich in der Welt ihr Begehrungs-Vermögen zugewandt haben würde. Sie nahmen die Begeisterung und Innigkeit der Empfindung, welche die Grundzüge meines Karakters sind, für besondre Einwirkungen der göttlichen Gnade und weckten meinen Ehrgeiz,

indem ſie mich zu einem Werkzeug auserſehen glaubten, das zur Verherrlichung ihres Kloſters beſtimmt ſey. Im Schloſſe Montmorell erhielt mein Streben eine andre Richtung — in Kunſt und Poeſie ſchloß ſich mir eine neue Welt auf — die Lebhaftigkeit meiner Einbildungskraft verleitete mich, Geiſt und Talent zu überſchätzen; ſie galten mir, ohne Rückſicht auf dem ſittlichen Werth derer, die ſich dadurch auszeichneten, für den gültigſten Empfehlungsbrief, und dies verleitete mich zu Fehlgriffen, die man nicht begehen kann, ohne ſie büßen zu müſſen. Was ich mir ſelbſt aber weit weniger zu verzeihen vermag, iſt die Verletzung der geſellſchaftlichen Formen und die Vernachläſſigung meiner häuslichen Pflichten, wodurch ich mich vor der Welt und meinem Gewiſſen gleich ſtrafbar machte. Eine Frau darf das Joch der Convenienz in ihrer Lebensweiſe nie abwerfen wollen und noch wichtiger für unſer Glück und unſern Werth iſt es, daß wir den Kreis unſrer Thätigkeit und und unſrer Wirkſamkeit auf das häusliche Leben beſchränken. Geiſt, Talente, Rang und

Reichthum können uns nicht von der Befolgung der Geſetze freiſprechen, die die Meinung unſerm Geſchlechte auferlegt und eben ſo wenig von den Pflichten unſers weiblichen Berufes; vernachläſſigen wir das eine oder das andre, ſo verfehlen wir den Zweck unſers Daſeyns und verſündigen uns an der bürgerlichen Geſellſchaft, der jedes menſchliche Weſen die treue Erfüllung des ihm gewordenen Berufes ſchuldig iſt. Ich glaube den meinigen jetzt erkannt zu haben und wenn ich ihn früher nicht erfüllte, ſo bin ich entſchloſſen, ihm dafür deſto treuer und ungetheilter mein ganzes künftiges Leben zu widmen.

Hier wechſelte Heloiſe die Farbe und hielt einen Augenblick ein — man ſah, welche Anſtrengung es ſie koſtete, weiter zu reden, aber ſie bezwang ſich und wandte ſich, wenn gleich mit leiſerer Stimme zum Herzog. Meine Verbindlichkeit gegen Euch, ſagte ſie, iſt zu groß, als daß ich es verſuchen möchte, Euch meinen Dank dafür auszuſprechen; die Empfindungen, die Eure Großmuth und Eure Theilnahme in meinem Herzen erweckten, können nur mit mei-

nem Leben ersterben und die einzige Vergeltung die ich Euch bieten darf, ist das Versprechen, daß Ihr mich stets derselben würdig sehen sollt.

Hier überzog Todesbläſſe ihre blühendes Gesicht und ihre Wangen füllten sich mit Thränen, als sie sich zu Serville wandte: Und Ihr, mein Freund, mein Retter, mein Beschützer, Ihr, den selbst meine Thorheit und meine Strafbarkeit nicht von mir zu entfernen vermochten, darf ich Euch dies neue Leben mit seinen Entschlüſſen weihen? Bin ich noch des Glückes und der Ehre werth, Eure Gemahlin zu werden?

Ihr Leben schien an der Beantwortung dieser Fragen zu hängen — sie verhüllte ihr Gesicht und reichte Serville die Hand, die er, zu ihren Füßen niedersinkend, an seine Lippen drückte.

Ich habe nie aufgehört Dich zu lieben, sagte er, und jetzt bete ich Dich an.

Keines Lautes mächtig, sank sie in seine Arme, ein Thränenstrom erleichterte die furchtbare Beklemmung ihres Herzens, doch nicht

bloß ihr Auge vergoß Thränen, ſie fühlte Serviles Wange an der die ihre ruhete, gleichfalls naß von ſeinen Thränen.

Der Ritter wandte ſich zu dem Herzog, der, das Geſicht in beide Hände gedrückt, unbeweglich am Kamin lehnte.

Beauvilliers, rief er mit einem unausſprechlichen Ton, habt Ihr mir nichts zu ſagen?

Nichts, als meinen herzlichen Glückwunſch, antwortete der Herzog mit feſter Stimme.

Serville ſah ihn einen Augenblick an, gieng dann zu ihm, faßte ſeine Hand und führte ihn zu Heloiſen.

Hat der Troubadour Orlando keinen Wunſch für die Jungfrau des Schloſſes Montmorell? fragte er.

Beauvilliers ſank zu ihren Füßen.

Der Baron von Montargis kein Wort für ſeine Gefangene? ſetzte Serville lächelnd hinzu.

Montargis bedeckte Heloiſens Hand mit Küſſen.

Der Herzog von Beauvilliers keinen Glückwunſch für die Braut ſeines Freundes?

Der Herzog erhob ſich raſch — hoher Seelenadel ſprach aus jedem Zug ſeines Geſichts; zu bewegt um reden zu können, warf er ſich in ſeines Freundes Arme. Gottes beſter Segen ſey mit Euch! rief er endlich — Ihr ſeyd der edelſte, der beſte der Menſchen, wer müßte ſich nicht freuen, in Euch auch den Glücklichſten zu ſehen!

Hier trat Geoffroy ein und meldete, es ſey angerichtet. Heloiſe ſtand auf und bot Serville die Hand ſie zur Tafel zu führen, doch dieſer legte ſie in die Hand des Herzogs. Erlaubt mir, ſagte er, den alten Streit zu verſöhnen — ich hoffe, es ſoll den Grund zu einer erblichen Freundſchaft legen, wenn Ihr den Erbfeind ſelbſt zu Eurer gaſtfreundlichen Tafel führt.

Heloiſe verſuchte zu lächeln, aber die Hand des Herzogs zitterte, als ſie ihm die ihrige gab und auch ihr wurde es ſchwerer und ſchwerer ihre Faſſung zu behaupten und es gelang ihr nicht, die Wirthin mit der ihr ſonſt eignen holdſeeligen Anmuth zu machen. Sie redete wenig, aß noch weniger, ſeufzte oft und

wurde immer bleicher. Der Herzog ſpielte mit Gabel und Meſſer, ohne die Speiſen auch nur zu koſten, doch deſto öftrer leerte er ſein Glas und ſprach über die gleichgültigſten Gegenſtände mit leidenſchaftlicher Lebendigkeit. Serville allein blieb ſich gleich; er füllte die Lücken der Unterhaltung unbefangen aus und ſchien die Stimmung ſeiner Geliebten und ſeines Freundes durchaus nicht zu beachten.

Heloiſe gab ſo bald als möglich das Zeichen zum Aufbruch, und zog ſich, nachdem ſie ihren Gäſten gute Nacht geſagt hatte, in ihr Gemach zurück.

* * *

Als die Gräfin St. Dorval am andern Morgen in den Saal trat, wo ſie mit ihren Gäſten das Frühſtück einnehmen wollte, fand ſie ſchon den Ritter vor, der ernſt und nachdenkend mit großen Schritten auf und nieder gieng.

Er eilte auf ſie zu, und da es ihm nicht entgehen konnte, wie blaß und verweint ſie

troß ihres freundlichen Lächelns ausſah, küßte er ihr ſeufzend die Hand.

In dieſem Augenblick trat der Herzog ein und ſchien bei dieſem Anblick wieder umkehren zu wollen, doch Serville, der ſeiner im Spiegel anſichtig geworden war, rief ihm ſeinen guten Morgen entgegen. Nur näher, mein Freund, rief er ſcherzend, die Gräfin hat für Euch auch noch eine Hand.

Der Herzog neigte ſich tief vor Heloiſen, ohne die ihm von Serville dargebotene Hand zu faſſen. Er war ſeit dem vorigen Abend auffallend verändert; er ſah bleich und verwacht aus und alle ſeine Züge trugen das Gepräge düſtrer Verzweiflung.

Nur einmal wagte es Heloiſe den Blick ſchüchtern zu ihm zu erheben, ihr Auge begegnete dem ſeinen, und ein lebhaftes Erröthen überflog für einige Augenblicke ihre Wangen.

Serville verſuchte eine Unterredung anzuknüpfen, indem er Heloiſen benachrichtigte, daß alle ihre nach ihrer Meinung, an den Wucherer verkauften Kunſtſchätze und Koſtbarkeiten, ſchon ſeit Wochen wieder noch dem

Hotel St. Dorval zurückgebracht worden wären.

Dann bin ich ja aber auch die dafür erhaltene Summe schuldig, fragte sie, wer ist denn mein Gläubiger! Das darf ich nicht sagen, antwortete Serville, indem er einen Blick auf dem Herzog warf.

Heloisens Auge folgte diesem Blick und die Verlegenheit des Herzogs schien auf sie überzugehen.

Ich hoffe, sagte sie, die Hälfte des Kapitals schon in Jahresfrist zurückzahlen zu können und in zwei Jahren nur noch die Schuld der Dankbarkeit zu tragen — doch diese werde ich nie entrichten können.

Der Herzog stand hier auf, öffnete das Fenster, und befahl seinem Stallmeister, der unten im Hofe umhergieng, seine Pferde zu bringen.

Ihr wollt uns doch nicht schon verlassen? rief Serville überrascht.

Ich kann nicht länger hier weilen, sagte der Herzog, meine Verhältnisse machen es nothwendig, daß ich mich in dieser Gegend

entweder öffentlich zeigen, oder sie schleunig verlassen muß. Zu dem Erstern habe ich nun sehr wenig Lust, da ich nach Paris zu gehen gesonnen bin, um von dem König die Erlaubniß zu erbitten, den Herzog von Süly auf seiner Reise als Gesandter nach England begleiten zu dürfen.

Dieser Entschluß ist mir eben so unerwartet als unangenehm, erwiederte Serville; vereint Euch mit mir, theure Heloise, um unsern gemeinschaftlichen Freund zum längeren Verweilen in unsrer Mitte, zu bereden.

Ich wünsche, ich hoffe, stammelte die Gräfin kaum hörbar und ohne selbst zu wissen, was sie sagte.

Einige Tage könnt Ihr doch noch wenigstens bei uns verweilen, fuhr Serville fort —

Nein, nein, rief der Herzog, keine Stunde länger! Ihr wißt nicht, was Ihr fordert — ich habe gekämpft, übermenschlich gekämpft, doch meine Kraft ist erschöpft — Seyd glücklich und ich —

Hier brach seine Stimme, er verhüllte das Gesicht mit dem Mantel und verstummte.

Heloiſe ſank halb ohnmächtig in ihren Seſſel zurück.

Tief bewegt beobachtete Serville beide ſchweigend.

Endlich erhob der Herzog wieder das Haupt, Thränen glänzten in ſeinen Augen, als er ſich Serville näherte, um ihn zärtlich zu umarmen. Gott iſt mein Zeuge, ſagte er, daß ich meiner eignen Seele nicht mehr Gutes wünſche, als Euch und mich Eures Glückes innig erfreue — aber weihet in der Fülle Eurer Seeligkeit doch auch dem Freund zuweilen einen Augenblick der Erinnerung, der ſeine Ehre und ſeiner Freundſchaft, ſein Herz und alle, alle Freuden ſeines Lebens zum Opfer brachte!

Serville drückte ihn hier innig an ſeine Bruſt, doch er wand ſich aus ſeinen Armen, und näherte ſich Heloiſen. Lebt wohl, lebt wohl auf ewig! rief er ihr mit einen Ton zu, aus dem Liebe und Verzweiflung gleich ſtark erklangen.

Auf ewig! wiederholte ſie und ſtreckte unwillkürlich die Arme nach ihm aus. — Beauvilliers ſank zu ihren Füßen und barg ſein

Geſicht in ihre Hände. Dann riß er ſich auf. Jetzt, ſagte er, iſt die ſchwerſte Stunde meines Lebens erlebt! Ja, Serville, Du ſollſt es erfahren, daß ich ſie, ſeit dem erſten Augenblick, wo ich ſie ſah, mit glühender, unausſprechlicher Leidenſchaft geliebt habe. Damals ſtanden Ehre, Pflicht und Treue trennend zwiſchen uns — ich war bereit ihr alles aufzuopfern, aber ſie verwarf dieß Opfer; ſie gab mich der Tugend wieder, ſie allein erhielt mich der Ehre treu, und ich lernte ſie verehren, wie ich ſie ſchon früher über alles geliebt hatte. — Ich hätte mir dies Geſtändniß jetzt erſparen können, aber es wird Dich den ganzen Werth des Schatzes kennen lehren, den Dir der Himmel zur Belohnung Deiner Tugend ſchenkt. Und nun laß mich ſcheiden —

Bleibt, rief ihm Serville, mit hohem Ernſte zu: Es giebt Beleidigungen, die ſo zarter Art ſind, daß ſie das Geſetz nicht zu ſtrafen vermag und eben ſo wenig reicht die ganze ihm verliehene Macht hin, einem wunden Herzen den verlornen Frieden zu geben und die welken Hoffnungen einer in ihrem heiligſten Ver-

trauen getäuſchten Seele; neu zu beleben. Doch giebt es einen Richterſtuhl, vor dem der Beleidigte Genugthung oder Rache fordern kann: es iſt der der Ehre!

Ich verſtehe Euch nicht, unterbrach ihn hier der Herzog lebhaft, und will Euch auch nicht verſtehen.

Die Gräfin von St. Dorval, fuhr Serville fort, iſt die Tochter meines theuerſten Freundes, ſie iſt meine Mündel und meine Braut, und ich bin in jeder dieſer Beziehungen berechtigt, von Euch Genugthuung für Euer Betragen gegen ſie zu fordern. Als Ihr ſie kennen lerntet, war ſie blühend und heiter wie ein ſonnenheller Frühlingstag — Ihr warbt um ihre Liebe und lehrtet ſie ein Glück kennen, das, einmal empfunden, für ſie zu einer nothwendigen Bedingung ihres Daſeyns werden mußte — Der Zufall führte ſie Euch als Eure Gefangene wieder zu — ihr Anblick erweckte Eure Leidenſchaft aufs Neue und ohne Rückſicht auf das, was Ihr ihrem Frieden und Eurer Ehre ſchuldig wart, warbt Ihr aufs Neue mit Schmeichelwaffen der Liebe um

ihre Gunſt — ſie, die Heldin ſiegte, wo ihr verlegen war't — ſie rettete Euch, aber ſich ſelbſt vermochte ſie nicht zu retten. Treu, wenn gleich hoffnungslos, wurde ihr Frieden und ihr Glück das Opfer ihrer Liebe zu Euch; die Tugend allein gab ihr Kraft, meine Leidenſchaft zu beſiegen, die der Vernunft und der Zeit unüberwindlich zu bleiben drohete; ſie gab, als ſie Eure Vermählung erfuhr, mir ihr Wort; neues Lebensglück begann ihr zu lächeln — Ihr wart nicht vergeſſen, aber die Wehmuth dieſer Erinnerung milderte nur noch den Glanz ihres reichen, jugendlichen Lebens, ohne ihn mehr zu trüben — da nahtet Ihr Euch wieder und ließet Euch von ihren Verlobten bei ihr als ſein vertrauteſter, als ſein geliebteſter Freund einführen. Eure Gegenwart fachte die erlöſchende Flamme neu an und füllte ihre Seele mit allen Qualen pflichtwidriger, hoffnungsloſer Leidenſchaft. Stolz, Zartgefühl und Tugend gaben ihr die Kraft, die ſchmerzvolle Todesqual, an der ſie verging, unter dem Schleier eitler Weltluſt und Weltfreude zu verbergen — Ihr, und wahr-

lich nur Ihr allein wart die Quelle aller ihrer Schmerzen — und ich überlasse Eurem Gewissen die Entscheidung über die Genugthuung, die ich berechtigt bin in ihrem Namen von Euch zu fordern.

Nehmt sie Euch, rief der Herzog und bot ihm seine Brust dar, indem er ihm seinen Degen überreichte — doch Serville schleuderte diesen weit hinweg und schloß ihn in seine Arme. Nein, sagte er, ich will keine Rache, ich fordre von Euch nur Gerechtigkeit für dies holde, von Euch so schwer gekränkte Wesen, für mich und für Euch selbst. Ihr habt gefehlt, aber Ihr habt auch gebüßt. Als Gatte einer ungeliebten Frau habt Ihr Euch musterstaft gegen sie betragen und ich bin vielleicht der einzige, dem das Geheimniß Eurer Liebe zu Heloisen nicht verborgen blieb. Unwillkürlich sprach es in jedem Eurer Briefe aus, so sorgfältig Ihr es auch von mir zu verheimlichen strebtet und als Ihr, gleich nach dem Tode Eurer Gemahlin in Paris erschient, errieth ich, welcher Magnet Euch hinzog. Ich tadelte Euch, denn Ihr wußtet, daß Heloise mit mir

verlobt war, aber ich beklagte Euch auch und bald mußte ich Euch bewundern, da ich Euch ſo heldenmüthig mit der Gewalt einer glühenden Leidenſchaft kämpfen ſah, daß dieſe es nicht vermochte Euch zur kleinſten Verletzung Eurer Freundespflicht zu verleiten. Das Bewußtſeyn der Seelengröße, mit der Ihr in der Geliebten ſtets nur die Braut des Freundes zu ſehen vermochtet, belohnte Euch, indem es Euch zugleich kräftigte — aber das ſpricht Euch nicht von Eurer Schuld gegen dies Herz frey, deſſen Frieden Ihr geraubt, deſſen Glück Ihr zerſtört habt.

Hier näherte ſich Serville Heloiſen, die ihm mit unausſprechlichem Ausdruck die Arme entgegen ſtreckte — er drückte ſie mit naſſen Augen feſt an ſein Herz — dann wandte er ſich mit hoher Würde zu dem Herzog: Ihr habt, ſagte er ihm, Eure Liebe beſiegt, jetzt iſt der Augenblick da, Euch dafür zu belohnen — er legte bei dieſen Worten Heloiſens kalte zitternde Hand in die ſeinige. Möge der Gott, der Euch für einander ſchuf, rief er bewegt, Euch ſo glücklich zu machen, daß Eure

Verbindung hienieden das Abbild der ewigen Vereinigung wird, die liebende Seelen in einer beſſern Welt erwartet!

Er drückte ſie hier beide an ſein Herz, legte dann Heloiſe in des Herzogs Arme und verließ den Saal.

Mit unausſprechlichen, himmliſchen Entzücken drückte Beauvilliers die Geliebte an ſeine Bruſt, an der ſie faſt leblos und doch von dem regſten Wonnegefühl des Daſeyns durchbebt, ruhete. Zum Erſtenmal begegneten ſich ihre Blicke mit dem vollen Ausdruck der Liebe und der Seeligkeit — dann eilten ſie dem Freund nach, dem ſie ihr Glück verdankten, allein er hatte das Schloß ſchon verlaſſen. Das Gefühl des Opfers, das er ihnen gebracht hatte, milderte das Entzücken ihres Glückes und koſtete beiden Thränen. — Konnten aber die Thränen, die Heloiſe an Orlando's Herzen weinte, ſchmerzlich ſeyn! Beide trauerten um ihn, aber in dieſe Klagen und die Segnungen, die ihre dankerfüllten Seelen über den edlen Menſchen ausſprachen, miſchten

ſich Wonnelaute des ſeeligſten Liebesglückes nnd des reinſten Entzückens.

* * *

Serville war nach Villa Fiora geeilt. Er hatte in der Nacht ſchon alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe getroffen, denn das ganze Opfer, das er dem Glück der beiden, ihm ſo theuren Menſchen brachte, war nicht das Werk einer augenblicklichen Aufwallung, ſondern ein, wie alle ſein Thun, von Vernunft eingegebener und geprüfter Entſchluß. Beauvilliers, der Heloiſens Hand nicht empfangen konnte, ſo lange er noch die Trauer um ſeine erſte Gemahlin trug, eilte ihm nach wenig Tagen nach und blieb bis zum Ablauf ſeiner Trauerzeit bei ihm.

Getrennt von dem Geliebten und dem Freunde, kam Heloiſe allmählig zu dem friedlichen Bewußtſeyn ihres Glückes, und dieſe Trennung ſchien der Liebe zu Beauvilliers einen neuen Karakter zu geben. Die leidenſchaftliche Gewalt ihrer Empfindungen milderte ſich, und wie unter einen verſchönernden Schleier barg ſich die Flamme ihrer Liebe unter einer zarten, hol-

den Schüchternheit, die mehr errathen läßt, als ſie je zu geſtehen wagt. In dem Briefwechſel der Liebenden offenbarte ſich ihnen immer beglückender der Einklang ihrer Empfindungen und Anſichten, und noch vor Ende des Herbſtes kam der Tag, wo die Erbin von St. Dorval dem edlen Montargis Herz und Hand zum unauflöslichem Bunde reichte.

Bei der Vermählung Heinrich des 4ten mit Marie von Medicis erſchienen der Herzog und die Herzogin von Beauvilliers zum Erſtenmale, ſeit ihrer Verheirathung, bei Hofe. Unter dem Schutz ihres erlauchten Gemahls und des edlen Serville trat Heloiſe, im vollem Glanz der Schönheit, der Jugend und der irdiſchen Hoheit, wieder in die Welt, die ſich von Neuen herbei drängte, ihr zu huldigen, und in der es ihr jetzt leicht wurde, einen vollſtändigen Sieg über alle Verläumdungen ihres Haſſes und der Bosheit davon zu tragen. Sie und ihr Gemahl wurden beide von ihrem erhabenen Monarchen und ſeiner königlichen Gemahlin, mit der ehrenvollſten Auszeichnung empfangen und

hatten ſich vielfältiger Beweiſe ihrer Huld zu erfreuen.

Noch immer liebte und übte Heloiſe ihre Talente, noch immer war es ihr Wonne, dieſe an Fremden mit edler Freigebigkeit belohnen und ermuntern zu können, und ſie wurde, bis an das Ende ihres Lebens, als eine edle, groß-ſinnige Freundin und Beſchützerin aller Künſte verehrt — allein ſie bewies zugleich durch die treueſte Erfüllung aller ihrer wirklichen Berufs-pflichten, daß wahre Geiſtesbildung die zuverläſſigſte Bürgſchaft für den Werth und die Tugenden einer Frau iſt und daß die Talente, durch die einſt Heloiſe von St. Dorval glänzte, keinesweges mit dem hohen Seelenwerth und dem Adel der Weiblichkeit unverträglich ſind, durch welche die Herzogin von Beauvil-liers, von ganz Frankreich verehrt, ihrem Geſchlecht als ein Muſter weiblicher Größe vor-leuchtete.

(Ende des dritten und letzten Theils.)